This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

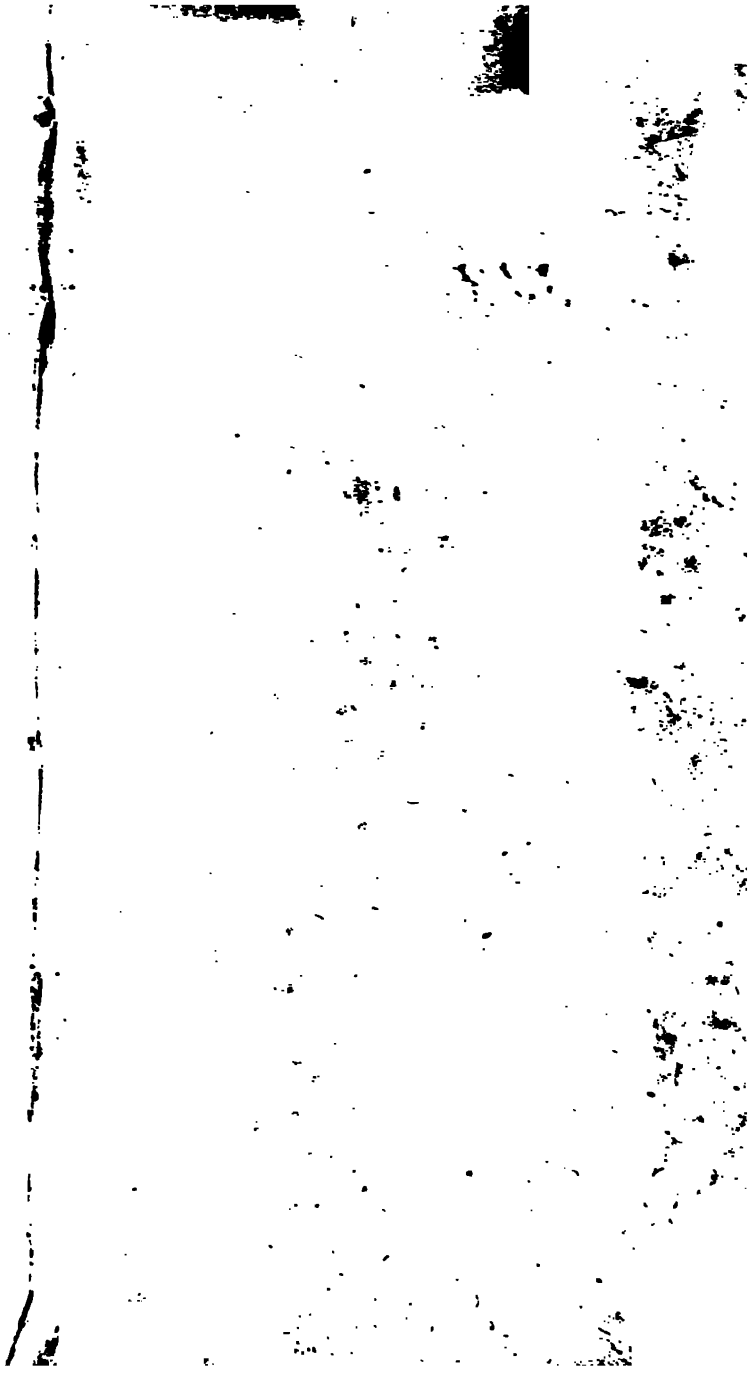
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

IV, 333

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



WILLDENOW

J. C. Kolbe sc.

D. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunst-Geschichte,

in alphabetischer Ordnung;

Zuerst fortgesetzt
von

Friedrich Jakob Floerken,

nunmehr von

Heinrich Gustav Flörke,

der philomatischen Gesellschaft zu Berlin Mitgliede, der naturforschenden Gesellschaften zu Jena, Göttingen und Rostock, so wie der botanischen Gesellschaft zu Regensburg Ehrenmitgliede.

Zwey und neunzigster Theil,

von Mistbeller bis Mohur.

Nebst 1 Kupfertafel auf ½ Bogen und 1 Bogen Tabellen.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1803.

In der Buchhandl. des Königl. Preuß. Geh. Commercien-Raths Joachim Pauli.

AE27
K8
v.92
~~Locked~~
Stacks

M. M.

Miſtbeller, in einigen Gegenden ein Nahme des Murmelthiers. Auch ein Bauerhund, welcher immer auf ſeinem Miſte bellet, führet zuweilen dieſen Nahmen.

Miſtberg, zu Hervorbringung der Champignons, ſ. unter **Champignon**, Th. 8, S. 16 fl.

Miſtbier, in einigen Gegenden Niederſachſens ein Schmaus in Bier, welchen jemand den Nachbaren eines Dorfes giebt, wofür ihm jeder ein oder mehrere Fuder Miſt zur Düngung ſeines Ackers bringt; Niederſ. **Meßbeer**.

Miſtblätterſchwamm, eine Art Blätterſchwämme mit einem hohlen Stiele, und glockenförmigem zerriſſenen Hute, deſſen Blätter ſchwarz ſind, und welcher gern auf den Miſthaufen zu wachſen pflegt; Agaricus fimetarius, **Miſtbilz**, **Milzſchwamm**.

Mistbreiten, heißt in der Landwirthschaft den in Haufen zeilenweise auf die Ackerbeete geführten und geschlagenen Mist mit der Mistgabel zerstreuen und von einander werfen. Diese Arbeit muß kurz vor dem Pflügen geschehen, denn die Luft ziehet sonst den Mist sehr aus, daß fast nichts als das Stroh daran bleibt. In dem einzigen Falle ist es gut, wenn ein gelinder Regen auf das Breiten folgt; alsdann können die fruchtbar machenden Theile einziehen. Sonst ist es aber allemahl eine schlechte Wirthschaft, den Mist lange vorher zu breiten. Es taugt auch nicht im Herbste, den Mist über die junge Saat zu streuen. Der Frost zieht die besten Kräfte im Winter aus, das Stroh bleibt ohne sonderliche Kraft liegen, und Arbeit und Dünger ist verloren.

An einigen Orten, sonderlich bey großen Vorwerken, wird der Mist in große Haufen auf dem Felde geschlagen, damit er den Winter durch verfaule, auch die Kräfte nicht so sehr ausgezogen werden. Wenn alsdenn gelindere Witterung anfängt, so wird er fuderweise auf das Feld vertheilt, abgehackt, und kurz vor dem Pflügen gebreitet; auf welche Weise ihm die Winterwitterung weniger Nachtheil bringt. Besser ist es aber, wenn der Mist in zweckmäßig eingerichteten Mistgruben aufbehalten wird, wo er den gehörigen Grad der Gährung erlangen kann. — Wo der Zehentschnitt im Gebrauche ist, müssen diejenigen, die künftig um den Zehenten schneiden wollen, den Mist vorher auf solchen Feldern unentgeltlich breiten, und nachmahls, wie es an einigen Orten üblich ist, auch über dieses den darauf gewachsenen Hafer oder die Gerste umsonst harken.

Ein Hauswirth kann nicht genug Acht geben, daß der Mist gleichförmig, oder gleich dick gebreiter

tet werde, worin die Arbeiter gemeiniglich ſehr nachläſſig ſind, und vorgeben, der Pflug arbeite alles durch einander. Man ſieht aber nachgehends die Magerflecke, wo nichts hingekommen iſt, und die Lagerflecke, welche zu viel erhalten haben, ſehr deutlich. Wenn der Miſt ſehr lang iſt, ſchiebt er ſich vor den Pflug, und manche Stellen bekommen zu viel.

Miſtbret, in der Landwirthſchaft, Breter, womit man den Miſtwagen, wenn Miſt darauf geführet wird, unten und an der Seite zu belegen pflegt. Ingleichen eine mit Bretern beſchlagene Wagenleiter auf dem Miſtwagen.

Miſtel, *) die, eine Pflanze, welche nach dem Linné zu den Gewächſen mit ganz getrennten Geſchlechtern und vier Staubfäden (Dioecia Tetrandia) gehört, und bloß auf den Zweigen anderer Bäume wächſt, aus welchen ſie ihre Nahrung ziehet; Viſcum album Linn. Da es mehrere Arten der Miſteln gibt, ſo wird dieſes Wort hier

*) Im Dän. und Norweg. gleichfalls Miſtel, im Engl. Miſtletoe, Miſſetoe, im Lat. Viſcum, im Griech ἰξος; entweder wegen des zähen, leimigen, in den Beeren befindlichen Saftes, als ein Geſchlechtsverwandter von Mark, Mante, (beyde in der 4ten Bedeutung) Maſſe ꝛc. oder auch wegen der ſchon ſehr alten Meinung, daß die Samenkörner der Miſtelbeeren von den Droſſeln, denen ſie eine ſehr angenehme Speiſe ſind, mit ihrem Kothe auf die Bäume getragen würden, folglich von dem Zeitworte miſten In beyden Fällen bedeutet das Suffixum el, ein Ding, ein Subject, von welchem etwas geſagt wird. In einigen Gegenden wird unſere europäiſche oder weiße Miſtel Kinſter, Kenſter, Aſholder, Aſſolter, Oſſolter, und wegen ihrer verworrenen Zweige auch Mahrentacken genannt. In vielen Gegenden iſt das Wort Miſtel männlichen Geſchlechts, der Miſtel, im Plur. die Miſtel.

als Nahme der ganzen Gattung genommen, wovon folgendes zu bemerken iſt.

Die männliche Blüthe hat eine vierſpaltige Blumendecke, keine Blumenkrone, und vier mit der Blumendecke verwachſene Staubbeutel ohne Staubfäden. Die Blumendecke der weiblichen Blüthe ſitzt über dem Fruchtknoten, und iſt vierblättrig; die Blumenkrone fehlt; der Fruchtknoten iſt dreykantig, mit einem vierſpaltigen Rande gekrönt, und ohne Staubweg mit einer ſtumpfen Narbe verſehen. Die einfächerige Beere enthält einen herzförmigen Samen.

Von den jetzt bekannten zwölf Arten iſt vorzüglich die in Europa wachſende für uns intereſſant, weshalb auch dieſe nur eine genauere Beſchreibung verdient. Dieſe heißt

die **weiße Miſtel, gemeine Miſtel, auch Eichenmiſtel, Lindenmiſtel, Weidenmiſtel, Tannenmiſtel, Haſelmiſtel, Aeſchenmiſtel** ꝛc. Viscum *album*, foliis lanceolatis, obtuſis; caule dichotomo, ſpicis axillaribus. Linn. Syſt. Nat. ed. Gmelin. Tom. II. p. 273. Miller Illuſtr. Tab. 87. Gaertner de fruct. et ſem. plant. I. p. 131. Tab. 27. fig. 1. Reitter und Abel Abbild. Tab. 85. Kerner Abbild. T. 80. Die Blätter ſind länglich zugeſpitzt und ſtumpf, der Stängel zweytheilig, die Blumen ſitzen in den Winkeln der Stängel und Blätter.

Dieſe niedrige immergrüne Staude wächſt in ganz Europa, desgleichen in Aſien und vermuthlich auch in andern Welttheilen auf mancherley Bäumen; und wird wie geſagt im deutſchen insgemein **Miſtel**, an einigen Orten auch **Renſter** oder **Affelter**, im Griechiſchen Ixos, und noch heutzutag von den Bauern in Griechenland Oxo, im Lateiniſchen Viscum, von den Italiänern Viſchio

Viſchio oder Pania, von den Spaniern Viſco, oder Liga Mordago, von den Franzoſen Gui oder Guy, von den Holländern Marentakken, von den Engländern Miſſeltoe oder Miſſeltree, und von den Schweden Miſtel oder Wiſpelten genannt. Man findet ſie auf Haſelſtauden, Linden, Eichen, Birken, Fichten, Tannen, Eſchen, Eſpen, Nuß-, Caſtanien-, Aepfel- und Birnbäumen, und andern; und theils Beobachtungen, theils Verſuche haben gelehret, daß ſie beynahe auf allen Gattungen von Bäumen und Geſträuchen fortkommen könne; man findet ſie aber in einigen Ländern häufiger auf dieſer, und in andern häufiger auf einer andern Baumart. In Griechenland und einigen Theilen von Deutſchland findet man viele Miſtelſtauden auf den Eichen; in England hingegen ſind ſie häufiger auf Obſtbäumen, auf Linden, Weiden, Ulmen, Weißdorn und Maßholder, wie auch Haſelſtauden; in Oeſterreich auf Caſtanien-, Buchen-, Pappel- und Fichtenbäumen; und in der Provence auf Mandelbäumen.

Sie ſitzt ohne ſichtbare Wurzeln auf den Aeſten der Bäume, ſchlägt aber viele feine Faſern in die Rinde derſelben, welche bis in die holzige Subſtanz hineinlaufen; und da ſie ſolchergeſtalt ihre Nahrung gänzlich aus dem Baum ziehet, ſo erhellet daraus leichtlich, daß viele Miſtelſtauden dem Wachsthum und der Geſundheit eines Baums ſehr nachtheilig ſeyn müſſen. Sie treibt aus einem kurzen geraden Stämmchen viele gerade kurze Zweige nach allen Seiten, die ſich gabelförmig unter ſehr ſtumpfen Winkeln in kleinere zertheilen; die Zweige haben eine grüne oder gelblichte den Blättern gleichfarbige Rinde, und ſind an ihrem Urſprung und an den Abtheilungen dick und

kuotiche. Die Blätter befinden ſich nur an den Enden der Zweige, und zwar an der Spitze eines jeden Zweiges nur ein Paar gerade gegen einander über; ſie ſind ungefähr einen Zoll lang oder drüber, ganz ungezähnt und ſtumpf, und gegen die Baſis zu verſchmälert, von einer dicken, aber trockenen und mürben Subſtanz, und auf beyden Flächen gleichfarbig ohne Adern und glatt. Die Blützeit iſt im März; die männlichen Pflanzen tragen längere Aehren, und zwar nur am Ende der Zweige in den Winkeln der Blätter; an den weiblichen aber ſitzen je drey bis vier Blumen beyſammen, ſowohl am Ende der Zweige, als auch in den Winkeln derſelben. Die Blumen ſind klein, und mit den Blättern gleichfarbig. Die Beeren werden im September oder October reif; und ſind ungefähr von der Größe der Erbſen, ganz weiß, und enthalten unter einem dicken ſehr zähen Schleim einen flachen, mit einem ſilberweiſſen Häutlein bekleideten Samen.

Die Beſchaffenheit ihrer Wurzeln macht, daß die Miſtel nicht in der Erde, und nirgends, als auf den Bäumen wachſen kann, wie ſchon die Alten angemerket haben; es iſt daher zu ihrer Fortpflanzung nöthig, daß ihr Same durch die Vögel von einem Baume auf den andern gebracht werde. Viele ſind der Meynung, daß die Krammetsvögel, denen die Miſtelbeeren im Winter zur Nahrung dienen, die Samen derſelben mit ihrem Koth unverdaut von ſich geben, welche alsdann an den Baumrinden hangen bleiben, und aufkeimen. Miller aber ſagt in ſeinem Gärtnerlexicon, es ſeye nicht wahrſcheinlich, daß die Miſtel auf dieſe Weiſe allein fortgepflanzt werde, weil man ſonſt die Miſtel niemals unten an den Baum-Aeſten, ſondern nur oben und an den Seiten derſelben.

ſelben, wo der Miſt der Vögel allein hangen bleibt, antreffen würde; und überdies ſey es kaum zu glauben, daß die Samen der Verdauungskraft der gedachten Vögel ſo unverändert entgehen können. Er erklärt daher die Sache folgendergeſtalt: „Der Schleim der Beeren, welcher den Samen unmittelbar umgiebt, macht, daß dieſer öfters außen an dem Schnabel des Vogels hangen bleibt, um nun deſſen los zu werden, wetzt er ſeinen Schnabel an den Aeſten der benachbarten Bäume, und läßt auf dieſe Weiſe den Samen ſammt ſeinem Schleim an der Rinde hangen, wo derſelbe hernach folgenden Winter treibt und zu einer neuen Pflanze wächſt.“ Eben auf dieſe Weiſe, ſetzt er hinzu, kann man auch die Miſtel durch die Kunſt fortpflanzen; wenn man nähmlich eine reife Beere an die glatte Rinde eines Baums andrückt, daß ihr Same vermittelſt des Schleims feſt hangen bleibt, ſo wird ſolcher, wenn er nicht beſchädigt wird, im folgenden Winter ausſchlagen. Auf Eichen und andern Bäumen, deren Rinde rauh und dicht iſt, geht der Verſuch nicht ſo wohl von ſtatten, wie auf Apfelbäumen, Eſchen und einigen andern von glatter Rinde.

Unter den neueren hat übrigens Duhamel über die Fortpflanzung der Miſtel ſchöne und merkwürdige Verſuche gemacht.

Die Miſtel iſt ſchon von uralten Zeiten her in der Arzneykunſt berühmt, und inſonderheit für ein ſehr großes Mittel gegen die fallende Sucht und andere gichteriſche Krankheiten gehalten worden, ſo daß ehemahls die Druiden ſie wegen ihrer hochgeprieſenen Arzneykräfte als ein Heiligthum verehret haben. Auch hat ſie ihr Anſehen in gedachten Krankheiten bis auf unſere Zeiten, ſelbſt bey vernünftigen und geſchickten Aerzten, noch erhal-

kung, als sie schon einige ehemals berühmte Mittel wegen der Unwirksamkeit beschuldigen und verwerfen; welches um so weniger zu verwundern ist, da die Ursachen dieser Krankheiten so mannigfaltig und öfters so verborgen sind, daß es sehr schwer ist, sowohl durch Vernunft als Erfahrung etwas gewisses von einer vorzüglichen Wirksamkeit dieser oder jener Arzney in denselben festzusetzen.

Die Beeren, welche weiß und durchscheinend sind, enthalten einen klebrigen Saft, welcher, nach Herrn Tielebein's Versuchen, ähnliche Eigenschaften mit dem Federharze besitzt, und vielleicht durch weitere Behandlungen zu gleichem Gebrauche vervollkommnet werden könnte. Mit Seifensiederlauge giebt dieser Saft eine gute, in Wasser und Weingeist auflösliche Seife. An manchen Orten wird er durch Kochen in Wasser und Vermischung mit Oehlen und Terpenthin zum Vogelleim gebraucht. Ob inzwischen aller käuflicher Vogelleim daraus bereitet werde, ist nicht so gewiß, vielmehr behaupten einige, daß man ihn häufiger aus der Rinde von Ilex Aquifolium mache, wovon im Art. Vogelleim das weitere nachzusehen ist. Für die Färberey scheinen die Zweige der Mistel von keinem vorzüglichen Gebrauche zu seyn.

Uebrigens sind noch zwey Varietäten dieser Art zu erwähnen: Die erste ist die vielbeerige Mistel, welche in der Schweiz gefunden wird, und deren Fruchtähren aus mehrern Beeren bestehen, als bey der gemeinen Sorte; die zweyte Sorte ist die Mistel mit rothen Beeren, welche Clusius in Spanien und Bellonius in der Gegend von Jerusalem auf Oehlbäumen angetroffen haben.

Eine

von den einheimiſchen Droſſeln im Allgemeinen etwa zu bemerken iſt, findet man im Art. Krammetsvogel, Th. 46, S. 758—765.

Die Miſteldroſſel iſt in den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands noch unter allerley andern Nahmen bekannt, als Schnarre, Schnarrdroſſel, Schnaar, Schnerre, Scharre, Zarizer, Zarer, Zirrer, Zeher, Zehrer, Miſtelfink, Miſtelziemer, Schnerrer, Ziering, Brachvogel, Brackvogel, Schnarrziemer, großer Krammetsvogel, große Droſſel, Ziemer. Bey den ornithologiſchen Schriftſtellern führet ſie folgende Nahmen: Turdus *viſcivorus*, dorſo fuſco, collo maculis albis, roſtro flaveſcente Linn. Syſt. Nat. ed. Gmel. T. I. P. II. p. 805. Turdus viſcivorus. Gesner. av. 759. t. 760. Aldrov. orn. 2. p. 593. t. 582. Turdus viſcivorus major. Raj. av. p. 64. n. 1. Turdus major. Briſſ. av. I. p. 200. n. 1. Tordo. Olin. ucc. t. 25. Draine. Buff. hiſt. nat. des oiſ. III. p. 295 t. 19 f. 1. Pl. enl. n. 489. Miſſel Bird or Shrite. Will. orn. p. 187. Alb. av. I. t. 33. Miſſel Thruſh. Brit. zool. I. n. 105 Arct. zool. II. p. 341. B. Lath. ſyn. II. 1. p. 16. n. 1. Große Miſteldroſſel. Friſch. Vögel. t. 25. Miſtler. Günth. Neſt. u. Eyer ꝛc. t. 42.

Dieſe Art unterſcheidet ſich von den übrigen Droſſeln dadurch, daß der Rücken olivenbraun, die Backen und Seiten des Halſes weißgefleckt, und der ganze Leib groß gefleckt iſt.

Nach der muſterhaften Beſchreibung des Hrn. Bechſtein's *) iſt ſie der größte Vogel dieſer Gat-

*) C. Bechſtein's gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands nach allen drey Reichen. IV. B. Leipzig 1795. S. 128 ff.

Gattung. Ihre Länge beträgt zwölf und einen halben Zoll, der Schwanz vier Zoll und die Flügelbreite einen Fuß und achthalb Zoll. Sie wiegt fast fünf Unzen. Die Flügel bedecken zusammengelegt zwey Drittel des Schwanzes.

Der Schnabel ist einen Zoll lang, hornfarbig braun, an der Spitze schwarz und an der Wurzel gelb. Der Rachen und die Zunge gelb; der Augenstern dunkelkastanienbraun, die geschilderten Beine einen Zoll vier Linien hoch, und so wie die Zehen schmutzig hellgelb oder vielmehr wie blaß geräuchertes Fleisch; die Fußsohlen gelb; die Mittelzehe einen Zoll lang, die hintere neun Linien; die Nägel dunkelbraun, und an der Hinterzehe, wie bey allen Drosseln, stark.

Der Kopf, Oberhals, Rücken, die Schulterfedern, die obern Deckfedern des Schwanzes und die kleinern der Flügel olivenbraun, am Kopfe ins Aschgraue, auf dem Steiß ins goldgelbe schimmernd; die Backen und Seiten des Halses gelblichweiß, schwarzgrau gefleckt; von den Nasenlöchern durch die Augen ein weißlicher Streifen; die Augenlieder weiß eingefaßt; um die Wangen herum ein Ansatz von weißer Einfassung; der Unterleib weißlichgelb, (bey sehr alten auch hellgelb) an der Kehle und am After am schwächsten, an der Brust und an den Seiten aber am stärksten gelb; von der Kehle bis zur Brust mit dreyeckigen, von da an mit eyrunden, gleichförmig zerstreuten schwärzlichen Flecken geziert, die an der Kehle und am Bauche am kleinsten, an der Brust und an den Seiten aber am größten sind; die mittelmäßigen Afterfedern haben große eyrunde graue Flecken; die mittelmäßigen Steißfedern sind grau mit weißlichen Spitzen; die Schenkel gelblichweiß; die Schwungfedern dunkelbraun mit oli-

ven-

olivengrauen ſchmahlen äußern Kanten, und die vier letztern mit weißen Spitzen, und von der vierten an die innere Fahne an der Wurzelhälfte weiß; die Deckfedern der Flügel dunkelbraun, die kleinern mit olivengrauen Kanten, und die zwey großen Reihen mit röthlich weißen Kanten und weißen Spitzen; der Schwanz iſt faſt gerade, dunkelgrau, die Federn ſchief zugeſpitzt, die drey äußern etwas heller und mit weißen Spitzen, die übrigen ſchmahl olivengrau geſäumt, und alle mit einem perlgrauen Seitenglanze überzogen; die untern Deckfedern der Flügel hellweiß, welches den Vogel mit den hellweißen innern Fahnen der Schwungfedern im Fluge vor andern Droſſelarten ſehr auszeichnet.

Das Weibchen iſt dadurch vom Männchen verſchieden, daß die Schnabelwurzel nicht ſo gelb und der Unterleib heller, ſtatt weißlichgelb, gelblichweiß iſt.

Die Vogelſteller ſagen, das Männchen kennt man daran, daß es unter den Achſeln drey graue Flecken oder Federn hat.

Die Miſteldroſſel iſt übrigens ein friedfertiger, ſchwerfälliger, obgleich ſcheuer Vogel. Niemals ſieht man ihn mit ſeinen Kameraden ſtreiten, ausgenommen im Herbſte, wenn ſie ſich nach der Nahrung drängen, aber dagegen den Jäger und jeden vermeinten Feind von weitem fliehen. Sein Flug iſt, wie der Flug aller Droſſeln, mittelmäßig geſchwind, ungleich ſchief, hüpfend oder bogenförmig; dabey ſchlägt er, wie alle ſeine Gattungsverwandten, die Flügel ſo weit in die Höhe, daß man bey jeder Schwingung bis tief unter die Achſeln ſehen kann. Er hat einen ſehr lauten, aus fünf bis ſechs abgebrochenen Strophen beſtehenden, melancholiſchen Geſang, den er, ſobald

bald der Schnee schmilzt oder einige sonnige Tage einfallen, im März, ja oft im Februar schon, auf dem obersten Gipfel einer Fichte oder eines andern Baums, besonders des Abends und Morgens, hören läßt. Er singt aber nicht länger als acht bis zehn Wochen im Frühjahr; doch wird er dadurch um desto schätzbarer, weil er einer der ersten Vögel ist, die durch ihre Stimme den kommenden Frühling verkündigen. Seine Lockstimme, wodurch sich beyde Geschlechter einander ihre Bedürfnisse zu erkennen geben, und wodurch sie auch den Affect des Zorns und der Furcht ausdrücken, ist ein zischend schnarrendes Jis — Krr! Im Vogelbauer lebt es zehn bis zwölf Jahre und ersetzt dem Liebhaber und Jäger durch seinen angenehmen Gesang im Frühjahr, und als Lockvogel auf dem Heerde den üblen Geruch und die Unreinlichkeiten, die durch seine Exkremente entstehen, wenn sein Behältniß nicht alle zwey Tage gereinigt wird, reichlich.

Diese Drossel bewohnt Europa, die nördlichen Gegenden, bis in die Mitte von Norwegen hinauf, häufiger, als die südlichen. In Deutschland ist sie sehr gemein und im Thüringerwalde in großer Menge.

Die Misteldrosseln sind Strich- und Zugvögel, je nachdem die Witterung ausfällt. In England bleiben sie das ganze Jahr hindurch. In Deutschland aber nur, wenn wir gelinde Witterung haben, wo sie alsdann in kleinen Flügen ihrer Nahrung halber bald hier bald dorthin schwärmen. Als Zugvögel verlassen sie spät ihr Vaterland (wenigstens Thüringen) und kommen auch sehr früh wieder an. Gewöhnlich sind sie in der letzten Hälfte des Novembers, und zu Anfange des Decembers, wenn keine anhaltende Kälte und

hoher

hoher Schnee einfällt, noch da, und wenn das Wetter im Februar aufbricht, und schöne Tage eintreten, erfreuen sie uns auch schon wieder mit ihrem Gesange. Wenn sie von uns aus den Wachholderbüschen wegziehen, so nehmen gewöhnlich die Wachholderdrosseln ihre Stelle ein. Nur einzelne bleiben auch in harten Wintern in ihrer Heymath und fliegen und nähren sich mit den Wacholderdrosseln. Sie lieben die Gesellschaft ihres Gleichen so sehr, daß man nur selten einen oder ein Pärchen einzeln antrifft, ob man sie gleich nicht in großen Zügen, wie die andern Drosseln ziehen sieht, weil ihre Wanderungen des Nachts geschehen. Diese Geselschaftlichkeit ist ihnen so eigen, daß man im Thüringerwalde im Sommer auf den Wiesen beständig große Heerden antrifft, daß sie sich zuweilen schon im Julius, wenn kalte Witterung einfällt, in großen Schwärmen zusammen rotten, nach den Gärten ziehen, und die Kirschbäume ableeren, vom September an bis zu ihrer Abreise auf der Sommerseite derjenigen Berge in Menge liegen, wo Wacholderstauden wachsen, und sich im Frühjahr, wenn sie nach ihrer Rückkehr anhaltende Kälte und Schnee in den Geschäften ihrer Fortpflanzung hindert, wieder in Heerden zusammen schlagen. Sie bewohnen die gebirgigen mit Holz bewachsenen Gegenden, am liebsten die Schwarzwälder, und werden in Thüringen da, wo Wiesen sind, durch welche sich Bäche schlängeln, in großer Menge angetroffen.

Ihre Hauptnahrung besteht in Regenwürmern, die sie eben in den feuchten Bergwiesen, wenn siea us der Erde kriechen, um entweder ihren Unrath von sich zu geben, oder sich zu begatten, wegfangen; sonst fressen sie auch Schnecken, Rau-

ren

pen, Heuſchrecken, Maykäfer und andere Inſecten, und im Herbſt Vogelbeeren, Wachholder-, Taxus-, Kreuzdorn-, Stechpalm-, Epheu- und Miſtelbeeren *). Von letztern und dem Gewürme, das an warmen Quellen zu finden iſt, nähren ſich auch diejenigen einzelnen, die ſich bey ihrer Auswanderung verſpäten, und den Winter über bey uns bleiben.

Wenn im Winter oder Frühjahr der Schnee aufthauet, ſo ſieht man ſie, ſo wie die Wachholderdroſſeln, ſogleich auf die Wieſen fallen. Hier finden ſie eine Menge Regenwürmer, die ſich entweder aus Furcht vor den verfolgenden Maulwürfen oder von ſelbſt aus der unter dem Schnee ungefrornen Erde heraus begeben haben, und alsdann in dem Schnee erſtarrt liegen geblieben ſind. Dieß iſt auch die Hauptnahrung der meiſten Vögel aus dieſer Gattung, wenn ſie auf ihren Rückzügen ſind, daher trifft man im März oft ganze Schaaren Wachholder-, Sing- und Rothdroſſeln auf den Wieſen und Haiden an.

Die gezähmten Miſteldroſſeln werden mit Gerſtenſchrot oder bloßer Weitzenkleye, das beydes mit Milch oder Waſſer angefeuchtet wird, erhalten, freſſen aber auch Semmeln, Brod, Fleiſch, und manche andere Koſt, die der Menſch genießet. Sie baden ſich im Waſſer.

Schon im März findet man ihr Neſt mehr auf Tannen, Kiefern und Fichten, als auf Eichen, Buchen und Aespen. Sie ſetzen es bald hoch bal)

*) Da aus den Beeren der Miſtel der beſte Vogelleim gemacht wird, und ſie dieſe Pflanze nach der alten Meinung durch die unverdauten Kerne, die ſich in ihren Exkrementen befinden, fortpflanzen, ſo hat man das lateiniſche Sprichwort: Turdus ſibi ipſe malum cacat.

[illegible] *), mit einer Unterlage [illegible] von Hammus, die innere Seite [illegible] mit feinem Hammus ausfüttert, die mittlere Lage mit Lehm. Die Oeffnung mit einem Kranze von dünnen Würzeln oder Federn von innen herum ausgelegt, und die innerste Auskleidung mit dürren Grashalmen ausgefüttert; eines mit dem andern in einander gewirkt. Sie legen gewöhnl. des Jahres drey bis vier, seltner fünf Eyer, die im Grunde schmutzigweiß mit mit einzelnen großen violetten und rothbraunen Punkten, die am stumpfen Ende in größeren Flecken werden, gezeichnet sind. Beyde Aeltern brüten wechselsweise funfzehn Tage. Die Jungen werden mit Insecten und Regenwürmern geführet, sehen in der Jugend am Oberleibe grau, und am Unterleibe sehr schmutzig gelblichweiß, sein weiß und dunkelbraun gesprengt aus, und lassen sich sehr zahm machen, sind aber unbeständig, und lernen ausser ihrem natürlichen Gesange selten mehr als einzelne Töne, die sie wenn sie sie von andern Vögeln hören, oder ihnen vorgepfiffen werden, nachpfeifen.

Die Krankheiten, welchen diese Art unterworfen ist, hat sie mit allen Drosselarten gemein, und die gewöhnlichsten sind Verstopfung der Fettdrüsen, der Eingeweide, und die Dürrsucht oder Auszehrung. Sie werden wie bey andern Vögeln behandelt. Sie leben zehn bis vierzehn Jahre in der Stube.

Ihre Feinde sind die wilden Katzen, Baummarder und Haselmäuse welche ihre Brut aufreiben; die Falken und Sperber verfolgen die Alten.

Diese

*) In England, sagt Latham, bauen sie in Büsche und niedrige Bäume.

Diese scheuen Vögel gehören zur niedern Jagd. Wenn man im Herbste und im Winter an solchen Orten, wo sie sich aufhalten, Sprenkel, Lohnen oder Schlingen mit Vogelbeeren aufstellt, so fängt man ihrer viel, und sie fallen auch einzeln auf die Heerde, die nahe am Walde liegen, und mit ihrem Gelocke versehen sind. Wer ihre schnarrende Stimme mit dem Munde oder einer Pfeife nachahmen kann, kann sie im Herbst und Frühjahr sehr leicht an sich locken, und aus einem Hinterhalte mit Schießgewehr erlegen.

Im Sommer wird die Misteldrossel auch mit dem Käutzchen auf den Feld- oder Plattbäumen gefangen. Im Herbste ist noch eine besondere Art des Fanges üblich. Die Vogelsteller setzen nähmlich eine zahme Misteldrossel in einen Käfich und hängen diesen an einen Baum, auf welchem Mistеln wachsen. Oben über dem Bauer wird ein Netz oder eine Anzahl von Leimspindeln angebracht. Wenn nun eine herumfliegende Misteldrossel die eingesperrte zahme erblickt, so fliegt sie auf dieselbe zu, oder sticht sie, wie die Vogelsteller sagen, und wird gefangen. Das heißt man den **Mistlerstich**, welcher den Vogelfängern auf einem gewissen Bezirk in Pacht gelassen wird, dafür sie ein gewisses Geld oder etliche Mändel Vögel geben müssen. Dieser sogenannte Mistlerstich geht von Allerheiligen an, und dauert den ganzen November hindurch, denn weil die Erde um diese Zeit zu frieren anfängt, und die Misteldrosseln das Gewürm nicht mehr aus der Erde kratzen können, so wählt sich von denen, die nicht im Striche mit weggegangen, sondern im Winter da bleiben, eine jede einen oder auch mehrere Bäume aus, auf welchen Misteln wachsen, und leidet auf denselben, oder auf den nächsten Bäumen ihres Glei-

chen nicht, weshalb die wilde Miſtelbroſſel ſogleich auf die zahme ſchießt, und ſich das aufgeſtellte Garn über den Kopf zuſchläget, oder an den Leimſpindeln hangen bleibt. Auf dieſe Art kann man in einem Tage 20 und mehr Stück fangen, ſonderlich bey kaltem Wetter, wenn es reift oder wenn Schnee fällt; man muß aber die Lockvögel auswechſeln, daß ſie nicht matt werden.

Wenn von andern Vögeln ihrer Gattung vier zu einem Club gerechnet werden, (ſo werden dieſe Art Küchelvögel gekauft), ſo rechnen die Vogelſteller von dieſen größern Vögeln nur zwey dazu, und halten ſie alſo am Werthe zwey andern gleich. Zugerichtet werden ſie in der Küche auf eben die Art, wie es bey den Krammtsvögeln, im Art. **Krammtsvogel**, Th. 46, S. 780 ſ gezeigt worden iſt. Daſelbſt iſt auch die Art angegeben, wie ſie gemäſtet werden können. Das Fleiſch dieſer Droſſel iſt übrigens weniger ſchmackhaft, als das der übrigen Arten dieſer Gattung. Sie iſt zwar am fleiſchigſten, aber ihr Fleiſch iſt zugleich ſehr zähe und unverdaulich. In Italien indeſſen, wo dieſer Vogel mehrentheils Oliven genießt, iſt das Fleiſch ſo wohlſchmeckend, daß Rajus ſie ſogar allen übrigen Arten vorzieht.

Durch ihren Geſang vergnügen ſie den Menſchen, und durch ihren lebendigen Fraß verhüten ſie ihm manchen Schaden.

Der Schaden, welchen dieſe Vögel verurſachen, beſteht beſonders darin, daß ſie die Kirſchen, Cornelkirſchen, Weinbeeren, Oliven und andere Früchte angehen, wenn es ihnen an anderer Nahrung fehlt. Auch iſt es bekannt, daß ſie die Miſtel, welche den Bäumen in manchen Gegenden durch ihre Menge ſo nachtheilig wird, auf

die

die im Art. **Miſtel** angegebene Art fortpflanzen helfen. Wenn daher ein ſchlechter Wirth erſt einen Buſch von dieſer Schmarotzerpflanze auf einem Obſtbaume hat und ſorglos ſtehen läßt, ſo wird man bald durch dieſe Art der Fortpflanzung alle Bäume damit angefüllt ſehen.

Es giebt übrigens noch zwey Spielarten.

1. **Die weiße Miſteldroſſel**, Turdus viſcivorus candidus. Sie iſt entweder ganz weiß, oder hat braune Flecken an den untern Theilen.

2. **Die graue Miſteldroſſel**, Turdus viſcivorus cinereus. Sie iſt entweder aſchgrau, mit bräunlich gefleckter Bruſt und weißlichen Flügeln und Schwanz; oder röthlich graublau, unten am hellſten, am Bauch weiß mit einigen lichtbläulichen Flecken.

Miſtelfink, ein Nahme der **Miſteldroſſel**.

Miſtelharz, ein elaſtiſches Harz, welches Tielebein aus dem klebrigen Schleime der Miſtelbeeren bereitet hat. S. im Art. **Miſtel**, oben, S. 8 und Crell's chem. Annalen, 1787. II. B. VIII. St. S. 164, ſo wie Crell's neueſte Entdeckungen, VII. S. 58.

Miſten, verb. regul., welches von dem Hauptworte Miſt abſtammet, und in doppelter Geſtalt üblich iſt.

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte **haben**, ſeinen Koth von ſich geben, wo es in der anſtändigen Sprechart des gemeinen Lebens beſonders von größeren Thieren gebraucht wird. **Das Pferd miſtet.** Schon bey dem Notker miſton.

2. Als ein Activum,

1) von **Miſt**, Koth, in Geſtalt des Kothes, oder mit dem Kothe von ſich geben, am häufigſten von größeren Thieren. Z. B. **Blut miſten.**

2) Von Mist, so fern es die mit Thierkoth vermischten vegetabilischen Theile bedeutet. a) Diesen Mist aus dem Stalle schaffen, doch nur in dem zusammen gesetzten **ausmisten**. b) **Mit** diesem Miste düngen. **Den alten Acker misten**. Niederf. **messen**.

Mistfink, eigentlich ein Nahme des Bergfinken, Fringilla Montifringilla Linn. Figürlich ist es im gemeinen Leben auch eine Benennung einer unreinlichen, schmutzigen Person beyderley Geschlechts, welche man wohl auch einen Misthammel zu nennen pflegt.

Mistfliege, eine Art Fliegen, welche sich gern auf den Misthaufen aufhalten; Musca fimetaria Linn.

Mistforke, s. **Mistgabel**.

Mistfuhre, in der Landwirthschaft eine Fuhre, so fern damit der Mist auf die Aecker geschafft wird. Zuweilen auch von der Zeit, zu welcher der Mist auf die Aecker geführet wird. **Die erste Mistfuhre** fällt in den Junius, **die zweyte** in den August ꝛc.

Die Mistfuhren werden bey der noch in vielen Gegenden bestehenden Verfassung der Landwirthschaft, wenn keine richtige Ladung bestimmt ist, von den auf Dienstage gesetzten Bauern gewöhnlich dergestalt schlecht und elend verrichtet, daß es fast nicht werth ist, sich ihrer dazu zu bedienen. In der That thut man, wenn man außer den vorhandenen Bauerdiensten annoch tüchtiges eigenes Gespann halten muß, am besten, daß man solches lediglich zu den vorbenannten Fuhren gebraucht, und dagegen die Bauern zu andern Geschäften, wobey sie mehr übersehen und in Ordnung gehalten werden können, bestimmt.

Inzwischen ist ein Landwirth und Gutsbesitzer, dieses nach seinem Willen und auf die vortheilhafteste Art einzurichten, nicht allemahl im Stande, sondern öfters die Bauern bey diesen Arbeiten mit anzuwenden, genöthiget.

In solchen Fällen nun haben die Bauern ganz vorzüglich eine strenge und genaue Aufsicht nöthig, wenn nicht ihr ganzer Dienst vereitelt, und öfters lächerlich werden soll.

Ist auch gleich bey den Mistfuhren der Bauern weder durch die Gesetze, noch auch durch ihre Annehmungsbriefe etwas Gewisses bestimmt, so bleibt es doch eine unstreitige Wahrheit, daß die Bauern dabey nicht allein mit den Kräften ihrer Pferde in Verhältniß stehende Ladungen thun, sondern auch so oft, als es die verschiedene Länge der Tage und Weite des Orts verstattet, dergleichen Fuhren in den Dienstagen wiederhohlen müssen.

Die Mißbräuche, die sich hierbey durch die Bosheit der Unterthanen auf vielen Landgütern eingeschlichen haben, gehen bis zum Erstaunen, und es ist bekannt, daß es vielen Herrschaften, die dieses sehr wohl einsehen, und es daher auch gern abändern wollten, an der nöthigen Anleitung, wie sie es hierbey anzufangen, und was für eine Bestimmung sie diesen Fuhren zu geben haben, mangele, weshalb nachfolgende Bemerkungen nicht überflüssig seyn werden.

Aus der Natur dieser Fuhren ergiebt sich von selbst, daß es dabey theils auf die Zeit, die den Bauern zu diesen Fuhren zu verstatten, theils aber auch auf die Ladung ankomme.

Die gemeinen auf Tage gesetzten Dienstbauern geben nicht selten durch die zum Mistfahren mitgebrachten Wagen den Vorsatz, die Herrschaft

bey dieser Arbeit dem Gewichte nach an Ladung zuzutheilen sey, näher zu bestimmen.

Die Last, die ein jedes mäßiges gehörig gefuttertes und bey Kräften unterhaltenes Pferd ziehen kann, wird auf sechs Centner geschätzt, und daß die Fuhrleute auf ihre Pferde noch weit mehr laden, ist bekannt. Selbst in den Mittelgegenden ist ein zweyspänniger Bauer zwölf Scheffel Erbsen, oder Weitzen auf sechs bis acht Meilen weit zu verfahren schuldig, und es wird solches daselbst niemahls als ein unerträglicher, oder unverhältnißmäßiger Dienst angesehen. Zwölf Scheffel Erbsen oder Weitzen aber betragen, den Scheffel zu 95 Pfund gerechnet, zehn Centner vier Pfund; und es sind folglich die Bauerpferde in den dortigen Gegenden schon über fünf Centner Last fortzuschaffen gewohnt.

Nichts Uebermäßiges würde es daher seyn, wenn man auch in Ansehung der Mistfuhren eine gleiche Ladung festsetzte, zumahl dieselben nur auf einem ganz kurzen Wege geschehen, auf welchem aber eine weit größere Last, als auf einem weiten und entfernten, fortgeschafft werden kann.

Um inzwischen den Bauern allen Vorwand, daß die zur Abfahrung einer solchen Last von Mist einzurichtenden Wagen allzu groß und zu schwer würden seyn müssen, zu benehmen, wollen wir bey dieser Arbeit nur auf jedes Pferd vier Centner rechnen, dergestalt, daß ein zweyspänniger Bauer bey jedesmahligem Fahren eine Last von 8 Centnern Mist aufs Feld schaffen müsse. Durch diese Mäßigung der Last wird auf einer Seite dem Bauer alle Gelegenheit, dagegen eine gegründete Einwendung zu machen, beschnitten; andern Theils aber können auch die Herrschaften in diesen Gegenden vollkommen damit zufrieden seyn, weil

es

es zwiß ist, daß bisher die Bauern nicht ein Drittel davon zu Felde gebracht haben.

Um nun überzeugt seyn zu können, daß ein jedes Fuder Mist, welches der Bauer im herrschaftlichen Dienst fähret, vorstehendes Gewicht in sich halte: so müssen die dazu bestimmten Wagen in ihrer Länge, Breite und Höhe die zur Fassung einer solchen Mistmasse erforderliche Größe haben. Mit leichter Mühe kann hierzu ein Wagen gewählet werden, von welchem dem Augenschein nach zu vermuthen stehet, daß die benannte Menge von Mist, wenn er voll geladen wird, Platz darauf habe.

Hat man denselben mit 8 Centnern Mist, die allerdings zur Probe ordentlich abgewogen werden müssen, beladen, und man findet, daß derselbe nicht allein gehörigen Platz darauf hat, sondern er auch gehörig davon angefüllet worden, so ist man dadurch zu einem Probewagen gelanget, nach welchem künftig alle andere Mistwagen der Bauern, die sie auf den herrschaftlichen Dienst bringen müssen, einzurichten sind.

Zu bemerken ist hierbey aber, daß nicht alle Mistarten gleich schwer sind. Nicht allein der Unterscheid des Viehes, wovon derselbe gefallen ist, sondern auch die Verschiedenheit seiner Zubereitung, nachdem derselbe kurz oder lang ist, verursachet es, daß eine Art vor der andern mehr oder weniger in das Gewicht fällt. Ein trockener Schaf- und langer Pferdemist wird allemal weit leichter befunden werden, als ein fetter und kurz gefaulter Kuh- und Ochsenmist; und ein bloßer Hofmist, der im Freyen vor den Ställen gemacht worden, wird, da er nur wenige Vieh-Excremente bey sich führet, sondern hauptsächlich aus verfaul-

tem Stroh bestehet, noch weniger ins Gewicht fallen.

Daß bey der Ladung ein leichter Mist, wenn er mit dem schweren ein gleiches Gewicht betragen soll, einen weit größern Raum, als ein schwerer, erfordere, versteht sich. Von selbst folget hieraus, daß bey dem Schaf- und langen Pferdemist, wenn die Ladung jederzeit einerley Gewicht haben soll, die Mistwagen größer und geraumer, als bey dem fetten und kurzgefaulten Kuh- und Ochsenmist seyn müssen. Dem Bauer zuzumuthen, daß er sich so viele verschiedene Mistwagen, als es Arten von Mist gibt, halten solle, würde lächerlich seyn, und einem vernünftigen Gutsbesitzer wohl nie einfallen. Es brauchet auch solches nicht; sondern mit einem und demselben Wagen wird allemal, sowohl von leichtem, als schwerem Mist, eine dem Gewicht nach gleiche Menge davon zu Felde geschaffet werden können. Nur muß einem solchen Wagen bey einer jeden Mistart eine besondere Richtung, um entweder mehrern Platz zu verschaffen, oder denselben verhältnißmäßig einzuschränken, gegeben werden.

Die hierzu nöthigen Veränderungen des Wagens sind einem jeden Bauer von selbst bekannt, und er bedienet sich derselben fast jederzeit nach dem Unterschiede, ob er solchen zu den herrschaftlichen, oder seinen eigenen Geschäften brauchet. Der mechanische Bau eines dergleichen Bauerwagens macht auch diese Veränderungen, besonders vermittelst des daran befindlichen sogenannten Langwagens, sehr leicht und begreiflich.

Daß nun ein jeder Wagen, wenn den Pferden die ihren Kräften gemäße Last gegeben werden soll, die gehörige Länge, Höhe und Breite haben müsse, ist schon oben erinnert worden. In den

beyden

beyden letzten Stücken bedarf ein Mistwagen bey den leichtern Mistarten keiner besondern Abänderung, welches auch wegen der verschiedenen Mistarten, die der Bauer dazu halten müste, mancherley Schwierigkeiten verursachen würde. Diese Schwierigkeiten wären zwar immer nur sehr wenig bedeutend, inzwischen könnten sie doch den fast allemal unvergnügten Bauern zum Murren und Klagen eine Gelegenheit geben, und auch dieses muß eine Herrschaft, die bey ihrer Wirthschaft glücklich leben will, auf alle mögliche Weise zu vermeiden suchen, wenigstens nicht selbst Anlaß dazu geben.

Aber nur blos die Länge der Mistwagen darf geändert werden, wenn eine leichte Mistart, die bey gleichem Gewichte mehrern Raum erfordert, geladen werden soll. Blos durch die mehrere Auslassung des Langwagens kann solches ohne die geringste Mühe bewirket, und ein solcher Bauerwagen so lang und so kurz, als nöthig befunden wird, gemacht werden.

Daß bey gleicher Höhe und Breite eine mehrere Länge, von einem halben, ganzen, oder auch wohl $1\frac{1}{2}$ Rheinländischen Fuß schon einen ansehnlich größern Raum auf einem zu beladenden Wagen verschaffe, ist von selbst einleuchtend, und es wird daher, blos durch diese ungekünstelte abgeänderte Länge des Wagens, allemal auf demselben ein gleiches Gewicht von Mist, er mag lang, oder kurz, schwer oder leicht seyn, zu bringen, möglich werden.

Um nun in einem jeden Fall, nach der mehrern, oder wenigern Schwere des Mistes die Länge des Wagens bestimmen zu können, so würde bey einem solchen Probewagen von einer jeden

Mistart

Mistart ein besonderer Versuch gemacht werden müssen.

Daß dergleichen Proben in Gegenwart der Bauern, oder doch wenigstens des Schulzen und der Gerichte angestellet werden, wird aus einem doppelten Grunde allemahl rathsam seyn. Einmahl können die Bauern dabey durch den eignen Augenschein, daß ihren Pferden bey einer solchen bestimmten Mistladung keine unerträgliche Last zugemuthet werde, überzeuget werden. Demnächst aber ist ihnen auch bey dieser Gelegenheit das nach diesem Probewagen eingerichtete Maß ihrer künftigen Mistwagen zuzustellen, und ihnen die Ursachen von allen denjenigen, was dabey zu beobachten vorfällt, zu erklären, und deutlich zu machen.

Mit keinen andern Wagen müssen alsdenn die Bauern, wenn sie zum Mistfahren bestellet worden sind, auf den herrschaftlichen Dienst erscheinen, und eine Herrschaft thut nicht unrecht, wenn sie gegen die Contravenienten eine bestimmte gemäßigte Strafe festsetzet.

Sonst aber können sie dessen ungeachtet bey diesem Geschäfte nicht ohne die genaueste Aufsicht, besonders im Anfange, ehe sie dieser neuen Einrichtung gewohnt worden, gelassen werden. Wolte man die Bauern, nachdem man ihnen diese neue Einrichtung bekannt gemacht, und anbefohlen hat, dennoch ferner bey ihrer Willkühr darunter belassen, so ist nichts gewissers, als daß die Sache in kurzer Zeit wieder in Vergessenheit gerathen, sie mit ihren vorigen untauglichen Mistwagen auf den Dienst erscheinen und die ganze Sache wieder vereitelt werden würde. Der Wirthschafter, der zur Aufsicht der Frohndienste bestellet ist, muß daher das bestimmte Maß zu den Mistwagen beständig bey der Hand haben, um diejenigen, die

ihm

ihm verdächtig vorkommen, darnach unterſuchen zu können.

Die Abänderung ſolcher Wagen, wenn kurzer Miſt gefahren werden ſoll, kann allemal mit leichter Mühe auf dem Dienſte ſelbſt geſchehen, und es iſt daher am beſten, daß die Bauern mit Wagen, die zum langen Miſt, weil derſelbe gemeiniglich in der Wirthſchaft am häufigſten zu ſeyn pfleget, eingerichtet ſind, zum Dienſte kommen.

Der zweyte Punkt, der bey dem Miſtfahren dieſer Art von Bauern näher zu beſtimmen iſt, beſtehet in der Feſtſetzung, wie viel Fuder von der im vorigen benannten Größe ſie täglich, ohne ihren Pferden Ueberlaſt thun zu dürfen, zu Felde fahren können. Wer ihre bisherige hierbey eingeführte Gewohnheit mit angeſehen hat, der wird über die unverantwortlichen Betrügereyen, welche die Bauern bey allen Gelegenheiten gegen die Herrſchaft auszuüben ſuchen, nicht genug erſtaunen können. Sie kriechen mit ihren Pferden ſowohl bey dem Heraus- als Hereinfahren mehr, als daß man es ein ordentliches Fahren nennen könnte, und ſehr ſelten laſſen ſie die Pferde, wenn ſie auch gleich ledig wieder zurück kommen, einen ordentlichen Schritt gehen. Ueberdem gehet es bey dem Auf- und Abladen ſo langſam und ſchläfrig zu, daß man in der Ferne kaum bemerken kann, daß Menſchen, die ſich bewegen, bey dem Wagen gegenwärtig ſind. Kein Wunder iſt es daher, wenn bey dieſer Arbeit wenig oder nichts geſchiehet, ſondern der ganze Tag recht muthwillig verſchleudert wird. In der That kommt dem Bauer ſelbſt dabey nichts zu Nutzen, ſondern nur blos ſein auf den Dienſt geſchicktes Geſinde pfleget dabey ſeiner Faulheit auf eine unverantwortliche Weiſe.

An den Orten, wo außer den Bauerdienſten, annoch eigenes herrſchaftliches Geſpann gehalten werden muß, kann dieſe Zeitverſäumniß dadurch gar füglich vermieden werden, daß man eines von ſeinen eigenen Geſpannen vorfahren läſſet, da alsdenn die Bauerknechte eben ſo oft, als dieſes, nachfolgen, und mit die Reihe halten müſſen. Bey einer zahlreichen Menge von Dienſtbauern muß man aber dieſelben in zwey Colonnen, theilen, und bey einer jeden einen beſondern Herrenwagen vorfahren laſſen, weil ſonſt dieſes Geſchäft ſehr leicht in Verwirrung geräth, und es auch bey dem Aufladen, weil nicht alle Wagen zu gleicher Zeit an den Miſthaufen kommen können, langſam hergehet.

Ueberhaupt iſt das Laden bey dem Miſtfahren jederzeit ein Geſchäft, wozu, wenn daſſelbe beſchleuniget werden ſoll, eine hinlängliche Anzahl von Leuten erfordert wird. An vielen, und faſt den meiſten Orten ſind die Bauern ſchuldig, bey dem Miſtfahren einen eigenen Lader mitzubringen. Wo dieſes gewöhnlich iſt, da wird durch die Vertheilung der Bauern in zwey Claſſen oder Colonnen, das Miſtfahren ſehr beſchleuniget, weil alsdenn, außer dem Knecht, noch bey einem jeden Wagen zwey Lader vorhanden ſind; da hingegen, wenn die Bauern insgeſammt nur eine Reihe halten, auch ein jeder Wagen nur einen Lader hat, folglich dieſe Arbeit natürlicherweiſe dadurch ſehr verzögert und aufgehalten werden muß. Sind die Bauern, ihre eigenen Lader mitzubringen, nicht verbunden, ſo muß eine Herrſchaft andre Dienſtleute dazu beſtellen, wenn ſie dieſe Arbeit gehörig beſchleuniget wiſſen will. Sonſt kann ſolche auch durch die bekannten Wechſelwagen ſehr befördert werden. Solches gehet aber nur bey einer kleinen

Anzahl

Anzahl von Mistfuhren an. So bald schon mehr als drey bis vier zusammen sind, so findet dieses Beschleunigungsmittel füglich weiter nicht statt, weil die leeren Wagen den Ladern zu geschwinde kommen, und sie folglich dennoch warten, und die Zeit müßig zubringen müssen.

Hat man so viele Dienstbauern, daß man seine sämmtlichen Wirthschaftsgeschäfte damit zu bestreiten Hoffnung haben kann, und folglich eigenes Gespann zu halten nicht nöthig hat, so fällt von selbst in die Augen, daß sich eine Herrschaft alsdenn der vorbenannten Vortheile nicht bedienen könne, sondern das Mistfahren den Bauern allein überlassen müsse. Dieses ist denn der Fall, in welchem eine nähere Bestimmung der Fuderzahl, die sie täglich aufs Feld zu schaffen im Stande sind, nöthig wird.

Nicht allein die verschiedene Länge der Tage, sondern auch die Entfernung des Orts, wohin der Mist gefahren werden soll, ist hierbey zum Grunde zu legen.

Die langen Tage nehmen bekanntermaßen von Ostern, oder mit Eintritt des Aprils, ihren Anfang, und gehen wieder auf Michaelis, oder mit Ausgang des Septembers, zu Ende. Die kurzen Tage fangen hingegen mit Michael an, und endigen sich auf Ostern.

In Ansehung der Nähe oder Entfernung des zu bemistenden Ortes ist zu bemerken, daß ein jeder vernünftiger Wirth wohl vorzüglich die dem Dorfe am nächsten belegenen Aecker in Mist und Düngung zu unterhalten suchet, besonders wenn sein Stallmist nicht für das ganze Feld hinreichend sein will. Die weit entlegenen Aecker werden gemeiniglich durch den Hordenschlag, oder

auch wohl allerhand künstliche Düngungsarten, in tragbarem Stande erhalten.

Hierin allenthalben eine gemeine Weite und Entfernung zu bestimmen, hält schwer, weil es dabey gar sehr auf die Lage des Dorfs und der Aecker ankommt, und es einen großen Unterschied machet, ob die letztern um das Dorf in einer gleichen Entfernung rund herum liegen, oder nur der Länge nach auf ein oder zwey Seiten herauf schießen.

Bey der ersten Lage werden die Mistfuhren niemahls so weit, als bey der zweyten fallen. Inzwischen muß es schon ein großes Ackerwerk seyn, wenn man den Mist über zwey tausend Schritt vom Dorf, um damit auf den zur Bedüngung bestimmten Ort zu kommen, zu fahren genöthiget ist. Ist ein Landwirth in die Nothwendigkeit, seinen Mist weiter, als zweytausend Schritt zu fahren, gesetzet, so wird alsdenn, auf den entlegenen Aecker ein eigenes Vorwerk anzulegen allemahl rathsam seyn.

Inzwischen wollen wir, um hierin einen gewissen allgemeinen Satz ausfindig zu machen, die größeste Weite der von den Bauern zu verrichtenden Mistfuhren auf zweytausend, die von den nahen aber auf tausend Schritt annehmen. Beydes die verschiedene Länge der Tage, und die verschiedene Weite der Fuhren gegen einander gehalten, würde nun folgendes billiges Dienstmistfuhrenreglement zum Vorschein kommen:

1) Zwischen Ostern und Michael, folglich in derjenigen Jahreszeit, wo die längsten Tage einfallen, kann ein Dienstbauer, wenn der zu bemistende Acker nicht über tausend Schritt entfernt ist, den ganzen Tag hindurch ganz füglich zehn Fuder Mist, und zwar Vormittags sechs, und

Nach-

Nachmittags vier, weil derselbe wegen der Ausspannungsstunden allemahl etwas kürzer, als der Vormittag fällt, zu Felde schaffen.

2) Ist aber der zu bemistende Ort über tausend bis zwey tausend Schritt entfernt, so können alsdenn füglich nicht mehr, als tüglich sieben Fuder nähmlich vier Vor- und drey Nachmittags, von ihm verlangt werden.

3) Von Michael bis Ostern ist ein Dienstbauer, wenn der zu bemistende Ort nicht über tausend Schritt vom Dorfe ablieget, ohne alle Beschwerde fünf Fuder, nähmlich drey Vor- und zwey Nachmittags, zu Felde zu bringen, im Stande; wachm hingegen

4) in dieser Jahreszeit, wenn der zum bemisten bestimmte Platz über tausend, bis gegen zwey tausend Schritt entlegen ist, füglich nicht mehr, als auf den ganzen Tag drey Fuder zugemuthet werden können.

Oefters sind die mit Mist zu befahrenden Plätze kaum zwey hundert bis drey hundert Schritt von dem Dorfe entfernet, und alsdenn ist freylich das hierin für die Bauern festgesetzte Tagewerk zu geringe. Allein bey allgemeinen Bestimmungen kann man sich unmöglich in alle besondre Fälle und Umstände einlassen, sondern es muß dabey nur blos das gewöhnlichste zum Grunde geleget, auch überhaupt die Sache dergestalt eingerichtet werden, daß der Bauer niemahls sich darüber mit Recht zu beschweren, oder wohl gar die Unmöglichkeit vorzuschützen, Ursache haben möge.

S. Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft. VII. S. 134 ff.

Mistgabel, in der Landwirthschaft, eine große dreyzackige Gabel mit einem hölzernen Stiele, den Mist oder Dünger damit aufzufassen, aufzuladen ꝛc. In Niedersachsen die **Mistforke**, **Grepe**. Schon in dem Schwabenspiegel Mistgabel.

Mistgauche, auch wohl **Mistlauge**, die Gauche von dem Miste, d. i. das von dem Miste zusammen gelaufene Wasser; **das Mistwasser**, in einigen Gegenden **die Mistgalle**, **die Mistgälle**. Von deren Anwendung zum Düngen sehe man im Art. **Mist**, Th. 91, S. 547. 565. 568 und anderwärts.

Mistgräber, Podura fimetaria Linn., ein kleines Insect, welches zu den Pflanzenflöhen gerechnet wird, und sich vorzüglich im Miste und in fetter Erde aufhält. Es ist weiß und kommt im ersten Frühlinge, wenn die Erde feucht ist, zum Vorschein. Diese Art springt nicht.

Schrank Beyträge zur Naturgeschichte. S. 47. §. 4. Taf. 2. F. 1.

Mistgrube, in der Landwirthschaft, eine Grube, in welcher der Mist gesammelt wird, damit er faule und zur Düngung geschickt werde. Von der rechten Anlage solcher Mistgruben oder Düngerstätten s. im Art. **Mist**, Th. 91, S. 545. 570. 576 und anderwärts.

Misthaken, in der Landwirthschaft, ein zweyzackiger Haken an einem hölzernen Stiele, den Mist damit auf dem Felde von dem Wagen abzuziehen.

Misthammel, s. unter **Mistfink**, oben, S. 20.

Misthaufen, in Gestalt eines Haufens auf einander gelegter Mist; Nieders. **Meßhoope**, **Meßfaal**, von **Faal**, ein Haufe. Wie solche Haufen am zweckmäßigsten einzurichten sind, damit der Mist gehörig gähren könne, sehe man im Art. **Mist**, Th. 91, S. 545. 570. 576 fl.

Misthof, ein Hof neben den Stallgebäuden, welcher vorzüglich zur Aufbewahrung des Mistes bestimmt ist. S. **Miststätte**, im Art. **Mist**, Th. II, S. 545. 570. 576.

Mistjauche, s. **Mistgauche**.

Mistichanza, **Messanza**, ein musikalisches Quodlibet, wenn aus vielen Motetten und Madrigalen, weltlichen und possirlichen Liedern, eine ganze oder halbe Zeile Text herausgenommen, und aus solchen Bruchstücken ein ganzes Lied gemacht wird.

Mistio, mit diesem Nahmen werden einige Marmorarten belegt, welche mit verschiedenen Farben durchzogen oder durchflossen sind. S. im Art. **Marmor**, Th. 84, S. 659 ff.

Mistkäfer, s. unter **Käfer**, Th. 32, S. 79.

Mistkarre, eine große Radeberge oder Schubkarre, womit der kurze Mist aus den Ställen auf die Miststätte gekarret wird, wenn man sich keiner Trage oder Bahre dazu bedient.

Mistkarren, ein einspänniger Karren, welcher an manchen Orten zum Verfahren des Düngers gebraucht wird. Man hält einen solchen Karren für vortheilhafter als einen gewöhnlichen Mistwagen. Jedoch ist hierbey zu bedenken, daß bey der Beschaffenheit der gewöhnlichen Bauerpferde ein Karren nur klein seyn, und man also nur wenig Mist aufladen könne. Da nun gleichwohl bey jedem Karren ein Mensch seyn muß, so würde man vielleicht noch einmahl so viele Menschen zum Mistfahren gebrauchen, als man bey vierspännigen Wagen nöthig hat. S. übrigens **Schreber's** neue Sammlungen, VIII, S. 650.

Mistkasten, s. **Mistbad**, Th. 91, S. 681.

Mistkorb, ein länglicht runder, auf einer Schleife befestigter Korb, welcher in manchen Gegenden die Stelle einer Mistkarre vertreten muß. Solche Mistkörbe werden von den Landleuten dazu gebraucht,

braucht, den Mist von den Wegen und Straßen aufzusammeln, und ihn nach der Düngerstätte zu tragen; besonders aber um den Dünger nach hochliegenden Aeckern und Bergwiesen zu tragen, wohin man mit keinem Fuhrwerke kommen kann.

Mistlache, eine Lache, d. i. Pfütze, von zusammen gelaufener Mistgauche; die **Mistpfütze**, der **Mistpfuhl**, im Oberdeutschen die **Mistgälle**, der **Mistsudel**, in Schlesien, die **Mistlusche**, im Niedersächs. **Meßaal**, **Meßlake**, **Adelpool**, **Adel**, **Eddel**, von **Aal**, **Adel**, Pfütze, stinkende Feuchtigkeit.

Die faulen Ausdünstungen von den Mistlachen, die so gewöhnlich in den Dörfern vor den Wohnungen der Bauersleute stehen, und entweder gar nicht, oder in die gemeine Straße abfließen, da man sie doch so vortheilhaft zur Düngung der Aecker und Wiesen gebrauchen könnte, wenn man sie gehörig benutzte, wie es im Art. **Mist** gezeigt worden, sind ihrer Gesundheit nicht wenig nachtheilig. Sie können verursachen, daß sich schlimme Faulfieber in dergleichen Orten erzeugen, und daß andere Krankheiten bösartig werden. In offnen hochliegenden Orten, wo die Luft die aufsteigenden schädlichen Dünste bald verwehen kann, da können sie zwar nicht so viel schaden. Es ist aber doch immer eine kluge Vorsicht von einem Landwirth, wenn er um seine Wohnung her nichts leidet, was die Luft verunreinigen kann, und lieber die Dunglacke auf seine Güter bringt. Die gefüllten Düngerplätze sind nicht so schädlich wie die, welche nicht ganz voll sind; da aber doch immer flüchtige, und übel riechende Theilchen von denselben aufsteigen: so ist es allemahl am räthlichsten, daß man sie, so wie auch die Viehplätze, wenig-

wenigſtens nicht zu nahe an den Wohnſtuben anlege.

Miſtlauge, ſ. **Miſtgauche**, oben, S. 34.

Miſtleiter, eine Leiter auf einem Miſtwagen.

Miſtler, ſ. **Miſteldroſſel**, oben, S. 9.

Miſtlerſtich, bey den Vogelſtellern, der Fang der Miſteldroſſeln im Herbſte vermittelſt einer im Bauer an einen Baum gehängten zahmen Miſteldroſſel, weil die wilden ſehr begierig auf dieſe zuſtoßen oder ſtechen, wobey ſie ſich auf den in der Nähe befindlichen Leimruthen, oder in den aufgeſtellten Netzen fangen. S. im Art. **Miſteldroſſel**, Th. 5, S. 320.

Miſtmelde, ein Nahme der gemeinen Melde oder Waldmelde, Atriplex patula Linn., vielleicht weil ſie gern in Gärten und an gedüngten Orten wächſt. Auch des **Bingelkrautes**, Th. 5, S. 320, aus eben der Urſache.

Miſtpfuhl, **Miſtpfütze**, ſ. **Miſtlache**.

Miſtral, ſo hieß der Gerichtsverwalter auf den Gütern in der ehemahligen Dauphinée.

Miſtranze, die geſammten Unterofficiere und andere, welche über die gemeinen Bootsknechte einer Galeere geſetzt ſind.

Miſtrede, nennen die Bauern eine Leichenrede, weil der Verſtorbene in Höfen, wo es am Platz fehlt, gewöhnlich auf der Miſtſtätte in Parade liegt.

Miſtſchoppen, ein Schoppen, d. i. ein leichtes Gebäude mit einem Dache, worunter der Miſt trocken und bedeckt liegen kann. S. im Art. **Miſt**, Th. 91, S. 593, und Figur 5377. S. auch **Sandhof** Anweiſung zum Holzerſparniß, Leipzig, 1792. 8. S. 45. 66.

Miſtſchwamm, ſ. **Miſtblätterſchwamm**, oben, S. 1.

Miſtſtatt, die, im Plur. die **Miſtſtätte**, oder die

tem Stroh beſtehet, noch weniger ins Gewicht fallen.

Daß bey der Ladung ein leichter Miſt, wenn er mit dem ſchweren ein gleiches Gewicht betragen ſoll, einen weit größern Raum, als ein ſchwerer, erfordere, verſteht ſich. Von ſelbſt folget hieraus, daß bey dem Schaf- und langen Pferdemiſt, wenn die Ladung jederzeit einerley Gewicht haben ſoll, die Miſtwagen größer und geraumer, als bey dem fetten und kurzgefaulten Kuh- und Ochſenmiſt ſeyn müſſen. Dem Bauer zuzumuthen, daß er ſich ſo viele verſchiedene Miſtwagen, als es Arten von Miſt gibt, halten ſolle, würde lächerlich ſeyn, und einem vernünftigen Gutsbeſitzer wohl nie einfallen. Es brauchet auch ſolches nicht; ſondern mit einem und demſelben Wagen wird allemal, ſowohl von leichtem, als ſchwerem Miſt, eine dem Gewicht nach gleiche Menge davon zu Felde geſchaffet werden können. Nur muß einem ſolchen Wagen bey einer jeden Miſtart eine beſondere Richtung, um entweder mehrern Platz zu verſchaffen, oder denſelben verhältnißmäßig einzuſchränken, gegeben werden.

Die hierzu nöthigen Veränderungen des Wagens ſind einem jeden Bauer von ſelbſt bekannt, und er bedienet ſich derſelben faſt jederzeit nach dem Unterſchiede, ob er ſolchen zu den herrſchaftlichen, oder ſeinen eigenen Geſchäften brauchet. Der mechaniſche Bau eines dergleichen Bauerwagens macht auch dieſe Veränderungen, beſonders vermittelſt des daran befindlichen ſogenannten Langwagens, ſehr leicht und begreiflich.

Daß nun ein jeder Wagen, wenn den Pferden die ihren Kräften gemäße Laſt gegeben werden ſoll, die gehörige Länge, Höhe und Breite haben müſſe, iſt ſchon oben erinnert worden. In den

beyden

Miſy, ſo heißt bey einigen ältern Schriftſtellern ein Erz, welches ſich am Chalcitis oder Atrament-Stein erzeugt, und von goldgelber Farbe iſt.

Mimes, ſ. **Klappbandſchuhe**, im Art. **Handſchuh**, Th. 21, S. 462.

Mitauiſche Rechnungsmünzen. Man rechnet daſelbſt nach Albertsthalern zu 4 Fl. oder 90 Alb. gr. oder 120 gr. Courant. 1 Fl. hat 22½ Alb. gr. oder 30 gr. Cour.; 1 Alb. gr. 2¾ gr. Cour. 100 Albertsthalern ſind 138 Thal. 23 gr. 6 pf. Convent. Münze, oder 145 Thlr. 22 gr. 3 pf. Preuß. Cour.

Mitbehandigte, ſagt man in Oberdeutſchland für **Mitbelehnte**.

Mitbelehnſchaft, iſt in dem Lehnrechte der Zuſtand, das Verhältniß, da jemand mit einem andern über eine und eben dieſelbe Sache die Lehen empfangen hat, deſſen Mitbelehnter iſt. S. **Geſammtlehen**, im Art. **Lehen**, Th. 69, S. 215 fl.

Mitbewerbung, ſ. **Concurrenz**, Th. 8, S. 304.

Mite, Miethe, ſ. **Milbe**, Th. 90, S. 329.

Mite, iſt ein engliſches Gewicht, von welchem nach engliſchem Troys-Gewicht 20 auf ein Grain gehen. Nach dem cölniſchen Markgewichte iſt eine Mite $\frac{687}{800}$ eines Richtpfennigtheiles.

Miteſſer, Crinones, Comedones, Fr. Crinons, auch **Dürrmaden** und **Heimchen** genannt, ſind kleine, einer Linie ungefähr lange, madenähnliche, braune oder etwas dunklere, oben an ihrer Spitze ſchwärzliche Fäden, welche aus der Haut ausgedrückt werden können. Mit dieſen werden unreinlich gehaltene Kinder wie mit einem Ausſchlag, gemeiniglich in den erſten Tagen ihres Lebens oder auch nach einem halben Jahr, und bisweilen, aber ſelten, erſt nach dem zweyten Jahr befallen. Die Bruſt, die obern Theile der Schultern, die Stirn,

die Schläfe und der Oberſchenkel ſind dieſem Uebel ausgeſetzt. Die Haut dieſer Theile fühlt ſich dabey etwas rauh an, und iſt wie mit unzähligen dunkeln oder gelben Punkten, oder ganz kleinen Erhabenheiten, ganz dicht beſäet; da hingegen die übrige Haut weißer und zarter als gewöhnlich ausſieht.

Um ein Kind von dieſem Uebel zu befreyen, muß man es in ein warmes Bad bringen, und wenn dadurch die Haut erſchlafft iſt, eine in möglichſt ſtarke Gährung geſetzte Miſchung aus zwey Löffeln voll Weitzenmehl, eben ſo viel guten Bierhefen, und einem Löffel voll Honig, und zuvor warm gemacht, in die Haut gelinde einreiben; nach 3 oder 4 Minuten wird dieſe gährende Miſchung wieder von der Haut abgewaſchen, worauf ſich die ſogenannten Miteſſer oft in ungeheurer Menge auf der Haut zeigen werden, die man alsdenn vermittelſt eines wollenen Lappens mit Seife von der Haut ſorgfältig abreibt. Wenigſtens die Woche zweymahl muß dieſes warme Bad, Salbung und Abreibung wiederhohlt werden, und man wird bald das Kind von dem Uebel befreyt haben. Während dieſer Behandlung, und auch noch einige Wochen nachher, giebt man dem Kinde täglich nach und nach folgendes Mittel: Pulv. rad. rub. tinctor. in zwey Coffeetaſſen voll Waſſer, ſeiht es durch, und verſüßt die Abkochung mit etwas Honig. Das Kind muß außerdem ſtets reinlich gehalten, gewaſchen, und oft mit andern allemahl recht trocknen Kleidungsſtücken verſehen werden.

Mitfaſten, ſ. **Mittfaſten.**

Mitgabe, die, dasjenige, was einem andern mitgegeben wird. Am häufigſten in engerer Bedeutung, derjenige Theil der Güter, welchen die Aeltern

tern ihren Töchtern bey ihrer Verheyrathung mitgeben; die Mitgift, das Heyrathsgut. S. Brautſchatz, Th. 6, S. 574 fl. und Leibgedinge, Th. 70, S. 688 fl.

Mitgenoſſen-Conto, ſ. Compagnie-Conto, Th. 8, S. 270.

Mitgift, ſ. Mitgabe.

Mithras, eine Gottheit, welche die Römer aus Perſien erhielten, und in derſelben die Sonne oder das Feuer verehrten. Sie wird entweder als ein Jüngling abgebildet, welcher in morgenländiſcher Kleidung auf einem niedergeworfenen Ochſen kniet, und ihm einen Dolch in den Hals ſtößt, oder auch als ein Menſch mit einem Löwenkopfe und vier Adlersflügeln. Dieſe Figur, die entweder ganz nackend oder nur leicht bekleidet iſt, und um welche ſich von oben herab eine Schlange windet, ſteht bald auf einer Kugel, die von der Sonne beleuchtete Erde anzuzeigen, bald vor einem Altare, auf welchem Feuer brennt.

Mithridat, der, eine ſehr alte, aus vielen Kräutern und andern Mitteln zuſammen geſetzte Arzeney wider das Gift, ſowohl bey Menſchen als Thieren; und in weiterer Bedeutung oft eine jede wider das Gift kräftige Arzeney. Von dem vom Pompejus beſiegten Könige von Pontus, Mithridates, welcher ſich mit der Kenntniß der einfachen Arzneymittel, beſonders aber der Gifte und Gegengifte beſchäfftigte, und durch eine häufige Genießung einer ſolchen Arzeney alle Arten des Giftes ohne Schaden ſoll haben ertragen können. Quintus Serenus, ein Arzt des 4ten Jahrhunderts, ſetzt die aufgefundene Original-Compoſition ſehr herunter; Galen, Aetius, Scribon und andere haben die Vorſchrift aufbehalten; und die Formeln der neueren ſind aus ſo unzähligen

auch wohl allerhand künſtliche Düngungsarten, in tragbarem Stande erhalten.

Hierin allenthalben eine gemeine Weite und Entfernung zu beſtimmen, hält ſchwer, weil es dabey gar ſehr auf die Lage des Dorfs und der Aecker ankommt, und es einen großen Unterſchied machet, ob die letztern um das Dorf in einer gleichen Entfernung rund herum liegen, oder nur der Länge nach auf ein oder zwey Seiten herauf ſchießen.

Bey der erſten Lage werden die Miſtfuhren niemahls ſo weit, als bey der zweyten fallen. Inzwiſchen muß es ſchon ein großes Ackerwerk ſeyn, wenn man den Miſt über zwey tauſend Schritt vom Dorf, um damit auf den zur Bedüngung beſtimmten Ort zu kommen, zu fahren genöthiget iſt. Iſt ein Landwirth in die Nothwendigkeit, ſeinen Miſt weiter, als zweytauſend Schritt zu fahren, geſetzet, ſo wird alsdenn, auf den entlegenen Aecker ein eigenes Vorwerk anzulegen allemahl rathſam ſeyn.

Inzwiſchen wollen wir, um hierin einen gewiſſen allgemeinen Satz ausfindig zu machen, die gröſeſte Weite der von den Bauern zu verrichtenden Miſtfuhren auf zweytauſend, die von den nahen aber auf tauſend Schritt annehmen. Beydes die verſchiedene Länge der Tage, und die verſchiedene Weite der Fuhren gegen einander gehalten, würde nun folgendes billiges Dienſtmiſtfuhrenreglement zum Vorſchein kommen:

1) Zwiſchen Oſtern und Michael, folglich in derjenigen Jahreszeit, wo die längſten Tage einfallen, kann ein Dienſtbauer, wenn der zu bemiſtende Acker nicht über tauſend Schritt entfernt iſt, den ganzen Tag hindurch ganz füglich zehn Fuder Miſt, und zwar Vormittags ſechs, und

Nach-

zwar in der That dieſes Mittels nicht, vermuthlich weil es ihm an gehörigen Zeugniſſen gemangelt. Allein dagegen lehrt uns doch Q. Serenus Sammonicus, daß, ungeachtet der verſchiedenen Zubereitungen des Mithridats, die einzige im Kabinette des Königs erfundene Waare diejenige gemeine Compoſition ſey, die aus zwanzig Rautenblättern, ein wenig Salze, zweyen Nüſſen und ſo viel getrockneten Feigen beſtanden. Dies war nun das Mittel, das allen Giften vorbeugen ſollte; und wenn man des Morgens eine Doſis davon einnahm, ſo entkräftete dieſes die Gewalt aller Gifte am folgenden Tage, wie Galenus anführt. Das Beyſpiel des erſten Erfinders ward zum Beweiſe gegeben. Er hatte ſich deſſen ſo häufig bedient, daß er kein giftiges Kraut mehr finden konnte, das ihm im Nothfalle das Leben nehmen wollte.

Hierdurch erlangte dieſes Mittel einen ſolchen Ruhm, daß römiſche Kaiſer es mit eignen Händen zubereiteten, die Aerzte des Alterthums es zu verbeſſern ſuchten, und eine Menge von Büchern und nachgeahmten Compoſitionen daraus entſtanden. Andromachus, Nerons Arzt, nahm große Veränderungen damit vor. Er ließ den Scink heraus, that die Vipern hinzu, und verminderte das Opium. Das Kind mußte einen neuen Namen haben. Er nennte es Γαλήνη bis es zu Trajans Zeiten, entweder wegen der Vipern, die darin waren, oder wegen ſeiner Tugend wider ihre Biſſe, Theriak genannt wurde. Unter dieſem Namen iſt es noch bekannt, und gleichwohl machen unſre Apotheker noch den urſprünglichen Mithridat nach einem Receyte des Damocrates in Jambiſchen Verſen, welches man im Galen findet.

Es liegt nichts daran, ob Mithridates der wahre Erfinder dieſer Zuſammenſetzung ſey, da man nunmehr weiß, daß es kein ſo herrliches Gegengift iſt, als man zu einer Zeit glaubte, da man die Gifte ſchlecht, und alſo die Gegengifte nothwendig noch ſchlechter kannte. Was die Unwiſſenheit und große Liebe zum Leben angefangen hatte, trieb der hitzige Geſchmack des Volks an allem, was wunderbar iſt, noch höher. Wenn ein vornehmer Mann an ſeltnen Zufällen ſtarb, ſo war gewiß eine Stiefmutter, ein Nachfolger, oder ſonſt jemand Schuld daran. Die Liſt bekräftigte dieſe Fabeln, und ſchrieb den Tod umgebrachter Perſonen einem Gifte zu, das der Erblaßte

blaßte immer bey sich getragen und heimlich genommen haben mußte. Hierdurch wurden die nähern Untersuchungen der Sache und der Haß des Volks hintertrieben. Vermuthlich ist der Redner Demosthenes auf diese Weise umgekommen; denn die Umstände von seiner Vergiftung werden so verschiedentlich, und ihre Wirkung mit der Wirkung damals bekannter Gifte so wenig übereinstimmig erzählt, daß man nichts anders glauben kann. Dem Hannibal und andern mag es wohl nicht besser ergangen seyn. Dergestalt häuften sich die Gifte immer mehr an, und vermehrten also auch die Gegengifte. Starb jemand von einem unkräftigen Gifte nicht, so mußte ihn nothwendig ein andres erhalten haben.

Der Mithridat ist die allerseltsamste Vereinigung von Gegengiften, die man sich nur vorstellen kann. Ohne hier Vorwürfe zu wiederhohlen, welche schon tausendmal aus vernünftigen Gründen dagegen gemacht worden sind, kann bloß die Erfahrung allein dieser Panacee, welche sogar allein zukünftigen Uebeln vorbeugen sollte, alle ihre Ehre benehmen, indem sie sie mit zu dem gemeinen Haufen der schweißtreibenden Arzneyen hinunter setzt, welchen Namen viele führen, die wenig oder gar keine Tugenden haben. Seit fast zwey tausend Jahren, da er gebraucht worden, weiß man dem Mithridat keine bessere Wirkung zuzuschreiben. Der Kaiser Antonin fiel davon in eine gefährliche Schlafsucht, und Mithridates selbst hätte gewiß seines Todes wegen nicht in Verlegenheit kommen sollen, wenn nur sein Gift kräftig genug gewesen wäre, jeden andern, der keinen Mithridat gegessen hätte, hinzuopfern. Allen Giften, deren wir heut zu Tage so viel mehrere kennen, widersteht der Mithridat nicht besser, als das Opium; und wer es darauf wagen wollte, würde mit jenem Charlatan einerley Schicksal haben, der, nach Wepfers Berichte, ungeachtet des gepriesenen Gegengifts, so er zu sich nahm, dennoch an dem eingenommenen Arsenik sterben mußte, wieder das es nicht helfen konnte.

Fällt nun aber diese dem Mithridate ursprünglich zuerkannte Tugend ganz und gar weg, so wäre es wohl was Sonderbares, wenn er von ungefähr doch noch zu sonst was auf der Welt nützen sollte. Die vielen damit vorgenommenen Veränderungen

machen

machen ihn besonders als ein unnützes Ding verdächtig, und lassen uns fast nicht mehr unterscheiden, welches eigentlich der wahre seyn soll. Nach des Celsus Beschreibung bestand er aus acht und dreyßig einfachen Mitteln. Gegen die Zeiten des Nero nahm man fünfe davon, und that zwanzig andre hinzu. Andromachus that bald hernach wieder sechse davon, und setzte acht und zwanzig andre an die Stelle, so daß er nunmehr aus fünf und siebenzig Ingredienzien bestand. Aetius, ein Schriftsteller des fünften, und Myrepsus, einer des zwölften Jahrhunderts, beschrieben den Mithridat sehr verschieden, und nach der Zeit ist er noch immer mehr geändert worden. Viele einfache Arzneyen, die sonst hinein gekommen, sind uns heut zu Tage ganz unbekannt, andre ungewiß, und verschiedne sind, besonders seit den Zeiten des Plinius, sehr unbestimmt beschrieben worden. Man hat also nachher nach Belieben andre hinzu gesetzt, und unter den Beschreibungen des Andromachus, Damocrates, Critons, Magnus, Xenocrates und Demetrius, weiß man eben so wenig zu wählen, als unter den verschiedenen Compositionen, die fast in jeder Apotheke anders sind.

Doch dieses möchte alles seyn, wie es wollte, wenn nur nicht der Mithridat ein so schädliches Ding zugleich wäre, worin das Opium unter eine solche Menge andrer Arzneyen versteckt ist, daß gar leicht ein Irrthum, der tödtlich für Kranke seyn kann, daher entsteht. Galen will deshalb, daß man es eine Zeitlang aufbewahren soll, um die Kraft des Opiums dadurch zu schwächen, welches aber ein schlechtes Mittel dawider ist, ob man gleich noch jetzt, um eben dieser Ursache willen, den Mithridat dreyßig bis vierzig Jahr aufbehält. Hierzu kommt, daß durch diese weitläuftige Vermischung leicht eine Gährung hervorgebracht wird, die die Wirkung des Opiums um drey bis viermal stärker machen kann, als man vermuthen oder denken sollte. Jedoch man sieht zu unsern Zeiten, dem Himmel sey Dank! dieses elende Arzneymittel immer mehr und mehr in Verfall kommen; und wie schon ehedem Plinius, und, in den neuern Zeiten, Junker, dasselbe für eine Strafe Gottes erkannt haben, womit er die Menschen heimsucht, so werden auch alle treue Aerzte

daranf bedacht seyn, dieſe alte Landplage endlich einmal mit vereinigten Kräften auszurotten.

Man ſehe übrigens auch

Baldinger's Neues Magazin. XIV B. 6 St. S. 454.

Pyl's Aufſätze und Beobachtungen VIII. S. 92 (Leichenöffnung eines nach einer kleinen Doſis vom ſogenannten Kinder-Mithridat (Requies Nicolai) plötzlich verſtorbenen zarten Kindes).

Deſſelb. Repertorium 3 B. 1 St. S. 145.

Mitigiren, heißt lindern, mildern.

Mitis, in der Schifffahrt, ein **Legel** um die Maſten, ſ. Th. 69, S. 47.

Mitkal, ſ. **Metecal**, Th. 89, S. 699.

Mitlaut, der, in der Sprachkunſt, ein Laut, welcher nicht allein für ſich, ſondern nur in Geſellſchaft eines Selbſtlautes hervor gebracht und gehöret werden kann; ein **Conſonant**, im Gegenſatze dieſes **Selbſtlautes**, oder des **Vocales**. **Der Mitlauter** iſt das Zeichen eines Mitlautes, oder derjenige Buchſtabe, welcher den Mitlaut auch den Augen merklich macht.

Mitleiden, das, ſ. im Art. **Leidenſchaft**, Th. 75, S. 346.

Mitlein, ein Getreidemaß, welches in Ulm 2896 und 1459 Par. Cub. Zoll hält.

Mitonniren, franz. mitonner, heißt Brot in heißer Suppe einweichen und es mit der Suppe anrichten. Wenn man nähmlich eine Suppe verfertigt hat, und bald anrichten will, ſo legt man Brot in die Schüſſel, wo die Suppe hinein ſoll, entweder geröſtete Semmelſcheiben oder Kruſten von geraſpeltem Brote, oder nach Beſchaffenheit ein ganz geraſpeltes Brot. Wenn man ein ganzes Brot einlegt, ſo muß man erſtlich unten ein kleines Loch machen, und etwas von den Broſame heraus nehmen, alsdann gießet man gute klare Fleiſchbrühe ganz heiß kochend darauf, und ſetzt

es

es mit einem niedrigen Dreyfuß auf Kohlen oder eine Glutpfanne, mit einer andern Schüssel zugedeckt, und läſſet es ein wenig langſam einkochen, und gießt hernach die Suppe darüber, und ſolches heißt, das Brot vorher mitonniren. Wenn man aber die Suppe in einer Porcellan-Schüſſel anrichten will, welche man nicht auf das Feuer ſetzen kann, ſo legt man das Brot darein, und gießt die klare Fleiſchbrühe kochend heiß darauf, denn gleich zugedeckt und gegen das Feuer geſetzt, und läßt es alſo mitonniren oder einziehen.

Mitpfleger, ſo heißen in Frankfurt am Mayn 12 Deputirte der Bürgerſchaft, welche mit 6 Raths-Deputirten die Einkünfte des Armenhauſes verwalten.

Mitra, eine Mütze, ein Biſchofshut. In der Naturgeſchichte iſt es der Beynahme einiger Schnecken, welche eine mützenförmige Geſtalt haben.

Mitra Hippocratis, oder Mütze des Hippocrates, eine chirurgiſche Bandage um den Kopf.

Mitraille, Stücke altes Eiſens, welche in die Kanonen geladen werden, um eine größere zerſtörende Wirkung hervor zu bringen, als es mit einer Kugel allein möglich iſt. Das Schießen damit heißt Kartätſchenfeuer oder Mitrailade, welchen letzten Nahmen auch eine Art von Hinrichtungen während der Schreckensregierung in Frankreich bekommen haben. Zu einer Zeit, wo die Guillotine, ſo geſchwind ſie auch arbeitete, um die Schlachtopfer abzuthun, doch noch zu langſam ging, trieb man eine Anzahl derſelben zuſammen, und feuerte mit Kartätſchen unter ſie, bis ſie niedergeſtürzt waren. Dieſes ſchreckliche Mordſpiel wurde zuerſt gegen die unglücklichen Bewohner von Lyon angewendet, und der Erfinder deſſelben, der abſcheu-

scheuliche Collot-d'Herbois führte in der Folge den Nahmen Mitrailleur davon.

Von den Kartätschen sehe man übrigens im Art. Kanone, Th. 34, S. 381 fl. das weitere.

Im französischen Handel bedeutet Mitraille eigentlich allerley Kupfer und Messing, welches zum Verschmelzen dient. Auch pflegen die Kaufleute das in Fässer verpackte Geld unter diesem Nahmen zu verbergen, damit es die Räuber nicht so sehr reitze.

Mitricol, s. **Metricol**, Th. 90, S. 261.

Mitrheder, auch ein **Schiffsfreund**, franz. Co-Bourgois oder Com-Bourgois, ein bey dem Seewesen und bey der Handlung zur See gebräuchliches Wort. Es bedeutet denjenigen, welchem ein Schiff nebst noch einem oder mehreren Eigenthümern gemeinschaftlich zugehört, der also nebst ihnen der Rheder davon ist. S. **Rheder**.

Mitschelinsholz, ein Nahme des gemeinen **Spindelbaums**, Evonymus europaeus Linn.

Mittag *), 1. eigentlich die Mitte des Tages, d. i. diejenige Zeit, zu welcher die Sonne am höchsten über dem Horizonte gesehen wird, oder in welcher der Mittelpunkt derselben in den **Mittagskreis** kommt, oder culminiret. **Es ist Mittag.**

*) Dieses Wort ist aus dem alten Beyworte mitte und Tag, so wie Mitternacht aus eben demselben und Nacht zusammen gesetzt, daher die ältern Schriftsteller, wie Notker, Willeram, Stryker und die schwäbischen Dichter es noch getheilt schreiben, mitten Tag, im Theuerdanke noch Mittentag, woraus endlich unser Mittag für Mittag zusammen gezogen worden, welches den Ton auf der ersten Sylbe behalten hat. Im Angels. Middaeg, im Holländ. und Nieders. Middag. Lat. Meridies. Franz. Midi.

tag. Zu Mittage eſſen. Figürlich in der höhern Schreibart, das muntere männliche Alter.

2. Diejenige Gegend des Himmels, in welcher die Sonne zu Mittage geſehen wird, und welche Mitternacht gegen über liegt, oder welche Morgen zur rechten, Abend aber zur linken Hand hat, ohne Plural; Süden. Gegen Mittag liegen, wohnen, reiſen. Der Wind kömmt von Mittag.

Die Aſtronomen fangen zu Mittage zu zählen an, und zählen in einem fort, bis zum Augenblicke, da der nächſtfolgende Mittag wieder eintritt, 24 aſtronomiſche Stunden. Hingegen fängt man bey bürgerlichen Tagen 12 Stunden früher um Mitternacht an, und zählt bis zu Mittag 12 Stunden, und vom Mittage bis zur nächſtfolgenden Mitternacht abermahls 12 Stunden; jene Stunden heißen daher auch Morgenſtunden, und dieſe Nachmittagsſtunden. Der Mittag ſelbſt fällt in die Mitte des Tages oder der Zeit, welche die Sonne über dem Horizonte zubringt, und hat davon auch den Nahmen.

Beyde, die aſtronomiſche und bürgerliche Zeitrechnung richtet ſich nach dem wahren Mittage, welchen die Sonnenuhren, Gnomons und andere Beobachtungsmittel geben. Von dem wahren Mittage wird der mittlere unterſchieden, oder diejenige Zeit, in welcher der mit gleichförmiger Bewegung gegen Oſten fortgehende mittlere Ort der Sonne im Meridiane anlangt. Der wahre Mittag erfolgt bald ſpäter, bald früher, als der mittlere, und viermahl des Jahres iſt er mit dem mittlern Mittage gleich. Die Zeitgleichung gibt den Unterſchied zwiſchen beyden Mittagshöhen an, wovon im Art. Uhr das weitere.

Mittagsblume, Mesembryanthemum, s. Faserblume.

Mittagscirkel, s. Mittagskreis.

Mittagsessen, dasjenige Essen, welches man um Mittag zu sich nimmt; ingleichen die Handlung, da man es zu sich nimmt, im gemeinen Leben. Das Mittagsessen versäumen. In der anständigeren Sprechart die Mittagsmahlzeit.

Mittagsfernrohr, Durchgangsfernrohr, ein astronomisches Fernrohr, welches so eingerichtet und befestiget ist, daß dessen Axen sich nur in der Mittagsfläche bewegen, sonst aber keine Seitenbewegung zulassen. Wenn durch ein solches Fernrohr ein Stern in der verlängerten Axe gesehen wird, so ist gerade die Culmination des Gestirns da; und der Augenblick, da dieses geschiehet, an einer Uhr beobachtet, gibt die Zeit der Culmination an.

Mittagsfläche, lat. Planum meridiani, ist 1. in der Astronomie und mathematischen Erdbeschreibung eine Ebene, durch die Vertical-Linie und durch die Weltaxe. Weil dem Anscheine nach die Himmelskugel sich täglich einmahl um ihre Axe drehet, so muß auch dieser Vorstellung gemäß ein jeder Punkt derselben dem Scheitelpunkte am nächsten kommen oder culminiren, wenn er sich in gedachter Ebene befindet. Es muß also diese Ebene durch die Mittagsgegend gehen. Davon heißt sie die Mittagsfläche, und ihr Durchschnitt mit dem Horizonte bestimmt daselbst den Mittelpunkt.

Die Mittagsfläche steht nicht allein auf der Ebene des Horizontes, sondern auch auf der Ebene des Aequators senkrecht.

Im Augenblicke des wahren Mittags, oder wenn der Mittelpunkt der Sonne culminiret, befinden

finden ſich die Schatten lothrecht aufgerichteter Stäbe auch in der Mittagsfläche.

Mittagsgang, ſtehender Gang, heißt beym Berg- und Hüttenweſen ein Gang, welcher zwiſchen der 12ten und 2ten Stunde ſtreicht, weil er ſeine Richtung gegen Mittag nimmt.

Mittagshöhe, lat. Altitudo meridiana, franz. Altitude méridienne, heißt diejenige Höhe eines Sternes, da er in ſeiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen iſt. In dieſer Höhe hat er gerade die Mitte ſeines Weges vom Aufgange bis zum Untergange erreicht. Solche Sterne, welche bey uns nicht untergehen, kommen täglich zweymahl in den Mittagskreis, und erreichen das eine Mahl ihre größte, und das andere Mahl ihre kleinſte Höhe. Iſt von der Mittagshöhe ſchlechthin die Rede, ſo verſteht man darunter gemeiniglich die größte Höhe.

Die Sonne hat alſo ihre Mittagshöhe zur Mittagszeit erreicht.

Mittagskind, ein Kind, welches Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr geboren iſt, und nach der Meinung der Sternbeuter zu großen Ehren gelangen, oder doch wenigſtens vor andern Perſonen ſeines Standes ſich auszeichnen ſoll.

Mittagskreis, **Mittagszirkel**, **Meridian**, lat. meridianus, franz. méridien, heißt derjenige größte Kreis an der ſcheinbaren Himmelskugel, welcher durch beyde Pole und den Scheitelkreis gehet, oder der Durchſchnitt der Mittagsfläche mit der Himmelskugel. Wenn die Sterne bey ihrer ſcheinbaren täglichen Bewegung in dieſen Kreis kommen, ſo haben ſie ihre größte Höhe erreicht, und der Mittelpunkt der Sonne in ſelbigem beſtimmt den wahren Mittag.

ligen und öfters ganz widersinnigen Dingen zusammen gesetzt, daß der klügere Arzt dieses Opiat gar nicht mehr braucht.

Um das vorstehende noch mehr zu bestätigen und zugleich den Glauben an die heilsame Wirkung dieses Opiates zu untergraben, füge ich hier noch eine Stelle aus Unzer's Arzt hinzu *).

Unter den gemeinen Hausarzneyen, die seit uralten Zeiten in jedermanns Händen sind, kann wohl der Theriak und Mithridat oben an stehn, und um deswillen halte ich es für nützlich, meinen Lesern einmal zu sagen, was sie von dieser Arzney zu hoffen haben. Unter den neuesten Schriftstellern hat Herr D. Heberdeen dieselbe wohl am ausführlichsten beurtheilt, und ich werde mich hier seiner Gelehrsamkeit bedienen.

Der König Mithridates hielt sich selbst für den vollkommensten Kenner der Kräfte aller einfachen Arzneyen. Seine Schmeichler bestärkten ihn in seinem Wahne, und die Geschichtschreiber rühmen ihn als einen zweyten Salomon. Allein der Begriff von seiner Weisheit verringert sich sehr, wenn man bedenkt, wie wenig Gelegenheit und Hülfsmittel er zu dergleichen Untersuchungen haben konnte. Pompejus, der durch das Gerücht einen hohen Begriff von seinen Geheimnissen erhalten hatte, bemächtigte sich, nach erfochtenem Siege, der Schriften dieses Prinzen, mußte aber selbst über seine Leichtgläubigkeit lachen, als er, statt der Geheimnisse, nur ein paar schlechte Recepte fand. Wahrscheinlicher Weise suchten schon damals gewisse Leute von den Vorurtheilen der Menschen zu profitiren, und sich durch einen versteckten Betrug zu bereichern. Man machte alsobald zu Rom unter dem Titel eines Gegengifts vom Mithridates, das unter seinen Papieren gefunden worden wäre, eine prächtige Zusammensetzung bekannt, dergleichen noch heut zu Tage gemein sind, woran aber wohl Mithridates den wenigsten Antheil gehabt hatte. Plutarch, der sonst alle Kleinigkeiten von Schriften dieses Königs angemerkt hat, gedenkt zwar

*) Der Arzt. Neueste Ausgabe, IV. B. Leipzig, 1778. S. 358 ff.

ſetzten Meridians werden alsdann die entgegengeſetzte Hälfte des Mittagskreiſes am Himmel ſehen, und folglich in Anſehung ihrer Mittage und Zeitangaben von jenem Orte um 12 Stunden verſchieden ſeyn.

Die Mittagskreiſe werden wie alle übrigen Kreiſe in 360 Grade getheilet. Die geographiſche Breite der Oerter wird in dergleichen Graden und Theilen davon angegeben. Nimmt man dabey auf die gegen die Pole zu abgeplattete Geſtalt der Erde Rückſicht, ſo können auch die Grade der Mittagskreiſe nicht von einerley Größe ſeyn, ſondern ſie ſind gegen die Pole zu größer als gegen den Aequator.

Alle Oerter, welche in einerley Meridiane liegen, haben einerley geographiſche Länge. Diejenigen hingegen, welche nicht in einerley Mittagskreiſe ſich befinden, haben auch verſchiedene Länge, und es wird der Unterſchied der Längen durch den Unterſchied der Meridiane, d. i. durch den Unterſchied der Zeit beſtimmt. M. ſ. **Länge** und **Breite, geographiſche**, Th. 64, S. 593 fl.

Mittagskreis, erſter, meridianus primus, prémier méridien, heißt derjenige Mittagskreis, welcher durch einen im Aequator willkührlich angenommenen Punkt geleget, oder welcher als der erſte unter allen betrachtet wird. Wenn man durch verſchiedene Oerter auf der Erdoberfläche Meridiane leget, ſo geben die zwiſchen ihnen gelegenen Bogen des Aequators die Unterſchiede der Längen dieſer Oerter an. Verlangt man aber abſolute Größen der Längen dieſer Oerter, ſo müſſen ſie alle von einerley Punkt des Aequators ausgerechnet werden, und eben der Mittagskreis durch dieſen Punkt gelegt, wird der erſte unter den übrigen genannt. Weil aber die Lage dieſes Punk-

tes ganz willkührlich ist, so hat man auch selbst dem ersten Mittagskreise verschiedene Lagen gegeben. Die Alten zogen ihn etwa durch die westlichen ihnen bekannten Länder; Ptolemäus durch die westwärts der afrikanischen Küste gelegenen canarischen Inseln, von welchen man die Erdfläche zu rechnen anfing, weil man damahls weiter gegen Westen hin kein Land mehr kannte. Selbst jetzt ist es noch gewöhnlich, den ersten Meridian in diese Gegend zu legen. Dadurch erlangt man wenigstens auf den Landkarten den Vortheil, daß die alte Welt ganz in die östliche, und die neue größtentheils in die westliche Halbkugel der Erde fällt. Dies verschafft besonders bey Planigloben, welche die ganze Erdfläche auf zwey neben einander liegenden Halbkugeln vorstellen, den Vortheil, daß man nicht nöthig hat, dieselben durch die Ebene des ersten Mittagskreises zu zerschneiden.

Gerhard Mercator auf seinen Karten, und nach ihm Riccioli legten den ersten Meridian durch die canarische Insel Palma, und zwar durch den Hafen St. Creutz, weil Colom aus selbigem zur Entdeckung der neuen Welt ausgesegelt ist. Weiter westwärts wurde er von Wilhelm Blaeu durch die azorischen Inseln **del Corvo** und **Flores** gezogen, weil daselbst zu seiner Zeit die Magnetnadel keine Abweichung zeigte; nachher aber rückte er ihn selbst auf die canarische Insel **Teneriffa**, worin ihm nachher fast alle holländische Geographen gefolget sind.

In Frankreich hingegen zog man diesen Kreis durch den westlichsten Ort der canarischen Inseln, nähmlich durch die Insel **Ferro** oder **Ferri**. Und selbst Ludwig XIII. setzte durch einen Befehl vom 25. April 1634 fest, daß die französischen

Geogra-

Geographen und Seefahrer die Längen der Oerter nie anders, als von da aus rechnen sollten. Die westliche Küste dieser Insel liegt einige Minuten über 20 Grade vom Meridiane der pariser Sternwarte gegen Abend, und man nimmt den ersten Meridian, um die Rechnung zu erleichtern, genau 20 Grade von dem pariser Meridian an. Von dieser Zeit fängt man von diesem ersten Meridiane an die Grade des Aequators von Abend gegen Morgen um die ganze Erde herum fortzuzählen.

An sich kommt wenig darauf an, wo man den ersten Meridian hinlegen will, weil in der Ausübung nicht absolute Längen, sondern nur Unterschiede derselben gebraucht werden, um die wahre Lage der Oerter auf der Oberfläche der Erde zu bestimmen. (M. s. Länge, geographische, am oben angeführten Orte, S. 597 fl.) Daher auch die Astronomen mehrentheils den Mittagskreis ihrer Sternwarten als den ersten annehmen, wie z. B. Tycho den von Uranienburg, Flamstead den zu Greenwich, Manfredini den zu Bologna, u. s. w. *).

Mittagskreis, magnetischer, meridianus magneticus, méridien magnetique. Wenn sich eine Magnetnadel ganz frey bewegen kann, so bleibt sie zuletzt in einer Lage stehen, deren Richtung nicht ganz genau nach dem wahren Mittags- oder Mitternachtspunkte geht, sondern von selbiger mehr oder weniger abweicht. Legt man durch die Richtung der Magnetnadel eine auf den Horizont senkrechte Ebene, so wird diese gehörig erweitert

*) M. s. Lulof's Einleitung zur mathematischen und physikalischen Kenntniß der Erdkugel. A. d. Holl. durch Kästner. Gött. und Leipz. 1755. 8. §. 619. 620.

weitert durch den Mittelpunkt der scheinbaren Himmelskugel gehen, und diese selbst in dem größten Kreise schneiden, welcher der **magnetische Meridian** und seine Ebene die **magnetische Mittagsebene** genannt wird. Die Lage des magnetischen Mittagskreises ist an jedem Orte der Erde eine andere, und selbst für einerley Ort mit der Zeit veränderlich.

S. Fischer's physikalisches Wörterbuch III. Th. S. 612 fl.

Sonst sehe man auch noch:

Rösler's Astronomie, S. 256.

Rittenhousen's Methode, ein Absehen in der Mittagsfläche zu stellen. In Lichtenberg's Magazin V. B. III. St. S. 170.

Gothaisches Taschenbuch 1790, S. 76. 1794, S. 94.

Wollaston's Beschreibung eines Durchgangskreises, zu Bestimmung des Orts der Gegenstände am Himmel, so wie sie durch den Meridian gehen. S. Geißler's Instrumente und Kunstwerke. V. Th. Zittau und Leipzig, 1796. S. 57 fl.

Mittagslinie, (linea meridiana, ligne méridienne) ist die Durchschnittslinie der Mittagsfläche mit der Horizontalfläche. Man kann einen kleinen Theil derselben an einem Orte der Ebene als einen Theil des durch diesen Ort gehenden Mittagskreises der Erde selbst betrachten, welcher immer noch als gerade angenommen werden kann, so lange die Krümmung der Erde nicht merklich ist. Werden hingegen mehrere solche Theile der Mittagslinie für verschiedene Orte, die in einerley Mittagskreise liegen, mit einander verbunden, so machen sie endlich einen Bogen des Mittagskreises selbst aus. Wenn also die Mittagslinie eines Ortes sehr weit verlängert wird, so krümmt sie sich in einen wahren Bogen des Meridians.

Zu astronomischen Beobachtungen ist die Mittagslinie gar nicht zu entbehren, und im bürgerlichen

gerlichen Leben ist sie zu mehr als einer Absicht nützlich. So dient sie z. B. zur richtigen Bestimmung der Zeit und gehöriger Stellung der Uhren, zur Verzeichnung der Sonnenuhren u. s. f. Es gibt viele Methoden, die Mittagslinie eines Ortes zu finden. So bedienen sich die Astronomen folgender Methode, auf ihren Sternwarten die Mittagslinie zu suchen; in einer erhabenen gegen Süden liegenden Mauer oder in einem Fensterladen macht man ein kleines Loch, durch welches die Sonne zu Mittage auf den Boden, oder eine besonders dazu eingerichtete völlig horizontale Ebene, scheinen kann. Etwa 3 Stunden Vor- und Nachmittage sucht man einige Mahl übereinstimmende Sonnenhöhen mit einem genau eingetheilten Quadranten, und bemerket dabey die Zeit einer jeden Vor- und Nachmittag mit einander correspondirenden Höhe, durch das Mittel davon erhält man die Zeit, welche die Pendeluhr im wahren Mittage zeigte. Im folgenden Tage bemerket man um diese Zeit den Punkt des Bodens, wo das Sonnenbild hintrifft, und zieht durch denselben und den senkrecht unter der Oeffnung im Fensterladen liegenden Punkt des Bodens eine Linie, welche die Mittagslinie seyn wird.

Die gemeinste Art aber, selbige zu finden, besteht im folgenden: auf einer wagrechten Ebene beschreibet man aus einem Punkte Fig. 5381. c verschiedene concentrische Kreisbogen, und errichtet in den Mittelpunkte c dieser concentrischen Kreise einen Stift von etwa 6 bis 9 Zoll senkrecht auf; hiernächst bemerket man vor Mittage zwischen 9 bis 11 Uhr und nach Mittage zwischen 1 bis 3 Uhr die Punkte, wo das Ende des Schattens dieses Stiftes einen von den beschriebenen Kreisbogen berühret, alsdann zieht man durch diese

Punkte gerade Linien wie bey a b, und theilet ſie in zwey gleiche Theile, ſo wird die durch c und d. Theilungspunkte gezogene gerade Linie c d die Lage der Mittagslinie angeben. Durch dieſes Verfahren werden ebenfalls correſpondirende Sonnenhöhen beobachtet; denn weil die Punkte a und b in einerley Kreiſe um c liegen, ſo werden die Schatten Vormittags mit den des Nachmittags gleich lang, folglich ſtand die Sonne beyde Mahl gleich hoch. Da nun die Mittagsfläche zwiſchen den Gegenden, da die Geſtirne auf der Morgen- und Abendſeite gleiche Höhen erreichen, mitten inne ſtehet, ſo iſt auch eine zwiſchen a und b gezogene Linie durch c in der Mittagsfläche, und weil ſie zugleich horizontal iſt, die Mittagslinie. Man ſieht leicht, daß zu dieſer Beſtimmung nur ein Kreis um c hinreichend geweſen wäre, der Genauigkeit wegen aber werden mehrere beſchrieben.

Eine ähnliche Methode iſt im Art. Markſcheidekunſt, Th. 48, S. 491 ſ. angegeben worden. In der monathlichen Correſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, Apr. 1801. S. 419 — 434 beſchreibt der Herr von Zach eine neue leichte und bequeme Methode, ohne eigentliche Inſtrumente, ohne Loth und Sonnenſchein, bloß mit einer Uhr und einem, gleiche Höhe und Diſtanzen anzeigenden Reflexions-Werkzeuge, eine Mittagslinie von beliebiger Ausdehnung, auf viele Meilen, über Berg und Thal in einem Lande zu ziehen. Ich führe davon nur an, daß Seefahrer, die auf ihren Entdeckungsreiſen irgendwo landen, und eine Extemporan-Sternwarte aufſchlagen wollen, nach dieſer Methode ihren wahren Meridian in 6 Stunden ſehr genau beſtimmen können. Das übrige wird man am angeführten Orte nachſehen.

Bey den zuerſt angegebenen Methoden, die Mittagslinie eines Ortes zu finden, müſſen wegen der von Vor- bis Nachmittage veränderlichen Abweichung der Sonne eigentlich noch die gehörigen Berichtigungen gemacht werden, welche jedoch beym gewöhnlichen Gebrauche ganz weggelaſſen werden können, und auch überhaupt ganz wegfallen, wenn man zur Findung der Mittagslinie die Zeit der Sonnenwende wählet.

Außer dem Gebrauche der Mittagslinien zu aſtronomiſchen Beobachtungen ſind auch Mittagslinien zur Abmeſſung der Grade auf der Erdkugel und überhaupt zur Verbeſſerung der geographiſchen Ortsbeſtimmungen durch ganze Länder gezogen und verlängert worden. Die berühmteſte Unternehmung dieſer Art iſt die Verlängerung der Mittagslinie der pariſer Sternwarte, welche den Picard angefangen, von Johann Dominicus Caſſini in den Jahren 1700 und 1701 ſüdwärts bis Collioure an den Pyrenäen und von Jakob Caſſini, Maraldi und de la Hire 1718 nordwärts bis Dünkirchen, zuſammen durch einen Bogen von $8^{\circ}\,31'\,6\frac{1}{2}''$ des Mittagskreiſes der Erde fortgeſetzet worden *). Um dieſe Mittagslinie auf der Sternwarte ſelbſt kennbar zu machen, ſind Obelisken aufgerichtet, welche von da aus am Geſichtskreiſe den wahren Mittags- und Mitternachtspunkt bezeichnen **).

Auch ſind verſchiedene zu aſtronomiſchen Beobachtungen beſtimmte Mittagslinien mit einem Gnomon, d. i. mit einer Veranſtaltung verſehen, durch

*) Jacques Caſſini traité de la figure et de la grandeur de la terre; in der Suite des mémoir. de l'Acad. des ſcienc. 1718.

**) Le Monnier; in den mémoir. de l'Acad. des ſcienc. 1747.

Mittagsblume, Mesembryanthemum, ſ. Zaſerblume.

Mittagscirkel, ſ. Mittagskreis.

Mittagseſſen, dasjenige Eſſen, welches man um Mittag zu ſich nimmt; ingleichen die Handlung, da man es zu ſich nimmt, im gemeinen Leben. Das Mittagseſſen verſäumen. In der anſtändigern Sprechart die Mittagsmahlzeit.

Mittagsfernrohr, Durchgangsfernrohr, ein aſtronomiſches Fernrohr, welches ſo eingerichtet und befeſtiget iſt, daß deſſen Axe ſich nur in der Mittagsfläche bewegen, ſonſt aber keine Seitenbewegung zulaſſen. Wenn durch ein ſolches Fernrohr ein Stern in der verlängerten Axe geſehen wird, ſo iſt gerade die Culmination des Geſtirns da; und der Augenblick, da dieſes geſchiehet, an einer Uhr beobachtet, gibt die Zeit der Culmination an.

Mittagsfläche, lat. Planum meridiani, iſt 1, in der Aſtronomie und mathematiſchen Erdbeſchreibung eine Ebene, durch die Vertical-Linie und durch die Weltaxe. Weil dem Anſcheine nach die Himmelskugel ſich täglich einmahl um ihre Axe drehet, ſo muß auch dieſer Vorſtellung gemäß ein jeder Punkt derſelben dem Scheitelpunkte am nächſten kommen oder culminiren, wenn er ſich in gedachter Ebene befindet. Es muß alſo dieſe Ebene durch die Mittagsgegend gehen. Davon heißt ſie die Mittagsfläche, und ihr Durchſchnitt mit dem Horizonte beſtimmt daſelbſt den Mittelpunkt.

Die Mittagsfläche ſteht nicht allein auf der Ebene des Horizontes, ſondern auch auf der Ebene des Aequators ſenkrecht.

Im Augenblicke des wahren Mittags, oder wenn der Mittelpunkt der Sonne culminiret, befinden

Mittagspol, s. **Südpol.**

Mittagspunct, **Südpunkt** (meridies, auster, midi, sud) ist der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsseite hin. Von den Schiffern wird dieser Punkt **Süden** genannt. Er ist einer von den vier Haupt- oder Cardinal-Punkten, durch welchen die vier Hauptgegenden im Horizonte bestimmt werden. Von diesem Punkte wird die ganze umliegende Gegend des Himmels die **Mittagsgegend** genannt, und man sagt von dem, was sich daselbst ereignet, es geschehe gegen Mittag. Von diesem Punkte aus rechnet man die Grade auf dem Horizonte des Azimuthal-Winkels der Gestirne.

Mittagsruhe, die Ruhe oder der Schlaf, welchen man nach der Mittagsmahlzeit hält; im gemeinen Leben **der Mittagsschlaf.**

Mittagsschlaf. Siehe das vorige, und den Artikel **Schlaf.** Uebrigens wird es hier nicht am unrechten Orte seyn, schon vorläufig mit einigen Worten die Zeichen zu bemerken, nach welchen der Mittagsschlaf für heilsam oder für nachtheilig zu halten ist. Denjenigen, die darauf sich heiter, erquickt und gestärkt fühlen ist er allerdings empfehlungswerth; dagegen andre, welchen der Kopf darnach schwer, eingenommen, und das Gesicht roth ist, mit Trägheit und Unlust zu allem, ihn lieber vermeiden müssen. Es kommt dabey übrigens viel auf die dermalige Disposition des Körpers, auf die vorhergegangene Mahlzeit in quanto und quali, auf äußere und innere Ruhe u. d. gl. an, so daß dieser Schlaf selbst bey demselben Menschen nicht immer die gleiche Wirkung hat. Wenn er nicht bald gelingt, welches sich leicht merken läßt, ist es besser sich davon zu enthalten für diesmahl, als ihn länger zu suchen. Auf

allen

Der Mittagskreis theilet die Himmelskugel in zwey Halbkugeln ab, nähmlich in die westliche und östliche, hemisphaerium occidentale et orientale. Der Beobachter, welcher sich in unsern nördlichen Ländern mit dem Gesichte gegen Mittag kehret, hat die westliche Halbkugel zur Rechten, und die östliche zur Linken. Der Meridian schneidet den Horizont im wahren Mittagspunkte und Mitternachtspunkte; und die von diesen um 90 Grade entfernten Punkte des Horizontes, oder der Abendpunkt und Morgenpunkt sind die Pole des Mittagskreises.

Auf diesem Kreise werden die Polhöhe eines Ortes, die Aequator-Höhe, Declination der Sterne, u. s. w. angegeben.

Mittagskreise der Erdkugel, Meridiane der Erde, meridiani terrestres, s. terrae, méridiens de la terre, heißt ein jeder von den größten Kreisen auf der Oberfläche der Erdkugel, welche durch beyde Pole derselben gehen. Wird ein solcher Kreis durch irgend einen Ort auf der Erde gezogen, so ist er alsdann dieses Ortes Meridian, und seine erweiterte Ebene für denselben Ort die Mittagsfläche, welche an der scheinbaren Himmelskugel den Mittagskreis abschneidet.

Meistentheils aber versteht man unter dem Meridian eines Ortes auf der Erde nur die Hälfte des größten Kreises, welcher von einem Pole zum andern durch den Ort selbst gehet; in diesem Sinne wird alsdann die andere Hälfte des Kreises der entgegengesetzte Meridian des Ortes seyn. Es stehen daher auch alle Meridiane auf dem Erd-Aequator senkrecht, und diejenigen Orte, welche in einerley Meridian liegen, haben auch am Himmel einerley Mittagskreis, mithin zugleich Mittag und einerley Zeit; die Orte des entgegengesetzten

Welche unter den gebräuchlichsten Vorkosten werden für die besten gehalten, oder von den Leuten am liebsten gegessen?

Da es mehr geachtete Vorkosten giebt, welche sind die weniger geachteten, und deshalb unter die schlechten des Orts zu zählen?

Sollten wohl nicht einige Vorkosten nur dieserwegen die weniger geachteten seyn, weil ihre Zubereitungsart nur immer so einförmig gewesen?

War die Zubereitungsart immer eine und eben dieselbe, sollte die Vorkost durch eine veränderte, aber nicht theurere, Zubereitungsart nicht in Achtung zu bringen seyn?

Wenn die Vorkosten bisher nicht einförmig bereitet worden, auf wie mancherley Art ist solches geschehen?

Dafern nicht alle Werkeltage Fleischtage, das ist, solche Tage sind, an welchen Fleisch gespeiset wird, welches sind dieselben?

Ist es etwas willkührliches, wenn nicht alle Tage Fleischtage sind, einen der Hausmutter beliebigen und bequemen Tag einem andern vorzuziehen?

Richtet man sich etwa mit dem Fleischgeben an gewissen Tagen nach dieser oder jenen schwerern Arbeit oder Fuhrwerke?

Was für eine Art des Fleisches ist die gebräuchlichste, in diesen oder jenen Umständen der Zeit und der Arbeiten, frisches, gepökeltes, oder geräuchertes?

Im Fall alle Tage Fleisch, nach der Observanz des Landes, gegessen werden muß: welche Art des Fleisches steht in der größten Achtung; Rindfleisch, Schweinefleisch, oder Schöpsenfleisch?

Ist die eine Art des Fleisches verachteter als die andre, vielleicht weil mit den Fleischarten unter einander nicht oft genug abgewechselt worden, oder die Zubereitungsart zu einförmig gewesen: sollte sie nicht, durch Abwechselung, auch veränderte Zubereitungsart, in Achtung zu bringen seyn?

Wird geräucherter Speck, gekochet, oder ausgebraten, oder auch wohl roh, dem andern Fleische gleich geachtet?

Dafern auch Eyerkuchen statt des Fleisches gelten können: sind sie des Orts nur von der gemeinen Art, oder müssen Knackwurst, oder in größern Scheiben

tes ganz willkührlich ist, so hat man auch selbst dem ersten Mittagskreise verschiedene Lagen gegeben. Die Alten zogen ihn etwa durch die westlichen ihnen bekannten Länder; Ptolemäus durch die westwärts der afrikanischen Küste gelegenen canarischen Inseln, von welchen man die Erdfläche zu rechnen anfing, weil man damahls weiter gegen Westen hin kein Land mehr kannte. Selbst jetzt ist es noch gewöhnlich, den ersten Meridian in diese Gegend zu legen. Dadurch erlangt man wenigstens auf den Landkarten den Vortheil, daß die alte Welt ganz in die östliche, und die neue größtentheils in die westliche Halbkugel der Erde fällt. Dies verschafft besonders bey Planigloben, welche die ganze Erdfläche auf zwey neben einander liegenden Halbkugeln vorstellen, den Vortheil, daß man nicht nöthig hat, dieselben durch die Ebene des ersten Mittagskreises zu zerschneiden.

Gerhard Mercator auf seinen Karten, und nach ihm Riccioli legten den ersten Meridian durch die canarische Insel Palma, und zwar durch den Hafen St. Creutz, weil Colom aus selbigem zur Entdeckung der neuen Welt ausgesegelt ist. Weiter westwärts wurde er von Wilhelm Blaeu durch die azorischen Inseln del Corvo und Flores gezogen, weil daselbst zu seiner Zeit die Magnetnadel keine Abweichung zeigte; nachher aber rückte er ihn selbst auf die canarische Insel Teneriffa, worin ihm nachher fast alle holländische Geographen gefolget sind.

In Frankreich hingegen zog man diesen Kreis durch den westlichsten Ort der canarischen Inseln, nähmlich durch die Insel Ferro oder Ferri. Und selbst Ludwig XIII. setzte durch einen Befehl vom 25. April 1634 fest, daß die französischen Geogra-

Ist das Pflaumenmus, Hollundermus auch Apfelmus, nicht ungewöhnlich?

Kann auch eine gewisse Art Kuchen zuweilen die Stelle des Zubrotes vertreten?

Mittagsspeisen an Sonn-, Fest- und Aerntetagen.

Ist des Sontags bereits eine gewisse Art der Vorkost, z. B. Erbsen und Fleisch, zum Mittagsessen eingeführt?

Dafern an Sonntagen eine Suppe, Vorkost und Fleischart von der Hausmutter beliebig erwählet werden kann, welche Arten derselben sind die gewöhnlichsten und geachtetsten?

Wird auch wohl des Sonntags nicht Braten, wo nicht immer, doch zuweilen, gegeben?

Wenn nicht immer Braten gegeben wird, sondern selbiges der Willkühr der Hausmutter frey steht; kommt alsdenn die Jahrszeit mit in Anschlag?

Werden daher im Frühjahre etwa nur einmahl junge Tauben, im Sommer junge Hühner, im Herbste eine fette Gans oder Enten, im Winter eine Kalbskeule gebraten?

Da solche Braten nicht des Mittags die einzige Kost sind, die zur Sättigung hinreichet, welche Vorkost ist gemeiniglich die vorhergehende oder die begleitende?

Wird des Sonntags Butter gegeben, oder kann an deren Statt auch Schweineschmalz auf den Tisch kommen?

Wenn des Sonntags beym Mittagsessen Bier gegeben wird, ist alsdenn für die Person ein Quart oder Maß, mehr oder weniger, eingeführt?

Hat jede trinkende Person ihr eigenes Gefäß, oder trinken sie das Bier, Knechte und Mägde, aus einem einzigen gemeinschaftlichen Kruge oder Kanne?

In guten Ländern sind die Festtage fürs Gesinde immer Bratentage; welche Braten sind an jedem Feste die gewöhnlichsten?

Ist in den sogenannten drey hohen Festen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, nur allein der erste Tag ein Bratentag, oder sind es auch die folgenden Tage?

weitert durch den Mittelpunkt der scheinbaren Himmelskugel gehen, und diese selbst in dem größten Kreise schneiden, welcher der magnetische Meridian und seine Ebene die magnetische Mittagsebene genannt wird. Die Lage des magnetischen Mittagskreises ist an jedem Orte der Erde eine andere, und selbst für einerley Ort mit der Zeit veränderlich.

S. Fischer's physikalisches Wörterbuch III. Th. S. 612 fl.

Sonst sehe man auch noch:

Rösler's Astronomie, S. 256.

Rittenhousen's Methode, ein Abstehen in der Mittagsfläche zu stellen. In Lichtenberg's Magazin V. B. III. St. S. 170.

Gothaisches Taschenbuch 1790, S. 76. 1794, S. 94.

Wollaston's Beschreibung eines Durchgangskreises, zu Bestimmung des Orts der Gegenstände am Himmel, so wie sie durch den Meridian gehen. S. Geißler's Instrumente und Kunstwerke. V. Th. Zittau und Leipzig, 1796. S. 57 fl.

Mittagslinie, (linea meridiana, ligne méridienne) ist die Durchschnittslinie der Mittagsfläche mit der Horizontalfläche. Man kann einen kleinen Theil derselben an einem Orte der Ebene als einen Theil des durch diesen Ort gehenden Mittagskreises der Erde selbst betrachten, welcher immer noch als gerade angenommen werden kann, so lange die Krümmung der Erde nicht merklich ist. Werden hingegen mehrere solche Theile der Mittagslinie für verschiedene Orte, die in einerley Mittagskreise liegen, mit einander verbunden, so machen sie endlich einen Bogen des Mittagskreises selbst aus. Wenn also die Mittagslinie eines Ortes sehr weit verlängert wird, so krümmt sie sich in einen wahren Bogen des Meridians.

Zu astronomischen Beobachtungen ist die Mittagslinie gar nicht zu entbehren, und im bürgerlichen

Werden die Schnitter des Grases oder der Wiesen in der Heuärnte etwas schlechter, als beym Kornmähen gespeiset?

Was sind es für Speisen, die den Schnittern beym Gras- oder Wiesenmähen gereicht werden?

Wird den Schnittern in der Heuärnte etwa nur am ersten Tag, und dann nicht weiter, oder überhaupt gar kein Braten gereichet?

Dafern auch den Schnittern Kuchen gegeben wird, was ist es für eine Art derselben?

Empfangen die Schnitter nur ein- oder das andermahl Kuchen, und dann nicht ferner?

Wenn immer Kuchen beym Abschneiden oder Abmähen des Korns gegeben wird: ist er sich denn immer gleich, oder findet eine Abwechselung eines guten und schlechtern Kuchens statt?

Wird den Schnittern bey ihrem zweymahligen Frühstücke des Morgens Kuchen gegeben: kann sodann die nähmliche Art auch des Mittags auf den Tisch kommen?

Muß den Schnittern allemahl Butter des Mittags, als Zubrot, gegeben werden?

Wie viel Bier wird ihnen im Felde und bey Tische gegeben, ist darin was bestimmtes oder unbestimmtes?

Wird bey allen Arten des Kornschneidens, oder nur bey einigen, z. B. allein beym Wintergetreide, Bier, bey den übrigen und bey dem Grasmähen, nur allein Nachbier gereichet?

Ist es auch gebräuchlich, daß den Schnittern bey einigen, oder bey allen Mittagsmahlzeiten, auch Branntwein vorgesetzt werde?

Steht es in der Willkühr der Hausmutter, sodann das Maß nach Gutdünken einzurichten, oder ist eine gewisse Dosis für die Person gebräuchlich?

Was für Vesperbrot empfangen die Schnitter?

Wenn die Schnitter Kuchen zum Vesperbrot auch erhalten, was für eine Art ist es?

Worin besteht das Zubrot des Vesperbrotes?

Wenn es Butter und Käse zugleich seyn müssen, was für eine Art Käse muß es seyn, ganz alter, oder nur noch mittelmäßiger alter Käse?

Müssen die Schnitter ihr Vesperbrot in einem Kober, nach der im Hause genossenen Mittagsmahlzeit,

Punkte gerade Linien wie bey a b, und theilet sie in zwey gleiche Theile, so wird die durch c und die Theilungspunkte gezogene gerade Linie c d die Lage der Mittagslinie angeben. Durch dieses Verfahren werden ebenfalls correspondirende Sonnenhöhen beobachtet; denn weil die Punkte a und b in einerley Kreise um c liegen, so werden die Schatten Vormittags mit den des Nachmittags gleich lang, folglich stand die Sonne beyde Mahl gleich hoch. Da nun die Mittagsfläche zwischen den Gegenden, da die Gestirne auf der Morgen- und Abendseite gleiche Höhen erreichen, mitten inne stehet, so ist auch eine zwischen a und b gezogene Linie durch c in der Mittagsfläche, und weil sie zugleich horizontal ist, die Mittagslinie. Man sieht leicht, daß zu dieser Bestimmung nur ein Kreis um c hinreichend gewesen wäre, der Genauigkeit wegen aber werden mehrere beschrieben.

Eine ähnliche Methode ist im Art. Markscheidekunst, Th. 48, S. 491 fl. angegeben worden. In der monathlichen Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, Apr. 1801. S. 419—434 beschreibt der Herr von Zach eine neue leichte und bequeme Methode, ohne eigentliche Instrumente, ohne Loth und Sonnenschein, bloß mit einer Uhr und einem, gleiche Höhe und Distanzen anzeigenden Reflexions-Werkzeuge, eine Mittagslinie von beliebiger Ausdehnung, auf viele Meilen, über Berg und Thal in einem Lande zu ziehen. Ich führe davon nur an, daß Seefahrer, die auf ihren Entdeckungsreisen irgendwo landen, und eine Extemporan-Sternwarte aufschlagen wollen, nach dieser Methode ihren wahren Meridian in 6 Stunden sehr genau bestimmen können. Das übrige wird man am angeführten Orte nachsehen.

Bey

In eben diesen Flachsländern ist das Flachsschwingen die allermühsamste Arbeit, indem mehrentheils eine gewisse Zahl des Flachsgebindes schon festgesetzt ist, welches von jeder schwingenden Person täglich absolvirt werden muß. Dieserhalb müssen die Flachsschwingenden die Arbeit schon des Morgens um zwey Uhr im Herbste anfangen, und damit bis auf den Abend anhalten. Die Billigkeit hat es daher eingeführt, daß bey dieser Arbeit etwas besser gespeiset werde. Hierbey entstehen nun die Fragen, worin besteht das Morgenbrot, Mittagsessen, Vesperbrot und Abendessen?

Was für Zubrot erhalten die Schwingenden; Butter, Pflaumen-, Hollunder- oder Apfelmus, oder etwa Streichkäse?

Welche Vorkosten sind in der Schwingezeit die gewöhnlichsten?

Empfangen die Schwingenden alle Tage des Mittags, oder nur einen und den andern Tag in der Woche, Fleischspeisen?

Wird etwa auch eben diesen Schwingenden zuletzt nicht, nach völlig geendigtem Flachsschwingen, die beste Mahlzeit erst gegeben, und was gehöret dazu?

Ist es bey der Wollschur eingeführet, daß auch den Schafscherern eine Mahlzeit gegeben werde, und wenn dieses ist, welches sind die Vorkosten, Fleischspeisen und das Zubrot?

Wenn der Hausvater kein Holz kaufen darf, sondern das seinige auf seinen Holzplätzen, und, wie gewöhnlich hinter einander, des Winters abschlagen läßt, was wird den Holzhauern zu solcher Zeit für Speise und Getränk gereichet?

Falls die Holzschläger des Mittags, wegen der Entlegenheit der Heide und des Busches, ihr Mittagsbrot mit dahin nehmen, und außerhalb des Hauses essen müssen: sind alsdann geräucherte oder gepökelte Fleischspeisen und Würste, und diese letztere welcher Art gebräuchlich?

Wenn aber die Holzhauer des Mittags im Walde nur kalte Speisen essen können, und die Abendmahlzeit in warmen Speisen, als die Hauptmahlzeit, gebräuchlich ist; was empfangen sie nach der Gewohnheit des Orts für Fleischspeisen und Getränke?

Wird dem Meyer oder Großknecht, welcher säen muß, während der Säezeit bessere Speise und Getränk, als sonst, gegeben, und worin bestehen dieselben?

Wenn des Orts Vesperbrot überhaupt gebräuchlich ist, wird solches zu allen Jahrszeiten, oder nur zuweilen in langen Tagen, als beym Mistfahren und Mistaufladen gegeben, und da es stehenden Fußes aus der Hand gegessen wird, worin besteht dasselbe?

Was für Speisen sich zu Mittagsmahlzeiten auf die herrschaftlichen Tische schicken, läßt sich eben so wenig im allgemeinen bestimmen, und es findet hierin nach Verschiedenheit des Landes, der herrschenden Gewohnheiten, des Vermögens und des Standes eine eben so große Verschiedenheit statt. Die gewöhnlichen Kochbücher geben indessen hierzu eine Menge Ideen an, die jede Hausmutter, oder wer ihre Stelle vertritt, nach Belieben benutzen kann.

Wie sich die Speisen bey großen Gastmahlen anordnen lassen, ist in den Artikeln **Mahlzeit**, Th. 82, S. 755 ff. und **Küchenzettel**, Th. 54, S. 516 ff nachzusehen.

Mittagsstunde, die Stunde des Mittags oder um den Mittag, d. i. die Stunde von zwölf Uhr bis eins.

Mittagsthau, Thau, welcher um die Mittagszeit fällt; zum Unterschiede von dem **Morgen-** und **Abendthaue**.

Mittagstisch, die gewöhnliche Mittagsmahlzeit, doch nur in einigen Fällen. Den Mittagstisch bey jemanden haben, d. i. gewöhnlich bey ihm speisen. Einen Mittagstisch halten, d. i. andere zu Mittage für Geld speisen.

Mittagsuhr, in der Gnomonik, eine Sonnenuhr, welche auf einer gegen Mittag gerichteten Fläche beschrieben wird; zum Unterschiede von einer

Mor-

Morgen-, Abend- und Mitternachtsuhr. S. unter **Sonnenuhr.**

Mittagswind, 1. ein Wind, welcher um die Mittagszeit wehet. Noch häufiger, 2. ein Wind, der aus Mittag kommt; der **Südwind.** Ein schwacher, aus dieser Gegend des Himmels kommender Zug der Luft heißt die **Mittagsluft.**

Mittagszirkel, s. **Mittagskreis,** oben S. 51.

Mitte, die, derjenige Theil, Punct oder Linie eines Körpers, welcher von dessen Enden gleich weit entfernt ist.

1. Eigentlich. Die Mitte des Zirkels, des Hauses, des Gartens, des Feldes, der Leinwand ꝛc. **In der Mitte stehen, seyn. In die Mitte des Weges treten.**

2. Figürlich. 1) Derjenige Grad der Beschaffenheit, welcher von zweyen äußersten Graden *gleich* weit entfernt ist. **In der Mitte zwischen Furcht und Hoffnung stehen.** 2) **Einer aus unserer Mitte,** einer von uns, aus unserer Gesellschaft.

Im Nieders. Midde, bey dem Notker Mitti, bey dem **Ulphilas** Midja, im Schwed. Midt.

Mittel, das, I. Zunächst von **Masse, Materie** und andern Wörtern dieser Art, welche eine Verbindung bezeichnen, wo es doch nur noch in einigen besondern Fällen üblich ist.

1) In der Naturlehre heißt Mittel, Lat. **Medium,** Franz. Milieu, überhaupt diejenige Materie, welche andere Körper umgibt, und in welcher sie sich bewegen, oder worin sonst Bewegungen fortgepflanzet werden. So heißt die Luft das Mittel, in welchem wir uns befinden, worin der Schall sich fortpflanzet, das Licht sich fortbeweget u. s. f. Glas, Wasser, Crystall u. s. f. solche durchsichtige Mittel, durch welche das Licht

hindurch gehet; Wasser das Mittel, worin sich die Fische und andere Thiere bewegen. Geht das Licht aus der Luft ins Glas oder Wasser, und von da wieder in die Luft, so sagt man, es gehe aus einem Mittel in das andere u. s. f. Selbst der Widerstand, welcher ein in Bewegung versetzter Körper von der umgebenden Materie erleidet, wird unter dem Nahmen des **Widerstandes der Mittel** (resistentia mediorum) betrachtet.

2) **Taube Bergmittel**, sind im Bergbaue, taube Bergarten, so wie **schwebende Mittel** solche Erz- und Steinmassen, wo oben und unten schon die Erze oder Steine weggebrochen sind, welche also gleichsam in der Mitte schweben.

3) Eine Gesellschaft, Zunft, Verbindung mehrerer Personen; nur noch in einigen Gegenden und Fällen: so ist z. B. zu Aschersleben der Stadtrath in drey **Mittel**, d. i. Classen oder Ordnungen eingetheilt. An einigen Orten werden die Handwerkszünfte noch **Mittel** genannt, so wie auch die Bergleute ihre Zunft oder Innung noch ein **Mittel** zu nennen pflegen. Auch im Hochdeutschen sagt man noch zuweilen, **einer aus unserm Mittel**, d. i. von uns, aus unserer Gesellschaft, wofür aber das Hauptwort **Mitte** üblicher ist.

II. Zunächst von dem Beyworte **mittel**, dasjenige, was in der Mitte ist.

1) Eigentlich, derjenige Theil, Punct oder Linie eines Körpers, welcher gleich weit von den Enden entfernt ist, Nieders. **Middel**, Angels. Middel, Engl. Middle, Schwed. Medel, Franz. Milieu. **Das Mittel des Landes.** In der edlen Schreibart der Hochdeutschen ist dafür das Abstractum **die Mitte** üblicher

2) In weiterer Bedeutung.

a) Was zwiſchen andern Dingen in der Mitte iſt, ſo wohl dem Orte nach, als auch der Würde, der Intenſion ꝛc. nach, was von zweyen Dingen, von zweyen Extremis, von dem Erſten und Letzten, von dem Höchſten und Niedrigſten, von dem Beſten und Schlechteſten u. ſ. f. gleich weit, oder doch beynahe gleich weit entfernt iſt; ohne Plural.

b) **Ins Mittel**, für das Nebenwort **unter**, ein im Hochdeutſchen veralterter Gebrauch.

3) Figürlich.

a) **Sich in das Mittel ſchlagen** oder **legen**, **in das Mittel treten**, eine ſtreitige Sache zwiſchen zwey oder mehreren Perſonen beyzulegen, zu vergleichen ſuchen. S. **Mittelsperſon**, **Mittler** und **Vermitteln**.

b) Eine wirkende Urſache, ſo fern man ſich ihrer zur Erreichung einer Abſicht bedient.

aa) Ueberhaupt. **Alle Mittel und Wege verſuchen. Sich durch unerlaubte Mittel bereichern.** So fern die wirkende Urſache, deren man ſich bedient, eine Perſon iſt, wird ſie die **Mittelsperſon** genannt.

bb) In engerer Bedeutung.

α) Ein Arzeneymittel, ein Mittel, die verlorne Geſundheit wieder herzuſtellen. **Ein Hausmittel, Brechmittel, Laxier-Mittel** u. ſ. f. **Ein kräftiges Mittel wider das Fieber.**

β) Vermögen, Reichthum, welcher auch im Spaniſchen Medios heißt; nur allein im Plural, und am häufigſten im gemeinen Leben. **Gute Mittel haben**, ein gutes Vermögen. In noch engerer Bedeutung, gutes, hinreichendes zeitliches Vermögen. **Bey Mitteln ſeyn. Zu Mitteln gelangen.**

Dieſes Wort iſt mit dem Lat. Medium genau verwandt, von welchem es nur im Suffixo verſchieden iſt. Es iſt aus mit, unter, Menge, Verbindung, oder mitten, und dem Suffixo —el zuſammen geſetzt. In den meiſten der folgenden Zuſammenſetzungen iſt die erſte Hälfte nicht ſo wohl dieſes Hauptwort, als vielmehr das Beywort mittel, welches überhaupt, was in der Mitte iſt, ſich in der Mitte befindet, bedeutet.

Die nähere Erklärung und Beſchreibung der vielen unter beſonderen Nahmen bekannten Mittel, in mediciniſcher Hinſicht, iſt in denjenigen Artikeln aufzuſuchen, die von der Sache handeln, worauf ſie ſich beziehen.

Mittelacker, ſ. **Mittelboden.**

Mittelader, bey einigen Zergliederern, diejenige Ader, welche unter dem halb Latein. Nahmen **Median-Ader** am bekannteſten iſt. S. unter **Median**, Th. 86, S. 517.

Mittelalter, das mittlere Alter, welches zwiſchen der Jugend und dem hohen Alter in der Mitte iſt, das männliche Alter. In der neueren Geſchichte iſt es der Zeitraum von dem 6ten Jahrhunderte, nach andern von dem 8ten, oder von **Karl** dem Großen bis auf Karl den V, oder bis in den Anfang des 16ten Jahrhunderts.

Mittelänte, der Nahme einiger Aenten, als der Schnatteränte, Anas ſtrepera **Linn.** und der Tafelänte, Anas ferina **Linn.**

Mittelart, eine Art, welche zwiſchen zweyen anderen Arten in der Mitte iſt, von beyden gleich weit entfernt iſt, aber doch von beyden etwas merkliches an ſich hat; eine **Baſtardart.** So ſind die Mauleſel eine Mittelart zwiſchen den Pferden und Eſeln.

Mittelband, ein in der Mitte befindliches Band. An den Dreſchflegeln iſt das **Mittelband** ein ledernes Band, vermittelſt deſſen die an dem Fle-

gel

gel und der Ruthe befindlichen Kappen verbunden werden. Oft nimmt man dazu auch eine Aalshaut. — An dem groben Geschütze ist es ein Band oder Gürtel zwischen dem hintern Friese und dem Stabe des Mundstücks, welches auch der **Mittelgürtel** heißt.

Mittelbar, 1. Was durch Mittel, d. i. durch gebrauchte wirkende Ursachen, ist oder geschiehet, die wirkende Ursache sey nun eine Person oder Sache. 2. In weiterer Bedeutung **Mittelbare Reichsstände**, welche höhern Reichsständen unterworfen sind, im Gegensatze der **unmittelbaren**, welche niemanden als dem Kaiser und Reiche unterworfen sind.

Mittelbauch, oder **Oberschmeerbauch**, Epigastrium, diejenige Gegend des Unterleibes, die sich ungefähr 2 Querfinger über dem Nabel endigt, und worin die Leber, Milz, Gekrösdrüsen und der Magen liegen.

Mittelbauholz, solches, welches 36 — 40 Fuß lang ist.

Mittelbaum, 1. ein Baum von mittler Größe. Im Forstwesen stehet der **Mittelbaum** zwischen einem angehenden Baume und zwischen einem Haupthaume in der Mitte. 2. Ein in der Mitte befindlicher Baum.

Mittelbein, ein zwischen zweyen andern in der Mitte befindliches Bein. So werden bey den Bienen das zweyte Paar Beine die **Mittelbeine** genannt.

Mittelberge, im Bergbaue, in der Mitte zwischen zweyen andern liegende Berge, d. i. Erd- oder Steinarten. In dem hohensteinischen Flötzgebirge sind die **Mittelberge** ein schwarzer, mehrentheils thoniger und am Gehalte armer Schiefer, welcher zwischen der **Kammschale** und dem **Dache** liegt.

Mittelbier, ein Bier von mittler Güte und Stärke, welches stärker als Kofent, und schwächer als starkes Bier ist.

Mittelblau, bey den Färbern, eine weniger dunkle blaue Farbe, die das Mittel vom rechten Dunkel und rechten Blau hat, und in einer mehr oder weniger starken Blaukûpe gefärbt wird, wobey es auf des Färbers Geschicklichkeit und Erfahrung ankommt, die verlangte Schattirung hervor zu bringen.

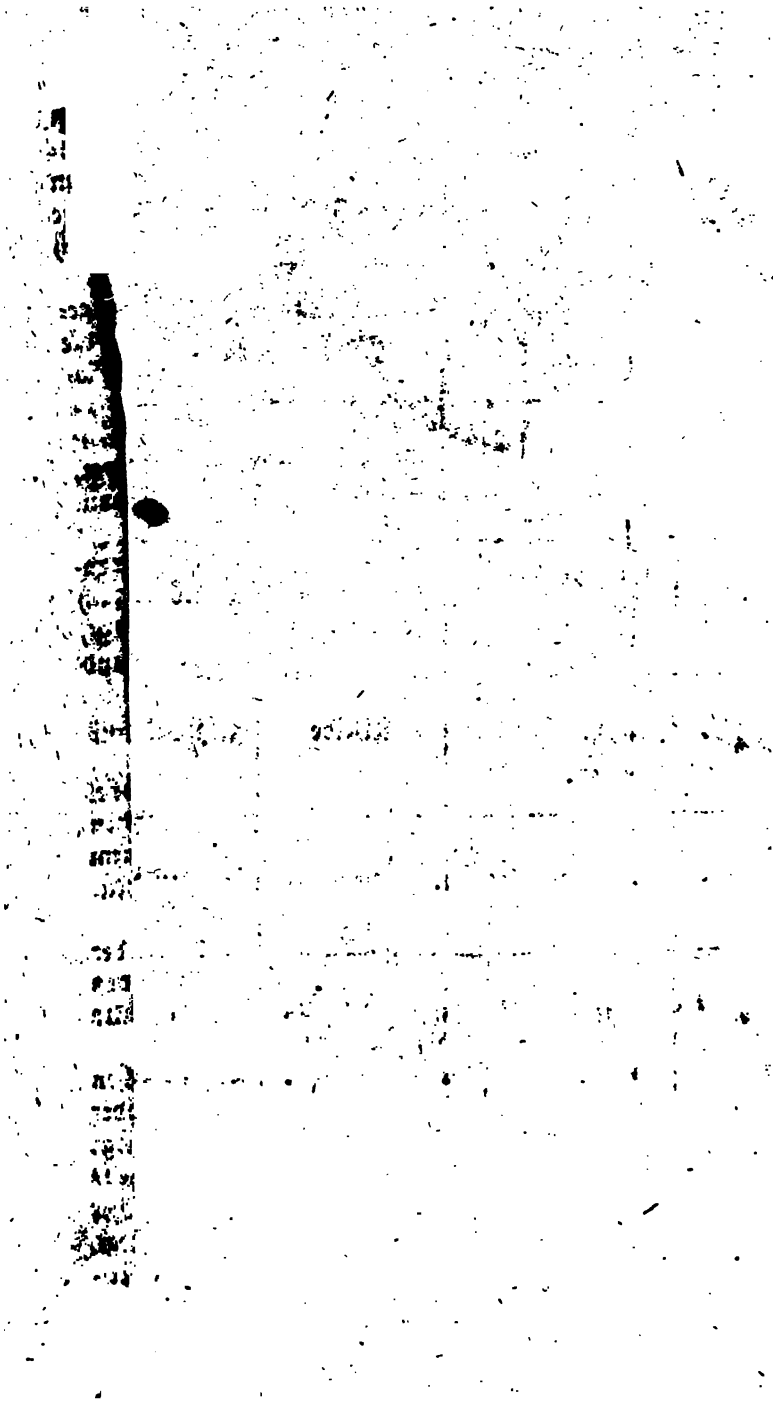
Mittelboden, von Boden, in so fern man darunter die Oberfläche der Erde in Ansehung ihrer natürlichen Beschaffenheit versteht, ein Boden oder Acker von mittler oder mittelmäßiger Güte. Daß man sich die Beschaffenheit eines solchen Bodens nicht allenthalben gleich vorstellen müsse, ist schon Th. 1, S. 290 fl. im Art. **Acker** bemerkt worden, und man findet daher an dem angeführten Orte mancherley Bestandtheile und Mischungsverhältnisse angegeben, welche man zu dem Mittelboden zu rechnen pflegt. Eben so verschieden ist gewissermaßen auch die Bestellungs- und Benutzungsart desselben, wobey die Landesweise, und die herrschenden Ackerbau-Systeme in Betrachtung kommen. Da sich in den mehrsten Gegenden hierin noch sehr große Verbesserungen anbringen ließen, worin die Engländer den Deutschen zum Theil schon voran gegangen sind: so halte ich es für nützlich, hier zu zeigen, wie man in England etwa einen Mittelboden zu behandeln pflegt, um von ihm so viele Früchte zu gewinnen, als es die Umstände nur zulassen.

Man wendet daselbst sehr häufig eine sechsfeldrige Wirthschaft nach dem anliegenden Plane an.

Die

Zu Seite 76.

Jahr	1stes Feld	6tes Feld
1stes	Rocken Wei	Weide
2tes	Hafer Erbſ	Rocken oder Weitzen
3tes	Rapſam Winterner Turnips, und Kai	Hafer oder Erbſen
4tes	Gerſter Kleeſa	Rapſamen oder Winterwicken, Turnips, Kohl, und Karteffeln
5tes	Der Wein, hl, ln	Gerſte und Kleeſamen
6tes	Wei	Weide



Die erſte Frucht (ſagt der deutſche Landwirth, von welchem dieſe Bemerkungen herrühren*)) oder das Wintergetreide, es ſey Rocken oder Weitzen, wird im Herbſte einfährig in die geſtürzte Klee- und Grasſtoppel geſäet, die zwey Jahr zur Weide gelegen hat, und im erſten Jahre eingeärntet. Bey dieſer Beſtellung wird vorzüglich darauf geſehen, daß ſo gut wie möglich, und nicht zu flach gepflügt wird, ſo daß jede Fahre auf die andere ungefähr 1 bis 1½ Zoll überſchlägt, damit der Same beym Eineggen die gehörige Krume bekommt. Wenn der Weitzen gegen das Frühjahr ſehr zu wachſen anfängt, ſo werden die Schafe darauf gelaſſen, aber nur auf eine kurze Zeit, ungefähr bis Anfang Aprils, je nachdem die Umſtände ſind; denn wenn die Schafe zu lange darauf gehen, ſo wächſt der Weitzen hernach zu ſchnell, der Halm wird zu weich, um nicht von ſtarkem Gewitterregen ganz niedergedrückt zu werden. Wenn ſich nach dieſer Zeit viel Unkraut in dem Weitzen findet, ſo wird derſelbe in vielen Provinzen Englands mit der Handhacke gereinigt, und dieſe koſtbare Arbeit morgenweiſe verdungen; in andern Provinzen, wo viel Getreide mit Drellmaſchinen geſäet wird, gebraucht man hierzu eigene Maſchinen, die unter dem Nahmen von Pferdehaken (Horſehoes) und Reinigern (Scarificators) bekannt ſind. In denjenigen aber, wo ich gedient habe, bediente man ſich dazu des bey uns viel leichtern Eggens, was man ſelbſt dann anwendet, wenn der Boden zwar rein, aber hart iſt. Es geſchieht einzinkig und lang gezogen, wenn der Weitzen auch bereits einen Fuß hoch iſt, und nimmt nicht allein das Unkraut heraus, ſondern giebt zugleich den Getreidepflanzen lockere Erde; daher man behauptet, daß der Weitzen nach dem Eggen ſchneller wächſt, als ohne ſolches geſchehen würde. Finden ſich viele Diſteln im Wintergetreide, ſo werden ſolche ſehr frühzeitig heraus geſtochen; gewöhnlich läßt man aber ein Land, wo dieſe ſich finden, überliegen, und braachet

*) Die nachfolgenden Bemerkungen haben wir einem deutſchen Landwirthe zu danken, welcher ſie in England ſelbſt niedergeſchrieben hat. Man ſehe Albr. Thaer's Einleitung zur Kenntniß der engliſchen Landwirthſchaft ꝛc. II. B. I Th. Hannover 1800. S. 272 ff.

braachet es ordentlich, da kein Mittel sicherer die Disteln tödten soll, als gehöriges Pflügen im Monat July und August.

Im zweyten Jahre folgt nach dem Wintergetreide Hafer. Man wird dies unrecht finden; allein es wird behauptet, daß, nach der ganzen Anordnung dieser Wirthschaft, es zweckmäßig sey, und daß, wenn man bereits eine völlige Uebersicht derselben erhalten hat, man weniger geneigt seyn werde, dies Urtheil zu fällen *). Die Weitzenstoppel bleibt den Herbst und Winter über liegen, wird im Frühjahre, sobald man des Frostes wegen in die Erde kommen kann, gepflügt, und so früh wie möglich mit Hafer, Erbsen und Wicken einfährig besäet. Zu den Wicken nimmt man die zähesten und strengsten Stellen des Ackers, weil man es als eine alte Regel ansieht, daß dergleichen Boden, so viel wie möglich, in Schollen gehalten werden muß, indessen man leichten davon frey hält, und daher mit Hafer besäet. Sobald dies geschehen ist, wird derselbe mit einer hinreichend schweren Walze bey feuchtem Wetter gewalzt, damit die kleinen Fahren der Egge zu-, und die Erde festgedrückt werde. Denn man hält es für entschieden, daß leichter und loser Boden dies durchaus bedürfe, um fruchtbar zu werden. Man sieht dies Walzen nicht als Nebenwerk an, um etwa zum bessern Ansehen des Ackers die von der Egge nicht bezwungenen Stücke zu brechen. Man hält es vielmehr um desto nothwendiger, je loser und sandiger der Boden ist, damit der scharfe Wind die Erde von den Wurzeln nicht wegnehmen, und die Sonnenhitze die Pflanzen nicht überwältigen könne. Wenn der Hafer grün ist, wird dies Walzen wiederhohlt, und geschieht dann, auf etwas stärkerem Boden, zum ersten Mahl; bey den Erbsen aber mit vieler Sorgfalt. Wenn die Erbsen und Wicken beym Aufgehen Würmer und Erdflöhe bekommen, so walzt man des Nachts, weil die mehresten Insekten des Nachts nur fressen, und dann durch das Walzen zum Theil getödtet werden. Wenn die Walze nicht die gehörige Wirkung thut, so bringt man die Schafe auf

*) Es wird nähmlich sonst in England als Regel angenommen, daß zwey halmtragende Getreidefrüchte nicht auf einander folgen dürfen.

auf den Schlag, und zwar auf zweyerley Art: entweder man hordet sie in warmen Frühjahrsnächten auf den Erbsen, oder bey kalter Witterung theilt man mit den Horden so viel Land ab, als man glaubt, daß die Schafe bey anhaltendem Hin- und Hertreiben, gleich einer Trift, festtreten werden, und läßt sie nur, nachdem sie sich satt gefressen, darauf, damit sie nicht zu viel abbeißen, und vielen Dünger und Urin zurücklassen, was als das beste Mittel gegen die Insecten angesehen wird. Man sollte glauben, daß dies Betreiben mit den Schafen die Erbsen tödten müßte; da aber eine Erbse nicht so leicht zurückbleiben soll, und zwey- bis dreymahl abgebissen werden kann, so behauptet man, daß sie nach diesem Verfahren einen stärkern und kraftvollern Stamm erhalte.

Wenn sich in diesem Haferschlage Stellen finden, die voller Quecken sind, so ist der Frühling die Zeit, welche man am liebsten zum Reinigen anwendet, weil in dieser Jahrszeit die Hitze noch nicht so groß ist. Man pflügt und egget dann so oft, als es zum völligen Reinigen des Ackers nothwendig ist; aber jederzeit schnell hinter einander, damit der Acker nicht so sehr austrocknet. Es ist aber sehr selten, daß bey dieser sechsfeldrigen Wirthschaft Stellen von irgend einer beträchtlichen Größe verquecken. Sobald der Hafer und die Erbsen eingeärntet sind, pflüget man diesen Schlag wieder auf, und säet sogleich einjährig Rapsamen und Winterwicken darein. Wenn sich Stellen finden, welche man für zu mager oder zu unrein hält, um noch einmahl zu tragen, so läßt man diese liegen, und begnügt sich, solche im Herbst oder ganz im Anfange des Frühjahrs zu stürzen. So gut, wie der Winterraps in Deutschland, erträgt die Winterwicke selbst im nördlichen England, gleich Weitzen und Rocken, den Winter. Beyde Früchte werden im Frühjahre

des dritten Jahres abgehütet, oder die Wicken zu Heu gemacht, wodurch man im Ganzen die Menge des gemachten Futters vermehrt, und besonders dem Futtermangel für die Schafe dann abhilft, wenn im Frühjahre das trockne Futter knapp wird, und kalte Nächte und trockene Winde das Wachsen des Grases zurück halten, indem der junge, im Herbst und ersten milden Tagen des Frühlings gewachsene

Raps

Mittelbier, ein Bier von mittler Güte und ke, welches ſtärker als Koſent, und ſchwäc ſtarkes Bier iſt.

Mittelblau, bey den Färbern, eine weniger blaue Farbe, die das Mittel vom rechten und rechten Blau hat, und in einer meh weniger ſtarken Blauküpe gefärbt wird, wo auf des Färbers Geſchicklichkeit und Er ankommt, die verlangte Schattirung her bringen.

Mittelboden, von Boden, in ſo fern man ter die Oberfläche der Erde in Anſehung natürlichen Beſchaffenheit verſteht, ein Boden Acker von mittler oder mittelmäßiger Güte. man ſich die Beſchaffenheit eines ſolchen nicht allenthalben gleich vorſtellen müſſe, i Th. 1, S. 290 f. im Art. Acker bemerk den, und man findet daher an dem ange Orte mancherley Beſtandtheile und Miſchu hältniſſe angegeben, welche man zu dem Boden zu rechnen pflegt. Eben ſo verſchie gewiſſermaßen auch die Beſtellungs- und nutzungsart deſſelben, wobey die Landesweis die herrſchenden Ackerbau-Syſteme in Betr kommen. Da ſich in den mehrſten Gegenden noch ſehr große Verbeſſerungen anbringen worin die Engländer den Deutſchen zum ſchon voran gegangen ſind: ſo halte ich nützlich, hier zu zeigen, wie man in Englan einen Mittelboden zu behandeln pflegt, u ihm ſo viele Früchte zu gewinnen, als es di ſtände nur zulaſſen.

Man wendet daſelbſt ſehr häufig eine feldrige Wirthſchaft nach dem anliegenden Pl

verrotteten Mist, in dem sich also kein Unkrautsame mehr befindet, der aufgehen könnte, darauf, spreitet diesen dick vom Wagen in die Fahren, legt die in ganz kleine Stücke zu drey bis vier Augen geschnittenen Kartoffeln einzeln und sechs Zoll aus einander auf den Mist, und pflügt von beyden Seiten die Fahren zu, damit die Kartoffeln gehörig mit loserer Erde bedeckt werden. So oft, wie es das dazwischen wachsende Unkraut nothwendig macht, (gewöhnlich dreymahl) werden die Kartoffeln mit dem Pfluge gereinigt, indem man zwischen den Reihen hinauf pflügt, wo man denn das erstemahl zu den Pflanzen, das zweytemahl von denselben, und das drittemahl wieder zu ihnen die Erde wirft. Im Herbst schlägt man das Kolter aus dem Pfluge, und pflügt so mit der bloßen Schaar die Kartoffeln aus, die man dann leicht kann auflesen lassen; so daß man bey der Kartoffelcultur, die in einigen Provinzen von England sehr im Großen betrieben wird, durch dieses Reinigen und Herausbringen, vermittelst eines Pfluges, ein ansehnliches Tagelohn erspart.

Zu Kohl wird ebenfalls gut gedüngt, der Mist untergepflügt, und in die also lockere Erde werden mit einem Stocke die Löcher gestochen, worein man die vor Winter gesäeten Pflanzen sogleich pflanzt. Man sucht dazu die niedrigsten Stellen aus, bringt die Reihen der Pflanzen drey Fuß von einander ab, setzt die Pflanzen zwey Fuß weit aus einander, und zieht zwischen den Reihen so oft mit dem Pfluge ohne Räder hinauf, als es nöthig ist, um die Pflanzen zu reinigen und von Unkraut frey zu halten.

Die Turnips werden auf völlig reinem Boden, der nur mäßig gedüngt, und nach dem letzten Pflügen sogleich gewalzt wird, gesäet, mit der Buschegge eingeegget, weil jede andere Egge zu viel Mist obenauf bringen würde, oder auch wohl nur bloß überwalzt, oder mit den Schafen betrieben. Man hat Sommer-, Herbst- und Winterturnips, welche daher auch vom Anfange des Juny bis Ende Augusts zu verschiedenen Zeiten gesäet werden. Wo man, wie in Kingston geschah, keinen Drill bey der Saat gebraucht, da werden diejenigen, welche natürlich zu dick aufgehen, herausgehackt, damit die Pflanzen so weit von einander abkommen, daß sie nicht in die

Blätter, sondern in die Wurzel treiben. Ist der Anfang des Sommers sehr trocken, so sind Erdflöhe, Schnecken und andere Insecten wüthende Feinde der Turnipssaat, welche die Engländer durch Ueberstreuen derselben mit Kalk und durch nächtliches Walzen zu tödten suchen, aber nicht allezeit glücklich darin sind. Vom Herbst an bis zu Ende des Winters werden diese Wurzeln genutzt, indem man solche entweder mit einer zweyzackigen Mistgabel, die die Richtung einer Hacke hat, heraushackt, und für das Rindvieh, wenn es im Stalle steht, stampft, oder wenn es auf der Weide geht, auf solcher ausstreuet, damit es nach Gefallen davon fressen kann; oder man läßt die Turnips in der Erde, und weidet die Schafe darauf, wobey nichts weiter nothwendig ist, als daß, wenn diese Thiere den Keim tief heraus gebissen haben, man mit einem scharfen Messer oder Schaufel die Turnips in der Mitte durchschneidet und umkehrt, damit die Thiere zwey neue Seiten zu befressen haben.

Durch diese Wurzel-Gartengewächse hilft der Engländer im Herbst und Winter jedem drückenden Futtermangel ab, und erlangt in dieser Gegend, wo ich gelebt habe, die vortreffliche Hammelzucht und Fetttrift, welche unter dem Nahmen von Leicester in ganz England bekannt ist.

Sollten dergleichen Mittel in Deutschland weniger wirksam seyn, da Kartoffeln bey uns so vortrefflich gerathen, die Cultur des Kohls äußerst leicht ist, und einige Turnipsarten auch unter schwedischem Schnee und Eise gut bleiben; die andern Arten aber, wenn man sie früh säet, im September auf erwähnte Art aushackt, und wenn das Kraut und die untere Wurzelspitze abschneidet, in Gruben, gleich den Kartoffeln, vergraben werden können? Dies Reinigen der Turnips erfordert zwar Arbeiter, geht aber schnell von statten, und geschieht in einer Jahreszeit, wo Handarbeiten nicht häufig sind.

Wenn der Boden, wo man Kartoffeln gebauet hat, zu leicht zu seyn scheint, um Gerste zu tragen, so säet man, nachdem solche ausgepflügt worden, Rocken darein. Sonst aber folgt in diesem Schlage nach den Feldfrüchten, im nächsten Frühjahre Gerste, und stürzt man solchen in so weit, wie selbiger bereits leer ist, im Herbst.

Im

Im bestellten Jahre also, sobald wie man vor dem Frost sicher zu seyn glaubt, wird die Gerste einfährig bestellt. Denn einige Engländer halten es für schlechte Cultur und Zeitverschwendung, im Frühjahre zu der Gerste drey- bis viermahl zu pflügen, und behaupten, daß die vorjährige Cultur ihr Land mug gereinigt hätte, und daß, wenn die Winterfeuchtigkeit im Acker bliebe, und er nicht, wie beym öftmahligen Pflügen geschieht, zu sehr austrocknete, vielmehr Fruchtbarkeit darin wäre, und man gewisser auf eine gute Gerstenärnte rechnen könnte *). Wenn die Gerste zwey bis drey Zoll lang ist, oder wenn alles Unkraut aufgegangen ist, walzt man solche, und säet Klee- oder Grassamen darein. Dieser Same fällt beym Säen sehr gerade, nur muß man einen windstillen Tag zum Säen wählen, weil sonst der feine Same auf Haufen fällt. Man rechnet 10 Pfund Klee, 5½ Metz Grassamen auf einen dortigen Acre, oder 7½ Pfund und 8 Mtz. berliner Maß auf einen magdeburger Morgen, wenn der Boden sehr leicht ist, und behütet werden soll. Der Kleesamen wird gleich nach dem Säen eingeegget. Dies Eggen thut der Engländer, um das Unkraut zu vertilgen; denn wenn auch nicht alles damit heraus gerissene vertrocknet, so wird es doch im Fortwachsen aufgehalten, und der Engländer behauptet, daß die Gerste, nachdem sie geegget worden, viel schneller wächst, und mit Gewißheit Herr des Unkrautes wird, was bey uns so oft unterbleibt. Gleich nach dem Eggen wird gewalzt, damit das aufgeritzte Erdreich nicht austrocknet. —

Ist im Herbst Weitzen oder Rocken in diesen Schlag gesäet, so wird nun der Klee- und Grassamen nachgestreuet, geegget und gewalzt, wie bey der Gerste. Nach geschehener Gerstenärnte kommen die Schafe gar nicht auf den frischen Klee, und das Rindvieh nur bey recht trockener Witterung. Das Gras wird darum unter den Klee gesäet, damit die Kühe nicht unmäßig davon treffen, noch anderer Schaden vom Abhüten des rothen Klee's

*) Allgemein ist dies aber die Meinung der Engländer nicht. Vielmehr halten die Norfolker, als die anerkannten besten Gerstenbauer in England, ein mehrmaliges Pflügen zur Gerste für unumgänglich erforderlich.

beym Viehe entstehe. Weißer Klee wird nähmlich in England nur auf Wiesen und da gesäet, wo man, wie z. B. in Homtonshire, auf drey, vier bis fünf Jahre das Land will dreesch liegen lassen. In allen andern Fällen, wo man nur ein oder zwey Jahr den Klee behütet, oder ihn wohl gar mähen will, säet man bloß rothen, weil dieser in den ersten Jahren viel stärker wächst. — Im ersten Herbst wird dieser neue Klee mit sehr verrottetem Mist gedüngt. Hierzu nimmt man den im vorigen Winter mit dem Rindvieh, Pferden und Schweinen gemachten Mist. Dieser wird durch einander, und an einigen Orten, wo es möglich ist, auch oft mit Erdflaken und Kalkschichten vermischt, in länglichten kubischen Haufen zusammengebracht, und mit einer Decke von Lehm belegt, damit ihn die Sonne nicht ausbrennen könne. Ist das Frühjahr nicht außerordentlich kalt, so wächst der Klee sehr bald, und wird nun

im fünften und

im sechsten Jahre zu Weide für allerley Vieh genutzt, und wo der Boden für schwerer gehalten wird, als er auf Stock's Farm in Kingston war, im fünften Jahre einmahl gemähet. Im Herbst des sechsten Jahres aber, wenn er noch einige Zoll lang ist, gestürzt, und darin einfährig die Weitzensaat bestellt. — Diese Methode, den Mist zu behandeln, und den Acker zu düngen, wird jetzt in England für die zweckmäßigste und beste gehalten. Man verliert zwar bey ersterer an der Zahl der Fuder; ein solches vermischtes und verrottetes Fuder soll aber auch so gut seyn, als zwey Fuder Strohmist. Und letztere soll sehr viele Vorzüge vor der gewöhnlichen Art zu düngen, und sowohl zu Wintergetreide, als zur Gerste und Braachfrüchten haben, weil man behauptet, daß dergleichen Mist, auf diese Art behandelt, im Winter dem Froste, und im Sommer dem schädlichen Brennen der Sonne widerstehe; man auch von dem Klee, dessen junge Pflanze davon Nutzen zieht, viel mehr erhalte, und der Weitzen oben eine durch den Dünger locker gewordene Krume, und unten eine gleichfalls nährende Kraft aus der verstockenden Kleegruse erhalte; da hingegen bey jener gewöhnlichen Methode die Wurzel desselben ihre Nahrung aus der Erde ziehen soll, die den ganzen Sommer über von der Sonne ausgebrannt worden.

Die

Die äußerst beschwerliche Bestellung in den schwülen Monathen, der Verlust an Zugvieh und die Ausgabe für Eisen nicht einmahl zu rechnen, welchem allem größtentheils abgeholfen wird, wenn man, wie in dieser sechsfeldrigen Wirthschaft geschieht, nur in den kühlern Frühlings-Monathen, wo der Erdboden nicht so hart ist, zu Hafer und Feldfrüchten brachet, und den Acker stets in Würden und Kultur zu erhalten sucht *).

Mittelbogen, bey den Spielkartenmachern, der mittelste von den drey Bogen Papier, welche zusammen geleimt werden, um den Karten gehörige Steifheit und Undurchsichtigkeit zu geben; zum Unterschiede von dem **Vorderbogen**, auf welchem die Figuren und Steine der Karten zu stehen kommen, und dem **Hinterblatte**, welches mit der so genannten **Mussirung**, d. i. mit einem Muster von Sternchen oder andern Zeichen bedruckt wird, um theils das Schmutzen, theils die Durchsichtigkeit der Karten zu verhindern.

Mittelbohrer, beym Berg- und Hüttenwesen, der zweyte Bohrer in einem Satz- oder zweymännigen Bohrer, womit in ein Gestein, nach dem Anfangsbohrer, gebohret, und Löcher zum Schießen gemacht werden. Er ist 3 Fuß lang, entweder als ein Kolben- oder Meisselbohrer gestaltet, und wird, so wie die andern Bohrer, mit dem Fäustel geschlagen, oder hineingetrieben, nachdem man den Bohrer vorher allemahl $\frac{1}{8}$ herum gedrehet hat. Den Nahmen Mittelbohrer hat er davon, daß er unter den drey Bohrern, die zusammen ein Satzbohrer heißen, der mittelste ist.

*) Es versteht sich jedoch, daß hier nur die Rede von losem, sandigem Mittelboden sey. Auf bindendem thonigem Boden hält man dagegen in England das Unterbringen des strohigern Mistes, und die Bearbeitung in heissen Sommermonathen zuzeiten für sehr zuträglich.

Mittelbollwerk, an dem Festungen, ein solches, das sich nicht auf den Ecken, sondern zwischen denselben befindet; auch **Plattbollwerk** genannt.

Mittelbruch, bey den Schlössern, ein tiefer Einschnitt in die Mitte des Schlüsselblattes oder Bartes eines französischen Schlosses; ingleichen derjenige Theil des Eingerichtes, um welchen sich dieser Mittelbruch drehet. Bey den Schlössern lautet der Plural dieses Wortes gemeiniglich **Mittelbruche**.

Mittelbündchen, bey den Messerschmieden, der mittlere Ring, welcher zuweilen auf feine Messerschalen auf zwey Hälften in der Mitte aufgelöthet wird.

Mitteldeich, 1. in den niederdeutschen Marschländern, Deiche, welche zwischen den See- und Haffdeichen in der Mitte liegen. 2. Bedeutet es eben so viel als **Sommerdeich**.

Mittelding, ein Ding, welches zwischen zwey andern in der Mitte ist. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, ein Ding, welches weder geboten noch verboten, folglich erlaubt, oder gleichgültig ist, und erst durch die Umstände entweder gut oder böse wird.

Mittelenke, der, s. im Art. Enke, Th. 11, S. 30.

Mittelerz, so wird im Hüttenwesen dasjenige zu verschmelzende Erz genannt, welches schlechter ist, als das Stuferz, und besser, als das gemeine.

Mittelfähig, bey den Bergleuten und an denjenigen Orten, wo Mittel noch für Zunft, Innung üblich ist, fähig in das Mittel oder in die Zunft aufgenommen zu werden; **zunftfähig**.

Mittelfalke, ein Nahme des Geyerfalken, Falco Gyrfalco Linn.

Mittelfarbe, eine Farbe, welche zwischen zweyen Hauptfarben in der Mitte ist. In der Mahlerey

sind

ſind in einer etwas andern Bedeutung **Mittelfarben** ſolche Farben, welche aus dem Uebergange zweyer Farben in einander entſtehen, und auch halbe Farben, **Halbfarben** und mit einem italienſchen Kunſtworte **Mezzetinte**, oder nur **Tinten** ſchlecht weg genannt werden. In Rückſicht auf die Farben durch deren Miſchung ſie entſtehen, heiſſen ſie auch **gebrochene Farben**.

Mittelfeder, in der Haushaltung, Federn von mittlerer Größe und Stärke, welche das Mittel zwiſchen den Schleißfedern und Flaumfedern halten. Auch wohl eine in der Mitte zwiſchen zwey andern befindliche Feder.

Mittelfell, in der Zergliederungskunſt, ein doppeltes Häutchen im Oberleibe, welches die Bruſthöhle und die Lunge der Länge nach in zwey gleiche Theile theilet, und nicht mit dem Zwerchfelle verwechſelt werden muß; Mediaſtinum, Engl. Midriff.

Mittelfinger, der mittelſte Finger an der Hand, welcher zugleich der längſte iſt, daher er im Niederſ. **Langeley** heißt.

Mittelfiſch, ſo nennt man die Kabeljaue von mittler Größe, wenn ſie etwa 6 Pfund wiegen. S. im Art. **Kabeljau**, Th. 32, S. 31.

Mittelflaſche, eine Flaſche, welche bey dem Luftauffangungs-Apparate zum Auffangen der dabey vorkommenden tropfbaren Flüſſigkeiten dient. S. Th. 81, S. 364.

Mittelfleiſch, Lat. Perinaeum, iſt derjenige Theil des menſchlichen Körpers, welcher ſich zwiſchen dem After und den Schamtheilen befindet.

Unter den Schäden und Zufällen, welche am Mittelfleiſche vorzukommen pflegen, ſind beſonders die **Fiſtel** und die **Brüche** am beſchwerlichſten, weshalb ich hier von beyden etwas zu ſagen nö-

Blätter, [illegible] Wurzel treiben. [illegible] Wurzeln [illegible] Stengeln [illegible] Erdreiche [illegible] Turnips [illegible] Turnipsarten. [illegible] Frühlinge [illegible] Kalk und [illegible] Wurzeln [illegible] [illegible] kommt [illegible] Turnips [illegible] Winters [illegible] Turnips [illegible] [illegible] [illegible] Turnips [illegible] Erde, und [illegible] Turnips [illegible] Thiere [illegible] Thiere [illegible] Seiten [illegible]

Durch diese Wurzel-Gartengewächse hilft der Engländer im Herbst und Winter jedem drückenden Futtermangel ab, und erlangt in dieser Gegend, wo ich gelebt habe, die vortreffliche Hammelmast und Fettvieh, welche unter dem Nahmen von Leicester in ganz England bekannt ist.

Sollten dergleichen Mittel in Deutschland weniger wirksam seyn, da Kartoffeln bey uns so vortrefflich gerathen, die Cultur des Kohls äußerst leicht ist, und einige Turnipsarten auch unter schwedischem Schnee und Eise gut bleiben; die andern Arten aber, wenn man sie früh säet, im September auf erwähnte Art aushackt, und wenn das Kraut und die untere Wurzelspitze abschneidet, in Gruben, gleich den Kartoffeln, vergraben werden können? Dies Reinigen der Turnips erfordert zwar Arbeiter, geht aber schnell von statten, und geschieht in einer Jahrszeit, wo Handarbeiten nicht häufig sind.

Wenn der Boden, wo man Kartoffeln gebauet hat, zu leicht zu seyn scheint, um Gerste zu tragen, so säet man, nachdem solche ausgepflügt worden, Rocken darein. Sonst aber folgt in diesem Schlage nach den Feldfrüchten, im nächsten Frühjahre Gerste, und stürzt man solchen in so weit, wie selbiger bereits leer ist, im Herbst.

Im

erfordert, wenn man ſie anders durch die verengerte Stelle hindurch bringen kann, denn zuweilen iſt alle Mühe, dieſes zu erlangen, vergebens. Im letztern Falle ereignet ſich zuweilen der glückliche Umſtand, daß der Harn, wenn er durch die ſtarke Verengerung an ſeinem natürlichen Ausfluſſe gehindert wird, ſich durch Vereiterung und Zerſtörung der Theile neue Wege bahnt, zugleich die verengerte Stelle mit in Eiterung zieht, ſo daß nach geſchehenem Aufbruch nun ſehr leicht eine Kerze in die Blaſe gebracht werden kann.

Durch den in das Zellgewebe ausgetretnen Harn, wird in dem Zellgewebe und in der Haut ein mehr oder weniger großer Grad von Entzündung unterhalten, wodurch Anhäufung, Stockung der Säfte, und Calloſität hervorgebracht wird, ſo daß der an ſeinem Ausfluß gehinderte Harn, neue Entzündungen, neuen Aufbruch der Haut, und neue Schwielen in den umliegenden Theilen erregt. Nie iſt aber die Entzündung, welche den Fiſteln vorangeht, eine reine, ſondern ſie bringt die Theile bald mehr bald weniger zum Abſterben, daher die Theile in größerem oder geringerem Umfange und Grade zerſtöret angetroffen werden. Am ſtärkſten iſt dieſe Zerſtörung, wenn der Harn urſprünglich ſeinen Ausweg in das lockere Zellgewebe des Hodenſacks findet, in welchem Falle der Hodenſack und die Bedeckungen der Ruthe ungeheuer ausgedehnt, und durch den Brand ſo zerſtöret werden, daß Ruthe und Hoden ganz entblößet von ihren Bedeckungen hangen.

Wenn ſich der Harn urſprünglich in das Mittelfleiſch ergießet, ſo ſammelt ſich der Harn leicht in dem lockern Zellgewebe um den Maſtdarm herum, erzeuget Gänge, entblößet den Maſtdarm, bringt ihn zur Entzündung und Eiterung,

verursacht also Mastdarmfisteln, welche ursprünglich wahre Harnfisteln waren. Bey fernerer Fortdauer des Uebels erzeugen sich steinige Ansammlungen in den Fistelgängen, wodurch die Eiterung und die Menge der Fistelgänge sehr vermehret werden. Die Theile verlieren nach und nach ihr natürliches Ansehen, die Geburtstheile stellen endlich einen unförmlichen Klumpen vor, durch die eitrige Ausleerung, Schlaflosigkeit u. s. w. wird der Kranke immer mehr geschwächt, magert ab, bekommt ein schleichendes Fieber, und stirbt endlich an Entleerung.

Die Hauptabsicht bey der Kur muß man auf die Hebung der Hindernisse in der Harnröhre richten, und zugleich verhindern, daß der Harn nicht ferner in dem Zellgewebe stockt, daher man selbigem einen freyen Ausgang durch die Fistelgänge verschaffen muß. Vor allen Dingen suche man daher die Harnröhre durch Darmsaiten und Bougies so zu erweitern, daß man einen biegsamen Catheter einbringen kann, denn es kömmt hauptsächlich darauf an, eher auf die Harnröhre, als auf die Fistelgänge zu wirken, indem, so bald der biegsame Catheter einige Tage ruhig liegen kann, der Reiz des Harns von den frisch aufgeschnittenen Fistelgängen abgewendet, und eben deswegen auch die Heilung beschleuniget wird.

Sobald durch den Gebrauch der Bougies die Verengerung gehoben ist, so muß man die Fistelgänge gehörig erweitern. Zu diesem Ende bringt man den Kranken in die Lage des Steinschnitts, hierauf eine gefurchte Blasensonde von angemessener Dicke in die Harnröhre und in die Blase, untersucht mit einer kleinen runden Sonde, welcher Fistelgang am geradesten gegen die Harnröhre hinläuft, und öffnet diesen mit einem tiefen

und

und langen bis auf die Harnröhre hinlaufenden Schnitte, ſchneidet die Harnröhre über und unter der Oeffnung durch, um die Verbindung der Fiſtelöffnung in der Harnröhre mit dem umliegenden Zellgewebe zu erleichtern, und um dadurch die Heilung zu befördern. Wenn durch dieſen Haupt-Einſchnitt nicht alle Nebengänge mit geöffnet werden können, ſo müſſen ſie noch beſonders aufgeſchnitten werden.

Nach gemachten hinreichenden Einſchnitten kann man nun auch auf die durch den Harn veränderten Theile wirken, welche allemahl mehr oder weniger hart, unnachgiebig und callös ſind, und dieſes ſind ſie auf eine zweifache Art. Entweder findet man die Theile, außerdem daß ſie hart ſind, ſchmerzhaft, heiß entzündet, oder die Theile ſind durch die Länge der Zeit unempfindlich, hart, blaß, ſchmutzig geworden, ſo daß hier Stockung ohne Entzündung iſt. Im erſtern Fall muß man krampfſtillende erweichende Bähungen ſo lange anwenden, bis der Schmerz gehoben iſt, und die Theile anfangen weicher und nachgiebiger zu werden, worauf man ſie mit gewürzhaften weinigen Umſchlägen verwechſelt, um die Theile durch einen ihnen angemeſſenen Reiz zu ſtärken, und die Calloſitäten zu zertheilen. Im zweyten Falle, wenn die Theile hart, blaß und unempfindlich ſind, erfordern ſie zugleich mit den erweichenden Mitteln gelinde reizende, wozu die Kampferſalbe, Balſ. arcaei oder Unguent. baſiliconis mit etwas Merc. praecip. rubr. mit erweichenden und reizenden Breyumſchlägen dienlich ſind. Zuletzt kann man ſtärkende Mittel mit großem Vortheil anwenden.

Damit ſich die Hautwunde nicht eher verengere, als bis ſich der Grund der Wunde geſchloſſen hat, füllet man dieſelbe ſehr gelinde mit Charpie

pie aus, deren Menge man immer mehr vermindert, ſo wie ſich der Grund immer mehr ausfüllet, ſo daß das Geſchwür endlich bloß oberflächlich verbunden wird. Zuweilen bleibt nach einiger Zeit die Heilung der Fiſtel ſtille ſtehen, das Geſchwür verkleinert ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt, oder auch der Eiter wird dünn, wäſſerig, und das Geſchwür ſcheint ſich wieder erweitern zu wollen. Außer den bekannten Urſachen, den Diätfehlern, Anhäufungen in dem Unterleibe, tragen beſonders Schwäche des Kranken und die Gegenwart des Catheters hierzu bey. Wenn in dieſem Falle durch nahrhafte und ſtärkende Diät ſich das Geſchwür nicht verkleinert, ſo verſuche man, da eine dicke Kerze den ſich immer mehr zuſammenziehenden Theilen läſtig wird, eine dünnere, und wenn auch dieſes nicht hilft, ſo laſſe man die Kerze ganz hinweg, da dann das Geſchwür gemeiniglich bald heilet.

Bey der Anwendung des biegſamen Catheters darf man aber den Harn nicht immerfort abfließen laſſen, weil ſonſt die Blaſe leicht ihr Zuſammenziehungs-Vermögen verliert, den Harn auch in einer geringen Menge aufbewahren zu können, wodurch leicht ein Harntröpfeln entſteht; man verſchließt ihn daher mit einem Stöpſel, und lüftet dieſen nur von Zeit zu Zeit. Sollte dieſer Vorſicht ungeachtet nach der Heilung ein unwillkührliches Harntröpfeln zurück bleiben, ſo hebt ſich dieſes leicht von ſelbſt, ſobald der Sphinkter der Harnblaſe ſeine vorige Stärke wieder bekommt.

Wenn die Fiſteln geheilt ſind, ſo muß man immer noch fortfahren, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Verengerung zu richten, beſonders wenn die verengerte Stelle mit in der Vereiterung begriffen war. Man muß daher den Gebrauch der Kerzen,

gen, beſonders in dem letztern Falle, noch eine Zeitlang fortſetzen, weil ſich die Verengerung leicht wieder von neuem erzeugen kann.

Sollte die Verengerung durch den Gebrauch der Kerzen nicht erweitert werden können, ſo muß ſie durch das Meſſer bis an die Fiſtelöffnung der Harnröhre hin zertheilet werden. Man bringt eine gefurchte Sonde in die Harnröhre bis an die verengerte Stelle, öffnet die Harnröhre an dem geſunden Theile durch einen kleinen Einſchnitt, bringt in dieſen gemachten Einſchnitt eine lange und dünne gefurchte Sonde durch die Verengerung hindurch, und erweitert den angefangenen Einſchnitt in der Harnröhre bis jenſeits der Fiſtelöffnung. Die übrige nachfolgende Behandlung geſchieht auf die angezeigte Art.

Von der ſchlimmſten Art iſt der Fall, wo bey der Verengerung der Harn ſich einen Weg durch eine Oeffnung in der Blaſe ſelbſt macht und Fiſtelgänge erzeugt. Man kann dieſen Fall von andern dadurch leicht unterſcheiden, daß bey ſolchem der Harn ohne Wiſſen des Kranken zu allen Zeiten herausträpfelt, ſo daß er, wenn die Fiſtelöffnung nicht ſehr klein iſt, ſelten zum Harnen genöthiget wird. So leicht dieſe Art Fiſtel von der andern unterſchieden wird, ſo ſchwer iſt ihre Heilung, ja bisweilen unheilbar, weil das Beſpühlen der Theile durch den Harn nicht gehindert werden kann. Indeſſen ſuche man, außer der angegebenen Behandlungsart, durch einen ununterbrochen fortgeſetzten Gebrauch der biegſamen Catheter in der Blaſe, den freyen Abfluß des Harns immer zu erhalten, und bemerkt man, daß die Fiſtel in dem Grunde heilet, ſo läßt man nach und nach den Harn in der Blaſe ſich anſammeln.

S. Joh. Gottl. Bernſtein's praktiſches Handbuch für Wundärzte. Neue Ausgabe. II. Th. Leipzig bey Schwickert, 1799. S. 63 ff.

Der Mittelfleiſchbruch, Hernia perinaei, iſt derjenige Bruch, welcher bey Mannsperſonen zwiſchen dem Maſtdarme und der Blaſe, bey Weibsperſonen zwiſchen dem Maſtdarme und der Mutterſcheide herunter in die niedrigſte Beckengegend dringt, und im Mittelfleiſche nahe an der Oeffnung des Hintern, gemeiniglich rechter- oder linkerſeits, ſelten in der Mitte erſcheint.

Zuweilen erſcheint er äußerlich nicht, nähmlich der Darm ſteigt nicht ſo tief herunter, daß die äußere Haut in eine Geſchwulſt aufgehoben wird, wovon Herr Bromfield*) einen Fall beobachtete, als er einen Knaben, wegen eines Steins im Blaſenhalſe, operirte. Einen ſolchen unvollendeten und äußerlich nicht ſichtbaren Bruch kann man äußerſt ſchwer, ja zuweilen unmöglich erkennen. Wenn ein Kranker in der Gegend, wo ein ſolcher verborgener Mittelfleiſchbruch befindlich iſt, oft eine ungewohnte Empfindung, ein Drücken, Ziehen, Spannen, oder eine Schwere empfindet, wenn er dieſe Empfindungen zuerſt bey irgend einer Gelegenheit, z. B. bey einem Falle, verſpürte; wenn er öfters Colikſchmerzen hat, und dieſe jedesmahl in der unterſten Beckengegend ihren Anfang nehmen, und von da ſich über den ganzen Unterleib erſtrecken; wenn er dieſe Colikſchmerzen, und die übrigen Empfindungen vorzüglich häufig und heftig ſpürt, ſo oft er ſich in eine horizontale Lage begiebt, könnte man vermuthen, daß der Kranke einen verborgenen Mittelfleiſchbruch habe.

Auch

*) Chirurgiſche Wahrnehmungen. Leipzig, 1774. p. 423.

Auch bey Frauenzimmern hat man dergleichen Brüche beobachtet, und nicht allein bey solchen, die bereits Kinder geboren haben, sondern sogar auch bey Schwangern. Indessen ist zu glauben, daß bey Weibspersonen ein Mittelfleischbruch gemeiniglich mit einem Mutterscheidenbruche vereinigt ist; wenigstens muß der Darm, der zwischen der Mutterscheide und dem Mastdarme liegt, immer mehr oder weniger eine Geschwulst auf der hintern Seite der Mutterscheide erregen.

Der Mittelfleischbruch kann von dreyfacher Art, ein Darm-, Netz- oder Blasenbruch seyn; gemeiniglich aber ist er ein Darmbruch. — Ausser den gewöhnlichen Ursachen der Brüche, und vorzüglich der Mutterscheidenbrüche, müssen vornehmlich starke und öftere Ausdehnungen des Mastdarms durch Koth und Winde, und der Blase durch Urin, wie auch der Vorfall der Mutterscheide und des Mastdarms, zu diesen Brüchen Anlaß geben. Sie entstehen gemeiniglich langsam und nach und nach, und auch in den Fällen, wo ein solcher Bruch äußerlich plötzlich erscheint, hat er vermuthlich vorher bereits eine Zeitlang hinter der Haut gelegen. Die Geschwulst erscheint gemeiniglich zur einen oder andern Seite, selten in der Mitte der Naht, und hat alle Eigenschaften einer Bruchgeschwulst. Sie wird größer und gespannt, wenn der Kranke steht, oder den Athem an sich hält, kleiner und weich, und verliert sich wohl gar, wenn der Kranke liegt; sie läßt sich zurück drücken; tritt mit einem Geräusch zurück; erregt öftere Colikschmerzen, anderer mit allen Brüchen gemeinen Zeichen zu geschweigen. — Wegen der Schwappung des Urins in dem Blasenbruche könnte man solchen vielleicht für einen Abscheß, oder irgend eine andere Flüssigkeit enthalten-

de

de Geſchwulſt anſehen; aber der Mangel der Entzündung und Schmerzen, und die Gegenwart verſchiedener Urinbeſchwerden entdeckt bald die Natur der Geſchwulſt. — Bey Mannsperſonen muß der Darm-Mittelfleiſchbruch nothwendig allerhand Urinbeſchwerden, bey Weibsperſonen aber immer eine Geſchwulſt auf der hintern Seite der Mutterſcheide erregen.

Dieſe Brüche werden in der gewöhnlichen Lage durch einen Druck mit der Hand zurück gebracht, und auf folgende Art zurück gehalten. Weibsperſonen dürfen nur einen Mutterkranz von der Art, wie im Art. **Mutterſcheidenbruch** wird empfohlen werden, tragen, und demſelben muß man hinten und zu beyden Seiten eine ſtarke convexe, vorn aber eine ganz platte Geſtalt geben. Um nun aber den Bruch zurück zu bringen, iſt es nicht genug, daß man die Geſchwulſt im Mittelfleiſche mit den Fingern drückt, ſondern man muß zu gleicher Zeit ein Paar Finger in die Mutterſcheide bringen, und vermittelſt derſelben die hintere Seite der Mutterſcheide drücken, ſtreichen, und gleichſam den Bruch hinauf bis hinter die Gebärmutter, und in die Bauchhöhle ſchieben. — Bey Mannsperſonen beſteht alle Hülfe in einem Drucke aufs Mittelfleiſch, um den Bruch zurück zu bringen, und um ihn zurück zu halten, in dem Gebrauche eines Riemens, in der Geſtalt einer T Binde. An dem Beinriemen muß eine eyförmige Pelotte, die übrigens dem Kopfe eines Bruchbandes gleicht, befeſtigt ſeyn, die genau auf der Bruchſtelle liegt, und dieſelbe drückt. Dieſe Pelotte muß nicht zu klein ſeyn, damit ſie bey verſchiedenen Beugungen des Körpers nicht von der Bruchſtelle verrückt wird.

Die Mittelfleischbrüche können auch eingeklemmt werden, vorzüglich bey der Schwangerschaft und Geburt. Einen eingeklemmten Bruch während der Geburt zu verhüten, brachte Herr Smellie, als bereits die Wasserblase stark hervor drang, die Hand in die Mutterscheide, drückte den Kopf zurück, zersprengte die Wasserblase, und in dem Augenblicke trat der Kopf des Kindes herunter in die Mutterscheide, und verhinderte einen neuen Vorfall des Bruchs. — Die Einklemmung bey der Schwangerschaft oder Geburt ist völlig eben so beschaffen, und erfordert dieselbe Behandlung, als ein aus derselben Ursache eingeklemmter Mutterscheidenbruch.

Der Mittelfleischbruch kann aber auch aus andern Ursachen, vornehmlich durch Anhäufung des Kothes, und Verengerung des Bruchsackhalses eingeklemmt werden. Außer den gewöhnlichen Mitteln, dem Aderlassen, dem Drucke, den Klystiren, u. s. w. und im Falle der Kothanhäufung, den Purgirmitteln, werden in gegenwärtigen Falle die fleißige Anwendung erweichender Klystire, und bey Weibspersonen erweichende Einspritzungen in die Mutterscheide empfohlen. Da der Druck aufs Mittelfleisch allein schwerlich den Bruch gänzlich bis in die Bauchhöhle zurück bringen wird, so kann man einen Finger in den Mastdarm, und bey Weibspersonen auch zugleich in die Mutterscheide bringen, und vermittelst dieser den Bruch gänzlich zurückschieben.

Wenn nun aber alle diese Mittel und Handgriffe die Einklemmung nicht heben sollten, so ist freylich alsdann die Operation das letzte und einzige Mittel. Die Eröffnung der Haut und des Bruchsacks wird, wie in jedem andern Falle, verrichtet; aber die Erweiterung des Bruchganges

S. Joh. Gottl. Beyn ſtein's praktiſches Handbuch für Wundärzte. Neue Ausgabe. II. Th. Leipzig bey Schwickert, 1799. S. 63 ff.

Der Mittelfleiſchbruch, Hernia perinaea, iſt derjenige Bruch, welcher bey Mannsperſonen zwiſchen dem Maſtdarme, und der Blaſe, bey Weibsperſonen zwiſchen dem Maſtdarme und der Mutterſcheide herunter in die niedrigſte Beckengegend dringt, und im Mittelfleiſche nahe an der Oeffnung des Hintern, gemeiniglich rechter, oder linkerſeits, ſelten in der Mitte erſcheint.

Zuweilen erſcheint er äußerlich nicht, nähmlich der Darm ſteigt nicht ſo tief herunter, daß die äußere Haut in eine Geſchwulſt aufgehoben wird, wovon Herr Bromfield*) einen Fall beobachtete, als er einen Knaben, wegen eines Steins im Blaſenhalſe, operirte. Einen ſolchen unvollendeten und äußerlich nicht ſichtbaren Bruch kann man äußerſt ſchwer, ja zuweilen unmöglich erkennen. Wenn ein Kranker in der Gegend, wo ein ſolcher verborgener Mittelfleiſchbruch befindlich iſt, oft eine ungewohnte Empfindung, ein Drücken, Ziehen, Spannen, oder eine Schwere empfindet, wenn er dieſe Empfindungen zuerſt bey irgend einer Gelegenheit, z. B. bey einem Falle, verſpürte; wenn er öfters Colikſchmerzen hat, und dieſe jedesmahl in der unterſten Beckengegend ihren Anfang nehmen, und von da ſich über den ganzen Unterleib erſtrecken; wenn er dieſe Colikſchmerzen, und die übrigen Empfindungen vorzüglich häufig und heftig ſpürt, ſo oft er ſich in eine horizontale Lage begiebt, könnte man vermuthen, daß der Kranke einen verborgenen Mittelfleiſchbruch habe.

Auch

*) Chirurgiſche Wahrnehmungen. Leipzig, 1774. p. 425.

Mittelgalopp, in der Reitkunſt, ein aus dem Trabe und Galoppe zuſammen geſetzter Gang des Pferdes, wobey das Pferd mit den Vorderfüßen trabt, und mit den Hinterfüßen galoppiert.

Mittelgattung, eine zwiſchen zwey andern in der Mitte befindliche Gattung, welche von beyden einige weſentliche Theile an ſich hat, aber auch in andern weſentlichen Theilen von beyden verſchieden iſt. Niederſ. **Middelſlag.**

Mittelgebirge, ſ. unter **Gebirge**, Th. 16, S. 548.

Mittelgedackt, heißt ein Orgelregiſter, wenn es nur zum Theil gedackt iſt.

Mittelgeige, eine Geige, welche zwiſchen der gewöhnlichen Geige oder Violine, und der tiefen Geige, oder dem Violon, in der Mitte ſteht, und am gewöhnlichſten mit dem italieniſchen Nahmen **Violoncello** genannt wird.

Mittelgeſchirr, ein Theil des Pferdegeſchirres. S. Th. 57, S. 429. im Art. **Kurſchpferd.**

Mittelgeſimſe, der Nahme eines Geſimſes an dem obern Theile eines gewöhnlichen Kachelofens, welches zwiſchen zweyen Leiſten befindlich iſt.

Mittelgras, der Nahme der Grasgattung Olyra Linn. Man kennt bisjetzt nur zwey Arten davon, welche in Weſtindien wachſen.

Mittelgrind, **Mittelſand**, ſo heißt in einigen Rheingegenden eine Inſel.

Mittelgroſchen, ſ. unter **Groſchen**, Th. 20, S. 122.

Mittelgurt, eine Art Sattelgurte, welche in der Mitte des Sattels angebracht wird; zum Unterſchiede von dem **Obergurte** und **Kreutzgurte.**

Mittelgürtel, ſ. unter **Mittelband**, oben, S. 59.

Mittelhaar, ein bey den Perrückenmachern übliches Collectivum, diejenigen Haare einer Perrücke zu bezeichnen, welche von der Decke bis zum Hinterkopfe hinabgehen, und kürzer als die Haare der Decke ſind.

de Geſchwulſt anſehen; aber der Mangel der Entzündung und Schmerzen, und die Gegenwart verſchiedener Urinbeſchwerden entdeckt bald die Natur der Geſchwulſt. — Bey Mannsperſonen muß der Darm-Mittelfleiſchbruch nothwendig allerhand Urinbeſchwerden, bey Weibsperſonen aber immer eine Geſchwulſt auf der hintern Seite der Mutterſcheide erregen.

Dieſe Brüche werden in der gewöhnlichen Lage durch einen Druck mit der Hand zurück gebracht, und auf folgende Art zurück gehalten. Weibsperſonen dürfen nur einen Mutterkranz von der Art, wie im Art. **Mutterſcheidenbruch** wird empfohlen werden, tragen, und demſelben muß man hinten und zu beyden Seiten eine ſtarke convexe, vorn aber eine ganz platte Geſtalt geben. Um nun aber den Bruch zurück zu bringen, iſt es nicht genug, daß man die Geſchwulſt im Mittelfleiſche mit den Fingern drückt, ſondern man muß zu gleicher Zeit ein Paar Finger in die Mutterſcheide bringen, und vermittelſt derſelben die hintere Seite der Mutterſcheide drücken, ſtreichen, und gleichſam den Bruch hinauf bis hinter die Gebärmutter, und in die Bauchhöhle ſchieben. — Bey Mannsperſonen beſteht alle Hülfe in einem Drucke aufs Mittelfleiſch, um den Bruch zurück zu bringen, und um ihn zurück zu halten, in dem Gebrauche eines Riemens, in der Geſtalt einer T Binde. An dem Beinriemen muß eine eyförmige Pelotte, die übrigens dem Kopfe eines Bruchbandes gleicht, befeſtigt ſeyn, die genau auf der Bruchſtelle liegt, und dieſelbe drückt. Dieſe Pelotte muß nicht zu klein ſeyn, damit ſie bey verſchiedenen Beugungen des Körpers nicht von der Bruchſtelle verrückt wird.

Die

Mittelknecht, ein Knecht, welcher zwiſchen dem Groß- und Kleinknechte in der Mitte ſtehet. Auch in den Schäfereyen gibt es ſolche Mittelknechte, welche alsdann die Mutterſchafe zu hüten haben.

Mittelknorpel, ſ. unter **Knorpel**. Th. 41, S. 715.

Mittelkreis, ein wenig gebräuchliches Wort, welches von einigen verſucht worden, den Aequator der Erdbeſchreiber auszudrücken, dafür andere **Mittellinie** gebraucht haben.

Mittelländiſch, in der Mitte zwiſchen zwey oder mehr Ländern gelegen; ein Wort, welches faſt nur noch allein von demjenigen Theile des atlantiſchen Weltmeeres gebraucht wird, welcher als ein großer Meerbuſen zwiſchen Europa, Aſien und Afrika liegt. **Das mittelländiſche Meer**, Mare mediterraneum, bey dem **Notker** mittellandig Mere, ehedem auch das **Wendelmeer**, oder **Endelmeer**, weil es gegen Morgen keinen Ausgang hat, und jetzt von vielen abgekürzt **das Mittelmeer** genannt.

Mittelleinwand, in der Landwirthſchaft, eine Art Leinwand, welche zwiſchen der ganz hänfenen und ganz flächſenen das Mittel hält, und aus dem kurzen Werke verfertigt wird, daher ſie auch **Werkleinwand** heißt.

Mittellerche, ein Nahme der Baumlerche, Alauda arborea Linn. welche auch Waldlerche, Heidelerche ꝛc. genannt wird. S. unter **Lerche**, Th. 77, S. 187.

Mittellinie, ſ. **Mittelkreis**.

Mittelmagd, in der Landwirthſchaft auf großen Gütern, eine Viehmagd, welche zwiſchen der **großen** und **kleinen Magd** in der Mitte ſtehet.

Mittelmann, im gemeinen Leben mancher Gegen-

den, ein Mann von mittlerm Stande und mittlerm Vermögen.

Mittelmäßig, eigentlich ein mittleres Maß habend, weder groß noch klein, weder viel noch wenig, so wohl von der körperlichen Größe und Menge, als auch von allen Arten der Beschaffenheit und Intension. **Mittelmäßig groß, reich, gelehrt** ꝛc. **Der Weg ist mittelmäßig gut. Unschuld ohne Verstand ist ein mittelmäßiger Schatz.** Dieses Wort zeigt nur überhaupt etwas an, was weder groß noch klein, weder viel noch wenig, weder gut noch böse u. s. f. genannt zu werden verdienet, dagegen sich das Beywort **mittler** näher und bestimmter auf die zwey Extreme beziehet, zwischen welchen das Ding von **mittlerer Beschaffenheit** in der Mitte stehet. Niederſ. **middelfarig, midfarig.**

Mittelmast, auf den dreymastigen Schiffen, der mittelste Mast, welcher, weil er zugleich der stärkste und höchste ist, auch der große Mast genannt wird.

Mittelmauer, ſ. im Art. **Mäurer**, Th. 85, S. 730.

Mittelmeer, ſ. unter **mittelländiſch**, oben, S. 101.

Mittelmehl, ſ. im Art. **Mehl**, Th. 87, S. 373. und anderwärts daſelbſt.

Mittelmünze, eine Rechenmünze in den halliſchen Salzwerken. 3 **Mittelpfennige** machen einen **Mittelgroſchen**, 60 der letztern ein **Mittelſchock**, 1 Mittelſchock 17 Silbergroſchen, 1 pf. 2½ **Mittelheller**, 3½ Mittelpfennige 4 pf. Silbergeld, 10½ Mittelpfennige 12 pf. oder 1 Silbergroſchen, 3½ Mittelgroſchen 1 Silbergroſchen.

Mittelnadel, bey den Nadlern, der Nahme der gebräuchlichſten Art der Stecknadeln, welche aus dem Drahte

Drahte Nr. 12 gemacht wird und ungefähr 1 Zoll lang iſt.

Mittelpfennig, ſ. unter **Mittelmünze**.

Mittelpunct, der mittelſte Punct eines Körpers oder eines jeden Dinges, derjenige Punct oder Ort, durch welchen eine Größe in zwey gleiche Theile getheilet wird; lat. Centrum. Figürlich auch dasjenige, wo ſich mehrere Dinge einer Art vereinigen. **Paris iſt von je her für den Mittelpunct des guten Geſchmacks gehalten worden. Du lebſt hier im Mittelpuncte der Geſchäfte.**

In der Größenlehre heißt der Mittelpunct derjenige Punct im begränzten Raume, welcher von der Gränze deſſelben allenthalben gleich weit entfernet iſt, wie z. B. der Mittelpunct eines Kreiſes, einer Kugel. Der Mittelpunct einer regulairen Figur oder eines regulairen Körpers heißt derjenige, welcher nicht allein von allen Winkel- oder Eckpuncten, ſondern auch von allen Seitenlinien oder Seitenflächen gleich weit entfernet iſt. Auch nennt man überhaupt denjenigen Punct in einer Figur oder in einem Körper, durch welchen irgend eine gerade Linie oder Ebene ſo geleget werden kann, daß letztere die Figur oder den Körper in zwey gleichen und ähnlichen Hälften theilen, den **Mittelpunct** der ganzen Figur oder des ganzen Körpers. So läßt ſich alſo ſelbſt in manchen irregulairen Figuren und irregulairen Körpern ein Mittelpunct gedenken, wie z. B. in Parallelogrammen, Ellipſen, Cylindern, Prismen, Ellipſoiden u. ſ. Dieſer Punct heißt der **Mittelpunct der Größe** (centrum magnitudinis).

Der Nahme Mittelpunct wird außerdem noch bey mathematiſchen und vorzüglich bey phyſiſchen Unterſuchungen in verſchiedener anderer Be-

deutung genommen. Wenn z. B. auf einen Körper an verſchiedenen Stellen mehrere Kräfte wirken, ſo kann man ſich vorſtellen, als wenn alle dieſe Kräfte in einem einzigen Puncte des Körpers angebracht wären, und zuſammen in dieſem Puncte eben die Wirkung hervorbringen würden, welche ſie zuſammen an ihrer Stelle des Körpers bewirken würden. Dieſer Punct wird alsdann ebenfalls der Mittelpunkt, und in dieſem Beyſpiele beſonders der Mittelpunct der Kräfte genannt. Auf dieſe Art ſind gröſtentheils folgende Benennungen entſtanden.

Mittelpunct der Anziehung oder der Gravitation (centrum attractionis ſ. gravitationis, centre d'attraction ou de gravitation) heißt derjenige Punct des anziehenden Körpers, nach welchem die Richtung der ganzen Anziehung geht. Wenn z. B. ein Körper von allen Theilen einer Kugel angezogen würde, ſo könnte auch die Anziehung wegen der ungleichen Entfernungen des Körpers von den Theilen der Kugel allenthalben nicht gleich groß ſeyn. Kann man ſich aber die Vorſtellung machen, daß alle dieſe verſchiedenen Anziehungen gleichſam in der Mitte der Kugel vereint wären, ſo heißt alsdann dieſer Punct der **Mittelpunct der Anziehung.**

Newton hat im erſten Buche ſeiner Princip. die Mittelpuncte der Anziehung für verſchiedene Fälle berechnet. Iſt die Maſſe der Kugel, die gegen einen andern Körper Anziehung ausübet, in gleichen Entfernungen von dem Mittelpuncte gleichförmig dicht, ſo finden hier zwey Fälle ſtatt, in welchen der Mittelpunct der Kugel als der Mittelpunct der Anziehung gedacht werden kann, nähmlich 1) wenn ſich die Anziehungen der verſchiedenen Theile der Kugel gegen den Körper verhalten gerade wie die Entfernungen, und 2) wenn ſie ſich verkehrt wie die Quadrate dieſer Entfernungen verhalten. Wenn hingegen

gen die Stärke oder Anziehung nach andern Verhältnissen der Entfernungen bestimmt wird, so kann auch die Größe der Anziehung nicht mehr so berechnet werden, als ob die ganze anziehende Masse im Mittelpuncte vereinigt wäre.

Weil in der Natur alle Materie wirklich Gravitation gegen einander nach dem Gesetze Num. 2. ausübet, und die himmlischen Körper als wirkliche Kugeln betrachtet werden können, welche von ihren Mittelpuncten aus in gleichen Entfernungen eine gleiche Dichtigkeit besitzen, so kann man auch bey Berechnungen der Gravitation die ganze Masse der Himmelskörper als vereint in ihrem Mittelpuncte ansehen.

In Ansehung der Schwere der Körper auf unserer Erde gegen selbige muß noch die abgeplattete Gestalt derselben in Betrachtung gezogen werden. Wenn sie eine vollkommene Kugel wäre, welche vom Mittelpuncte aus in gleichen Entfernungen gleich dichte Materie besäße, so würde auch hier ihr Mittelpunct der Größe mit dem Mittelpuncte der Schwere zusammenfallen. Die abgeplattete Gestalt aber verursachet, daß Abweichungen hiervon statt haben. Die Erfahrung lehret, daß die Richtungen der Schwere auf der Erdfläche in der Horizontal-Ebene senkrecht stehen, daher auch den Mittelpunkt des Erdsphäroids nur unter dem Aequator und unter den Polen treffen können, in allen übrigen Orten der Erde aber neben ihm vorbeygehen.

Mittelpunct der Bewegung (centrum motus, centre du mouvement) ist derjenige Punkt, um welchen sich ein oder mehrere Körper bewegen, und Kreise oder Kreisbogen beschreiben, wie z. B. der Mittelpunkt der Axe eines Rades an der Welle, der Ruhepunkt eines Hebels, der Auflösungspunkt eines Pendels, u. s. w.

Mittelpunct des Gleichgewichts (centrum aequilibrii s. aequilibrationis, centre d'équilibre) ist derjenige Punct in einem System von Körpern, welche mit einander verbunden und von äußern Kräften getrieben werden, der unterstützet werden muß, wenn das ganze

Syſtem im Gleichgewichte ſeyn ſoll. Es [illegible] nämlich eben ſo viel, als ob alle wirkende [illegible] des Syſtems in dieſem Puncte beyſammen [illegible] Ein beſonderer Fall hievon iſt dieſer, wenn [illegible] Körper, welche unter einander verbunden [illegible] bloß als Gewichte wirken; in dieſem Falle wird der Punkt der **Mittelpunct der Schwere** genannt.

Mittelpunkt der Maſſe oder der Trägheit (centrum maſſae ſ. inertiae, centre de maſſe, ou d'inertie). Dieſen Nahmen gibt Euler dem Schwerpunkte einer Maſſe, wenn man nicht ſowohl auf die Schwere des Körpers, als vielmehr auf andere beſchleunigende Kräfte, welche auf die Maſſe wirken, Rückſicht zu nehmen hat. Wie z. B. wenn ein horizontaler Wind auf den Flügel einer Windmühle wirkt, ſo kann man ſich die ganze Wirkung im Schwerpuncte des Windflügels vereint vorſtellen. Einen ſolchen Punct will Euler lieber den Mittelpunct der Maſſe oder der Trägheit nennen.

Mittelpunct, phoniſcher (centrum phonicum, centre phonique) iſt die Stelle, wo ſich die rufende Perſon bey einem vielfachen Echo befinden muß.

Mittelpunct, phonokamptiſcher (centrum phonocampticum, centre phonocamptique) iſt der Ort, von welchem der Schall beym Echo reflectiret wird.

Mittelpunct der Schwere, ſ. **Schwerpunct**.

Mittelpunct des Schwunges, oder **Schwungspunct** (centrum oſcillationis, centre d'oſcillation) heißt derjenige Punkt eines zuſammen geſetzten Pendels, in welchem die ſchwere Maſſe des ganzen Pendels vereiniget um denſelben

den Aufhängungspunct eben ſo ſchnelle Schwingungspuncte machen würde, als das zuſammen geſetzte Pendel ſelbſt ſchwingt. Es ſey Fig. 5382 aefg ein zuſammen geſetztes Pendel, d der Mittelpunct der Schwere deſſelben und a der Aufhängungspunct, um welchen daſſelbe freye Schwingungen machen kann, ſo kommt es nun darauf an, die Länge eines einfachen Pendels zu beſtimmen, deſſen Schwingungszeit einerley mit der Schwingungszeit des zuſammen geſetzten Pendels iſt. Man ſetze, die Länge des einfachen Pendels ſey ac, welches mit dem zuſammen geſetzten Pendel gleichzeitig ſchwingt, ſo muß der Punct c ganz allein als ſchwer betrachtet werden, wenn das zuſammen geſetzte Pendel auf das einfache reducirt ſeyn ſoll. Dieſe Länge des einfachen Pendels wäre alſo die Entfernung des ſchweren Punctes c von dem Auflöſungspuncte a. Wenn man daher nur dieſen Mittelpunct der Schwingung zu beſtimmen wüßte, ſo würde man das zuſammen geſetzte Pendel als ein einfaches anſehen können, deſſen Länge die Entfernung von dem Aufhängungspuncte bis zu dieſem Mittelpuncte wäre, und es ließe ſich die ganze Theorie des zuſammen geſetzten Pendels auf die Lehre vom einfachen Pendel zurück bringen. Huygens *) hat die Theorie vom Schwingungspuncte erfunden. Schon im Jahre 1646 hatte der P. Merſenne die Aufgabe von den Schwingungen zuſammen geſetzter Pendel von beſtimmter Figur den Mathematikern zur Auflöſung vorgelegt, und hierzu beſonders Deſcart, Roberval und den damahls noch jungen Huygens aufgefordert. Obgleich zu dieſer Zeit die Mechanik noch nicht ſo weit entwickelt

*) Horologium oſcillatorium, Paris 1673. Fol. p. 93.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

genſchaft hat, daß er durch wagrechte Ebenen in Schichten getheilt werden kann, die ihre Schwerpuncte in der verlängerten Axe ag haben.

Iſt der Halbmeſſer der Kugel efg = ϱ, die Länge ag = α, a der Aufhängungspunkt, das Gewicht der Kugel = p, und das Gewicht der Stange = π, ſo findet man

$$ac = \frac{p(\frac{2}{5}\varrho^2 + 2\varrho\alpha + \alpha^2) + \frac{1}{2}\pi\alpha^2}{p(\varrho + \alpha) + \frac{1}{2}\pi\alpha}$$

Iſt ag ein zarter Faden, ſo daß man ſein Gewicht als unmerklich annehmen kann, ſo wird

$$ac = \frac{\frac{2}{5}\varrho^2 + 2\varrho\alpha + \alpha^2}{\varrho + \alpha} = \varrho + \alpha + \frac{\frac{2}{5}\varrho^2}{\varrho + \alpha}$$

wäre die Kugel ſelbſt in g aufgehangen, ſo wäre α = 0, mithin ac = ϱ + ⅖ϱ. Für die Stange ag allein ohne Kugel hat man p = 0, und

$$ac = \frac{1}{2}\alpha.$$

Huygens leitete ſeine Theorie aus der Vorausſetzung dieſes Satzes ab, daß einzelne mit einander verbundene Maſſen durch den Fall ſo viel Kraft erhalten, daß ihr gemeinſchaftlicher Schwerpunkt wieder eben ſo hoch ſteigen kann, ſo tief er gefallen iſt, welcher Satz gewöhnlich der Grundſatz der aufſteigenden Kräfte genannt wird. Weil aber dieſer Satz nicht allen evident genug zu ſeyn ſchien, ſo haben ſich einige die Mühe gegeben, die Theorie auf andere Gründe zu bauen. Hiermit machte Jacob Bernoulli *) den Anfang, und bewies die Theorie aus der Lehre vom Hebel durch ein ſtrenges mathematiſches Verfahren, welches aber für zuſammen geſetzte Fälle etwas weitläuftig wird. Leichter und allgemeiner hat dieſe Sache Johann Bernoulli **) vorgetragen, welchem auch größtentheils Herr Käſtner ***) gefolgt iſt. Aus der allgemeinen Theorie von der Umdrehung der feſten Körper um eine

*) Mémoir. de l'Acad. des Scienc. 1703. opp. Jac. Bernoulli p. 98.

**) Acta erudit. Lipſ. 1714. und opp. Jac. Bernoulli Tom. II. n. 96. und Tom. IV. n. 177.

***) Anfangsgründe der höhern Mechanik. Abſch. III. §. 6 u. f.

eine unbewegliche Axe trägt Euler *) diese Lehre als eine besondere Anwendung vor.

Mittelpunct des Stoßes (centrum percussionis, centre de percussion heißt derjenige Punct eines in Bewegung begriffenen Körpers, wo man sich seinen völligen Stoß vereint vorstellen kann, so daß das Hinderniß, auf welches dieser Punct stößt, die ganze Wirkung des Stoßes empfängt, und seine weitere Bewegung, wenn es nicht ausweicht, gänzlich aufhält. Bewegen sich alle materielle Puncte eines bewegten Körpers mit gleicher Geschwindigkeit nach parallelen Linien, so ist alsdann der Mittelpunct des Stoßes mit dem Mittelpuncte der Schwere einerley.

Wallis **) hat den Ausdruck, Mittelpunct des Stoßes, zuerst gebraucht, und nennt ihn den Punct des größten Stoßes (punctum percussionis). Unter diesem Ausdrucke kann auch derjenige Punct verstanden werden, durch welchen die Richtung des Stoßes durchgehen muß, wenn sie einem andern beweglichen Körper die größte Geschwindigkeit mittheilen soll. Wenn aber die bewegte Masse des Körpers nicht nach paralleler Richtung fortgehet, sondern sich um eine feste Axe drehet, so werden diese Puncte nicht alle Mahl einerley seyn. Wallis nahm den Ausdruck in dem zuerst erwähnten Sinne. Er betrachtete die Produkte aus den Massen aller einzelnen körperlichen Puncte des sich schwingenden Körpers in ihre Geschwindigkeiten, als so viele einzelne Pressungen in dem Augenblicke des Stoßes, und den Punct des unbeweglichen Widerstandes, woran der Körper anschlägt, als die Unterlage. Suchte er nun, wie weit diese Unterlage vom Bewegungspunct entfernet seyn müsse, damit alles im Gleichgewichte bleibe, so fand er für diese Entfernung eben den Ausdruck, welchen Huygens für den Mittelpunct des Schwunges gefunden hatte. Daraus schloß Wallis, daß der Mittelpunct des Stoßes

*) Theoria motus corporum solid. cap. VI. VII.

**) Mechanic. cap. XI. prop. 15.

Stoßes vom Mittelpuncte des Schwunges nicht verschieden ſey. Dadurch hat ſich Stone *) verleiten laſſen, beyde Ausdrücke als völlig gleichgültig anzuſehen, welches auch ſelbſt Jakob Bernoulli**) behauptet. Dagegen erinnert Johann Bernoulli ***) ſehr richtig, daß dieſe Uebereinſtimmung beyder Punkte nur zufällig ſey, und bloß für einige Fälle Statt finde.

Euler †) nimmt den Ausdruck des Mittelpunctes des Stoßes im andern angezeigten Sinne.

Ausführlicher findet man die Theorie von den Mittelpuncten des Stoßes beym Karſten ††).

Mittelpunct der Umdrehung (centrum rotationis, centre de rotation) heißt derjenige Punct, um welchen ein Körper ſich drehet. In den mehreſten Fällen iſt dieſer Punkt einerley mit dem Mittelpuncte der Bewegung, als z. B. der Aufhängungspunct, um welchen ſich ein Pendel drehet u. ſ. f.

In einer eigenen Bedeutung aber wird **freywilliger Mittelpunct der Umdrehung** (centrum rotationis ſpontaneum, centre ſpontané de rotation) derjenige Punct genannt, welcher unbewegt bleibt, und um welchen ſich der Körper zu drehen anfängt, wenn er einen eccentriſchen Stoß empfängt. Durch einen ſolchen Stoß nähmlich erhält der Körper nicht allein eine fortgehende Bewegung aller ſeiner Theile, ſondern auch eine Um-

*) Analyſe des infinement petits comprenant le calcul integral. Paris 1735. 4. ſect. VII. p. 131.

**) Demonſtration du principe de Mſr. Huygens touchant le centre du balancement, et de l'identité de ce centre avec celui de percuſſion; in opp. Tom. II. no. C. p. 951.

***) Remarques ſur le calcul integral de Mſr. Stone; in opp. Tom. IV. n. 170. p. 180. ſqq.

†) Robins's erläuterte Artillerie. S. 182.

††) Lehrbegriff der geſammten Mathematik. Th. IV. Abſchnitt XVIII.

Umdrehung, welche für jeden Theil so stark ist, als sie bey eben dem Stoße seyn würde, wenn der Schwerpunct fest gehalten würde. Hierbey ist ein Punct in der Ebene, in welcher die Richtung des Stoßes und der Schwerpunct liegen, befindlich, welcher durch die fortgehende Bewegung eben so weit vorwärts, als durch die Umdrehung rückwärts geführet wird, welcher folglich ruhet, indem sich wirklich die übrigen bewegen. Johann Bernoulli *) hat diesem Punkte die angeführte Benennung beygeleget. Bey fortdauernder Bewegung ändert er sich beständig, und alle Puncte der Ebene, welche vom Schwerpunct gleich weit entfernet sind, werden der Reihe nach solche freywillige Mittelpuncte der Umdrehung.

S. Fischer's physikalisches Wörterbuch. III Th. Göttingen, 1800. S. 620 ff.

Die Hauptwerke über diese Materie sind:

Kästner's höhere Mechanik. Absch. III. und an verschiedenen Stellen.

Karsten's Lehrbegriff der gesammten Mathematik Th. VI. Mechanik der festen Körper. Abschn. XI. und XVIII.

Mittelrabe, ein Nahme der **Rabenkrähe**, s. im Art. **Krähe**, Th. 46, S. 456.

Mittelrad, das mittelste Rad unter dreyen oder mehreren. In den Uhren ist es ein Rad mit 60 Zähnen, welches das Steigerad in Bewegung setzet.

Mittelrast, die mittelste Rast oder Ruhe an dem Schlosse eines Feuergewehrs, zum Unterschiede von der **Vorderrast** oder **Hinterrast**.

Mittelreif, der mittelste Reif unter dreyen oder mehreren. An den Kanonen ist es ein Reif, oder Stab mit zwey Plättchen, womit das Stück unten bey dem Zündloche verziert wird.

Mittel-

*) Opp. Tom. IV. n. 177. p. 265. sq.

Mittelriegel, ein in der Mitte befindlicher Riegel. An den Laffetten sind es Zimmerstücke, welche die Laffette in der Mitte zusammen halten.

Mittelring, der mittelste Ring unter dreyen oder mehreren, z. B. auf der Nabe eines Rades, der Ring neben dem Bocke.

Mittelröhrchen, das mittelste messingene hohle Röhrchen, welches an dem Schafte eines Gewehrs in der Mitte der Ladestockrinne, vermittelst zweyer Stifte durch seine beyden Zapfen befestigt, und wodurch der Ladestock in der Rinne gehalten wird, und durch welches er nach dem Spitzröhrchen gehet.

Mittel-Royal-Festungen, ein Ausdruck, welcher bey nach holländischer Manier angelegten Festungen vorkommt, welche man in **Groß-**, **Klein-** und **Mittel-Royal-Festungen** eintheilt. Diese letztern insonderheit sind solche, deren äußere Polygone 70 bis 80 Ruthen, die innere hingegen 50 bis 60 lang ist, und woran man 6 bis 7 Bollwerke antrifft.

Mittelrücken, in der Landwirthschaft, der mittlere erhabene Theil eines Ackerbeetes, welchen man deswegen mit dem Pflug etwas in die Höhe treibt, damit das Wasser von beyden Seiten ab, und in die Furchen fließe. Das übrige sehe man im Art. **pflügen**.

Mittelrunde, Scharrunde, welche unter einem Officiere von der Hauptwache um Mitternacht, mit klingendem Spiele, auf den Posten herum gehet.

Mittelsalze, Lat. Salia media. In der Chemie und Naturgeschichte bezeichnete man mit diesem Nahmen sonst überhaupt alle zusammengesetzten Salze, welche aus Verbindung der Säuren mit Alkalien, oder mit absorbirenden Erden, oder mit Metallen entstehen, wenn die Alkalien oder Er-

den ꝛc. mit Säuren gesättiget sind. Sie wurden eingetheilt in **vollkommene** und **unvollkommene**, unter jenen verstand man diejenigen zusammen gesetzten Salze, welche aus der Verbindung der Säuren mit Alkalien entstehen, und nannte sie auch **wahre Mittelsalze**; unter diesen aber diejenigen, welche aus Verbindung der Säuren mit Erden entspringen, welche auch **analogische** oder **erdige Mittelsalze**, Salia media terreltria, genannt wurden. Die Ausdrücke **Neutral-Salze** und **Mittelsalze** waren einerley. Bergmann*) hingegen unterschied die **Mittelsalze** von den **Neutral-Salzen**. Er nannte nähmlich die gesättigten Verbindungen der Säuren mit alkalischen Salzen, die weder im Geschmacke noch auf gegenwirkende Mittel einen ihrer zwey Bestandtheile verrathen, **Neutral-Salze**; die Verbindungen von Erden oder Metallen mit Säuren, Laugensalzen oder Neutral-Salzen **Mittelsalze**, und zwar saure, laugensalzige, oder Neutral-Mittelsalze. So ist also z. B. der tartarisirte Weinstein nach Bergmann's Benennungsart ein **Neutral-Salz**, der Selenit, Alaun, Vitriol u. s. f. ein **saures Mittelsalz**, das flüchtige alkalische Kupfer- oder Silbersalz ein **laugensalziges Mittelsalz**, und das Alembrothsalz, die Eisensalmiakblumen, der spießglashaltige tartarisirte Weinstein u. s. w. ein **Neutral-Mittelsalz**.

Dieser, von Bergmann zuerst angegebene Unterschied ist in der Folge auch von andern Chemisten beybehalten worden, ausgenommen, daß man jetzt die Verbindung der Säuren mit Metallen

*) S. dessen Ausgabe von Scheffer's chemischen Vorlesungen, übers. von Weigel, Greifswald 1779. 8. S. 5 und 99. ingl. Sciagraphia regni mineralis.

allen gewöhnlich **metalliſche Salze** nennt, um ſie ſogleich von den übrigen Salzen zu unterſcheiden.

Da nun von den Neutral-Salzen, oder von den Verbindungen der Säuren mit Alkalien ſchon im Art. **Laugenſalz**, Th. 66, S. 113 fl. gehandelt worden iſt, wiewohl ſie dort immer **Mittelſalze** genannt werden, und die metalliſchen Salze, oder die Verbindungen der Säuren mit Metallen im Art. **Metall**, Th. 89, S. 558 fl. vorkommen: ſo bleiben hier nur die nach dem neueren Sprachgebrauche der Chemiker eigentlich ſo genannten **Mittelſalze** übrig.

Dieſe Mittelſalze, im engeren Sinne ſind, wie geſagt, Verbindungen der Säuren mit Erden, und zwar vorzüglich nur mit der **Kalkerde**, der **Talkerde**, der **Thonerde** und der **Schwererde**, indem nur dieſe Erden ſich mit den Säuren auf eine ähnliche Art, wie die Alkalien, verbinden. Sie benehmen den Säuren nähmlich den ſauren Geſchmack und die übrigen Eigenſchaften, als Säuren zu wirken. Die Erdarten, welche dieſe Wirkung auf die Säuren äußern, nennt man deswegen auch **alkaliſche** oder **verſchluckende Erden**, terrae alcalinae, abſorbentes, und die Verbindungen, welche aus denſelben und einer Säure in einem ſolchen Verhältniſſe entſpringt, daß die Erde mit Säure ganz geſättigt iſt, ein **erdiges Mittelſalz**, ſal medium terreſtre, oder wie vorhin bemerkt, ein **Mittelſalz**, ſal medium, ſchlechtweg.

Die Mittelſalze kommen in Abſicht ihrer äußern Beſchaffenheit ſehr mit den Neutral-Salzen überein; ſonſt ſind ſie aber, wie dieſe, unter einander ſelbſt in ihrem Geſchmack, in ihrer Auflösbarkeit, Kryſtallengeſtalt, und der Fähigkeit,

sich zu krystallisiren, so wie in dem Verhalten an der Luft sehr verschieden. Einige sind so schwer auflöslich, oder ganz unauflöslich, daß man sie billig nicht unter die Salze, sondern unter die Erden und Steine zählen muß. Ihre Anzahl läßt sich aus der Anzahl der Säuren, mit der Anzahl der alkalischen Erden multiplicirt, bestimmen. Jede Erde ist für eigenthümlich zu halten, welche mit einer bestimmten Säure ein eignes Mittelsalz hervor bringt, das von allen andern, mit eben dieser Säure bereiteten, verschieden ist.

Der Sättigungspunct bey der Verbindung einer Säure mit einer alkalischen Erde zu einem Mittelsalze läßt sich eben so finden, als bey den Neutral-Salzen. Man kann nähmlich die Erde zu der flüssigen Säure nach und nach tragen, wo dann, wenn diese gesättiget ist, die überflüssige Erde unaufgelöset niederfällt, welche man durchs Filtriren absondern, und das aufgelöste Mittelsalz durchs Krystallisiren, oder sonst durchs Abrauchen scheiden kann.

Die Mittelsalze bestehen also aus einem wahren Salze, der Säure, und einem Stoffe, der eigentlich nicht salzartig ist, der Erde, die aber mehrentheils durch die Verbindung mit jener an der Natur ihres Auflösungsmittels so Antheil nimmt, daß sie jetzt in einem salzartigen Zustande erscheint. Alle im Wasser auflösbare Mittelsalze können daher einen Beweis von der aneignenden Eigenschaft geben. Die im Wasser wenig oder gar nicht auflösbaren mittelsalzigen Verbindungen können wir eben deswegen auch nicht krystallisirt darstellen, sondern sie schlagen sich bey ihrer Entstehung aus dem wässerigen Vehiculo sogleich als ein unförmliches Pulver nieder; obgleich die Natur dergleichen Verbindungen von Erden und Säu-

ren

ren oft in ſehr anſehnlichen kryſtalliniſchen Formen liefert.

Die Verwandſchaft der alkaliſchen Erden und Säuren gegen einander iſt verſchieden. Gewöhnlich geht die Schwererde voran, dann folgt die Kalkerde, hierauf die Talkerde, und dann die Thonerde. Bey vielen Säuren ſtehen die feuerbeſtändigen Alkalien noch vor der Kalkerde in der Stufenfolge der Wahlverwandtſchaft, aber nicht bey allen Säuren; das Ammonik ſcheint bey mehreren Säuren mit der Talkerde einerley Verwandtſchaft zu haben, bey andern ſteht es ihr vor, bey andern nach. Die Thonerde weicht in der Verwandtſchaftsfolge der Säuren den übrigen Erden und Alkalien.

Die Mittelſalze erhalten ihren Nahmen, beſonders nach der neuern Nomenclatur, von den Säuren mit dem Beyſatze der dazu genommenen Erde, als z. B. ſchwefelgeſäuerte Kalkerde (Selenit, Gyps), ſchwefelgeſäuerte Bittererde (Epſom-Salz, Bitterſalz, engländiſches Salz), ſchwefelgeſäuerte Alaunerde (Alaun) u. ſ. f.

Nach dieſer Benennungsart will ich hier die bekannten Mittelſalze, die für die Geſchäfte und Gewerbe des gemeinen Lebens zum Theil von großem Nutzen ſind, zur leichtern Ueberſicht aufführen, wobey ich dem Grenſchen Handbuche der geſammten Chemie folge; die nähere Beſchreibung derſelben iſt mehrentheils aber in eigenen Artikeln, die beſonders von ihnen handeln, nachzuſehen.

1. Apfelſaure Mittelſalze.

Durch vollkommene Sättigung der Apfelſäure mit Kalk entſtehen kleine unförmliche Kryſtalle, die viel ſiedendes Waſſer zur Auflöſung erfordern; wenn die Säure aber hervor ſticht, ſo werden ſie leicht in kaltem Waſſer aufgelöſet. Dieſes Mit-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Talkerde wird von der flüſſigen Arſenikſäure aufgelöſet; die Verbindung ſchlägt ſich, wenn ſie genau geſättigt iſt, zu einem im Waſſer höchſt ſchwer auflöslichen Salze nieder; löſet ſich aber in einem Ueberſchuß von Säure wieder auf, und liefert dann durchs Abdampfen eine gallertartige Maſſe. Wenn man aber jenes ſchwer auflösliche Mittelſalz in Eſſig-, oder in Salpeterſäure auflöſet, und dann unmerklich abdunſten läßt; ſo ſchießt die arſenikſaure Talkerde (Magneſia arſenicica, Arſenias magneſiae, Arſeniate de magneſie) nach Bergman zu ſchönen, prismatiſchen, ſtrahlichten Kryſtallen an. Dieſe Kryſtalle verwittern allmählig in der Wärme, und verlieren ihr Kryſtallenwaſſer. Durchs bloße Feuer wird dies Mittelſalz nicht zerſetzt, wohl aber beym Zuſatz kohliger Stoffe, wobey die Arſenikſäure reducirt wird und entweicht *).

Ob die ätzenden Alkalien und die Kalkerde dieſe arſenikſaure Talkerde auf naſſem Wege zerſetzen, iſt noch nicht durch Erfahrung geprüft. Bergman ſtellt in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Arſenikſäure wahrſcheinlicher Weiſe die Talkerde vor die feuerbeſtändigen Alkalien und nach der Kalkerde **).

Die Thonerde wird von der Arſenikſäure ebenfalls aufgelöſet, und liefert damit eine dickliche Maſſe (arſenikſaure Thonerde, Argilla arſenicica, Arſenias argillae, Arſeniate d'alumine). Im Feuer läßt dies Mittelſalz, ohne zugeſetztes Brennbares, ſeine Säure nicht fahren.

Die Alkalien, Kalkerde und Talkerde ſind, der Analogie nach mit andern Säuren zu ſchlie-

*) Bergman opuſc. phyſ. chem. Vol. I. S. 385.
**) Bergman opuſc. Vol. III. S. 362.

ßen, wahrscheinlich der Arsenikſäure näher verwandt, als es die Thonerde iſt.

Die Schwererde wird von der Arsenikſäure zwar leicht aufgelöſet, aber gegen den Punkt der Sättigung als ein ſchwer auflösliches Mittelſalz (arſenikſaure Schwererde, Barytes arſenicicus, Arſenias barytis, Arſeniate de baryte) wieder gefällt. Im Feuer verhält ſich dies Salz wie die arſenikſaure Kalkerde. In der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Arſenikſäure ſtellt Bergman die Schwererde zwiſchen die Talkerde und Kalkerde.

Auf die Kieſelerde hat die Arſenikſäure weder auf trocknem, noch auf naſſem Wege auflöſende Kräfte.

Die wechſelſeitigen Verwandtſchaften der Arſenikſäure und anderer Säuren gegen Alkalien und Erden müſſen hier übergangen werden, da ſie zu ſehr in das Gebiet der Chemie eingreifen. Das Grenſche Handbuch und andere unten nachzuweiſende Werke verbreiten ſich ausführlicher darüber. Eben dieſes iſt auch der Fall bey den wechſelſeitigen Verwandtſchaften der im folgenden noch zu nennenden Säuren und anderer Säuren gegen Alkalien und Erden, von welchen hier nur zuweilen etwas berührt werden kann.

3. Benzoeſaure Mittelſalze.

Wenn man gepulverte Kreide und Benzoe-Salz zuſammen miſcht und Waſſer darauf gießt, ſo entſteht ſogleich unter Aufbrauſen der Angriff des Salzes auf die Kalkerde, und beyde liefern nun ein Mittelſalz, von dem es nach Hrn. Lichtenſteins Bemerkung allerdings merkwürdig iſt, daß es leichter im Waſſer auflöslich iſt, als ſeine Beſtandtheile einzeln es ſind. Es ſchießt nach dem Abrauchen in der Kälte zu anſehnlichen ſpießigten,

ſigten, federartigen Kryſtallen an, die von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunct, wo ſie zuſammenhängen, auslaufen. Dieſe benzoeſaure Kalkerde (Calx benzoica, Benzoas calcis, Benzoate de chaux) iſt nicht ſo leicht auflöslich im Waſſer, als die benzoeſauren Neutral-Salze, und hat einen ſtumpfſüßlichen Geſchmack. Im Feuer wird es zerſtört, und die Benzoe-Säure verflüchtiget.

Nach Hrn. Lichtenſtein ſchlagen zwar die Alkalien die Kalkerde aus der Auflöſung der benzoeſauren Kalkerde im Waſſer nieder; allein es iſt wahrſcheinlich, daß er kohlenſaures Alkali angewendet habe, und da muß denn freylich wegen der doppelten Verwandtſchaft ein Niederſchlag erfolgen, der nach Bergman und Tromsdorff mit ätzendem nicht erfolgt, indem vielmehr das Kalkwaſſer alle benzoeſauren Neutral-Salze zerſetzt, und die Alkalien frey macht; daß alſo die Verwandtſchaft der Benzoe-Säure zur Kalkerde größer iſt, als zu den Alkalien *).

Die Auflöſung der Talkerde mit der Benzoe-Säure im Waſſer giebt nach der Sättigung und dem Abrauchen kurze federartige Kryſtalle, die ſich ziemlich leicht im Waſſer auflöſen laſſen, an der Luft etwas verwittern, bitterlich ſcharf ſchmecken, und auch im Feuer zerſtört werden. Das Kalkwaſſer ſchlägt nach Bergman aus der Auflöſung dieſer benzoeſauren Talkerde (Magneſia benzoica, Benzoas magneſiae, Benzoate de Magneſie letztere nieder. Die ätzenden Alkalien thun es nach Tromsdorff ebenfalls.

*) Lichtenſtein's Beytrag zur Geſchichte des Benzoe-Salzes. In Crell's neueſten Entdeckungnn, Th. IV. S. 23. Bergman de attract. elect. in ſeinen opuſc. Vol. III. S. 374. Tromsdorff Abhandlung von der Benzoe-Säure; in ſeinem Journal der Pharmazie, B. I.

Reine und noch etwas feuchte Thonerde wird vom Benzoe-Salz auf nassem Wege ziemlich leicht aufgelöst, und liefert nach dem Abrauchen ein Salz von geringem zusammenziehenden Geschmacke, **benzoesaure Thonerde** (Argilla benzoica, Benzoas argillae, Benzoate d'alumine), das durchs Abdunsten keine eigentliche Krystalle, sondern nur eine geronnene krystallinische Masse liefert, und sich im Wasser leicht auflöst. Die Alkalien, die Kalkerde, und Talkerde zerlegen es. Im Feuer wird es zerstört.

Die Schwererde giebt mit der Benzoe-Säure nach Bergman ein schwerauflösliches Salz, **benzoesaure Schwererde** (Barytes benzoicus, Benzoas barytae, Benzoate de baryte), das sich in zarten Nadeln krystallisirt, die bitterlich stechend schmecken. Das Kalkwasser zerlegt diese Verbindung; nicht aber das feuerbeständige ätzende Alkali, auch die Talkerde nicht.

Die Stufenfolge der Wahlverwandtschaft der Alkalien und Erden gegen Benzoe-Säure, wäre also folgende: Kalkerde, Schwererde, Gewächs-Alkali, Mineral-Alkali, Ammoniak, Talkerde, Thonerde *).

4. Bernsteinsaure Mittelsalze.

Die **bernsteinsaure Kalkerde** (Calx succinica, succinata, Succinas calcis, Succinate de chaux) giebt langspießichte Krystalle, die an der Luft beständig sind, und sich selbst im siedenden Wasser nur sehr schwer auflösen lassen. Im Feuer lassen sie nach Hrn. Wenzel ihre Säure gänzlich fahren **).

Die

*) Tromsdorff a. a. O.
**) Wenzel von der Verwandtschaft S. 339.

Die kohlenſauren Alkalien zerſetzen zwar die bernſteinſaure Kalkerde; da aber Kalkwaſſer aus den bernſteinſauren Neutral-Salzen die Säure in ſich nimmt, und die Alkalien frey macht, ſo muß die Kalkerde in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Bernſteinſäure auch den feuerbeſtändigen Alkalien vorgeſetzt werden.

Die bernſteinſaure Talkerde (Magneſia ſuccinica, ſuccinata, Succinas Magneſiae, Succinate de Magneſie) läßt ſich nicht kryſtalliſiren, ſondern erſcheint in der Geſtalt einer gummichten Maſſe, die im ſtarken Glühefeuer ihre Säure nach Hrn. Wenzel ebenfalls fahren läßt. Kohlenſaure Alkalien zerſetzen freylich dies Mittelſalz; nach Hrn. Bergman aber entzieht die reine Talkerde den bernſteinſauren Neutral-Salzen die Säure, und er ſtellt daher in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Bernſteinſäure die Talkerde noch vor die feuerbeſtändigen Alkalien. Morveau hingegen ſtellt ſie allen Alkalien, auch dem Ammoniak, nach. — Kalkwaſſer zerſetzt die bernſteinſaure Talkerde, und die Kalkerde iſt daher der Bernſteinſäure näher verwandt, als die Talkerde *).

Die bernſteinſaure Thonerde (Argilla ſuccinica, ſuccinata, Succinas argillae, Succinate d'alumine) liefert nach Hrn. Wenzel priſmatiſche Kryſtalle, die im Feuer auch ihre Säure fahren laſſen. Die ätzenden Alkalien, ſowohl die feuerbeſtändigen, als das Ammoniak, und Kalkwaſſer, ſchlagen die Thonerde aus der Auflöſung dieſes Salzes nieder **).

Die

*) Wenzel a. a. O. S. 329. Bergman opuſc. Vol. III. S. 375. Morveau ꝛc. Anfangsgründe der Chemie II. S. 67.

**) Wenzel a. a. O. S. 328. 329.

Die bernsteinsaure Schwererde (Barytes succinicus, succinatus, Succinas baryris, Succinate de baryte) ist nach Bergman im Wasser sehr schwer auflöslich, und da die reine Schwererde die übrigen bernsteinsauren Neutral- und Mittelsalze zersetzt, so gebührt ihr die erste Stelle in der Verwandtschaft der Bernsteinsäure *).

5. Blausaure Mittelsalze.

Die reine Talkerde löst sich in der Blausäure durch Digeriren in einem verschlossenen Gefäße auf, und liefert damit eine kalkerdichte Blutlauge. Die Alkalien schlagen sämmtlich die Talkerde daraus nieder, und alle Säuren sondern das färbende Wesen daraus ab, selbst die Kohlensäure; und daher trübt sich die Auflösung, wenn sie der atmosphärischen Luft exponirt wird **).

Mit der Kalkerde giebt die Blausäure auch eine Auflösung, die sich wie kalkerdichte Blutlauge verhält. Alle Alkalien sondern die Kalkerde daraus ab; nicht die Talkerde, die durchs Kalkwasser vielmehr selbst vom färbenden Wesen geschieden wird. Die Säuren, und selbst die Kohlensäure zersetzen diese kalkerdichte Blutlauge. Im Feuer wird sie gänzlich zersetzt ***).

Von der reinen Schwererde löst nach Scheele das färbende Wesen nur sehr wenig auf; von der Thonerde aber gar nichts †).

6. Boraxsaure Mittelsalze.

Die Borax-Säure vereiniget sich mit der Kalkerde zu einem Salze, das sich im Wasser gar nicht auflöst, und daher bey seiner Entstehung auf

*) Bergman a. a. O. S. 375. Morveau a. a. O. S. 67.
**) Scheele Versuche über die färbende Materie im Berlinerblau. §. XI. d.
***) Scheele a. a. O. §. XI. g.
†) Scheele a. a. O. §. XI. e. f.

auf naſſem Wege ſogleich aus dem Waſſer niederfällt, geſchmacklos iſt, und mehr zu den erdichten Verbindungen zu rechnen iſt. Es heißt **Kalk-Borax** oder **boraxſaure Kalkerde, Boracit** (calx boracica, boraxata, borax calcarea, Boras calcis, Borate de chaux), und kann bequem ſo verfertiget werden, daß man eine Auflöſung der Borax-Säure in heißem Waſſer zum Kalkwaſſer ſchüttet, da der Kalk-Borax in Pulvergeſtalt zu Boden fällt. Im Feuer iſt der Kalk-Borax leichtflüſſig, und liefert eine dem Glaſe ähnliche Maſſe, die aber nach dem Erkalten nur halbdurchſichtig bleibt.

Die boraxſaure Kalkerde iſt jetzt auch natürlich entdeckt worden, und zwar in dem ehedem ſogenannten cubiſchen Quarze des Lüneburger Gypſes. Dieſe Kryſtalle, deren Grundgeſtalt eigentlich ein Würfel iſt, woran aber entweder mehrere oder alle Kanten und Ecken abgeſtumpft ſind, fand Hr. **Weſtrumb** bey der Zergliederung derſelben, zuſammengeſetzt aus 0,68 Borax-Säure, 0,11 Kalkerde, 0,13 Talkerde, 0,02 Kieſelerde und 0,01 Thonerde. Dieſe Kryſtalle ſind mehr oder weniger durchſichtig, weiß, grau, auch wohl aquamarinfarben, und ſo hart, daß ſie mit dem Stahl Feuer ſchlagen. Sie ſchmelzen im ſtarken Feuer zu einem gelblichen Glaſe *).

Die ätzenden Alkalien zerſetzen die boraxſaure Kalkerde nicht, wohl aber wird der gemeine Borax zerlegt, wenn man ihn mit gebranntem Kalke kocht, und das ätzende Mineral-Alkali wird frey; daß

*) Joh. Fr. Weſtrumb chemiſche Unterſuchung des Sedativſpaths von Lüneburg; in ſeinen phyſik. chem. Abhandl. B. I. H. 1 S. 165. ff. Einige Verſuche mit dem kalkartigen Borax, von Hrn. Heyer; in Crell's chem. Annalen 1788. B. II. S. 21. ff.

daß man daher der Borax-Säure auf naſſem Wege eine nähere Verwandtſchaft gegen die Kalkerde, als gegen die Alkalien zueignen muß.

Die Talkerde löſt ſich nur langſam und in geringer Menge in dem boraxſauren Waſſer auf, und liefert nach dem Abrauchen unregelmäßig gebildete kryſtalliniſche Körner, die ſchwerauflöslich ſind, und die **boraxſaure Talkerde** oder den **talkerdigen Borax** (magnelia boracica ſ. boraxata, Boras Magneſiae, Borate de Magneſie) ausmachen. Das in die heiße Auflöſung dieſes Salzes getunkte Papier brennt nach dem Trockenwerden mit einer dunkelgrünen Flamme. Im Feuer fließt es zu einem weißen, ganz durchſichtig bleibenden Glaſe. Der Weingeiſt ſcheidet nach **Bergman** die Borax-Säure daraus ab, und nimmt ſie mit Zurücklaſſung der Talkerde in ſich.

Das Kalkwaſſer ſchlägt aus der Auflöſung dieſes Salzes einen Kalk-Borax nieder, und zerſetzt alſo daſſelbe; die Talkerde muß natürlicherweiſe zugleich mit niederfallen. Die Borax-Säure iſt alſo mit der Kalkerde näher verwandt, als mit der Talkerde. **Bergman** muthmaßt, daß die Alkalien entfernter damit verwandt ſind, als die Talkerde.

Auch mit der Thonerde verbindet ſich die Borax-Säure auf naſſem Wege, wenn man die durch ein Alkali aus dem Alaune niedergeſchlagene, ausgeſüßte und noch nicht getrocknete Erde mit Borax-Säure und vielem Waſſer kocht. Die durchgeſeihete Flüſſigkeit liefert nach dem Abdunſten keine Kryſtalle, ſondern eine gummiartige Maſſe von einem ſehr zuſammenziehenden Geſchmacke. Am beſten und leichteſten läßt ſich dieſe **boraxſaure Thonerde** (argilla boracica ſ. boraxata, Boras argillae, Borate d'alumine) dadurch verfertigen, daß man eine Auflöſung des Boraxes in heißem

heißem Wasser zu einer Auflösung des Alauns schüttet und das Gemisch aufkocht, das sich durch eine doppelte trennende Verwandtschaft die Schwefelsäure des Alauns mit dem Mineral-Alkali des Borax zu einem Glauberſalze vereinigt, und beym Erkalten zuerst anschießt, ein Theil der Thonerde niederfällt, und die übrige Lauge die Verbindung der Borax-Säure mit der Thonerde enthält. Im Feuer fließt die boraxsaure Thonerde zu einer Art von Glas. Kalkerde, Talkerde und die Alkalien entziehen die Borax-Säure der Thonerde.

Mit der Schwererde liefert die Borax-Säure, wie mit der Kalkerde, ein erdichtes Salz, boraxsaure Schwererde (Barytes boracicus s. boraxatus, Boras barytis, Borate de barite), das noch nicht näher untersucht ist. Bergman vermuthet, daß die Borax-Säure mit der Schwererde nicht so nahe verwandt ist, als mit der Kalkerde, und stellt jene in der Stufenfolge der Verwandtschaft der Borax-Säure gleich nach dieser vor der Talkerde und den Alkalien.

Die Kieselerde wird von der Boraxsäure auf nassem Wege, auch im Kochen, nicht angegriffen. Auf trocknem Wege löst es dieselbe im Schmelzfeuer zu einer glasähnlichen Masse auf, die sich durch Alkalien mehr oder weniger leicht beym Kochen zersetzen läßt, je nachdem mehr oder weniger Borax-Säure zu seiner Mischung gekommen ist *).

7. Essigsaure Mittelsalze.

Die Kalkerde wird von der reinen Essigsäure zwar langsam, aber doch vollkommen aufgelöset. Die

*) Das Verhalten des Sedativsalzes mit den Erden im Feuer überhaupt, und bey verschiedenen Verhältnissen, findet man in Achard's Samml. phys. chemisch. Abhandlungen, B. 1. S. 358. u. f.

Die Auflöſung hat einen bitterlich ſcharfen ſchmack, und läßt ſich, wenn ſie keine überf Eſſigſäure enthält, durch gelindes Abdunſte Abkühlen zu ſehr feinen, nadelförmigen, ger maßen ſeidenartigen Kryſtallen bringen, die a Luft nicht zerfließen, ſondern vielmehr zerf Der Weingeiſt löſet die eſſigſaure Kalk (Calx acetica, Sal ammoniacus fixus vege lis Schaef., Acetis calcis, Acetite de ch etwas ſchwer, das Waſſer aber ſehr leicht a

Hierher gehören: das **Kreidenſalz**, **Kr augenſalz**, **Korallenſalz**, **Perlenmutte** der Alten.

Im Feuer wird die eſſigſaure Kalkerde die Blättererde oder eſſigſaures Gewächs-Alkali ſetzt. Die kohlenſauren Alkalien ſchlagen ſä lich die Kalkerde roh daraus nieder; wenn ſie luftleer oder ätzend ſind, ſo fällen nur die b feuerbeſtändigen, nicht das flüchtige, die ät Kalkerde. Die gebrannte Kalkerde zerſetzt ſogleich das eſſigſaure Ammoniak, und entb das Ammoniak. Folglich iſt die Eſſigſäure mit den feuerbeſtändigen Alkalien näher, als der Kalkerde, aber mit dieſer doch näher, als dem Ammoniak verwandt.

Die Talkerde wird von der Eſſigſäure leicht aufgelöſet. Die Auflöſung ſchmeckt bi lich, und läßt ſich nicht kryſtalliſiren, ſondern beym Eindicken eine ſchmierige, zerfließbare M die ſich auch im Weingeiſt leicht auflöſen Die eſſigſaure Talkerde oder Bitterſalz (Magneſia acetica, Acetis magneſiae, Ac de magnéſie) wird, wie die Blättererde, im F zerſtört. Die kohlenſauren ſowohl, als die ä den Alkalien, auch das Ammoniak und die

bra

brannte Kalkerde zerlegen dies Salz und fällen die Talkerde.

Die Thonerde wird von der Eſſigſäure in nicht ſehr beträchtlicher Menge aufgelöſet. Dieſe eſſigſaure Thonerde (Argilla acetica, Acetis argillae, Acetite d'alumine) läßt ſich nicht kryſtalliſiren. Nach dem gänzlichen Austrocknen bleibt eine weißlichte, an der Luft nicht zerfließende Salzmaſſe übrig, die im Feuer ihre Säure, wie die Blättererde, fahren läßt. Die Alkalien und die gebrannte Kalkerde ſondern die Thonerde auf naſſem Wege daraus ab.

Die Auflöſung der Schwererde in reiner Eſſigſäure läßt ſich nach Hrn. Buchholz allerdings kryſtalliſiren, wenn man die hinlänglich abgedunſtete Lauge der freywilligen Verdunſtung durch die Sonnenwärme überläßt. Dies Salz oder eſſigſaure Schwererde (Barytes aceticus, Terra ponderoſa acetata, Acetis barytae, Acetite de baryte) ſchießt in vierſeitig ſäulenförmigen zuſammen gedrückten Kryſtallen an, die an den Enden zweyſeitig zugeſchärft ſind. Sie ſind luftbeſtändig, haben einen bitterlichen Geſchmack, brauchen bey der mittlern Temperatur 12 Theile Waſſer zur Auflöſung; in der Siedhitze nur 1,755 Theile. Der Weingeiſt löſet ſie auch, wiewohl in geringer Menge, auf. Im Glühefeuer werden ſie zerſtört. — Bergman ſtellt die Schwererde in der Verwandtſchaftsfolge der Eſſigſäure noch vor die feuerbeſtändigen Alkalien *).

8. Fluß-

*) Ueber die Kryſtalliſation der eſſigſauren Schwererde, von Chriſt. Friedr. Buchholz; in Trommsdorff's Journ. der Pharmacie, B. I. St. II. S. 77. ff.

8. Flußspathsaure Mittelsalze.

Mit der Kalkerde verbindet sich die Flußspathsäure zu einem ganz unauflöslichen Mittelsalze, das daher auch als ein erdiger Niederschlag erscheint, selbst wenn man Flußspathsäure zum Kalkwasser tröpfelt. Die **flußspathsaure Kalkerde** (calx fluorica s. fluorata, Fluas calcis, Fluate de chaux) kommt in ihrem Verhalten mit dem **natürlichen Flußspathe** (Fluor mineralis s. spatosus) überein. Die Unauflösbarkeit dieses Mittelsalzes im Wasser ist Ursach, daß der künstliche Flußspath nicht in Krystallenformen dargestellt werden kann, in welcher man den natürlichen häufig antrifft. Sein gewöhnlicher Krystall ist der vollkommene Würfel. Er ist gewöhnlich halbdurchsichtig oder durchscheinend, seltener durchsichtig, und von den schönsten und mannigfaltigsten Farben.

Zu den Arten der flußspathsauren Kalkerde gehören als mineralogisch-einfache Fossilien: (Karsten Mineralog. Tabellen Berlin 1800. S. 16.

a) Flußerde. (Kalkerde, Flußspathsäure, Phosphorsäure. Klaproth.)

b) Dichter Fluß.

c) Flußspath.

Wegen der Unauflöslichkeit im Wasser wird der Flußspath mit Recht zu den Erden oder Steinen gerechnet. Der natürliche enthält nach Scheele 0,57 Kalkerde, 0,16 Flußspathsäure und 0,27 Wasser, welches letztere Verhältniß nach Herrn Kirwan zu groß angegeben worden ist. An der Luft ist der krystallinische Flußspath beständig. In der Hitze zerspringt er unter einem Knistern, wegen des eingeschlossenen Krystallenwassers, und wird endlich zu einem weißen Pulver. Im starken Feuer schmelzt er für sich allein zu einem durch-

durchsichtigen Glase; läßt aber seine Säure dabey nicht fahren. Er löset im Fluß die feuerbeständigen Alkalien, den Borax, die Thonerde, die Talkerde und die Schwererde auf. Mit Kalkerde macht er besonders leichtflüssig, und löset dann auch die Kieselarten auf, was er sonst für sich allein nicht vermag. Eben wegen dieser seiner Wirkung, das Schmelzen anderer Erd- und Steinarten zu befördern, bedient man sich seiner im Hüttenwesen als Fluß, oder als Zuschlag. Bey einer gelinden Erwärmung, auch schon ohne das Feuer unmittelbar zu berühren, leuchtet er im Dunkeln; durch vollkommenes Durchglühen verliert er diese Eigenschaft gänzlich. Wahrscheinlich rührt diese phosphoreszirende Eigenschaft von anhängendem Phlogiston her, wie Gren meint.

Aetzendes feuerbeständiges Alkali kann weder *auf nassem* Wege durch Digeriren und Kochen, *noch auf* trocknem Wege durch Schmelzen den Flußspath zersetzen. Hingegen schlägt das Kalkwasser aus dem flußspathsauren Gewächs- und Mineral-Alkali sogleich einen wieder hergestellten Flußspath nieder, und wenn man diese Neutral-Salze mit ungelöschtem Kalke und Wasser kocht, so bleiben endlich bloß die Alkalien in ätzender Gestalt in der Auflösung. Die Flußspathsäure ist also näher mit der Kalkerde, als mit den feuerbeständigen Alkalien verwandt, und unterscheidet sich auch hierdurch hinlänglich von der Küchensalzsäure.

Wenn man aber den ganz zart geriebenen Flußspath mit kohlensauren feuerbeständigen Alkalien und Wasser lange Zeit digerirt oder kocht; oder mit döppelt so viel, dem Gewichte nach, kohlensaurem feuerbeständigen Alkali im mittelmäßigen Feuer fließen läßt, so geht die Flußspath-Säure

an das Alkali und die Kalkerde des Flußspathes bleibt, nach dem Auslaugen mit kochendem Waſſer, als rohe Kalkerde zurück. Dieſe Zerſetzung erfolgt hier bloß nach den Geſetzen der doppelten Wahlverwandtſchaft, und widerſpricht gar nicht dem in dem vorhergehenden Abſatze angeführten.

Mit der Talkerde giebt die Flußſpathſäure ein Mittelſalz, das ſich auch bey ſeiner Entſtehung ſogleich niederſchlägt, und nur bey einem Uebermaß der Säure in vielem Waſſer auflösbar iſt. Bey dem freywilligen Abdunſten dieſer Auflöſung ſahe Bergmann lange zarte kryſtalliniſche Fäden an den Seitenwänden des Gefäßes, und auf dem Boden ſechsſeitige ſäulenförmige Kryſtalle anſchießen, deren niedrige pyramidaliſche Endſpitzen aus drey rhomboidaliſchen Flächen zuſammen geſetzt beſtanden. Dieſe **flußſpathſaure Talkerde** (magneſia fluorica ſ. fluorata, Fluas magneſiae, Fluate de magneſie) läßt ſich nicht durch Feuer zerſetzen, und auch nicht durch ätzende, wohl aber durch kohlenſaure, feuerbeſtändige Alkalien, und auch durch kohlenſaures Ammoniak. Die Flußſpathſäure iſt alſo hierin von den bisher erwähnten mineraliſchen Säuren verſchieden, die mit den feuerbeſtändigen Alkalien durchgehends näher verwandt ſind, als mit der Talkerde. Die gebrannte Kalkerde und das Kalkwaſſer hingegen zerſetzen die Auflöſung der flußſpathſauren Talkerde.

Mit der Schwererde erzeugt die Flußſpathſäure ein pulverförmiges Gemiſch, die **flußſpathſaure Schwererde** (Barytes fluoricus ſ. fluoratus, Fluas barytis, Fluate de Baryte), die ſich nur in ſehr vielem ſiedenden Waſſer auflöſet, in der Hitze für ſich allein die Säure nicht fallen läßt, durch ätzende Alkalien nicht zerlegt wird, wohl aber durch kohlenſaure vermittelſt einer doppelten

Wahl-

Wahlverwandtschaft; bey der Vermischung mit Kalkmasse aber aus seiner Mischung gesetzt, wird, und mit wieder erzeugten Flußspath mit der Schwerde zugleich fallen läßt. Die Flußspathsäure ist also mit Schwererde nicht so nahe verwandt, als mit der Kalkerde; nach Bergmann's Verwandtschaftstafel aber mit jener noch näher, als mit der Talkerde.

Mit der Thonerde liefert die Flußspathsäure ein leicht auflösliches, nicht krystallisirbares Salz, die flußspathsaure Thonerde (argilla fluorica s. fluorata, Fluas argillae, Fluate d'alumine), die beym Abrauchen eine zähe, gummichte Masse liefert, und einen süßlichten Geschmack besitzt, deren übriges Verhalten aber sonst noch nicht gehörig erforscht ist. Nach der Analogie mit andern Säuren zu schließen, ist die Flußspathsäure mit der Thonerde wahrscheinlich entfernter verwandt, als mit den übrigen alkalischen Substanzen.

Die merkwürdigste Eigenschaft der Flußspathsäure ist die, daß sie die Kieselerde auflöset, welche sonst von keiner andern Säure angegriffen wird, und welche auf nassem Wege nur von den feuerbeständigen Alkalien aufgelöset erhalten werden kann. Die Kieselerde benimmt aber der Flußspathsäure die Eigenschaften einer Säure nicht, und verwandelt sie in kein Mittelsalz. Durch Verdünnung mit Wasser wird die Auflösungskraft der Flußspathsäure darauf sehr geschwächt, und daher rührt die Absetzung der Kieselerde aus der Flußspathsäure bey der Destillation aus gläsernen Gefäßen, wenn diese vom Wasser eingesogen wird. Verdünnte Flußspathsäure wirkt daher auch nur langsam auf das Glas. Am stärksten löset sie die Kieselerde in der Dampfgestalt auf.

Aus der Auflösung der Kieselerde in der wässerigen Flußspathsäure sahe Bergmann nach einigen Jahren dem Bergkrystall ähnliche Krystallisationen entstehen *).

Auf diese auflösende Kraft der Flußspathsäure gegen die Kieselerde gründet sich ihre Fähigkeit, in Glas zu ätzen. Die Anwendung der Flußspathsäure hierzu, ohne daß sie deswegen als eine eigene Säure bekannt war, ist schon ziemlich alt. Man hat diese Eigenschaft der Flußspathsäure besonders vortheilhaft zur Verfertigung der Glas-Micrometer benutzt. Das von Hrn. Pelins bekannt gemachte Verfahren hierzu ist sehr empfehlenswerth.

Ueber eine längst schon bekannte und noch bessere Art durch Flußspathsäure auf Glas zu ätzen; von Hrn. Hofr. J. Beckmann; in Crell's chem. Annal. 1792. B. I. S. 195 fl. Hrn. Pelin's Verfahren beym Aetzen der Glas-Micrometer vermittelst der Flußspathsäure; in Hr. Joh. Tob. Mayer's gründl. und ausführl. Unterricht zur praktischen Geometrie, Th. II. 2. Aufl. S. 612 fl.

9. Gallusaure Mittelsalze.

Diese sind bis jetzt noch nicht genug bekannt, und können hier deshalb übergangen werden.

10. Kohlensaure Mittelsalze.

a) **Kohlensaure Kalkerde**, welche aber kein eigentliches Mittelsalz ist.

Wenn man zum frischen und klaren Kalkwasser etwas kohlensaures Gas mischt, so wird es sogleich verschluckt, das Kalkwasser wird getrübt, und der vorher im Wasser aufgelöst gewesene Kalk fällt als kohlensaurer Kalk nieder. Eben diese Veränderung wiederfährt dem Kalkwasser durch das Stehen an der Luft.

Die

*) Bergmann opusc. Voll. II. S. 53.

Die Natur liefert uns die **kohlenſaure** oder luftſaure **Kalkerde** (calx carbonica, aërata, carbonas calcis, carbonate de chaux), die man auch rohe **Kalkerde** (calx cruda) nennt, ſehr häufig. Sie iſt geſchmacklos, und im Waſſer unauflöslich; und kann eben deswegen nicht zu den Salzen gezählt werden. Wegen dieſer Unauflöslichkeit im Waſſer ſind wir nicht im Stande, ſie in kryſtalliniſcher Form künſtlicher Weiſe darzuſtellen, ſo wie ſie uns die Natur in ſehr mannigfaltiger Art kryſtalliſirt liefert, wie die Kalkſpath-Kryſtalle beweiſen. Die durchſichtigen Kalkſpathe enthalten nach Bergmann 0,10 bis 0,11 Kryſtalliſations-Waſſer, 0,34 bis 0,36 Kohlenſäure, und 0,54 bis 0,56 Kalkerde.

Als kohlenſaure Kalkgattungen hat die Mineralogie (ſ. Karſten's mineralog. Tabellen. Berlin, 1800. S. 34 fl.) folgende, von denen beſonders der **Kalkſtein** mehrere Arten unter ſich begreift:

Bergmilch. Kreide. Kalkſtein. Schaumerde. Schieferſpath. Braunſpath. Bitterſpath Stinkſtein. Märgel. Bituminöſer Märgelſchiefer. Moroxit.

Wenn man zu dem durch Kohlenſäure getrübten Kalkwaſſer noch mehreres kohlenſaures Gas miſcht und damit ſchüttelt, ſo wird alles wieder klar und durchſichtig, und die niedergeſchlagene rohe Kalkerde löſet ſich vollkommen wieder auf. Dieſe neue Auflöſung ſchmeckt nicht mehr wie Kalkwaſſer, und wirkt auch nicht mehr, wie daſſelbe, auf Pflanzenfarben. Wenn ſie zum Kochen gebracht wird, ſo trübt ſie ſich wieder, und der aufgelöſte Kalk fällt ſämmtlich als kohlenſaurer Kalk nieder. Die Kohlenſäure wird alſo hier ein Auflöſungsmittel für die kohlenſaure Kalkerde, oder die mit Kohlenſäure überſetzte Kalkerde iſt im Waſſer auflöslich. Durchs Sieden wird dieſe überſchüſſige Kohlenſäure wieder aus dem Waſſer als Gas

verjagt, und daher kommt nun die kohlensaure Kalkerde zum Vorschein, da sie kein Auflösungsmittel mehr hat.

Hieraus ist es herzuleiten, warum das Quell- und Brunnenwasser, und viele Sauerbrunnen, rohe Kalkerde aufgelöst enthalten, warum sich beym Sieden des gemeinen Wassers in den Geschirren kohlensaure Kalkerde absetzt, die zur Entstehung des sogenannten **Pfannensteins** in Theekesseln Gelegenheit giebt, woher die stark inkrustirende Kraft mancher Wasser rühre, und warum manche Quell- und Brunnenwasser durchs Aufkochen weicher und besser werden. Hundert Cubikzoll (schwed.) kohlensaures Gas, wenn sie dem Wasser beygemischt worden sind, lösen nach **Bergmann** bey 50 Gr. Fahrenheit 27 Gr. kohlensaure Kalkerde auf, und das mit Kohlensäure gesättigte Wasser kann also etwa $\frac{1}{1770}$ seines Gewichts an roher Kalkerde aufgelöst enthalten.

Durch das Feuer läßt sich die Kohlensäure wieder aus der Kalkerde austreiben. Die Kalkspathe knistern und verspritzen, wenn sie schnell einer starken Hitze ausgesetzt werden, wegen ihres mehrern Krystallisations-Wassers, das dadurch plötzlich in Dämpfe verwandelt wird, die wegen ihrer Elasticität die Theilchen aus einander sprengen.

Wenn man in frisches und klares Kalkwasser die Auflösung irgend eines kohlensauren Alkalis tröpfelt, so entsteht sogleich ein Niederschlag von roher oder kohlensaurer Kalkerde, und das Alkali verliert seine Kohlensäure oder wird ätzend. Die Kohlensäure hat also eine nähere Verwandtschaft zur Kalkerde, als zu einem der drey Alkalien.

Hierauf gründet sich die Zubereitung der reinen feuerbeständigen Alkalien und der ätzenden Laugen, zu man sich gewöhnlich des gebrannten Kalks bedient. Das Verhältniß, in welchem man den Kalk

zum

zum kohlensauren feuerbeständigen Alkali zu setzen hat, bestimmt man am besten jedesmahl durch Versuche, weil die Quantität der Kohlensäure und der Feuchtigkeit in dem angewendeten Alkali größer und geringer seyn kann. Man löscht zu dem Ende erst zwey Theile frischen gebrannten Kalk mit etwas Wasser, daß er zerfällt, setzt einen Theil gereinigte Pottasche zu, und gießt noch Wasser nach, daß alles zu einem dünnen Brey werde. Nach dem gehörigen Umrühren setzt man noch mehreres Wasser hinzu, so daß etwa im Ganzen 32 Theile Wasser verwendet werden, und erhitzt alles über dem Feuer unter beständigem Umrühren. Man versucht hierauf etwas von der durch Leinwand geseiheten Lauge, ob sie noch mit einer Säure braust, oder vielmehr noch das Kalkwasser trübt, in welchem Fall man noch gelöschten Kalk zusetzen muß. Man seihet dann alles durch weiße Leinwand klar durch, und laugt den Rückstand noch mit etwa 8 Theilen kochendem Wasser aus. Diese so bereitete ätzende Lauge muß weder mit Säuren brausen, noch das Kalkwasser trüben. Beydes ist ein Beweis, daß sie noch Kohlensäure enthält. Aber sie muß auch auf der andern Seite nicht vom kohlensauren Alkali getrübt werden; denn sonst enthält sie Kalkerde aufgelöst, die im Uebermaß zugesetzt wurde. Wird die ätzende Lauge in einem eisernen Geschirre bis zur Trockniß abgeraucht, im Glühefeuer geschmolzen, und entweder auf eine erwärmte Marmorplatte oder in eigenen Formen in kleine Stangen ausgegossen, so erhält man den alkalischen Aetzstein. Da indessen das Alkali schon beym Abrauchen in offenen Gefäßen Kohlensäure aus der Atmosphäre einsaugt: so muß man, um ein vollkommen reines Alkali zu erhalten, das Abdampfen der ätzenden Lauge in einer Retorte mit Vorlage bis zur Trockniß vornehmen, und die Retorte nachher zerschlagen, um das Alkali heraus zu nehmen. Gegen das Ende der Destillation, wenn die Flüssigkeit dick zu werden anfängt, ist viele Behutsamkeit in der Regierung des Feuers nöthig.

Wenn man trocknes, ätzendes fixes Alkali zu ganz frisch bereitetem, oder gutem Kalkwasser setzt, so entsteht auch ein Niederschlag. Aber dieser ist reiner Kalk, kein kohlensaurer, wie durch kohlen-

saure Alkalien; denn er braust nicht mit Säuren, und löset sich auch bey mehreremm zugesetzten reinen Wasser wieder auf; nur muß das Alkali ohne alle Kohlensäure gewesen seyn. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß das Alkali näher mit dem Auflösungswasser verwandt ist, als die Kalkerde. Die ätzende Lauge bringt daher diesen Niederschlag nicht zuwege; nur das trockene ätzende Alkali.

Die im Wasser durch Kohlensäure aufgelöste kohlensaure Kalkerde wird durch die ätzenden, oder noch nicht mit Kohlensäure gesättigten Alkalien niedergeschlagen; aber nur deswegen, weil diese das Uebermaß der Kohlensäure anziehen, welches die kohlensaure Kalkerde im Wasser aufgelöst erhielt.

Die auffallenden Veränderungen, die der rohe Kalk beym Brennen und die gewöhnlichen (kohlensauren) Alkalien beym Aetzendmachen durch Kalk erfahren, die Auflösbarkeit im Wasser, die jener durchs Brennen erlangt, und die Erhitzung, die er beym Löschen verursacht, der Mangel seines Aufbrausens mit Säuren nach dem Brennen, und der Alkalien nach der Behandlung mit Kalk, welches Aufbrausen man irriger Weise für eine wesentliche Beschaffenheit eines Alkali ansah, da es doch nur den kohlensauren Alkalien wesentlich ist, alle diese Veränderungen gaben ehemahls zu mancherley Erklärungen Anlaß. Insbesondere sahe sich Meyer dadurch veranlaßt, deswegen eine eigene Materie anzunehmen, die er das Causticum, auch feste Säure (Acidum pingue) nannte, die das reinste Feuerwesen mit einer Säure verbunden sey, aus dem Küchenfeuer während des Brennens, selbst durch die Gefäße an den rohen Kalk trete, und in demselben die Veränderungen bewirke, durch die sich der gebrannte Kalk vom rohen unterscheide. Diese fette Säure mache den gebrannten Kalk zur Auflösung im Wasser geschickt; sie mache ihn ätzend; sie entwickele sich beym Löschen, und bringe die Erhitzung zuwege; sie gehe von dem Kalke an die Alkalien und mache diese ätzend, u. s. w. Meyer kannte die Luftsäure oder Kohlensäure nicht, obgleich

schon

ſchon vor ihm Black (1756) dieſe Subſtanz kennen gelehrt, und daraus die Phänomene glücklich erklärt hatte, indem er annahm, die Kalkerde ſey ihrer Natur nach im Waſſer wirklich auflöslich und ätzend; wenn die im rohen Kalkſteine damit verbundene fixe Luft (Kohlenſäure) neutraliſire ſie, verhindere die Auflöſung, und mache ſie mild. Gebrannter Kalk habe dieſe fixe Luft verloren, und zeige deswegen die ihm eigenen Erſcheinungen ſo lange, bis er ſich wieder damit angefüllt habe. Da Black's Theorie unter den Deutſchen mehr bekannt wurde, entſtand unter den Anhängern dieſer und der Meyerſchen Theorie ein ziemlich heftiger Streit, der von beyden Seiten manchmahl mit vieler Heftigkeit geführt wurde, woraus aber Black's Lehre ſieghaft hervorging, nachdem man zumahl mehrere Fortſchritte in der Kenntniß der Gasarten, und insbeſondere des kohlenſauren Gas, gemacht hatte, und auch mit den Geſetzen des Wärmeſtoffs bekannter wurde, ſo daß man jetzt, um die Erhitzung des gebrannten Kalkes mit Waſſer zu erklären, zu Feuertheilen im Kalke ſeine Zuflucht nicht mehr zu nehmen braucht.

b) Kohlenſaure Talkerde.

Die Kohlenſäure verbindet ſich mit der Talkerde ebenfalls. Durch die Fällung der Talkerde aus dem Bitterſalze vermittelſt des feuerbeſtändigen kohlenſauren Alkali's erhält man dieſe kohlenſaure oder luftſaure Talkerde (Magneſia carbonica, aërata, Carbonas magneſiae, Carbonate de Magneſie) gewöhnlich. Sie iſt die weiße Magneſie der Officinen (Magneſia alba offic.). Sie iſt in ihrem reinen Zuſtande weiß, locker, und unſchmackhaft. Sie iſt im Waſſer höchſt wenig auflöslich, ſo daß dies kaum $\frac{1}{8000}$ ſeines Gewichts davon in ſich aufnehmen kann. Eben deswegen kann man ſie nicht zu den wahren Mittelſalzen zählen *).

Durch

*) Die Natur liefert zwar kohlenſaure Talkerde, aber immer in Verbindung mit andern Erden.

Durch Vermehrung der Kohlensäure wird die Talkerde im Wasser auflöslicher. Das mit Kohlensäure gesättigte Wasser löst von der gewöhnlichen kohlensauren Talkerde beym 50° Wärme Fahrenheit $\frac{1}{847}$ seines Gewichts auf. Die gesättigte Auflösung der Talkerde im kohlensauren Wasser macht den Violensyrup grün, und das Fernambuc-Papier violet. Durch den Verlust der überflüssigen Kohlensäure beym Ausstellen in die Kälte trennt sich die kohlensaure Talkerde nicht vom Wasser. Herr Bucini hat beobachtet, daß, wenn man die Auflösung der Talkerde mit überflüssiger Kohlen-Säure im Wasser erhitzt, so trübt sie sich, und wird beym Erkalten wieder klar. Herr Butini schließt daraus, daß die Verbindung im kalten Wasser in größerer Menge auflöslich sey, als im heißen. Es gelingt die Erscheinung nach ihm am besten mit einer Auflösung, die zwey Gran in der Unze enthält, und die man bis 60° R. erhitzt wo sie milchigt wird; beym Erkalten aber löst sich alle niedergeschlagene Talkerde wieder auf *).

Die Auflösung der kohlensauren Talkerde in dem kohlensauren Wasser bildet beym Abdunsten ein Häutchen, das in der That ein krystallinisches Gefüge hat. Durch unmerkliches Abdunsten erhält man kleine nadelförmige Krystalle. Aus dieser Auflösbarkeit ist auch abzuleiten, warum beym Schütteln des Gemisches, nach dem erstern Zutröpfeln des kohlensauren Alkali's zur Auflösung des Bittersalzes, die niedergeschlagene Erde wieder verschwindet, und warum das Kochen des ganzen Gemisches nach vollendeter Präcipitirung nöthig ist; weil nähmlich die Quantität der zur Abschei-

*) Fourcroy élem. de chim. 4. Edit. T. II. S. 200.

Abſcheidung aus dem Bitterſalze nöthigen Menge des gewöhnlichen kohlenſauren Alkali's mehr Kohlenſäure enthält, als die Talkerde aufnehmen kann, die ſich daher mit dem Waſſer verbindet, und zur vermehrten Auflösbarkeit der Erde beyträgt, durchs Kochen aber wieder präcipitirt wird. Man trifft deswegen auch, wenn man die Vermiſchung des aufgelöſten Bitterſalzes mit dem kohlenſauren Alkali ruhig ſtehen läßt, oft den Niederſchlag in einer kryſtalliſchen Form an, und Hr. Prouſt bemerkte auf dieſe Art weiße, undurchſichtige, priſmatiſche, hexaëdriſche, abgeſtumpfte Kryſtalle. Man erhält dieſe Kryſtalliſation der kohlenſauren Talkerde nach Hrn. Fourcroy am beſten und gewiſſeſten, wenn man die verdünnte Auflöſung des Bitterſalzes im Waſſer durch kohlenſaures Ammoniak zerſetzt, wobey kein Niederſchlag in der Kälte geſchieht, weil wegen des Ueberſchuſſes der Kohlenſäure die kohlenſaure Talkerde aufgelöſt bleibt; und dieſe Vermiſchung der unmerklichen Verdunſtung der überflüſſigen Kohlenſäure in einem offenen Gefäße überläßt. Die erhaltenen Kryſtalle ſind ſechsſeitige Priſmen, mit einer ſchiefen ſechsſeitigen End-Pyramide; ſie ſind durchſichtig und geſchmacklos, und enthalten 0,25 Waſſer, 0,25 Talkerde, und 0,50 Kohlenſäure. Die gemeine, in pulverichter Geſtalt erhaltene, kohlenſaure Talkerde enthält nach Fourcroy 0,12 Waſſer, 0,40 Talkerde und 0,48 Kohlenſäure. Von der erſtern löſt das deſtillirte Waſſer nach Fourcroy bey 10 R. $\frac{1}{48}$ ſeines Gewichts auf; und ſie gehört alſo zu den wirklichen Mittelſalzen *).

Im

*) Mémoire ſur la precipitation du Sulfate de Magneſie ou ſel d'Epſom par les trois carbonates alkalins et ſur les pro-

Im Feuer läßt die kohlenſaure Talkerde Kryſtalliſationswaſſer ſowohl, als ihre Kohlen-Säure fahren. Die kryſtalliniſche kohlenſaure Talkerde verliert einen Theil ihres Kryſtalliſationswaſſers auch ſchon in der warmen und trocknen Luft und zerfällt.

Die völlig kohlenſauren Alkalien ſchlagen aus der Auflöſung der kohlenſauren Talkerde im Waſſer natürlicherweiſe nichts nieder. Die ätzenden oder reinen feuerbeſtändigen Alkalien hingegen präcipitiren die Talkerde aus dieſer Auflöſung, weil ſie näher mit der Kohlen-Säure verwandt ſind, als dieſe. Vermengt man die mit Waſſer zu einem dünnen Brey gemachte kohlenſaure Talkerde mit den reinen feuerbeſtändigen Alkalien, ſo entziehen dieſe jener die Kohlenſäure. Das Ammoniak hingegen iſt mit der Kohlenſäure entfernter verwandt, als die Talkerde. Aetzendes Ammoniak ſchlägt zwar aus der Auflöſung der Talkerde in kohlenſaurem Waſſer die Talkerde, aber nicht als reine, ſondern als kohlenſaure Magneſie nieder, indem es nur die überſchüſſige Kohlenſäure anzieht, die das Auflöſungsmittel derſelben im Waſſer war.

Das Kalkwaſſer ſchlägt die Talkerde aus der Auflöſung im kohlenſauren Waſſer nieder; es fället aber die kohlenſaure Kalkerde zugleich mit. Die Talkerde kann hingegen der kohlenſauren Kalkerde die Kohlenſäure nicht entziehen; und wenn ſie die Auflöſung der Kalkerde im kohlenſauren Waſſer trübt, ſo thut ſie es nur, weil ſie den Ueberſchuß der Kohlenſäure, wodurch die Kalkerde im

propriétés du Carbonate de magneſie cryſtalliſé, par M. de Fourcroy; in den Annales de chimie, Tom. II. S. 278. ff.

im Wasser aufgelöst ist, an sich zieht: denn die Kalkerde fällt als kohlensaure Kalkerde.

Man glaubte sonst nach einer unrichtig beobachteten Erfahrung, daß die Alkalien, besonders das Ammoniak, die Talkerde auf nassem Wege auflösen könnten; allein diese Auflösung erfolgt nicht vom Alkali, als Alkali, sondern von der Kohlensäure desselben, die beym Ammoniak am häufigsten entwickelt werden muß.

c) Kohlensaure Schwererde.

Die Kohlensäure vereiniget sich auch mit der Schwererde, und liefert damit eine Verbindung, die wegen ihrer Schwerauflöslichkeit eher zu den Erden, als zu den Salzen gerechnet werden muß. Diese kohlensaure oder luftsaure Schwererde (*Barytes* carbonatus, Terra ponderosa aërata, *Carbonas barytis*, Carbonate de Baryte) wird durch die Fällung der Schwererde aus der Auflösung der Salzsäure vermittelst des kohlensauren Alkali's erhalten; imgleichen durch Zumischung der Kohlensäure zu der Auflösung der reinen Schwererde im Wasser, oder durch Ausstellen der letztern an die bloße Luft.

Die kohlensaure Schwererde findet sich auch natürlich, wie zu Alston-Moor, und führt den Nahmen des Witherits. Sie ist von weißer Farbe, durchscheinend, von glänzendem, etwas streifigem Bruche, splittert in unordentlich rhomboidalische Stücke, und kommt auch in krystallinischen, polyedrischen Massen vor. Ihr eigenthümliches Gewicht ist 4,292. Sie ist geschmacklos. Kaltes Wasser löst nach dem Feinpulvern der Erde davon nur $\frac{1}{4300}$, und kochendes $\frac{1}{2304}$ auf. Sie enthält nach Fourcroy 0,90 Schwererde, und

0,10

0,10 Kohlensäure, worunter das wenige Krystallisationswasser mit begriffen ist *).

Das mit Kohlensäure geschwängerte Wasser löst von der künstlichen kohlensauren Schwererde nach Bergmann $\frac{1}{750}$, von der natürlichen nach Fourcroy $\frac{1}{3750}$ auf. Durchs Ausstellen an die Luft und durch Sieden verfliegt die Kohlensäure, und der gröbste Theil der kohlensauren Schwererde fällt nieder. Reine Alkalien, reine Kalkerde, reine Talkerde fällen daraus die kohlensaure Schwererde; weil sie die überflüssige Kohlensäure in sich nehmen. Da das Kalkwasser der kohlensauren Schwererde die Kohlensäure nicht entzieht; so ist diese näher mit der Schwererde, als mit der Kalkerde verwandt.

Die künstliche kohlensaure Schwererde läßt zwar durch anhaltendes und starkes Glühen ihre Kohlensäure und ihr Wasser fahren; die natürliche thut es aber nicht. Es geschieht aber mit letzterer nach Prieſtley, wenn man Wasserdämpfe während ihres Glühens durch sie streichen läßt. Er macht daraus den Schluß, daß das Wasser einen Bestandtheil des kohlensauren Gas ausmache, und daß, weil in der natürlichen kohlensauren Schwererde nicht Wasser genug zugegen sey, das kohlensaure Gas daraus auch nicht gebildet werden könne **).

Mit der Thonerde, mit der Kieselerde, mit der Zirkonerde, mit der Korund-Erde, und der Australerde hat die Kohlensäure keine Verwandtschaft, und verbindet sich nicht damit.

II.

*) Analyse du Carbonate de Baryte natif d'Alston-Moor, par Mr. de Fourcroy; in den Annales de Chimie, T. IV. S. 62. ff.

**) Prieſtley, in Gren's Journal der Physik, B. I. S. 104. ff.

11. Milchzuckerſaure Mittelſalze.

Die Milchzuckerſäure macht mit den Erden im Waſſer faſt unauflösliche Salze. Dahin gehört die milchzuckerſaure Kalkerde (Calx galactica, Saccholas calcis, Saccholate de chaux), Talkerde (Magneſia galactica, Saccholas magneſiae, Saccholate de Magneſie), Schwererde (Barytes galacticus, Saccholas barytae, Saccholate de baryte) und Thonerde (Argilla galactica, Saccholas argillae, Saccholate d'alumine). Sie ſchlägt aus der Salzſäure und Salpeterſäure die Schwererde, Kalkerde, Talkerde und Thonerde, nicht aber aus der Schwefelſäure nieder. Die Erden ſondern auch aus der Milchzuckerſäure, die Alkalien auf naſſem Wege ab. Von der Stelle derſelben in den Stufenfolgen der Verwandtſchaft der Alkalien und Erden gegen die Säuren fehlt es uns noch an hinlänglicher Erfahrung *).

12. Molybdänſaure Mittelſalze.

Die Kalkerde bildet mit der Molybdän-Säure ein ſehr ſchwerauflösliches Salz, molybdänſaure Kalkerde (Calx molybdaenica, Molybdas calcis, Molybdate de chaux). Es fällt nieder, wenn man Molybdän-Säure zum Kalkwaſſer bringt. Aus der Auflöſung der Kalkerde in Schwefelſäure, Salpeterſäure und Salzſäure, wird es nicht durch Molybdän-Säure gefällt; wohl aber zerſetzen jene Säuren die molybdänſaure Kalkerde.

Mit

*) Scheele über die Milchzuckerſäure, aus den Schwed. Abhandl. vom Jahre 1780. S. 269 ff. überſ. in Crell's neueſte Entdeck. Th. 8. S. 187. ff. Fourcroy Elem. de chymie, 4. edit. T. IV. S. 320. f.

Mit der Talkerde giebt die Molybdän-Säure nach Scheele auch ein schwerauflösliches Mittelsalz, **molybdänsaure Talkerde** (Magnesia molybdaenica, Molybdas magnesiae, Molybdate de magnesie), das durch Schwefelsäure, Salpetersäure und Salzsäure zersetzt wird. Nach Hrn. Heyer ist dies Mittelsalz auflöslicher, und gab beym Abdunsten eine Masse, die trocken fettig anzufühlen war, und deutlich bitterlich schmeckte.

Die **molybdänsaure Thonerde** (Argilla molybdaenica, Molybdas argillae, Molybdate d'alumine) ist schwerauflöslich im Wasser.

Mit der Schwererde giebt die Molybdän-Säure nach Scheele ein im kalten Wasser auflösliches Salz; wenigstens war dies der Fall mit derjenigen **molybdänsauren Schwererde** (Barytes molybdaenicus, Molybdas barytae, Molybdate de baryte), die aus der salpetersauren und salzsauren Schwererdenauflösung durch Molybdän-Säure niedergeschlagen worden war. Die Molybdän-Säure trennt nähmlich die Schwererde von Salpetersäure und Salzsäure.

13. Phosphorsaure Mittelsalze.

Mit der Kalkerde gesättigt, giebt die Phosphorsäure eine Verbindung, die ganz im Wasser unauflösbar, und daher auch nicht krystallisirbar ist. Diese **phosphorsaure Kalkerde** oder **Phosphor-Selenit** (Calx phosphorica, phosphorata, Phosphas calcis, Phosphate de chaux) kommt mit der Knochenasche überein, nur daß dieser noch immer freye Kalkerde anhängt. Am besten macht man dies Mittelsalz aus Phosphorsäure und Kalkwasser, aus welchem durch erstere sogleich

sogleich dies Mittelsalz als ein weißes Pulver niedergeschlagen wird *).

Durch einen Ueberschuß von Phosphorsäure läßt sich die phosphorsaure Kalkerde im Wasser auflösbar machen. Sie zeigt dann aber auch einen säuerlichen Geschmack, und röthet die Lackmus-Tinctur. Nach dem Abrauchen der wässerigen Auflösung schießt sie zu einem blätterigen säuerlichen Salze an. Die gebrannten Knochen können durch Digerirung mit ihrer aufgelösten Säure solchergestalt ebenfalls im Wasser auflösbar gemacht werden; bey der Sättigung der überflüssigen Säure mit ätzendem oder kohlensaurem Alkali fällt die phosphorsaure Kalkerde nieder **).

Die Phosphorsäure ist mit der Kalkerde näher verwandt, als mit dem feuerbeständigen und flüchtigen Alkali. Aetzende Alkalien zersetzen weder auf trockenem, noch auf nassem Wege den Phosphor-Gelenit oder die Knochenerde. Hingegen schlägt die reine Kalkerde, wie das Kalkwasser, aus der Auflösung des phosphorsauren Neutral-Salzes sogleich eine phosphorsaure Kalkerde nieder, und die Alkalien werden in ätzender Gestalt getrennt. Die ätzenden feuerbeständigen Alkalien, und auch das Ammoniak, bringen zwar aus der wässerigen Auflösung der mit Säure übersättigten phosphorsauren Kalkerde einen Niederschlag zuwege, der aber nicht Kalkerde, sondern völlig gesättigte phosphorsaure Kalkerde ist. Die Alkalien entziehen also hier nur den Ueberschuß der freyen Säure, trennen aber die Kalkerde nicht von der übrigen Säure.

*) Mémoire sur le phosphate calcaire. par M. M. Bertrand Pelletier et Louis Donadei; in den Annal. de Chim. T. VII. S. 29 ff.

**) Crell's Fortsetzung der Versuche mit dem Phosphorussalze; im chem. Journal, Th. IV. S. 88.

Durch kohlensaure Alkalien läßt sich
erde von der Phosphorsäure trennen;
geht auch eine doppelte Wahlverwandt
indem die Kalkerde die Kohlensäure und
phorsäure die Alkalien nimmt, und es b
keinesweges eine nähere Verwandtschaft
phorsäure zu den Alkalien, als zur Kalk

Aus diesem Grunde kann man auch
Knochen die Phosphorsäure durch kohlen
kalien abscheiden, wenn man z. B. ein
aus einem Theil Knochenasche und zwe
kohlensaurem feuerbeständigen Alkali im
cinirt, die salzige Masse nach dem Erk
vert, und mit heißem Wasser auslaugt.
dann kohlensaure Kalkerde im Filtro zur
die Phosphorsäure hat sich mit dem Al
nigt; freylich daß hier das Alkali bey we
schüssig ist, und die Knochenasche doch n
lich zerlegt wird.

Auch vermittelst des kohlensauren A
kann man nach Herrn Crell auf nass
die phosphorsaure Kalkerde zersetzen, un
gestalt auch die Phosphorsäure aus den
abscheiden, und in Phosphorsalmiak ve
Man digerirt nähmlich gepulverte gebran
chen einige Tage lang im Sandbade in ei
ben mit kohlensaurem Salmiakgeist, destil
her durch einen darauf gesetzten Helm
flüssigen Spiritus gelinde ab, verdünnt da
bleibende Gemisch mit noch etwas kochend
ser, und läßt die durchgeseihete Lauge ge

*) Morveau Anfangsgr. der Chemie, Th. I
Lavoisier über das Verbrennen des Kunkels
phorus ꝛc. s. Crell's neueste Entdeck. Th. V.

dampfen, und den Phosphorsalmiak kryſtalliſiren. *).

Aus der wäſſerigen Auflöſung der mit Säure übersetzten phosphorſauren Kalkerde läßt ſich indeſſen weder durch feuerbeſtändiges, noch durch flüchtiges kohlenſaures Ammoniak die Kalkerde ſcheiden, weil das Alkali doch immer nur zuerſt die überſchüſſige Säure ſättigt, und die nun niederfallende phosphorſaure Kalkerde wegen ihrer Unauflöslichkeit der Zerſetzung entgeht.

Die Verbindung der Talkerde mit der Phosphorſäure ſchlägt ſich bey ihrer Entſtehung ebenfalls gleich nieder, indem ſie ein im Waſſer ſehr ſchwer aufzulöſendes Salz (**phosphorſaure Talkerde** oder **Bitterſalzerde**) (magneſia phosphorica, phosphorata, Phosphas magneſiae, Phosphate de magneſie) ausmacht. Durch einen Ueberſchuß der Säure erhält man bey dem Abrauchen eine gummiartige Maſſe. Wenn man aber erſt die Talkerde in Eſſig auflöſt, und dann Phosphorſäure zuſetzt, ſo erhält man daraus, nach Bergmann, durchs unmerkliche Abdunſten, anſehnlichere Kryſtalle dieſes Mittelſalzes. Lavoiſier erhielt aus der Auflöſung der Talkerde in Phosphorſäure ſehr feine, etwas glatte, einige Linien lange, und an beyden Enden ſchief abgeſtumpfte Nadeln, die nachher zu Staub zerfielen. Sonſt iſt die phosphorſaure Talkerde im Feuer ſchmelzbar, und fließt zu einem durchſichtigen Glaſe **).

*) Lor. Crell Bemerkungen über den Phosphorus und deſſen Salz; in den act. acad. el. Moguntin. 1778 und 1779 S. 60; und im chem. Journ. Th. II. S. 13.

**) Bergmann de magneſia; in ſeinen Opuſc. phyſ. chem. Vol. I. S. 390. Lavoiſier a. a. O. S. 143.

Bergmann stellt in seiner Verwandtschaftstafel der Phosphorsäure die Talkerde vor die feuerbeständigen Alkalien; er sagt aber selbst, daß diese nähere Verwandtschaft noch nicht ganz ausgemacht sey. Kohlensaure Alkalien, sowohl feuerbeständige, als flüchtige, zersetzen freylich, aber durch eine doppelte Wahlverwandtschaft, beym Digeriren oder Kochen auf nassem Wege, und die feuerbeständigen beym Calciniren, die phosphorsaure Talkerde *).

Gegen die Kalkerde ist nach Bergmann's Muthmaßung die Verwandtschaft der Phosphorsäure stärker, als gegen die Talkerde; und in der That wird die phosphorsaure Talkerde durch Kochen mit Kalkwasser zersetzt, nur daß freylich die entstehende phosphorsaure Kalkerde sich mit der befreyten Talkerde vermengt niederschlägt.

Die Thonerde wird von der Phosphorsäure auf nassem Wege durch Digeriren leicht aufgelöst; die entstehende **phosphorsaure Thonerde** (argilla phosphorica, phosphorata, Phosphos argillae, Phosphate d'alumine) läßt sich aber nicht wohl krystallisiren, sondern giebt nach Morveau nach dem Abrauchen eine gummiartige Masse, die an der Luft zerfließt. — Auf trocknem Wege fließt die Phosphorsäure mit der Thonerde leicht zu einem durchsichtigen Glase, oder bey weniger Säure zu einer porzellanartigen Masse **).

Die reinen Alkalien, das Kalkwasser, und die reine Talkerde, sondern die Thonerde von der Phosphorsäure wieder ab, die also entfernter damit verwandt ist, als mit jenen Substanzen.

Mit

*) Bergmann de attractionibus electivis; in seinen Opusc. Vol. III. S. 380.

**) Morveau a. a. O. S. 89. Wenzel a. a. O. S. 238.

Mit der Schwererde giebt die Phosphorsäure ebenfalls eine im Wasser fast unauflösbare Verbindung, die man **phosphorsaure Schwererde** (Barytes phosphoricus, phosphoratus, Phosphas barytae, Phosphate de baryte) nennen könnte. Sie ist geschmacklos, und giebt wegen ihrer Unauflösbarkeit im Wasser keine Krystalle. Auf trocknem Wege fließt die Schwererde mit der Phosphorsäure zu einem porzellanartigen, oder auch glasartigen Körper zusammen. In der Stufenfolge der einfachen Wahlverwandtschaft der Phosphorsäure stellt **Bergmann** die Alkalien und Talkerde nach der Schwererde, die Kalkerde aber vor; was aber freylich noch durch nähere Erfahrungen entschieden werden muß.

14. Salpetersaure Mittelsalze.

Die Kalkerde löst sich in der Salpetersäure vollkommen und leicht auf; die Auflösung ist klar und ohne Farbe, wenn die dazu gebrauchten Stoffe rein waren, und hat einen scharfen, bittern, unangenehmen Geschmack. Diese Verbindung führt den Nahmen des **Kalksalpeters** (nitrum calcareum), oder der **salpetersauren Kalkerde** (Calx nitrica s. nitrata, Nitras calcis, Nitrate de Chaux). Sie läßt sich aber nicht anders zu Krystallen bringen, als daß man sie bis zur Honigdicke abdampft, und schnell der Frostkälte aussetzt. Es bilden sich dann nadelförmige unordentliche Krystalle. Man erhält sie regelmäßiger, als sechsflächige zweyseitig zugespitzte Säulen, wenn man die Auflösung nicht so stark abdampft, und sie hierauf an einem mäßig warmen trockenen Orte unmerklich abdunsten läßt.

Die Krystalle der salpetersauren Kalkerde sind an der Luft nicht beständig, sondern zerfließen sehr bald wieder. Sie brauchen deswegen auch nur sehr wenig Wasser zu ihrer Auflösung. Sie enthalten, wenn sie wohl ausgetrocknet worden sind, nach Bergmann 0,32 Kalkerde, 0,43 Salpetersäure und 0,25 Krystallenwasser. Die salpetersaure Kalkerde schmelzt leicht über dem Feuer, schäumt dabey stark auf, und läßt endlich bey fortgesetztem Glühen die Säure gänzlich fahren, so daß die Kalkerde als gebrannter Kalk zurückbleibt. Wenn man sie aus einer Retorte destillirt, die mit dem pneumatisch-chemischen Apparat verbunden ist, so erhält man erst Lebensluft, zuletzt mit Stickgas, ehe die Salpetersäure sich gänzlich entwickelt, die nun zugleich sehr phlogistisirt ist. Durch fortgesetztes Glühen des Kalksalpeters in einem Schmelztiegel erhält die zurückbleibende Kalkerde das Vermögen im Dunkeln zu leuchten, und zwar am stärksten, wenn man Kreide zu den Versuchen genommen hat. Man erhält in diesem Falle den Balduinischen Phosphorus (Phosphorus Balduini), der aber an der Luft sein Vermögen zu leuchten bald verliert *).

Die salpetersaure Kalkerde wird von den feuerbeständigen Alkalien auf nassem Wege sogleich zersetzt, und die Kalkerde wird entweder durch eine einfache Wahlverwandtschaft, als reine Kalkerde, wenn man ätzende Alkalien anwendet; oder durch eine doppelte Wahlverwandtschaft als kohlensaure Kalkerde niedergeschlagen, wenn man kohlensaure Alkalien zusetzt. Das Alkali vereiniget sich mit der

*) Chr. Adolph. Balduini aurum superius et inferius aurae superioris et inferioris hermeticum et phosphorus hermeticus sive magnes luminaris. Francof. et Lipf. 1675 8.

den Säure des Kalksalpeters entweder zum prismatischen, oder zum Rhomboidalsalpeter, je nachdem es vegetabilisches oder mineralisches war. Ätzendes Ammoniak bringt keinen Niederschlag in der Auflösung der Kalkerde in Salpetersäure zuwege; hingegen zerlegt die gebrannte Kalkerde, nicht aber die kohlensaure, auf nässem Wege den salpetersauren Ammoniak sogleich, und erzeugt einen Kalksalpeter, indem das Ammoniak entwickelt wird. Es muß also die Salpetersäure auf nassem Wege näher mit der Kalkerde, als mit dem Ammoniak verwandt seyn. Daß aber das kohlensaure Ammoniak den Kalksalpeter zerlegt, und kohlensaure Kalkerde daraus fället, rührt von der Kohlensäure desselben her, wodurch eine doppelte Wahlverwandtschaft erfolgt, deren Erfolg anders ist, als bey der einfachen. Thon und Sand treiben in der Hitze aus dem Kalksalpeter die Säure aus, allein es ist ohne Zweifel bloß Wirkung der Hitze, daß hier die Säure entweicht.

Die salpetersaure Kalkerde findet sich auch schon von Natur in den gewöhnlichen Salpetererden, und macht den hauptsächlichsten und größten Theil der Mutterlauge in den Salpetersiedereyen aus. So ist auch die allergrößte Menge unseres gewöhnlichen Salpeters aus der Zerlegung des Kalksalpeters durch den Zusatz der Aschenlauge oder des Gewächsalkali in den Salpetersiedereyen erst entstanden und erzeugt.

Die Talkerde wird von der Salpetersäure ebenfalls leicht aufgelöst, und die Verbindung liefert nach der Sättigung ein Salz, welches **salpetersaure Talkerde** (Magnesia nitrica, Nitras Magnesiae, Nitrate de Magnesie), sonst **bittersalzerdiger Salpeter, salpetrigtes Bittersalz** (Magnesia nitrata, nitrum magnesiatum)

genannt wird, einen sehr bittern und scharfen Geschmack besitzt, nur schwer zu prismatischen, vierseitigen, schief abgestutzten Krystallen durchs Abrauchen, und Ausstellen in die Kälte, zu bringen ist, und an der Luft sehr leicht wieder zerfließt. Das wohl ausgetrocknete Salz enthält nach Bergmann 0,27 Talkerde, und wahrscheinlich 0,43 Salpetersäure, und 0,30 Wasser.

Durch anhaltende Hitze läßt sich aus der salpetersauren Talkerde ebenfalls die Säure gänzlich austreiben, so daß die Talkerde allein zurückbleibt. Nimmt man die Destillation in einer Retorte vermittelst des pneumatisch-chemischen Apparats vor, so erhält man Lebensluft, aber gegen das Ende kommt Stickgas und flüchtige phlogistisirte Salpetersäure zum Vorschein.

Die feuerbeständigen Alkalien, sowohl die reinen, als die kohlensauren, schlagen die Talkerde aus der Auflösung in Salpetersäure nieder. Dies thut auch das Kalkwasser und der gebrannte Kalk überhaupt. Das ätzende Ammoniak zersetzt die Auflösung der Talkerde in Salpetersäure nur unvollkommen; es wird nur ein Antheil Talkerde präcipitirt, und das gebildete salpetersaure Ammoniak verbindet sich mit der übrigen unzersetzten salpetersauren Talkerde zu einem dreyfachen Salze. Nach Dijonval soll die salpetersaure Talkerde aus der Auflösung im Wasser in krystallinischer Form niedergeschlagen werden, wenn man die Auflösung des Kalksalpeters damit vermischt, und beyde Auflösungen gehörig gesättiget sind *).

Man

*) Fourcroy Elèmens de chymie, Tom. II. 4 Edit. S. 188. ff. Mèmoires sur la precipitation de Sulfate, Nitrate et Muriate magnèsiens par l'ammoniaque, et sur les sels triples ammoniaco-magnesiens, qui se forment pendant cette precipitation, par M. de Fourcroy, in den Annales

Man findet die salpetersaure Talkerde auch natürlich mit Kalksalpeter verbunden als Mauersalpeter, und in der Mutterlauge des Salpeters. Die Abscheidung der Talkerde aus der letztern durch Kalkwasser, welche Morveau vorschlägt, dürfte wohl nicht vortheilhaft und rathsam seyn, um eine ganz reine Talkerde im Großen zu gewinnen.

Die Thonerde löst sich in der Salpetersäure in der Wärme leicht auf. Die Auflösung giebt durch unmerkliches Abdunsten in gelinder Wärme nur schwer langstrahlichte Krystalle, die an der Luft leicht wieder zerfließen; gemeiniglich aber durchs Abrauchen eine gummiähnliche Masse, welche auch die Feuchtigkeiten aus der Luft anziehet. Diese Verbindung hat man **alaunerdichten Salpeter, Alaunsalpeter, Salpeteralaun** (nitrum argillaceum, alumen nitrosum), besser **salpetersaure Thonerde** (Argilla nitrica s. nitrata, Nitras argillae, Nitrate d'Alumine) genannt. Sie hat einen sehr styptischen Geschmack.

In der Hitze schwillt die salpetersaure Thonerde anfangs sehr auf, und wird zu einer lockern schwammichten Masse. Im anhaltenden Glüheseuer läßt sie aber ihre Säure, wiewohl nur langsam, und als phlogistisirte Salpetersäure, gänzlich fahren, und liefert auch vermittelst des pneumatisch-chemischen Apparats Lebensluft, zuletzt mit Stickgas. Sowohl die kohlensauren, als die ätzenden feuerbeständigen Alkalien, schlagen die Thonerde aus

nales de chimie, T. IV. S. 210. ff. Ueber das Niederschlagen der vitriol-, salpeter- und salzsauren Bittererde durch das flüchtige Laugensalz, und über die dreyfachen Salze, die sich bey diesem Niederschlagen erzeugen, von Hrn. de Fourcroy; in Crell's Annalen 1792. B. I. S. 481. ff.

aus der Auflöſung in der Salpeterſäure nieder, indem ſie ſich ſelbſt mit dieſer zu Neutral-Salzen verbinden. Auch das Kalkwaſſer und der rohe Kalk, das Ammoniak, ſo wie die Talkerde, ſcheiden aus dem Alaunſalpeter die Thonerde ab. Nach Wenzel kann dies Salz mit Nutzen als ein Beitzmittel in der Färberey gebraucht werden, indem es die Farben noch mehr erhöhet, als der gemeine Alaun. Natürliche ſalpeterſaure Thonerde hat man bis jetzt noch nicht entdeckt *).

Die Schwererde wird von der reinen Salpeterſäure leicht und gänzlich aufgelöſt. Die geſättigte Auflöſung ſchießt durchs Abrauchen und Abkühlen, beſſer aber durchs unmerkliche Abdunſten, zu heraëdriſchen Kryſtallen an, die einen bitterlich ſalzigen Geſchmack beſitzen. Man hat ſie **ſchwererdichten Salpeter** (terra ponderoſa nitrata, nitrum baryticum), beſſer aber **ſalpeterſaure Schwererde** (Barytes nitricus, Nitras Barytis, Nitrate de baryte) genannt. Die Kryſtalle ſind in kaltem Waſſer ziemlich ſchwerauflöslich und luftbeſtändig, und haben einen bitterlichen ſcharfen Geſchmack.

Die ſalpeterſaure Schwererde wird im Feuer ebenfalls zerſetzt, und liefert beym Glühen in verſchloſſenen Gefäßen vermittelſt des pneumatiſch-chemiſchen Apparats Lebensluft. Durch anhaltendes Calciniren im freyen Feuer läßt ſie endlich alle Säure fahren, und es bleibt gebrannte Schwererde zurück. Weder ätzendes feuerbeſtändiges Alkali, noch ätzendes Ammoniak, noch Kalkerde, noch Talkerde, noch die Thonerde ſind vermögend, die Schwererde aus der verdünnten Auflöſung in Salpeterſäure zu ſcheiden. Man muß alſo nach Bergmann

*) Wenzel von der Verwandtſchaft, S. 117.

mann annehmen, daß die Verwandtschaft der Salpetersäure zur Schwererde stärker ist, als zu den Alkalien und den anderen Erden. Kohlensaures Alkali, sowohl feuerbeständiges, als auch flüchtiges, schlägt zwar die Schwererde aus dem schwererdichten Salpeter sogleich nieder; aber bloß wegen der doppelten Wahlverwandtschaft, welche durch die Kohlensäure bewirkt wird.

15. Salzsaure Mittelsalze.

Die Kalkerde wird von der Salzsäure leicht aufgelöst, und die Verbindung liefert nach geschehener Sättigung ein Mittelsalz, welches **salzsaure Kalkerde** (Calx muriatica s. salita, Murias calcis, Nuriate de Chaux) genannt werden kann, sonst auch den uneigentlichen Nahmen des **fixen Salmiaks** (sal ammoniacum fixum) und des **Kalköhls** (oleum calcis) führt. Es hat einen sehr bittern unangenehmen Geschmack, und läßt sich nicht anders zu Krystallen bringen, als daß man die Auflösung bis zur Syrupsdicke abraucht, und allmählig erkalten läßt. Man erhält alsdann nach Fourcroy vierflächige gestreifte prismatische Krystalle. Bey zu starkem Abrauchen und zu schnellem Erkalten erhält man daraus nur eine unförmliche Gerinnung *).

Die Krystalle dieses Mittelsalzes lassen sich an der Luft nicht erhalten, sondern zerfließen sehr bald wieder. In der Kälte brauchen sie nur $1\frac{1}{2}$ Theil Wasser zur Auflösung, und vom heißen Wasser sehr wenig. Der gut ausgetrocknete kochsalzsaure Kalk enthält nach Bergmann 0,44 reine Kalkerde und 0,31 Küchensalzsäure, wenn man

*) Fourcroy Elemens de Chimie, T. II. 4. Edit. S. 134. 135.

man das Wasser darin zu 0,25 schätzt. Der salzsaure Kalk schmelzt im Feuer wie Wachs, und läßt auch selbst im Glühefeuer seine Säure nicht fahren. Denn beym Erkalten gesteht er zwar in der Kälte, zieht aber die Feuchtigkeiten aus der Luft eben so schnell wieder an, als vorher.

Der küchensalzsaure Kalk findet sich natürlich in vielen Wassern, und auch im Meerwasser und verschiedenen Salzsoolen, wo er dann in die Mutterlauge des Küchensalzes eingehet, und der Grund der Zerfließbarkeit und Bitterkeit des Salzes werden kann, wenn er dabey ist.

Dies Mittelsalz wird durch feuerbeständige Alkalien auf nassem Wege zersetzt, und die Kalkerde fällt aus der Auflösung nieder, die sich aber freylich wieder auflöst, oder aufgelöst bleibt, wenn sie Wasser genug antrifft. Die Salzsäure muß also mit der Kalkerde nicht so nahe verwandt seyn, als mit den beyden feuerbeständigen Alkalien. Diese, wenn sie kohlensauer sind, fällen die Kalkerde vermittelst der doppelten Verwandtschaft wegen der Kohlensäure als rohen Kalk. Wenn hierbey die Auflösungen des kohlensauren feuerbeständigen Alkali's und des salzsauren Kalks mit so wenigem Wasser, als möglich, gemacht sind, und nun im gehörigen Verhältniß mit einander vermengt werden, so entsteht aus diesen beyden ganz flüssigen Körpern erst eine gallertartige Gerinnung, die immer fester und fester, und endlich ganz hart wird. Man hat derselben den Nahmen des **chemischen Wunderwerks** gegeben. Sie besteht aus kohlensaurem Kalk, und Digestiv-Salz oder Küchensalz, und die veränderte Auflösbarkeit der neu entstandenen Körper, und ihre Einsaugung des Wassers erklärt das ganze Räthsel bey der Entstehung.

Das

Das Ammoniak kann den ſalzſauren Kalk nicht zerſetzen, wohl aber macht das Kalkwaſſer, worin man Salmiak auflöſt, ſogleich das Ammoniak daraus los, und dies geſchieht auch beym Zuſammenreiben des ungelöſchten Kalks mit dem Salmiake. Die Salzſäure iſt folglich näher mit der Kalkerde verwandt, als mit dem Ammoniak. Freylich fället das kohlenſaure Ammoniak den Kalk aus der Salzſäure; aber hier wirkt die Anziehung der Kalkerde zur Kohlenſäure, wie beym ſalpeterſauren Kalke, und folglich geſchiehet die Zerſetzung durch eine doppelte Wahlverwandtſchaft, die durch einfache nicht erfolgen kann; die Kalkerde wird zum rohen Kalk, und Ammoniak zum Salmiak. Man kann auf dieſe Art die Mutterlauge des Küchenſalzes wenn ſie aus ſalzſaurer Kalkerde beſteht, mit Vortheil auf Salmiak benutzen, wenn man durch einen wohlfeilen urinöſen Geiſt, der kohlenſaures Ammoniak enthält, die Erde niederſchlägt. Kreide, und kohlenſaure Kalkerde überhaupt, bringt beym Zuſammenreiben mit Salmiak keinen flüchtigen urinöſen Geruch und keine Zerſetzung des letztern zuwege, wegen der Anziehung der Kalkerde zur Kohlenſäure.

In der Hitze hingegen wird der Salmiak allerdings durch rohe Kalkerde zerſetzt, weil durch jene die Anziehung der Kalkerde zur Kohlenſäure vermindert, und dieſe auch ausgetrieben wird, ſo daß nun die Kalkerde ihre Anziehung zur Salzſäure äußern kann, indem das Ammoniak die Kohlenſäure in ſich nimmt. Man bedient ſich daher auch der Kreide oder des rohen Kalks, um das feſte kohlenſaure Ammoniak aus dem Salmiak zu gewinnen, und zwar noch mit mehrerm Vortheil, als des feuerbeſtändigen Alkali's. Zu dem Ende werden 5 Theile getrocknete und zart gepulverte

Kreide

Kreide mit 3 Theilen fein gepulverten Salmiaks wohl vermengt, und aus einer gläsernen Retorte mit einem weiten Halse, an welche man eine nicht zu große Vorlage fest angekittet hat, zuerst bey gelindem, und hernach bey stufenweise vermehrtem Feuer, im Sandbade destillirt, wo sich das feste kohlensaure Ammoniak in der Vorlage anlegt.

Des gebrannten Kalks bedient man sich ebenfalls mit Vortheil, um das reine oder ätzende Ammoniak aus dem Salmiak zu scheiden, das man auf diese Art am besten und am bequemsten erhalten kann. Freylich läßt es sich nicht in fester Gestalt darstellen, sondern erscheint entweder in Gasform, oder wird im Wasser aufgelöst unter dem Nahmen des **caustischen Salmiak-Spiritus** (spiritus salis ammoniaci cum calce viva, Alcali fluor) als ein reines ätzendes flüchtiges Alkali angewendet. Zur Bereitung des ätzenden Salmiakgeistes werden erst 2 Theile lebendiger Kalk mit 9 Theilen Wasser gelöscht, und nach dem Erkalten in eine geräumige Retorte geschüttet, worauf man 1 Theil gepulverten Salmiak hinzuthut, die Retorte wohl umschüttelt, sogleich eine Vorlage dicht ankittet, und im Sandbade bey gelindem Feuer destillirt, bis der Rückstand ganz trocken ist.

Den ungelöschten Kalk zum Salmiak zu mischen, und das Wasser nachher darauf zu gießen, geht wegen der dabey entstehenden starken Erhitzung nicht wohl an. Da sich der Rückstand von dieser Destillation sehr fest an die Retorte anlegt, und, ohne diese zu zerschlagen, nicht ganz wieder durch Wasser heraus gebracht werden kann, so hat man vorgeschlagen, obigem Gemenge noch einen Theil Küchensalz zuzusetzen.

Der erhaltene caustische Salmiakgeist hat einen weit durchdringendern Geruch, als der kohlensaure;

saure; er ist weit flüchtiger, braust nicht mit den Säuren, trübt das Kalkwasser nicht, und schlägt die Auflösung der Kalkerde in Salzsäure nicht nieder. Es versteht sich, daß man diesen Salmiak-Spiritus auch durch ätzende feuerbeständige Alkalien aus dem Salmiak entbinden könnte; es ist aber kein Grund da, sie dem wohlfeilern gebrannten Kalke vorzuziehen.

Der Rückstand, welcher von der Destillation des Salmiaks mit gebranntem Kalk, und auch mit rohem Kalk zurück bleibt, ist natürlicher Weise salzsaurer Kalk, den man überhaupt deswegen fixen Salmiak genannt hat. Er zieht auch die Feuchtigkeit aus der Luft an, und zerfließt. Er enthält aber mehr Kalkerde, als zur Sättigung der Salzsäure hinreichend ist. Er schmelzt im Feuer, sobald der Tiegel glühend wird. Die geschmolzene Masse sieht nach dem Erkalten grau und wie verglast aus. Wenn man mit einem harten Körper, wie z. B. mit einem Stahl, daran schlägt, so leuchtet er in der ganzen Strecke, wo der Schlag geschehen, im Dunkeln; und wenn man kleine eiserne oder kupferne Stangen mit der geschmolzenen Masse überzieht, so zeigt sich auch im Dunkeln ein phosphorisches Licht, wenn man den Ueberzug mit einem Eisen stark kratzt. Der Ueberzug wird aber an der Luft leicht wieder feucht, und man muß sie deswegen an einem trocknen Orte, in einem Glase, genau verwahren. Dies ist der **hombergische Phosphorus**. Mehrere schreiben dazu den bloßen salzsauren Kalk, oder die wässerige Ausziehung aus dem Rückstande von der Destillation des Salmiaks mit Kalk vor, den man eindicken, und im Glühefeuer schmelzen soll; aber hierdurch erhält man nie eine feste harte Masse. Man muß vielmehr diesen Rückstand da-

zu ſo anwenden, wie er iſt, und die überſ
Kalktheile nicht abſondern, die zur Feſtigk
Maſſe weſentlich nothwendig ſind *).

Mit der Talkerde liefert die Salzſäure
Mittelſalz, von einem äußerſt bittern Geſch
und einer ſehr großen Auflösbarkeit, das nur
Mühe bey einem ſtarken Abdampfen und ſchn
Abkühlen zu nadelförmigen Kryſtallen gebracht
den kann, die aber an der Luft bald wieder
fließen, wobey es nach Bergmann gegen
Waſſer anzieht, ſonſt aber gewöhnlich nach d
Abrauchen eine gummichte Maſſe liefert. Di
Salz heißt ſalzſaure Talkerde, Bitterkoch
ſalz, auch Salzaſche (magneſia muriatica
ſalita B., Murias magneſiae, Muriate de magn
ſie), und enthält, wenn es gehörig ausgetrock
worden iſt, nach Bergmann 0,41 Talkerde u
0,34 Salzſäure, wenn man das Waſſer zu 0,
ſchätzt.

Die ſalzſaure Talkerde läßt in der Glühehi
ihre Säure gänzlich fahren, doch die letztern
theile ſehr ſchwer. Die feuerbeſtändigen Alkalie
ſowohl die kohlenſauren, als die ätzenden, ſonde
die Talkerde von der Salzſäure ab. Das Am
moniak thut es ebenfalls, aber nur das kohlenſau
zerſetzt die ſalzſaure Talkerde vollkommen; de
ätzende unvollkommen: denn es bildet ſich au
hier ein dreyfaches Salz aus Salzſäure, Talkerd
und Ammoniak, wie Bergmann zuerſt entdec
te, und es ſcheidet ſich nur ſo viel Talkerde al
als das Verhältniß der Beſtandtheile dieſes drey
fachen Salzes erfordert **).

Wen

*) Nouveau Phosphore, par Mr. Homberg; in den an
Mém. de l'acad. de Paris, Tom. X. S. 445.; überſ.
Crells chem. Archiv. B. I. S. 172.

**) Torb. Bergman in ſeinen opuſc. phyſ. chem. S. 35

Four

Wenn man frisch gebrannte Talkerde mit Salmiak zusammen reibt, so entwickelt sich etwas Urinlos; aber die Zersetzung geschieht in der Kälte unvollkommen; in der Hitze hingegen völlig, wo Talkerde genug da ist. So zersetzt auch die kohlensaure Talkerde, vermittelst der Hitze, den Salmiak wirklich, und zwar durch eine doppelte Wahlverwandtschaft. Dies ist gar kein Widerspruch gegen die Zersetzung der salzsauren Talkerde durch kohlensaures Ammoniak, sondern die Erklärung ist hier eben so zu geben, wie die Zerlegung des Salmiaks durch Kreide in der Hitze *).

Das Kalkwasser schlägt die Talkerde aus der Auflösung in Salzsäure nieder. Ein gleiches thut der gebrannte Kalk. Kohlensaure Kalkerde bewirkt keinen Niederschlag.

Man findet dieses Mittelsalz häufig in der Natur; in Gesundbrunnen und Wassern, in Salzsoolen; und im Meerwasser häufiger, als jedes andere Salz außer dem Küchensalz. Es ist die Ursache der Bitterkeit des Meerwassers, die man sonst unrichtig vom Erdharzichten ableitete. In der Mutterlauge der mehresten Salzsiedereyen macht es gewöhnlich den vorzüglichsten Bestandtheil aus, und giebt auch, wenn es beym Kochsalze bleibt, den Grund der Zerfließbarkeit und Bitterkeit desselben ab. Es könnte aus dieser Mutterlauge mit Nutzen auf Magnesia genutzt werden.

Die Thonerde wird von der Salzsäure ziemlich leicht aufgelöst, und giebt damit die salzsau-

Fourcroy Abhandl. über das Niederschlagen der vitriol-, salpeter- und salzsauren Bittererde durch das flüchtige Laugensalz ꝛc. s. Crell's Annal. 1792. B. 1. S. 451 fl.

*) Neue Erfahrungen über Bittersalzerde und Salmiak, von Hrn. Westrumb; in Crells chem. Annal. 1788. B. II. S. 11. ff. 111. ff. und in seinen phys. chem. Abhandl. B. III. H. I. S. 277. ff.

re Thonerde (Argilla muriatica s. salita, Murias argillae, Muriate d'alumine) die man auch salzsauren Alaun, alaunerdichtes Z... chensalz, Thonsalz, Thonkochsalz (alu... muriaticum) nennt, ein Mittelsalz, das einen zusammen ziehenden Geschmack besitzt, beym rauchen eine gummichte Masse liefert, und nur vieler Mühe zu Krystallen gebracht werden k... an der Luft leicht Feuchtigkeiten anzieht und fließt. Es färbt den Violensyrup roth, wie gemeine Alaun. In der Glühehitze läßt es Säure endlich ganz fahren, aber schwerer als salpetersaure Thonerde.

Von allen Alkalien, sowohl von kohlensauren als ätzenden, von der gebrannten Kalkerde und vom Kalkwasser, und von der kohlensauren und gebrannten Talkerde wird die salzsaure Thonerde zersetzt, und die erdichte Basis abgeschieden, zu welcher also die Säure nicht so nahe verwandt ist, als mit jenen Stoffen. Natürlich hat man dies Salz noch nicht entdeckt, das nach Wenzel ein gutes Beitzmittel in der Färberey abgeben kann.

Die reine Salzsäure löst die Schwererde ziemlich leicht auf, und giebt damit ein eigenes Mittelsalz, die salzsaure Schwererde (Barytes muriaticus, terra ponderosa salita, Murias barytis, Muriate de Baryte). Dies Salz schießt aus seiner Auflösung im Wasser beym unmerklichen Abdunsten zu ansehnlich großen, durchsichtigen Krystallen an, die, wenn sie regelmäßig sind, länglichte Tafeln mit abgestumpften Ecken vorstellen. Beym schnellen Abdunsten und Abkühlen werden die Krystalle schuppig und unordentlich blätterig. Der Geschmack dieser Salz-Krystalle ist bitter. Sie sind an der Luft beständig, und erfordern

fordern vom Waſſer in der mittlern Temperatur 6 Theile zu ihrer Auflöſung.

Im Feuer läßt dies Salz die Säure ohne Zwiſchenmittel nicht fahren. Weder die feuerbeſtändigen Alkalien, noch das Ammoniak können die Schwererde von der Salzſäure trennen. Die kohlenſauren Alkalien thun es ſämmtlich, wegen einer doppelten Wahlanziehung vermittelſt der Kohlenſäure. Weder reine Kalkerde, noch Talkerde, noch Thonerde ſcheiden die Schwererde von der Salzſäure ab. Sie hat alſo unter allen alkaliſchen Stoffen die erſte Stelle in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Küchenſalzſäure *).

Die Zirkonerde wird von der Salzſäure aufgelöſt; die Eigenſchaften dieſer **ſalzſauren Zirkonerde** (Circonia muriatica) ſind aber noch nicht bekannt.

Die Salzſäure iſt unter allen Säuren die einzige, welche nach Hrn. Wedgewood die Auſtral-Erde auflöſen kann. Sie erfordert aber dazu die Beyhülfe der Siedhitze. Die geſättigte Auflöſung läßt ſich nicht kryſtalliſiren, ſondern wird durch fortgeſetztes Abdunſten in mäßiger Wärme dick und butterartig, und die Maſſe zerfließt wieder an der Luft. Der Geſchmack iſt ſalzicht und ſtechend. In der Glühehitze wird die Säure wieder daraus entbunden. Merkwürdig iſt es, daß die Auflöſung dieſer **ſalzſauren Auſtral-Erde** (Cambria muriatica) durch bloßes, reines **Waſſer** wieder niedergeſchlagen wird. Alkalien,

 ſowohl

*) De Baryte muriato, ſcripſit Jo. Aug. Schmidt. Lipſ. 1793. 8. Ejusdem de Baryte muriato, ſpecimen ſecundum, ibid. eod. 8.

sowohl ätzende, als kohlensaure, bringen
dern Niederschlag zuwege, als bloßes

16. Sauerkleesaure Mittelsalz

Mit der Kalkerde ist die Sauerkleesä
nahe verwandt, und sie liefert damit ein in
ser unauflösliches Mittelsalz, die sauerkle
oder zuckersaure Kalkerde, den Zucker,
mit (Calx oxalica s. saccharata, Oxalas
Oxalate de chaux).

Es läßt sich dasselb
besten verfertigen, wenn man die aufgelöste
erkleesäure zum Kalkwasser tröpfelt, aus wel
es jene sogleich als ein weißes Pulver niederschl
das getrocknet aus 0,48 Theilen Säure, 0,46 K
erde, und 0,06 Krystallenwasser besteht.
Veilchensyrupp gekocht, färbt es denselben gr
Sonst aber ist es geschmacklos. Im Feuer l
es die Säure gänzlich fahren, ohne daß der Rü
stand kohlicht wird, und dadurch kann man
leicht von der weinsteinsauren Kalkerde, und d
Sauerkleesäure überhaupt von der Weinsteinsäur
unterschieden.

Aus der Auflösung der sauerkleesauren Alka
lien schlägt das Kalkwasser sogleich eine sauerklee
saure Kalkerde nieder; die ätzenden Alkalien hinge
gen können diese nicht zersetzen. Die Sauerklee
säure hat folglich eine größere Verwandtschaft zur
Kalkerde, als zu den Alkalien.

Wenn hingegen drey Theile mit Kohlensäure
gesättigtes Gewachsalkali mit zwey Theilen tro
ckener sauerkleesaurer Kalkerde mit etwa acht Thei
len Wasser so lange gekocht werden, bis die Mi
schung

*) Wedgewood Zergliederung einer mineralischen Sub
stanz aus Neu-Süd-Wales. S. Gren's Journal der Phys.
B. IV. S. 479 ff.

schung dicker werden will, so läßt sich nachher zuckersaures Gewachs-Alkali auslaugen, und der Rückstand ist kohlensaure Kalkerde. Hier bewirkt die doppelte Wahlverwandtschaft, was die einfache nicht bewirken kann *).

Die Talkerde liefert mit der Sauerkleesäure ebenfalls ein Mittelsalz, die **sauerkleesaure** oder **zuckersaure Talkerde** (Magnesia oxalica s. saccharata, Oxalas magnesiae, Oxalate da magnesie), das im Wasser unauflöslich ist, außer bey einem Uebermaß der Säure; als ein weißes Pulver niederfällt, und geschmacklos ist. Es enthält nach Bergmann 0,35 Talkerde, und ungefähr 0,65 Säure und Krystallenwasser.

Die ätzenden Alkalien können die sauerkleesaure Kalkerde nicht zersetzen, wohl aber entzieht die gebrannte Talkerde den sauerkleesauren Neutral-Salzen beym Kochen mit Wasser die Sauerkleesäure: diese hat also auch eine größere Verwandtschaft zur Talkerde, als die Alkalien. Das Kalkwasser entreißt aber der sauerkleesauren Talkerde die Säure; folglich steht die Kalkerde in der Stufenfolge der Verwandtschaft der Sauerkleesäure der Talkerde vor.

Die reine Thonerde wird von der Sauerkleesäure durch Hülfe der Digestion auf nassem Wege aufgelöst. Die gesättigte Verbindung derselben, oder die **sauerkleesaure** oder **zuckersaure Thonerde** (Argilla oxalica s. saccharata, Oxalas argillae, Oxalate d'alumine) giebt beym Abrauchen keine Krystalle, sondern eine gelbliche, durchsichtige Masse von einem süßlich-zusammenziehenden Ge-

*) Scheidung der Zuckersäure von der Kalkerde; in Richter's Abh. über die neuern Gegenst. der Ch. St. II. S. 121 ff.

schmacke, die an der Luft zerfließt, und um ⅓ ihres Gewichtes dann zunimmt. Sie röthet die Lackmus-Tinctur, nicht den Violensyrupp, schwillt im Feuer auf und verliert beym Glühen die Säure gänzlich. Sie enthält nach Bergmann ungefähr 0,44 Thonerde, und 0,56 Wasser und Säure.

Alle Alkalien, sowohl die feuerbeständigen, als das flüchtige, die milden und ätzenden, zersetzen die sauerkleesaure Thonerde; eben so auch das Kalkwasser und die Talkerde. Die Sauerkleesäure ist folglich mit der Thonerde unter den alkalischen Substanzen am entferntesten verwandt.

Mit der Schwererde liefert die Sauerkleesäure die sauerkleesaure oder zuckersaure Schwererde (Barytes oxalicus, terra ponderosa saccharata, Oxalas baryticus, Oxalate de baryte), ein Mittelsalz, das auch beym Ueberschuß der Säure im Wasser schwerauflöslich ist, und zu eckigen, durchsichtigen Krystallen anschießt, welche bey dem Kochen mit destillirtem Wasser zerfallen, und einen undurchsichtigen Staub absetzen, nach der Erkaltung aber zum Theil sich wieder zu Krystallen bilden, die mit der Säure übersetzt sind. Im Feuer lassen sie ihre Säure gänzlich fahren.

Die ätzenden Alkalien zersetzen die sauerkleesaure Schwererde nicht; wohl aber entzieht die reine Schwererde den sauerkleesauren Neutral-Salzen die Säure. Die Krystalle der sauerkleesauren Schwererde verlieren in der Auflösung des ätzenden Gewächs-Alkali ihre Durchsichtigkeit, und zerfallen zu einem Pulver, weil ihnen das Alkali den Ueberschuß der Säure raubt. Dem Kalkwasser überläßt die sauerkleesaure Schwererde ihre Säure ganz. Die gebrannte Schwererde zersetzt die sauerkleesaure Talkerde und Thonerde. Folglich wäre die

Stu-

Stufenfolge der einfachen Verwandtſchaft der Sauerkleeſäure auf naſſem Wege ſo: Kalkerde, Schwererde, Talkerde, Gewächs-Alkali, Mineral-Alkali, Ammoniak, Thonerde.

17. Schwefelſaure Mittelſalze.

a) Schwefelſaure Kalkerde oder Gyps.

Die Kalkerde wird von der Schwefelſäure mit oder ohne Aufbrauſen aufgelöſt, je nachdem ſie kohlenſauer oder gebrannt iſt. Die Verbindung, welche nach vollendeter Sättigung daraus entſteht, hat kaum einen merklichen Geſchmack, und iſt ſehr ſchwerauflöslich, ſo daß, wenn man die Schwefelſäure nicht mit ſehr vielem Waſſer verdünnet hat, der gröſßte Theil davon ſich ſogleich bey ſeiner Entſtehung niederſchlägt. Wenn man aber recht ſehr verdünnte Schwefelſäure anwendet, oder ſie zum Kalkwaſſer in dem Verhältniß thut, daß ſie mit der Kalkerde geſättigt wird, und nach dem Durchſeihen die Auflöſung abraucht, oder noch beſſer unmerklich abdunſten läßt, ſo bilden ſich kleine, nadelförmige Kryſtalle, ohne erheblichen Geſchmack, welche Selenit, künſtlicher Gyps (ſelenites, gypſum), oder nach Bergmann vitriolſaurer Kalk (calx vitriolata), jetzt ſchwefelſaure Kalkerde (calx ſulphurica, ſulphas calcis, ſulphate de chaux), genannt werden. Dieſe Verbindung der Schwefelſäure mit der Kalkerde kommt mit dem natürlichen Gypſe überein, der ſich häufig und in Menge, mehr oder weniger durchſichtig, und in verſchiedener Geſtalt und Härte findet, wohin der erdige Gyps, der dichte Gyps, der faſerige Gyps, der körnige Gyps und der ſpäthige Gyps oder das Frauneis gehört.

Der Gyps müßte zwar wegen der Bestandtheile, woraus er zusammengesetzt ist, zu den Mittelsalzen gezählt werden; er erfordert aber an 470 Theile siedendes Wasser zu seiner Auflösung, und mehr als 500 bey dem 50° der Wärme nach dem Fahrenheitischen Thermometer; und wir müssen ihn daher eigentlich zu den Erden rechnen.

Wegen der Schwerauflöslichkeit der schwefelsauren Kalkerde im Wasser können wir sie nur in sehr unbeträchtlichen Krystallen darstellen; die Natur liefert sie uns aber im Frauenеise oft in ansehnlichen Krystallen. Diese Krystalle sind eine sechsseitige Säule, die an den Enden zugeschärft ist. Da zwey gegen einander überstehende Seitenflächen oft weit breiter, als die übrigen vier, und die Zuschärfungen schief aufgesetzt sind, so erhalten die Krystalle dadurch ein rhomboidalisches Ansehen, oder werden rhomboidalische Tafeln mit abgestumpften Kanten. Das Frauеneis enthält eine verschiedene Menge des Krystallenwassers, und daher rührt auch die größere oder mindere Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit des natürlichen. Nach Bergmann enthält das krystallisirte Frauеneis 0,32 bis 0,34 Kalkerde, 0,44 bis 0.46 Schwefelsäure, und 0,22 Krystallenwasser. Die Krystalle sind in der Luft beständig; doch äußern freylich die gemeinschaftlichen Kräfte der Luft, des Wassers und der Wärme endlich einige zerstörende Wirkungen auf den natürlichen Selenit, in Absicht seiner, von dem Krystallenwasser abhangenden Durchsichtigkeit.

In der Hitze hingegen verliert der Selenit sein Krystallenwasser leicht, er wird unter einer Art von Aufwallen undurchsichtig, wenn er vorher durchsichtig war, und sehr zerreiblich und locker, wenn er Festigkeit und Härte besaß. Bringt

man

man ihn schnell in ein starkes Feuer, so verliert er das Wasser unter einem Knistern. Der Gyps oder Selenit, welcher durchs Feuer seines Krystallwassers beraubt worden ist, heißt **gebrannt** (gypsum ustum), und an einigen Orten auch **Gypskalk** oder **Sparkalk**. Der gebrannte Gyps saugt mit vieler Kraft das Wasser, das man mit ihm vermengt, ein, (wobey er oft einen schwachen Geruch von sich giebt, der dem von faulen Eyern ähnlich ist, wovon die Ursache aus dem Folgenden erhellen wird,) und erhärtet damit wieder, durch eine Art von unvollkommener Krystallisation, zu einem steinharten Körper. Hierauf gründet sich die Anwendung des Gypses zum **Gypsmörtel**.

Das Brennen des Gypses erfordert bey weitem das Feuer nicht, als das Brennen des Kalks; es geschiehet im Großen entweder in Meilern, oder in offenen Oefen; auch in Backöfen. Der gebrannte Gyps wird hernach auf eigenen Mühlen oder Pochwerken gepulvert, und hernach gesiebt, wobey es aber, aus dem eben angeführten Grunde, zu dem Gebrauche desselben nicht anders, als nachtheilig seyn kann, wenn man ihn mit Wasser besprengt.

Wenn der Gyps zu wenig gebrannt ist, so verhärtet er mit dem Wasser nicht gehörig; und auch gut gebrannter Gyps thut dies, wenn er der feuchten Luft zu lange ausgesetzt wird, indem er die Feuchtigkeiten daraus in sich ziehet. Beym Brennen des Gypses ist aber auf der andern Seite wieder Vorsicht anzuwenden, daß er nicht zu stark und zu heftig gebrannt werde; denn alsdann wird er mit dem Wasser auch nicht gehörig hart. Man nennt ihn **todtgebrannt**; und er hat dann nicht sowohl von seiner Schwefelsäure verlohren, welche sich,

sich, ohne Zwischenmittel, durchs stärkste Feuer nicht davon abtreiben läßt, als vielmehr einen anfangenden Grad der Verglasung erlitten.

Bey der Anwendung des Gypses zum Gypsmörtel muß jener nicht nur gehörig gebrannt seyn, sondern es muß ihm auch weder zu wenig, noch zu viel Wasser zugesetzt werden. Im erstern Fall findet er weniger Wasser, als er in sich nehmen und binden kann; und verhärtet daher nicht gehörig. Im letztern Falle verhärtet er zu langsam; doch ist dieser Fehler nicht so groß, als der erstere. Uebrigens dehnt sich der gebrannte Gyps bey seiner Vereinigung mit dem Wasser in einen größern Raum aus; und nimmt am Gewicht zu, ohne daß er nachher an der Luft diesen Zuwachs wieder ganz verliert. Daß der alte Gypsmörtel durchs Brennen nicht wieder zu gebranntem Gypse werden könnte, ist unwahr. — Der Zusatz des Sandes beym Gypsmörtel ist unnöthig, da er schon für sich selbst einen festen Zusammenhang erhält; mehr nützt noch die Beymischung des gebrannten Kalkes.

Im heftigen Feuer, und auch vor dem Löthrohre, fließt der Gyps endlich zu einer Art von Glas; nach Hrn. Gerhard aber nicht im Kreidentiegel, sondern nur im Thontiegel. Vor dem Löthrohre mit dephlogistisirter Luft schmelzt er leicht.

Wenn man etwas schwefelsaures Gewächs-Alkali oder Mineral-Alkali in Kalkwasser auflöst, und die Auflösung hernach abdunstet, so erhält man Selenit-Krystalle. Jene Neutralsalze werden zersetzt, und ihre Alkalien in ätzender Gestalt abgeschieden. Die Schwefelsäure muß also mit den feuerbeständigen Alkalien nicht so nahe verwandt seyn, als mit der Kalkerde. Uebrigens kommt uns diese Verwandtschaft eben nicht zu

statten,

ſtatten, um aus dem Glauberſalze das Mineral-Alkali durch ungelöſchten Kalk wohlfeil darzuſtellen, weil dieſer nur nach Maßgabe ſeiner Auflöſung in Waſſer die Schwefelſäure trennt. Kohlenſaurer Kalk ſcheidet die Schwefelſäure keinesweges von den fixen Alkalien ab, weil hier zugleich die Anziehung der Kalkerde zur Kohlenſäure wirkt.

Aus dem ſchwefelſauren Ammoniak entbindet die gebrannte Kalkerde ſogleich das Ammoniak in ätzender Geſtalt, und ſie vereiniget ſich mit der Schwefelſäure deſſelben zum Selenit. Kohlenſaure Kalkerde bewirkt wegen der Kohlenſäure, die von dem Kalk ſtark angezogen wird, keine Zerſetzung des ſchwefelſauren Ammoniaks auf naſſem Wege; auf trocknem Wege hingegen, in der Hitze, ſcheidet ſie das Ammoniak als kohlenſaures ab; aber hier wirkt auch offenbar die Hitze zugleich mit.

Wenn man aber 3 Theile fein geriebenen Gyps mit 5 bis 6 Theilen kohlenſaurem feuerbeſtändigen Alkali wohl vermengt, und zuſammen einige Stunden lang in einem Schmelztiegel gelinde calcinirt, ſo läßt ſich nach dem Erkalten aus der klar geriebenen Maſſe mit ſiedendem Waſſer ein wirkliches, obwohl mit Alkali überſetztes, ſchwefelſaures Gewächs- oder Mineral-Alkali auslaugen, je nachdem das Laugenſalz beſchaffen war; und die Kalkerde bleibt als kohlenſaure Kalkerde im Seihezeuge zurück. Auch auf naſſem Wege läßt ſich durch Kochen des kohlenſauren Alkali's und Gypſes mit Waſſer dieſer zerlegen, und die Kalkerde deſſelben als kohlenſaure Kalkerde abſcheiden. Daher werden die gypshaltigen Quell- und Brunnenwaſſer vom kohlenſauren feuerbeſtändigen Alkali getrübt.

Auch das kohlenſaure Ammoniak zerſetzt auf naſſem Wege den Gyps, und ſchlägt aus der

Auflö-

Auflöſung zwiſchen im Waſſer die Kalkerde, als eine Kalkerde, nieder. So läßt ſich auch ſchwefelſaures Ammoniak zerlegen, wenn man eine Auflöſung des ſchwefelſauren Ammoniaks mit feingeriebenem Gypſe, in dem zerbrochenen Gefäße zuſammen kalt digeriren, das Gemenge öfters umrühren, und dann und wann neuen Laugt aufgießen, bis die Kalkerde des Gypſes in ſchwefelſaures Ammoniak verwandelt worden iſt. Durchs Verdunſten und Kryſtalliſiren kann man den etwa noch unzerſetzten Gyps aus der Auflöſung abſcheiden.

Bey Vergleichung der vorhin erwähnten Zerlegung des ſchwefelſauren Natron-Salzes durch Kalk mit der eben angeführten des Gypſes durch kohlenſaure Alkalien ſcheint es, daß eine wechſelſeitige Verwandtſchaft der Schwefelſäure zu den Alkalien und zu der Kalkerde ſtatt finde. Allein der anſcheinende Widerſpruch fällt weg, wenn man einfache Wahlverwandtſchaft von der doppelten gehörig unterſcheidet. Denn bey der Zerſetzung des Gypſes durch kohlenſaure Alkalien iſt die Kohlenſäure mit in Anſchlag zu bringen, gegen welche die Kalkerde eine ſtarke Verwandtſchaft beſitzt, und die Summe dieſer anziehenden Kräfte der Kalkerde zur Kohlenſäure und der Schwefelſäure zu den Alkalien iſt ſtärker, als die Anziehung zwiſchen der Schwefelſäure und Kalkerde allein. Es erfolgt alſo hier die Zerſetzung, welche durch einfache Verwandtſchaft ſonſt nicht bewirkt wird. —

Reine Alkalien, feuerbeſtändige ſowohl, als flüchtiges, ſchlagen daher aus der Auflöſung des Gypſes in Waſſer die Kalkerde nicht nieder; freylich wohl, wenn man die Vermiſchung an

der

der Luft ſtehen läßt, wo die Alkalien Kohlenſäure anziehen, und wo ſich alſo nun wegen der letztern eine doppelte Wahlverwandtſchaft ereignet. Man muß alſo der reinen Kalkerde auf naſſem Wege allerdings eine nähere Verwandtſchaft zu der Schwefelſäure zuſchreiben, als den feuerbeſtändigen und flüchtigen Alkalien.

b. Schwefelſaure Talkerde oder Bitterſalz.

Die Talkerde wird von der Schwefelſäure leicht aufgelöſt. Auch bey einer ziemlich ſchwachen Verdünnung mit Waſſer erhält man eine klare Auflöſung, und es erzeugt ſich kein ſolcher Niederſchlag, als bey der Auflöſung der Kalkerde in eben dieſer Säure. Man erhält vielmehr, bey getroffener Sättigung, durchs Abrauchen und Kryſtalliſiren der Auflöſung, ein vom Gelenit ganz verſchiedenes Salz, welches in den Officinen **Bitterſalz**, **Epſomſalz**, **engliſches Purgirſalz** (ſal Epſomienſe, ſal catharticum anglicanum, amarum), nach dem neueren Syſtem aber **ſchwefelſaure** oder **vitriolſaure Talkerde** (magneſia ſulphurica ſ. vitriolata, ſulphas magneſiae, Sulfate de magneſie) genannt wird.

Dies Mittelſalz hat einen ſehr bittern, etwas kühlenden Geſchmack, und ſchießt, bey gehöriger Behandlung, in ſchönen regelmäßigen, vierſeitigen, glatten, gleichſeitigen Säulen an, welche ſich in dachförmige oder zweyſeitige Endſpitzen endigen. Die Kryſtalle verlieren in der Wärme ihre Durchſichtigkeit, und zerfallen endlich in ein weißes Pulver, wegen des Verluſtes des Kryſtallenwaſſers. Die Kryſtalle enthalten nach Bergmann 0,13 Talkerde, 0,33 Schwefelſaure und 0,48 Waſſer.

Die ſchwefelſaure Talkerde iſt im Waſſer ſehr auflöslich. Bey der mittlern Temperatur nimmt dies etwas mehr als die Hälfte von dem kryſtalli-

kryſtalliſirten Salze auf; vom ſiedenden Waſſer aber werden nur 0,666 zur Auflöſung deſſ[illegible]n erfordert. Es läßt ſich daher auch durchs Abrauchen kryſtalliſiren. Bey dem Abrauchen der Auflöſung darf man dieſes nicht bis zum Häutchen fortſetzen, weil ſonſt alles, wegen der leichten Auflösbarkeit des Salzes in der Hitze, nachher beym Erkalten zu einem Salzklumpen gerinnt. Am beſten erhält man die Kryſtalle, wenn man das Abrauchen nur ſo lange gelinde fortſetzt, bis ein Tropfen davon auf einer kalten Fläche nach wenigen Minuten anſchießt. Durchs unmerkliche Abdunſten laſſen ſich bey größern Salzportionen die ſchönſten Kryſtalle hervorbringen. Das verkäufliche Bitterſalz beſtehet aus kleinen nadelförmigen Kryſtallen, welche durch das Umrühren der zum Kryſtalliſiren fertigen Lauge erhalten worden ſind. Es hat auch einigen Hang zum Zerfließen, und dies rührt von einem noch dabey befindlichen fremdartigen Salze (ſalzſaure Talkerde) her.

In der Hitze zergeht die kryſtalliniſche ſchwefelſaure Talkerde in ihrem Kryſtallenwaſſer; ſie ſchäumt ſtark auf; trocknet aus, und ſchmelzt dann erſt in einer ſehr ſtarken Glühehitze, ohne die Säure fahren zu laſſen. Die calcinirte ſchwefelſaure Talkerde verſchluckt das Waſſer begierig, verhärtet damit, und löſt ſich erſt nach und nach wieder auf. Bey der Vermiſchung derſelben mit dem Waſſer erzeugt ſich Wärme.

Die ſchwefelſaure Talkerde findet ſich auch häufig natürlich, beſonders in mineraliſchen Waſſern, wie im Seidſchützer Waſſer. In dem Ebshamer Brunnen wurde das Bitterſalz zuerſt von Nehem. Grew 1675. endeckt, und ſeit dieſer Zeit in der Arzneykunſt unter dem obigen Nahmen angewendet. Hoy erfand die wohlfeile künſtliche

lehrte Bereitung desselben zuerst aus der Mutterlauge des Kochsalzes. Dies Verfahren wurde erst spät bekannt, nachdem die starke Consumtion des Salzes schon vorher zur Muthmaßung Gelegenheit gegeben hatte, daß es durch Kunst bereitet werden müßte *).

Die schwefelsaure Talkerde wird sowohl von den reinen, als kohlensauren feuerbeständigen Alkalien zersetzt. Durch die erstern wird die Talkerde kohlensauer, durch die letztern rein niedergeschlagen. Die Alkalien geben mit der Schwefelsäure des Bittersalzes entweder einen vitriolisirten Weinstein, oder ein Glaubersalz. Auf diese Neutral-Salze hat aber die Talkerde gar keine Wirkung; sie ist also mit der Schwefelsäure entfernter verwandt, als die feuerbeständigen Alkalien. Hierauf gründet sich die Gewinnung der Talkerde aus dem Bittersalze.

In Ansehung des Ammoniaks scheint die Verwandtschaft der Schwefelsäure auf nassem Wege nicht stärker zu seyn, als zur Talkerde. Schüttet man ätzenden Salmiakgeist zur Auflösung des Bittersalzes im Wasser, so schlägt sich nur sehr wenig Talkerde nieder; es bildet sich vielmehr nach Bergmann ein dreyfaches Salz, eine Zusammensetzung aus Schwefelsäure, Ammoniak, und Bittererde, oder vielmehr zwey verschiedene

*) Lentilius von dem englischen Purgirsalze; aus den Abh. der Akadem. der Naturf. 1712 — 1714., übers. in Crells chem. Archiv, B. II. S. 42. Versuche und Beobachtungen über das bittere Laxirsalz, von J. Brown; aus den philos. Transact. Vol. XXXII. J. 1722 und 1723. übers. ebendas. S. 175 Fortsetzung, ebendas. S. 177. Ueber das Epsomsalz; von Boulduc; aus der hist. de l'Acad. roy. des sc. de Paris von 1718. übers. im neuen chem. Archiv, B. I. S. 203. Untersuchung des Epsomsalzes, von Ebendemselben, aus den Mém. vom J. 1731. übers. im n. chem. Archiv, B. III. S. 195.

dene Salze mit einerley Säure. (Sulfate ammoniaco-magnesien) *).

Von dem Kalkwasser wird die schwefelsaure Talkerde sogleich zersetzt; die Schwefelsäure wird in Selenit verwandelt, und die Talkerde fällt nieder. Hierdurch unterscheidet man bequem das Bittersalz vom Glaubersalze. Kohlensaure Kalkerde, auch selbst im kohlensauren Wasser aufgelöst, kann das Bittersalz nicht zerlegen, wegen der starken Anziehungskraft der Kalkerde zur Kohlensäure. Man findet daher auch in einigen Sauerbrunnen kohlensaure Kalkerde und Bittersalz zugleich.

Bey der Auflösung der kohlensauren Talkerde in Schwefelsäure ist keine beträchtliche Erhitzung zugegen. Wenn man aber gebrannte und völlig luftleere Talkerde, in einer porzellanenen Tasse, oder einem andern schicklichen Gefäße, mit starkem Vitriolöhle übergießt, so erhitzt sich das Gemisch stark, es dampft, und man sieht es wirklich glühen und Funken umhersprühen, wenn man die Vermischung an einem dunkeln Orte vornimmt. Der Versuch gelingt mit dem weißen, besser aber mit dem braunen rauchenden Vitriolöhle. Den Grund dieser Erscheinung kann man, nach Gren, nicht in der Wärme-Materie der Talkerde oder concentrirten Schwefelsäure allein finden, weil sie nie

*) Bergmann de magnesia, in seinen opusc. phys. chem. T. I. S. 578.; de attract. el. ebendas. T. III. S. 317. 337. Memoire sur la precipitation de sulfate, nitrate et muriate magnesiens par l'ammoniaque, et sur les sels triples ammoniaco-magnesiens, qui se forment pendant cette precipitation, par M. de Fourcroy; in den Annales de chimie. T. IV. S. 210. ff. Ueber das Niederschlagen der vitriol-, salpeter- und salzsauren Bittererde durch das flüchtige Laugensalz, und über die dreyfachen Salze, die sich bey diesem Niederschlag erzeugen, von Hrn. de Fourcroy; in Crell's Annal. 1792. B. I. S. 451. ff.

nie allein Feuer oder Glühen hervor zu bringen im Stande iſt, ſondern Gren folgert daraus, daß das Vitriolöhl, auch das weiße, Phlogiſton in ſich habe, welches mit der freywerdenden Wärme-Materie zum Licht und Feuer in Verbindung tritt. Die Erhitzung ſelbſt aber iſt aus dem plötzlichen Uebergang der flüſſigen Schwefelſäure mit der Talkerde zum feſten Bitterſalz zu erklären. Bey der kohlenſauren Talkerde wird dieſe Erhitzung nicht erregt, weil die Kohlenſäure, um luftförmig zu werden, bey ihrer Entbindung die aus der Schwefelſäure freywerdende Wärme-Materie wieder von neuem bindet *).

c) Schwefelſaure Thonerde, oder gemeiner Alaun.

Das Reſultat der Verbindung der Thonerde mit Schwefelſäure iſt der **gemeine Alaun** (Alumen vulgare, crudum), den man im Syſtem **ſchwefelſaure** oder **vitriolſaure Thonerde** (Argilla ſulphurica ſ. vitriolata, Sulphas argillae, Sulphate d'Alumine) nennt **).

*) Weſtrumb über die Entzündung der gebrannten Bitterſalzerde mit Vitriolöhle; in Crells Annalen 1784. Band II. S. 432. ff. Ebenderſelbe über die Entzündung der Bitterſalzerde durch Vitriolſäure; in ſeinen kleinen phyſ. chem. Abhandl. B. III. H. I. S. 405. ff.

**) Andr. Sigm. Marggraf Verzeichniß einiger Erfahrungen, die Regeneration des Alauns – ſowohl, als auch deſſen künſtliche Zuſammenſetzung aus andern Erden mit dem Acido vitriolico betreffend; in ſeinen chem. Schriften, B. I. S. 199. ff. Ebendeſſelben Verſuche mit der Alaunerde, ebendaſelbſt S. 212. Ebendeſſelben Fortſetzung der Arbeiten mit der terra aluminis, ebendaſ. S. 226. Recherches ſur la nature de la baſe de l'alun par M. Baron; in den Mém. de l'acad. roy. des ſc. 1760. S. 274. ff. Baron's Unterſuchung der Grunderde des Alauns; in den mineral. Beluſtigungen, Th. III. S. 347. ff.

Der Alaun ist ein Mittelsalz von einem anfangs süßlichen, aber hernach herben zusammenziehenden Geschmack. Die Krystallengestalt des Alauns ist sehr nach der Behandlung seiner Lauge verschieden. Eigentlich sind seine Krystalle vollkommene Octaëdra, welche von zwey vierseitigen, mit ihrer Basis an einander gefügten Pyramiden gebildet werden. Nach den verschiedenen Behandlungen sind die Spitzen mehr oder weniger abgestumpft, und die Seiten mehr oder weniger regelmäßig. Bey großen Anschüssen sitzen die Krystalle oft wie eingezapft in einander, so daß sie gewissermaßen eine gegliederte vierseitige Säule mit einer vierseitigen pyramidalischen Endspitze zu bilden scheinen. Am vollkommensten werden die Octaëdra vermittelst der Fäden erhalten, welche man in die zum Krystallisiren fertige Lauge aufhängt. Denn durch das Ansetzen der Krystalle an die Wände der Krystallisirgefäße geht gewöhnlich eine oder mehrere Flächen verloren, und man sieht öfters auch wohl nur eine einzige Pyramide an dem Krystalle.

Der Alaun ist im kalten Wasser ziemlich schwerauflöslich; denn beym 50° Fahr. erfordert er mehr, als 18,363 Theile, vom siedenden Wasser aber nach Baumé nur 1,600 und nach Bergmann sogar nur 0,750 Theile Wasser, um sich im krystallinischen Zustande vollkommen aufzulösen. Der Alaun läßt sich daher sehr gut durchs Abkühlen krystallisiren. Die Krystalle desselben bestehen nach Bergmann aus 0,18 Thonerde, 0,38 Schwefelsäure und 0,44 Wasser.

An der Luft werden die Alaunkrystalle auf der Oberfläche, wegen des Verlustes ihres Wassers, unscheinbar, verwittern aber nicht eigentlich, wie das Glaubersalz. In der Hitze zergeht der Alaun

in

in seinem eigenen Krystallenwasser, wegen der stärkern Annahme der Wärme. Das Wässerichte entweicht immer mehr und mehr, der Alaun wird zäher und trockener; er schwillt hierbey ungemein auf, und giebt nach dem völligen Austrocknen eine mattweiße, sehr schwammichte, lockere, leicht zerreibliche Masse, welche nun **gebrannter Alaun** (alumen ustum) heißt.

Der Alaun verliert bey diesem Brennen sein Krystallenwasser gänzlich, und beynahe die Hälfte seines Gewichts. Der gebrannte Alaun schmeckt weit styptischer, als der rohe. Er löst sich im Wasser wieder auf, mit Zurücklassung einiger erdigen Theile, und liefert dann durchs Abrauchen und Krystallisiren wieder wahren Alaun. Wenn man das Brennen des Alauns in einer irdenen Retorte vornimmt, welche wegen des Aufblähens dieses Salzes nur in einer geräumigen Retorte und bey vorsichtiger Regierung des Feuers geschehen muß, so geht fast bloßes Wasser in die Vorlage über, und nur zuletzt kommt bey starker Hitze etwas Säure zum Vorschein, aber nach Geoffroy läßt sich diese keinesweges ganz aus dem Alaune abtreiben. Der hierbey zu erhaltende **Alaun-Spiritus** (spiritus aluminis), wie er sonst wohl genannt wurde, ist natürlicher Weise von schwacher Schwefelsäure gar nicht verschieden.

Der Alaun enthält immer einen Ueberschuß von Schwefelsäure. Er färbt deswegen auch die Lackmus-Tinctur und das damit gefärbte Papier roth, und man kann ihn nicht als ein vollkommen gesättigtes Mittelsalz ansehen; aber dieser Ueberschuß der Säure ist ihm wesentlich, und mit derselben geht zugleich Geschmack, Auflöslichkeit und die ganze vorige Beschaffenheit verloren. Wenn man nähmlich nach Hrn. Baumé in eine wäs-

serige Auflösung des gewöhnlichen Alauns eine frisch niedergeschlagene, gut ausgesüßte, aber noch nicht getrocknete, Alaunerde thut, und damit sieden läßt, so löst sich noch ein ziemlicher Theil davon auf, und die erhaltene durchgeseihete Auflösung schmeckt gar nicht mehr wie Alaun, sondern wie ein hartes Wasser, sie röthet die Lackmus-Tinctur nicht mehr, und liefert beym unmerklichen Abdunsten schuppige, weiche, im Wasser sehr schwerauflösliche, unschmackhafte Krystalle, welche Baumé **Glas-Selenit** nennt, und welche man als einen **mit Thonerde völlig gesättigten** Alaun ansehen kann. Durch zugesetzte Schwefelsäure verwandeln sie sich nur langsam wieder in gewöhnlichen Alaun. Chaulnes und Le Blanc erhielten beym unmerklichen Abdunsten des Salzes sehr regelmäßige Würfel *).

Wenn aber dem Alaun bey seiner Verfertigung oder bey seiner Auflösung im Wasser noch mehr verdünnte Schwefelsäure zugesetzt wird oder beygemischt ist, als er wesentlich haben muß, so wird dadurch das Anschießen desselben nach Bergmann's Erfahrungen immer mehr und mehr gehindert und verzögert, je größer die Menge der freyen Säure bey demselben ist. Wenn man aber nach Baron zu einer gesättigten Auflösung des Alauns im Wasser starkes Vitriolöhl schüttet, so schießt der Alaun sehr bald in langen strahlichten Krystallen an, welche nach dem Abtrocknen auf Lösch-

*) Baumé's Experimentalchemie, Th. I. S. 477. Ambros. Rich. Siefert von würflichten Alaunkrystallen; im neuen Hamburg. Magazin, B. XII. S. 163. ff. und S. 195. ff. Beyträge zu Hrn. D. Sieferts Abhandlung über den würflichen Alaun, vom Hrn. D. Buchholz; in Crell's chem. Annalen, 1785. B. II. S. 483. ff. Fourcroy Elem. de Chim. 4 Ed. Tom. II. S. 217.

Löſchpapier und nach dem Wiederauflöſen und Kryſtalliſiren wieder die Geſtalt des gewöhnlichen Alauns erhalten. Es ſcheint alſo hier das Gegentheil von dem vorigen ſtatt zu finden, und die Schwefelſäure das Anſchießen des Alauns eher zu befördern, als zu verhindern. Allein man muß hierbey das gehörige Maß der Wäſſerigkeit erwägen; im letztern Falle zieht die concentrirte Schwefelſäure das Wäſſerige der Auflöſung mit vieler Stärke an, und der Alaun muß wegen verminderter Menge des Auflöſungsmittels niederfallen. Wenn aber die Schwefelſäure ſchon Waſſer genug hat, oder in der Auflöſung des Alauns genug antrifft, ſo findet der letztere Fall nicht ſtatt, und der Alaun wird, ſo wie auch der Selenit, der vitrioliſirte Weinſtein und andere Salze, wegen des Uebermaßes der Säure im Waſſer leichter auflösbar, und um deſto ſchwerer zu kryſtalliſiren. Den Alaunkryſtallen entzieht ſtarkes Vitriolöhl auch das Kryſtallenwaſſer, und verwandelt ſie auf naſſem Wege gewiſſermaßen in gebrannten Alaun *).

Man findet den Alaun hin und wieder, obgleich ſelten, ganz fertig von der Natur zubereitet, in einigen mineraliſchen Quellen, in Kohlenminen, an den Laven von Vulkanen, und ſonſt an verſchiedenen andern Orten. Der größte Theil dieſes Mittelſalzes wird durch Kunſt zuſammengeſetzt. Der gemeine, verkäufliche Alaun pflegt ſelten ganz rein zu ſeyn; gemeiniglich iſt er mit Eiſen- oder vielmehr mit Eiſenvitriol, und mit ſchwefelſaurem Gewächs-Alkali verunreiniget, welche beyde mit zugleich in ſeine Kryſtallen übergehen. Der

*) Bergmann de conf. alumin. in ſeinen opuſc. T. I. S. 318. ff.

letztere rührt daher, weil man zu der Alaunlauge, die wegen des gewöhnlich dabey befindlichen Uebermaßes der Säure nicht anschießen will, Pottaschenlauge setzt, um so die überflüssige Säure wegzunehmen. Manchmahl ist der Alaun auch mit Bittersalz verunreiniget. Der gewöhnliche verkäufliche Alaun heißt sonst auch von seiner Farbe alumen album, von seinem Ansehen alumen glaciale, und von der syrischen Stadt Roccho oder Rocca (jetzt Edessa), wo die Europäer die Kunst den Alaun zu bereiten zuerst lernten, al. rochae oder rochum, und durch einen Mißverstand dieses letztern Worts auch al. rupeum. Eine reinere Sorte ist der neapolitanische, der bey Puzzuolo zu Solfatara (alumen Solfatarae) bereitet wird; und dann vorzüglich der römische oder der rothe Alaun (alumen romanum, rubrum), den man in dem Alaunwerke della Tolfa bey Civita-Vecchia gewinnt. Er ist frey von Eisentheilen, und nur äußerlich mit einer röthlichen Erde vermengt, welche man durchs Auflösen im Wasser, Durchseihen und Krystallisiren davon trennen kann. Diese röthliche Erde ist ihrer Natur nach noch nicht gehörig untersucht; scheint aber doch eisenschüssig zu seyn. Der gravenhorstische oder braunschweigische Alaun ist durch und durch röthlich, und von dem römischen und andern Alaun, in Absicht seiner Mischung, merklich unterschieden. Er hat seine rothe Farbe ohne Zweifel vom Kobold *).

Mit der Thonerde ist die Schwefelsäure nicht so nahe verwandt, als mit den andern Erden und mit

*) S. Erxleben, aluminis rosei, quod fratres Gravenhorstii Brunsvigae parant, examen chemicum; in den nov. comm. soc. Reg. Gotting. Tom. IV. S. 59. Bergmann §. 4. D. E. 311.

mit den andern Alkalien. Sowohl die kohlensauren, als die reinen feuerbeständigen Alkalien trennen auf nassem Wege die Thonerde von der Schwefelsäure. Auch das Ammoniak schlägt die Thonerde aus der Auflösung des Alauns im Wasser nieder, und zwar sowohl das reine, als das kohlensaure. Da die Thonerde keine Verwandtschaft zur Kohlensäure hat, so entsteht auch ein Aufbrausen, wenn man kohlensaure Alkalien zum Zersetzen des im Wasser aufgelösten Alauns anwendet. Uebrigens fällt es schwer, die Thonerde, welche man durch Zersetzung des Alauns vermittelst der Alkalien gewinnt, ganz von Schwefelsäure zu befreyen, weil der Alaun bey der Entziehung seiner Säure immer schwerauflöslicher wird. Man erreicht seinen Zweck noch am besten, wenn man die durch Alkalien aus der Auflösung des Alauns im Wasser niedergeschlagene Thonerde wieder durch reines Alkali im Wasser auflöst, und daraus wieder durch reine Salzsäure fället *).

Wenn man schwefelsaures Ammoniak mit Thonerde zusammen im Feuer behandelt, so bleibt schwefelsaure Thonerde zurück. Dies geschieht aber nicht wegen der nähern Verwandtschaft der Schwefelsäure zur Thonerde, sondern wegen der Wirkung der Hitze, wodurch sich das Ammoniak von der Schwefelsäure trennt.

Die Thonerde ist mit der Schwefelsäure nicht so nahe verwandt, als die Kalkerde; und es zersetzt sowohl die reine, als die kohlensaure Kalkerde den Alaun auf nassem Wege. Schüttet man eine Auflösung des Alauns im Wasser zum Kalkwasser, so entsteht gleich eine Trübung; die Thon-

*) J. B. Richter über die neuern Gegenstände der Chemie, Th. II. S. 130. ff.

erde fällt nieder, und die Schwefelsäure verbindet sich mit der Kalkerde zum Gyps.

Endlich wird der Alaun auch durch Talkerde zersetzt, und zwar sowohl durch reine, als durch kohlensaure, indem die Talkerde wegen ihrer nähern Verwandtschaft mit der Schwefelsäure des Alauns damit zum Bittersalz zusammentritt.

d) Schwefelsaure Schwererde oder Schwerspath.

Die Schwefelsäure verbindet sich mit der Schwererde mit oder ohne Aufbrausen, je nachdem diese kohlensauer oder rein war. Es gewährt aber diese Verbindung keine klare Auflösung, auch wenn man sehr stark verdünnte Schwefelsäure anwendet; sondern es schlägt sich alles zu einem im Wasser unauflöslichen Pulver nieder. Eine solche schwefelsaure oder vitriolsaure Swererde (Barytes sulphuricus s. vitriolatus, Terra ponderosa sulphurica s. vitriolata, Sulphas Barytis, Sulfate de Baryte) ist auch der natürliche Schwerspath (Spathum ponderosum), der, weil er im Wasser ganz und gar unauflösbar, und also auch geschmacklos ist, mit Recht zu den Erden und Steinen gerechnet wird.

Wegen der Unauflöslichkeit im Wasser können wir die schwefelsaure Schwererde nicht in krystallinischer Form darstellen, sondern sie schlägt sich immer als ein unförmliches Pulver nieder. Die Natur hingegen liefert uns diese schwefelsaure Schwererde oft in ansehnlichen Krystallen, von regelmäßigen Umrissen, und bestimmtem Gefüge, wovon der Art. Schwerspath handeln wird.

Die Krystallisationen des natürlichen Schwerspaths sind höchst mannigfaltig. Nach Hrn. Werner lassen sich indessen alle Schwerspathkrystalle

unter

unter folgende Hauptkryſtalliſationen bringen: die doppelt vierſeitige Pyramide, die ſchiefwinklige vierſeitige Säule, die ſchiefwinklige vierſeitige Tafel, die ſechsſeitige Säule, die rechtwinklige vierſeitige Tafel, und die achtſeitige Tafel. Die Zuſchärfungen der Kanten und Ecken gewährt mehrere Abwechſelungen dieſer Arten *).

Der gewöhnliche oder gemeine Schwerſpath beſteht nach Bergmann aus 0,84 Schwererde, 0,13 Schwefelſäure, und 0,03 Waſſer. Die Menge dieſes Waſſers iſt in den durchſichtigen Schwerſpathkryſtallen größer. Das ſpecifiſche Gewicht des Schwerſpaths iſt anſehnlich, und zwiſchen 4,000 bis 4,500.

Der blätterige und kryſtalliniſche Schwerſpath knifiert und zerſpringt, wenn er ſchnell in ein ſtarkes Feuer gebracht wird. Er verliert ſein Kryſtalliſationswaſſer, und brennt ſich zu einem Pulver, das aber nicht, wie der gebrannte Gyps, mit Waſſer wieder zuſammenbackt. Durch die Hitze läßt ſich die Schwefelſäure keinesweges aus ihm austreiben. Bey einem lange fortgeſetzten heftigen Porzellänfeuer fließt er nach d'Arcet endlich zu einer Art von Glas; aber nach Herrn Gerhard nur im Thontiegel, nicht im Kreidentiegel oder Kohlentiegel. Die feuerbeſtändigen Alkalien bringen ihn leichter zum Fluß. Vor dem Löthrohr mit Lebensluft iſt er ebenfalls ſchmelzbar, unter Entwickelung eines ſchwefelichten Geruchs.

Unter allen alkaliſch ſalzigen und erdigen Stoffen hat die Schwererde die nächſte Verwandtſchaft zu der Schwefelſäure. Die ätzenden Alkalien zerſetzen daher den Schwerſpath auf naſſem Wege

*) Cronſtedt's Mineralogie, überſ. von Werner; S. 61. ff.

Wege so wenig, als das Kalkwasser; aber auch auf trocknem Wege haben sie keine zersetzende Wirkung auf denselben. Wenn man hingegen die reine Schwererde mit der Auflösung der schwefelsauren Neutral-Salze zusammenbringt, so werden diese zerlegt, ihr alkalischer Theil wird abgeschieden, und die Schwererde verwandelt sich in Schwerspath. Eben so zerlegt sie auch das Bittersalz und den Alaun. Ohne Zweifel wird die Auflösung des Gypses im Wasser durch die reine Schwererde auf ähnliche Art zersetzt; wenigstens geschiehet es durch eine doppelte Verwandtschaft sogleich, wenn die Schwererde in irgend einer andern Säure aufgelöst ist. Die Wirkung der Schwererde auf trocknem Wege auf die schwefelsauren Neutral-Salze mit einem feuerbeständigen Alkali ist noch nicht geprüft; aus dem schwefelsauren Ammoniak macht sie sogleich das flüchtige Alkali los.

Der Schwerspath löst sich übrigens in der sehr concentrirten Schwefelsäure nach Morveau gänzlich auf; nur gehört eine große Menge der Säure und die Beyhülfe der Siedhitze dazu. Bey dem Erkalten scheidet sich ein Theil wieder daraus ab, und auch durch wenige Tropfen Wasser, womit man die Auflösung verdünnt. Stellt man aber die erkaltete Auflösung an die freye Luft hin, so krystallisirt sich der Schwerspath vermittelst der vor der Säure nach und nach angezogenen Feuchtigkeit in regelmäßiger Gestalt heraus. Die stark concentrirte Schwefelsäure löst vom Schwerspath $\frac{1}{17}$ auf. Aus dieser Auflösung läßt sich die Schwererde durch die kohlensauren Alkalien abscheiden.

e)

e) Schwefelsaure Zirkonerde.

Wenn die Zirkonerde noch mäßig feucht ist, so löst sie sich nach Hrn. Klaproth in der verdünnten und gelinde erwärmten Schwefelsäure, ohne Aufbrausen, auf. Die gesättigte Auflösung gerinnt in der Kälte zum zarten milchweißen Breye; die mit Schwefelsäure übersättigte hingegen bleibt auch in der Kälte klar, und schießt durchs unmerkliche Abdunsten zu zusammengehäuften, vierseitig säulenförmigen Krystallen an, die nicht bitter, sondern schrumpfend schmecken. Sonst kennen wir die Verhältnisse dieser schwefelsauren Zirkonerde (Circonia sulphurica s. vitriolata, Sulphas circoniae, Sulfate de Jargon) noch nicht weiter.

18. Weinsteinsaure Mittelsalze.

Aus der Verbindung der Kalkerde mit der reinen Weinsteinsäure entsteht die **weinsteinsaure Kalkerde**, der **Weinstein-Selenit**, **Kalkweinstein** (calx tartarosa, tartarisata, Selenites tartareus, Tartris calcareus, Tartrite de chaux), ein Mittelsalz, das überaus schwer im kalten Wasser auflöslich ist, sich aber auch im siedenden Wasser nur langsam und in sehr geringer Menge auflösen läßt, und deswegen bey seiner Entstehung sich als erdichtes Pulver niederschlägt, in welchem man aber nach dem Trockenwerden durchs Vergrößerungsglas kleine spießichte Krystalle gewahr werden kann. Mit dem Kalkwasser bringt die Weinsteinsäure auch einen Niederschlag zuwege. Der Geschmack dieses Mittelsalzes ist erdicht; an der Luft ist es beständig. Im Feuer läßt es die Weinsteinsäure, freylich zersetzt, als Weinstein-Spiritus und brandiges Oehl, fahren, wird in verschlossenen Gefäßen zu einer sehr schwammichten und

lockern

lockern Kohle, welche ſich in Hrn. Prouſts Verſuchen beym Zutritt der Luft von ſelbſt entzünde; ſonſt aber beym Einäſchern Kalkerde zurückläßt, die, wenn ſie nicht zu heftiges Feuer erlitten hat, Kohlenſäure enthält.

Dieſe ſchwerauflösliche weinſteinſaure Kalkerde kann übrigens zur Regel dienen, nie Weinſteinrahm oder Weinſteinſäure in Verbindung mit absorbirenden Kalkerden als Arzneymittel innerlich zu geben, womit unchemiſche Aerzte oft ſo freygebig ſind.

Die ätzenden Alkalien können den Weinſteinſelenit auf naſſem Wege nicht zerſetzen. Wenn man hingegen gebrannten Kalk mit der Auflöſung des tartariſirten Weinſteines oder weinſteinſauren Mineral-Alkali's kocht, ſo wird nicht Weinſtein abgeſchieden, ſondern dieſe Neutral-Salze werden ganz zerſetzt, eben ſo auch das Seignet-Salz, und es bleiben die Alkalien derſelben in ätzender Geſtalt in der Auflöſung zurück, indem die Weinſteinſäure mit der Kalkerde zuſammentritt. Auch aus dem Kalkwaſſer ſchlagen die weinſteinſauren Neutral-Salze eine weinſteinſaure Kalkerde nieder. Wir müſſen daher der Weinſteinſäure eine ſtärkere Verwandtſchaft zur Kalkerde, als zu den feuerbeſtändigen Alkalien, zuſchreiben. Das Ammoniak ſteht der Kalkerde natürlicherweiſe ebenfalls nach.

Die Lauge, welche nach dem Zerſetzen des Weinſteines oder der weinſteinſauren Neutral-Salze durch gebrannten Kalk übrig bleibt, hat das Beſondere, daß ſie zwar in der Kälte klar und helle iſt, aber durchs Anwärmen in offenen und auch in verſchloſſenen Gefäßen, auch bey der Verdünnung mit Waſſer, milchicht und trübe wird, und ſich wieder beym Erkalten aufklärt und durchſichtig wird. Ohne Zweifel iſt hieran die darin befind-

beſtändliche weinſteinſaure Kalkerde ſchuld; allein es iſt ja immer gegen die Analogie, daß ein Auflöſungsmittel in der Kälte mehr auflöſe, als in der Wärme. Oder ſollte die weinſteinſaure Kalkerde nur höchſt fein mechaniſch darin ſchwimmend ſeyn, und durch die Auflockerung des Zuſammenhanges des Vehiculums in der Warme ſich wieder abſcheiden *)?

Mit der Talkerde giebt die Weinſteinſäure ein Mittelſalz, daß ſich bey der völligen Sättigung aus dem Waſſer ebenfalls wegen ſeiner Schwerauflöslichkeit als eine Erde niederſchlägt, und weinſteinſaure Talkerde (Magneſia tartarosa, tartariſata, Tartris magneſiae, Tartrite de Magneſie) genannt wird. Mit einem Ueberſchuß von Säure läßt ſie ſich beſſer auflöſen, und liefert dann auch während des Abrauchens vieleckige, durchſichtige Salzkörner, die eigentlich kleine, ſechsſeitige Säulen vorſtellen, die an beyden Enden abgeſtumpft, und mehr oder weniger irregulär ſind. Sie löſen ſich im Waſſer leichter auf, als die weinſteinſaure Kalkerde, auch wenn ſie ganz geſättiget ſind **).

Im Feuer ſchmelzt die weinſteinſaure Talkerde, ſchäumt auf, verkohlt ſich, und hinterläßt zuletzt die reine Talkerde. In verſchloſſenen Gefäßen gebrannt liefert ſie, wie alle weinſteinſaure Salze einen Weinſtein-Spiritus und empyreumatiſches Oehl.

Aetzende

*) Hr. De Laſſone über die neuen und beſondern Erſcheinungen, welche mehrere Salzmiſchungen hervorbringen, aus den Mem. de l'ac. de Paris, 1773. S. 191. überſ. in Crell's chem. Journ. Th. IV. S. 109. Wenzel von der Verwandtſch. S. 297. Leonhardi in Macquer's chem. Wörterb. Th. IV. S. 619.

**) Bergman de magneſia §. 20.

Aetzende Alkalien zersetzen die weinsteinsaure Talkerde auf nassem Wege nicht. Hingegen sondert, nach Bergman, die gebrannte Talkerde aus der Auflösung der weinsteinsauren Neutral-Salze die Alkalien nach einiger Zeit ab. Es muß also die Verwandtschaft der Weinsteinsäure zu der Talkerde größer seyn, als zu den Alkalien. Die Kalkerde aber stellt Bergman in der Stufenfolge der Verwandtschaft der Weinsteinsäure vor die Talkerde *).

Die reine Thonerde, besonders wenn sie aus dem Alaun niedergeschlagen, wohl ausgesüßt, und noch nicht getrocknet worden ist, löst sich in der Weinsteinsäure leicht und vollkommen auf. Die gesättigte Auflösung der **weinsteinsauren Thonerde** (argilla tartarosa, tartarisata, alumen tartareum, Tartris argillae, Tartrite d'alumine) läßt sich aber nicht krystallisiren, sondern giebt beym Eindicken eine durchsichtige gummiähnliche Salzmasse, die an der Luft nicht zerfließt, und einen eigenen zusammenziehenden Geschmack besitzt. Im Feuer läßt sie die Säure gleichermaßen in brenzlichter Gestalt gänzlich fahren. Alle Alkalien sowohl, als die übrigen Erden, machen die Thonerde aus der Auflösung in der Weinsteinsäure frey.

Mit der Schwererde giebt die Weinsteinsäure ebenfalls ein ziemlich schwerauflösliches Salz, die **weinsteinsaure Schwererde** (Barytes tartarosus, terra ponderosa tartarisata, Tartris barytious, Tartrite de baryte), die sich bey einer Uebersättigung mit Säure leichter im Wasser auflösen läßt. Im Calcinir-Feuer verliehrt sie ihre Säure gänzlich, und ihre erdige Basis bleibt zurück. Da die gebrannte Schwererde aus der Auflösung

*) Bergman de attractionib. elect. §. XXIII.

löſung der weinſteinſauren Neutral-Salze die Weinſteinſäure an ſich zieht, ſo muß ſie dieſer wohl näher verwandt ſeyn, als die Alkalien. Bergman ſtellt die Schwererde in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Weinſteinſäure auch vor die Talkerde, nach der Kalkerde.

19. Zitronſaure Mittelſalze.

Die zitronſaure Kalkerde (Calx citrica, citrata, Citrate de chaux) iſt ſchwerauflöslich im Waſſer, wie Gyps, und erſcheint als ein unförmliches Pulver. Es erhellet hieraus die unnütze Zubereitung einiger Kalkerden mit Zitronenſäure zum mediciniſchen Gebrauch, wie Conchae citratae, Oculi cancrorum citrati, u. dergl.

Die zitronenſaure Talkerde (Magneſia citrica, citrata, Citrate de Magneſie) iſt nach Scheele im Waſſer ziemlich leicht auflöslich, ſchießt aber nicht zu Kryſtallen an, ſondern ſtellt beym Abrauchen eine dem arabiſchen Gummi ähnliche Maſſe dar.

Die zitronenſaure Schwererde (Barytes citricus ſ. citratus, Citrate de Baryte) iſt nach Scheele ſchwerauflöslich, doch aber auflöslicher als zitronenſaure Kalkerde.

Die zitronenſaure Thonerde (Argilla citrica, citrata, Citrate d'alumine) iſt nach Scheele ſchwerauflöslich, und fällt als ein unförmliches Pulver zu Boden *).

S. Gren's ſyſtematiſches Handbuch der geſammten Chemie. Vier Theile. Halle, in der Buchhandlung des Waiſenhauſes, 1794—1796. 8. (Im Regiſter am 4ten Theile findet man die weiteren Nachweiſungen.)

Mac-

*) Scheele, in Crell's Annal. 1785. B. II. S. 439.

[illegible] Wörterbuch [illegible]
[illegible] von L. [illegible] Gott. [illegible]
[illegible] Ausgabe. [illegible] Th. Leipzig [illegible]
[illegible] Im Art. Salz, S. 349
[illegible] auch die Neutral-S
[illegible] unter dem
[illegible]
[illegible] oder Taschen
[illegible]; Weimar
[illegible], von 178
[illegible] das weitere

Mittelsand, s. Mittelgrind, eben, S. 9

Mittelschild, 1. in der Warenkunst, ein Mittel eines großen Stückes liegender Schild. 2. Eine Unterlage unter dem Zi einer Taschenuhr.

Mittelschlag, die mittlere Art oder Gattu Pferd vom Mittelschlage, welches n groß noch zu klein ist. Imgleichen ein T dieser mittlern Beschaffenheit.

Mittelschlamm, im Hüttenbaue, ein E von mittlerer Beschaffenheit, welcher zwis Haupt- oder Röschschlamm und dem schlamme in der Mitte ist. Es ist diejenige Sorte des gepochten und über gewaschenen Erzes, welche sich im ersten unter dem Gefälle setzt. Daher der schlammherd, von welchem der Mitt erhalten wird, und welcher eine Neigung Graden hat.

Mittelschlich, eben daselbst, ein Schlich lerer Beschaffenheit. S. Schlich.

Mittelschnepfe, eine Art Schnepfen von Größe, welche sich gern an sumpfigen O hält, und kleiner als die Waldschnepfe i Linné und Bechstein heißt sie Scolo jor. S. unter Schnepfe.

Mittelſchock, ſ. unter **Mittelmünze**, oben, S. 102.

Mittelſchrot, bey den Jägern, Schrot von mittlerer Gröſſe, dergleichen das **Haſenſchrot** und **Hühnerſchrot** iſt.

Mittelsmann, ſ. **Mittelsperſon**.

Mittelſpannt, oder **Hauptſpannt**, das weiteſte Spannt in einem Schiffe.

Mittelſparren, der längſte Sparren eines Walmdaches, welcher in der Mitte, oder in die Spitze deſſelben hinauf gehet.

Mittelsperſon, 1. eine Perſon, ſo fern ſie ein Mittel iſt, deſſen ſich eine höhere wirkende Urſache zu Erreichung einer Abſicht bedient. 2. Eine Perſon, welche eine Sache vermittelt, zwey ſtreitige Partheyen vereiniget; ein **Mittler**, **Vermittler**, im gemeinen Leben ein **Schiedsmann**, **Mittelsmann**, welches auch von Perſonen weiblichen Geſchlechts gebraucht wird.

Mittelſtämpel, bey den Buchbindern, derjenige Stämpel von Meſſing in einem hölzernen Heft, mit welchem auf den Rücken der Bände zwiſchen den Ecken in der Mitte die Zierrathen von Golde geſtämpelt werden; im Gegenſatze der **Eckſtämpel**.

Im Hüttenwerke iſt **Mittelſtämpel** der mittelſte Stämpel unter den drey Pochſtämpeln im Pochtroge in einem Pochwerke.

Mittelſtand, der mittlere Zuſtand einer Perſon, beſonders in Anſehung des Vermögens und des bürgerlichen Ranges, derjenige Stand, welcher zwiſchen reich und arm, zwiſchen vornehm und geringe in der Mitte iſt.

Dieſer Stand ſchwillt in Deutſchland, beſonders in Anſehung der Gelehrten, überhaupt ſo an, daß man darauf bedacht ſeyn muß, ihm eine

Ableitung zu verschaffen, um das Gleichgewicht in dem Verhältnisse der Einwohner nicht zu sehr zum Nachtheile der producirenden Classe zu verrücken. Durch immer fester gezogene Gränzen beschränkt, ist es nur ein seltner Fall, daß ein Individuum in den höhern Stand eindringt. Hingegen ist der Zudrang von unten ungeheuer. Jeder etwas vermögende Bürger und Bauer läßt einen Sohn studieren, und wer mag ihm das wehren, wenn er es ausführen kann? Wer hingegen seiner Familie einen Ausweg nach unten empfehlen möchte, dem stehen unendliche Schwierigkeiten entgegen. Die noch immer bestehenden Zunft- und Gildeeinrichtungen, der Zwang der Lehrjahre ꝛc. vertragen sich nicht mit der liberaleren Erziehung. Darum ist es, die Vorurtheile der Verwandten ungerechnet, fast keine Möglichkeit, daß ein Gelehrter seine Kinder einem Handwerke oder einer zunftmäßigen Kunst widme. Im Handel und in den Manufacturen ist an den meisten Orten Deutschlands nichts zu unternehmen; im Militär selten Aussicht für einen Bürgerlichen. Selbst die besseren Stellen im Civilstande eignet sich der Adel unter ehrenvolleren Titeln sehr häufig zu.

Unter diesen Umständen würde es sehr erwünscht seyn, wenn die Gelegenheit, Ackerbau zu treiben, mehreren erleichtert werden könnte. Die Neigung dazu ist dem Menschen angebohren, und sehr leicht bey ihm rege gemacht. Wer nicht kaufen könnte, müßte pachten. Mancher würde die gröbsten Handarbeiten auf dem Lande mit verrichten, wenn er nicht besorgen müßte, von Gecken ausgelacht zu werden.

Wie sehr aber würde der Ackerbau sich heben, wenn nicht nur ein Theil des im Mittel-

ſtande befindlichen Vermögens, ſondern auch die, dieſem Stande vor allen eigne, Thätigkeit, Spekulation und Erweiterungstrieb zu ſeiner Aufnahme verwendet würde!

Auch die landesherrlichen Domänen müßten in kleinere Pachthöfe von 500 bis 1000 Morgen vertheilet und darnach bebauet werden. Selbſt die Beſitzer großer Privat-Güter würden es dann gerathen finden, hierin nachzufolgen.

Mittelſteg, der mittelſte Steg. Bey den Buchdruckern iſt es der breiteſte Steg in den meiſten Formaten, in der Mitte der Form der Länge nach.

Mittelſtein, im Hüttenbaue, der rohe, noch einmahl durchgeſtochene und geſchmelzte Stein, welcher bey Schmelzung der Kupfererze erhalten, und nachmahls im Röſten wieder fünf Mahl zugebrannt wird. Man ſehe unter andern im Art. **Kupfer**, Th. 55, S. 774.

Mittelſtempel, ſ. **Mittelſtämpel**.

Mittelſtimme, in der Muſik, die zwiſchen dem Diſcante und dem Baſſe befindlichen Stimmen, dergleichen der **Alt** und **Tenor** ſind, von welcher jener die **hohe** und dieſer die **tiefe Mittelſtimme** genannt wird.

Mittelſtollen, im Bergbaue, ein Stollen, in einem Grubenbaue, der 30, 40 bis 50 Lachter Teufe (Tiefe) hat; im Gegenſatze der **Tage-** oder **Tiefeſtollen**, wovon der erſte nur die oberen Erd- und Steinlagen eines Bergwerks hindurch gehet, der zweyte eine Tiefe von 50 bis 100, auch mehr Lachtern macht.

Mittelſtraße, eigentlich die mittelſte Straße unter dreyen, in welcher Bedeutung es aber nicht ſo üblich iſt, als in der figürlichen, das Mittel zwiſchen zweyen äußerſten Graden zu bezeichnen; der **Mittelweg**, welches doch nicht ſo gebräuchlich iſt. Z.

B. der kluge Mann hält die Mittelstraße zwischen einem Verschwender und Knauser.

Mittelstück, auf den Eisenhütten, das mittelste Stück Eisen, welches aus der einen Hälfte des Dächels auf dem Zerrenhammer geschrotet wird.

Im Bergwesen sind die **Mittelstücke** die mittelsten Stangen oder Stücke eines Bergbohrers, mit welchem man 100 und mehr Lachter tief in die Berge bohret. Durch diese Mittelstücke wird der Bergbohrer sehr verlängert, indem man viele Stücke zusammen schraubet. Die Mittelstücke selbst, welche von $\frac{3}{4}$ bis zu 1 Lachter lang, und $\frac{1}{4}$ Zoll dick sind, haben an einem Ende eine Schraube, und an dem andern eine Mutter, daß die Stücke zusammen geschraubet werden können.

Das Mittelstück eines Bodens, bey den Böttchern, ist in einem Fasse oder Bottich das Stück in der Mitte des Bodens, weil ein jeder Boden eines Gefäßes aus mehreren Stücken zusammen gesetzt wird. Oefters hat ein Boden auch zwey Mittelstücke, wenn der ganze Boden aus vier Stücken besteht, und alsdann sind an beyden Seiten derselben noch ein **Scharstück** angesetzt. Besteht der Boden aber aus ungleichen Stücken, z. B. aus 5 Stücken, so ist nur ein Mittelstück vorhanden.

Mittelstützen, diesen Nahmen führen gewisse Stangen an einer Kutsche. S. im Art. **Kutsche**, Th. 57, S. 339.

Mitteltiefe, die mittelste Tiefe, die Tiefe in der Mitte eines Dinges. **Die Mitteltiefe eines Fasses**, welche auch **die Spundtiefe** genannt wird. Ingleichen die mittlere Tiefe, welche zwischen einer großen und geringern Tiefe in der Mitte ist.

Mitteltinte, bey den Mahlern, ein für **Mittelfarbe** übliches Wort.

Mitteltreffen, bey einem in Schlachtordnung gestellten Kriegsheere, der mittelste Theil des Hauptheers, welcher sich zwischen den beyden Flügeln in der Mitte befindet. Ingleichen der zwischen dem **Vorder-** und **Hintertreffen** befindliche Theil eines Heeres, welcher gleichfalls den vornehmsten Theil desselben ausmacht. Bey einigen oberdeutschen Schriftstellern der **Mittelhaufe, Schlachthaufe.**

Mitteltuch, Tuch, oder ein Tuch von mittlerer Güte, Beschaffenheit oder Größe.

Bey den Tuchmachern ist es ein Tuch, das 2 Ellen breit fertig ist. Es wird aus guter Mittelwolle verfertiget, und 42 Ellen lang geschoren, wenn das Stück 24 Ellen lang fertig seyn soll. Es erhält zur Kette 1632 Fäden, und werden dazu erfordert 18 Pfund Wolle zur Kette, und 22 Pfund zum Einschlage. Es wird mit einem Schlage, d. i., es wird einmahl mit der Lade der Einschlag angeschlagen, doch dichte gewebet, damit zwischen demselben und einem schlechten Tuche ein Unterschied sey.

Bey den Jägern sind **die Mitteltücher** oder **der Mittelzeug** eine Art Jagdtücher, welche das Mittel zwischen den **hohen** und **Lauftüchern** halten, und bey weitläufigen Jagden an die hohen Tücher mit angeheftet werden, um dadurch die Jagdstellungen desto größer zu machen. Ihre Länge, worin sie mit den hohen Tüchern überein kommen, ist 80 gedoppelte, oder 160 einfache Waldschritte, d. i. 200 Ellen. Die **Oberleinen, Unterleinen** und **Windleinen**, große und kleine **Heftelringe, Knebel** sind ebenfalls, wie an den hohen Tüchern, nur daß die Leinen

B. der kluge Mann hält die Mittelstraße zwischen einem Verschwender und Knauser.

Mittelstück, auf den Eisenhütten, das mittelste Stück Eisen, welches aus der einen Hälfte eines Dächels auf dem Zerrenhammer geschrotet wird.

Im Bergwesen sind die Mittelstücke die mittelsten Stangen oder Stücke eines Bergbohrers, mit welchem man 100 und mehr Lachter tief in die Berge bohret. Durch diese Mittelstücke wird der Bergbohrer sehr verlängert, indem man viele Stücke zusammen schrauben. Die Mittelstücke selbst, welche von $\frac{1}{4}$ bis zu 1 Lachter lang, und $\frac{1}{4}$ Z. dick sind, haben an einem Ende eine Schraube, und an dem andern eine Mutter, daß die Stücke zusammen geschraubet werden können.

Das Mittelstück eines Bodens, bey den Böttchern, ist in einem Fasse oder Bottich das Stück in der Mitte des Bodens, weil ein jeder Boden eines Gefäßes aus mehreren Stücken zusammen gesetzt wird. Oefters hat ein Boden auch zwey Mittelstücke, wenn der ganze Boden aus vier Stücken besteht, und alsdann sind an beyden Seiten derselben noch ein **Scharstück** angesetzt. Besteht der Boden aber aus ungleichen Stücken, z. B. aus 5 Stücken, so ist nur ein Mittelstück vorhanden.

Mittelstützen, diesen Nahmen führen gewisse Stangen an einer Kutsche. S. im Art. **Kutsche**, Th. 57, S. 339.

Mittelties, die mittelste Tiefe, die Tiefe in der Mitte eines Dinges. **Die Mittelties eines Fasses**, welche auch die **Spundtiefe** genannt wird. Ingleichen die mittlere Tiefe, welche zwischen einer großen und geringern Tiefe in der Mitte ist.

nach der Länge des Gebäudes aufgerichtet wird, um die Stuhlbalken in der Mitte zu unterstützen, und überhaupt das Dach zusammen zu verbinden, daß es sich nicht schieben kann, die **Mittelwand**, auch **Giebelwand**, **Windrispen**.

Bey hölzernen Schleusen oder Sielen, welche über 12 Fuß breit sind, ist es eine in der Mitte zur Unterstützung angebrachte Wand.

Mittelweg, s. Mittelstraße.

Mittelwegerich, eine Art des **Wegerichs** von mittlerer Größe; Plantago media Linn.

Mittelwerrig, verderbt **Mittelwerk**, im Flachsbaue, dasjenige Werrig, welches die zweyte Hechel gibt, und welches eigentlich **Heede** ist.

Mittelwind, ein zwischen zwey Hauptwinden befindlicher Wind, der **Zwischenwind**, dergleichen Nordost, Nordwest, Südost, und Südwest sind; zum Unterschiede von den **Hauptwinden** und **Nebenwinden**.

Mittelwolle, so nennen die Weißgärber diejenige lange und grobe Schafwolle, welche von den beschmutzten Hinterbacken (Arschkutzen) abgehaaret wird.

Mittelwort, in der Sprachkunst, eine Art Wörter, welche zwischen den Zeitwörtern und zwischen den Nennwörtern das Mittel halten, von mittlerer Beschaffenheit sind, Beywörter, welche die Nebenbedeutung der Zeit haben, und von Zeitwörtern herkommen; Lat. Participium. z. B. **Ein Lebender, ein Erschlagener.**

Mittelzahn, bey den Füllen diejenigen Zähne, welche sie im $3\frac{1}{2}$ Jahre anstatt der Vorschieber bekommen. Auch die zwischen den Zangen, oder zwey vordern Zähnen und zwischen den Eckzähnen der erwachsenen Pferde in der Mitte befindlichen Zähne werden Mittelzähne genannt.

Tag fängt von dem Augenblicke der Mitternacht an.

2. So viel als **Mitternachtsgegend**, **Nord**, Lat. septemtrio, boreas, oder diejenige Welt- oder Himmelsgegend, nach welcher der in unsern Ländern sichtbare Weltpol steht. Bey der täglichen scheinbaren Umwälzung des Himmels um seine Axe gibt es einige Sterne, welche gar nicht untergehen, und welche bey heitern Nächten in dieser Gegend gesehen werden. Dahin gehören besonders auch die 7 Sterne im großen Bär, welche unter dem Nahmen **Himmelswagen** bekannt sind. Die Alten nannten sie septem triones, wovon diese Gegend den Nahmen erhalten hat. — **Der Wind kommt aus Mitternacht. Gegen Mitternacht wohnen** ꝛc.

Der **Mitternachtspunct** oder **Nordpunct** ist der Durchschnittspunct des Mittagskreises eines Ortes mit dem Horizonte in derjenigen Gegend des Himmels, nach welcher der in unsern Ländern sichtbare Weltpol liegt. Dieser Punct wird von den Schiffern **Norden** genannt. Er ist einer von den vier Haupt- oder Cardinal-Puncten, wovon die vier Weltgegenden im Horizonte bestimmt werden. Von diesem Puncte heißt die ganze umliegende Gegend des Himmels **die Mitternachtsgegend**, und alles, was sich daselbst ereignet, wird durch die Redensart ausgedrückt, es geschehe gegen Mitternacht.

S. auch **Mitternachtsseite.**

Mitternachtsgang, **flacher Gang**, im Berg- und Hüttenwesen, ein Gang zwischen der 9ten und 12ten Stunde, weil er nach Mitternacht hinstreicht.

Mitternachtsgegend, s. unter **Mitternacht.**

Mitternachtskind, ein Kind, welches zwischen 11 und 12 Uhr in der Nacht geboren ist. Einem solchen ist, nach den Meinungen der Sterndeuter, die Gabe verliehen, Geheimnisse und zukünftige Dinge zu erforschen, Schätze zu finden, und unvermuthet zu großen Gütern zu gelangen; auch soll es im Alter große Ehre und nach dem Tode Nachruhm erlangen, und was dergleichen albernen Geschwätzes mehr ist.

Mitternachtspunct, s. unter **Mitternacht**.

Mitternachtsseite, die nach der Mitternachtsgegend gekehrte Seite eines Gebäudes, einer Mauer, eines Berges ꝛc.

Von der Schädlichkeit der Mitternachtsseite in mancherley Fällen ist vorzüglich folgendes zu bemerken.

1) Bey Erbauung neuer Wassermühlen lege man, wenn es nur irgend abzuändern stehet, die Wasserräder ja nicht auf die Mitternachtsseite. In heftigen Wintern ist es fast nicht möglich, solche im Gange zu erhalten. Bey einer Mühle, deren Wasserräder gegen Mittag hangen, ist das Aufeisen ungleich leichter. Wenn die Sonne nur eine Stunde auf die Räder scheint, so ist das Eis bald von solchen weg zu bringen.

2) Eben so hüte man sich, Landstraßen in gebirgigen Gegenden an die Winterseite der Berge hergehen zu lassen. Selbst mit Verwendung doppelter Unterhaltungskosten werden sie, besonders zu Frühlings- und Herbstzeiten, immer schlechter zu passiren seyn, als solche, welche an der Mittagsseite eines Berges liegen.

3) Man pflanze an den Landstraßen her keine Bäume an der Mittagsseite; denn in den Mittagsstunden werfen sie ihren Schatten auf den Weg, und verhindern das baldige Abtrocknen desselben

selben ungemein. Sie machen aus der Sommerseite eine Winterseite.

4) Man baue Ställe, die zur Aufziehung des jungen Viehes bestimmt sind, z. B. der Fohlen, Kälber, Schweine, besonders auch des Federviehes, selbst wo die Alten brüten sollen, ja nicht auf der Nordseite. Denn alles junge Vieh liebt die Wärme, und hat solche zum Wachsthum sehr nöthig.

5) Wie viel schwerer des Winters die Wohnstuben, welche gegen Mitternacht die Fenster haben, gegen die, welche die Mittagssonne genießen, zu heitzen und zu erwärmen sind, ist wohl einem jeden bekannt. Also treffe man bey Erbauung neuer Wohnhäuser auch die Einrichtung, daß, wo nicht alle, doch die mehresten Wohnstuben die Sonne haben. Es dient dies nicht allein für die Gesundheit, sondern bewirkt auch eine merkliche Ersparung am Holze, welches ohnehin jährlich theurer wird.

6) Von der Schädlichkeit der Mitternachtsseite bey Mehlmagazinen s. im Art. **Mehlmagazin**, Th. 87, S. 571 fl.

Daß die Getreidefelder, welche an Anhöhen auf der Mitternachtsseite liegen, bey weitem nicht so fruchtbar sind, als diejenigen, welche die Mittagssonne haben, leidet wohl keinen Zweifel. Indessen weiß man aus Erfahrung, daß Dorfschaften, deren Obstgärten an der Mitternachtsseite von Bergen liegen, oftmahls viel Obst gehabt, wenn in andern Dorfschaften nichts gewesen ist. Dieses rührt aber daher, weil diese Obstbäume viel später, und erst dann zu blühen anfangen, wenn die Nachtfröste nachgelassen haben.

Mitternachtsstunde, die Stunde der Mitternacht, die Stunde von 12 bis 1 in der Nacht.

Mitter

Mitternachtskind, ein Kind, welches zwischen und 12 Uhr in der Nacht geboren ist. E solchen ist, nach den Meinungen der Sternde die Gabe verliehen, Geheimnisse und zukünf Dinge zu erforschen, Schätze zu finden, und vermuthet zu großen Gütern zu gelangen; a soll es im Alter große Ehre und nach dem To Nachruhm erlangen, und was dergleichen albere Geschwätzes mehr ist.

Mitternachtspunct, s. unter **Mitternacht**.

Mitternachtsseite, die nach der Mitternachtsgend gekehrte Seite eines Gebäudes, einer Mau eines Berges ꝛc.

Von der Schädlichkeit der Mitternachtsseite in mancherley Fällen ist vorzüglich folgendes zu bemerken.

1) Bey Erbauung neuer Wassermühlen lege man, wenn es nur irgend abzuändern stehet, die Wasserräder ja nicht auf die Mitternachtsseite. In heftigen Wintern ist es fast nicht möglich, solche im Gange zu erhalten. Bey einer Mühle, deren Wasserräder gegen Mittag hangen, ist das Aufeisen ungleich leichter. Wenn die Sonne nur eine Stunde auf die Räder scheint, so ist das Eis bald von solchen weg zu bringen.

2) Eben so hüte man sich, Landstraßen in gebirgigen Gegenden an die Winterseite der Berge hergehen zu lassen. Selbst mit Verwendung doppelter Unterhaltungskosten werden sie, besonders zu Frühlings- und Herbstzeiten, immer schlechter zu passiren seyn, als solche, welche an der Mittagsseite eines Berges liegen.

3) Man pflanze an den Landstraßen her keine Bäume an der Mittagsseite; denn in den Mittagsstunden werfen sie ihren Schatten auf den Weg, und verhindern das baldige Abtrocknen desselben

2) Figürlich. 1. Was zwiſchen zwey Extremis, zwiſchen zwey einander entgegen geſetzten Dingen, oder auch nur zwiſchen zwey Dingen verſchiedener Art das Mittel hält. Er iſt von mittlerer Größe, weder zu groß noch zu klein. Ein Mann von mittlerem Alter, von männlichem Alter, weder zu alt noch zu jung. Ein Bier von mittlerer Stärke. 2. Mittler Weile, mittler Zeit, indeſſen, beyde nur im gemeinen Leben, wo ſie auch gemeiniglich zuſammen gezogen werden, mittlerweile, mittlerzeit.

Die meiſten Sprachlehrer halten dieſes Wort für den Comparativ von dem Superlativ mittelſte, deſſen Poſitiv, mittel, veraltet iſt, ſo daß mittler für mittelſter ſteht. Allein, da hier keine eigentlich ſteigernde Bedeutung vorhanden iſt, ſo kann es auch ein eigenes Beywort ſeyn, welches aus Mittel und dem Suffixo er zuſammen geſetzt iſt, und etwas bedeutet, welches ſich mitten, unter oder zwiſchen zweyen andern befindet.

Mittler Kryſtall, heißt ein ſolcher, deſſen Größe unter zwey Zoll, bis auf einen halben Zoll gehet.

Mittlere Seide, ſo nennt man zu Amſterdam eine von den drey Sorten Organciner Seide von Bologna, womit man daſelbſt Handlung treibt. Die Melioratien werden das Pfund zu 51 bis 54 ſchweren Stübern verkauft.

Mittler, der, 1. eine Perſon, welche ſich zwiſchen zwey ſtreitige Perſonen in das Mittel ſchlägt, ihren Streit zu vermitteln, ſie zu vergleichen ſucht, in der edlen Schreibart; in der vertraulichen Schreibart die Mittelsperſon, im gemeinen Leben der Mittelsmann. 2. Bey einigen Handwerkern iſt der Mittler ein Mittelding zwiſchen einem Geſellen und Lehrlinge, welche bey den Buchdruckern Cornuten heiſſen.

Mittrieb, der, in der Landwirthſchaft, das Recht, ſein Vieh mit dem andern gemeinſchaftlich auf deſſen Grund und Boden treiben, d. i. weiden zu laſſen; die **Mitweide**. S. unter **Weide**.

Mittwoche, die, der Nahme des vierten oder mittelſten Tages in der Woche, welcher in vielen Gegenden nach einer mißverſtandenen Analogie der übrigen Wochentage im männlichen Geſchlechte der **Mittwoch** oder gar **der Mittwochen** lautet. Da indeſſen dieſes Wort aus dem weiblichen **Woche** zuſammen geſetzt iſt, ſo iſt der **Mittwoch** in aller Betrachtung unverzeihlich, auch wenn die erſte Hälfte der Zuſammenſetzung das Hauptwort **Mitte** ſeyn ſollte. **Es iſt heute Mittwoche. Die Krumme Mittwoche**, eine in vielen Gegenden der römiſchen Kirche übliche Benennung der Mittwoche in der Charwoche, wo das Wort **krumm**, in dem Munde des Volks aus dem Lat. carena, die Faſten, entſtanden iſt. S. im Art **Grün**, Th. 20, S. 165.

Auf die Frage wenn? nimmt dieſes Wort vermittelſt des adverbialiſchen s die Geſtalt eines Nebenwortes an, da denn zugleich das weibliche e wegfällt; **Mittwochs**, an der Mittwoche, ſo wie man auch ſagt **Montags, Dienſtages** ꝛc. Die Niederſachſen hängen dafür eine andere adverbialiſche Endung en an, **Mittwochen**, ob ſie gleich bey den übrigen Wochentagen das s behalten.

Bey dem Notker Mittauuecho. Es iſt auf eben die Art zuſammen geſetzt, wie **Mittag, Mitternacht, Mittfaſten** und das Niederſ. **Mittſommer** und **Mittwinter**. Bey den mehr nördlichen Völkern wird dieſer Tag nach dem Gotte Odin, **Wodan** oder **Godan** genannt; Schwed. Odensdag, Onsdag: Angelſ. Vodensdag; Engl. Wednesday Selbſt im Osnabrückiſchen heißt er daher noch Gohnsdag, und im Holländ. Woensdag.

Knoblauchsmittwoche, ſ. unter K. Th. 41, S. 430.

Mitweide, 1. das Recht, ſein Vieh gemeinſchaftlich auf des andern Grund und Boden weiden zu laſſen, ſ. Mittrieb. 2. Derjenige Grund und Boden, worauf man dieſes Recht ausüben kann.

Mitwohner, in einigen Städten ein Nahme der Beyſaſſen oder Schutzverwandten, im Gegenſatze der Bürger.

Mityliten, ſ. Mytiliten.

Miva, in Apotheken, das was ſonſt Rob bedeutet, ein mit Zucker eingeſottener Saft, oder das Mark gewiſſer Früchte, eben ſo zubereitet. Am gewöhnlichſten verſteht man hierunter das Quittenbrot, oder den Quittenſaft, Miva, Rob oder Gelatina Cydoniarum, oder Cydoniorum. Eine Miva iſt eigentlich aber dünner als Syrupp und dicker als Rob.

Mixa, und Mixaria, oder Myxa, Myxaria, alte Nahmen eines ägyptiſchen Baumes, welcher bey Linné Cordia Myxa heißt. S. ſchwarze Bruſtbeeren, im Art. Bruſtbeere, Th. 7, S. 132.

Mirillones, werden von den Portugieſen diejenigen Auſtern genannt, welche ſich in der See um die moluckiſchen Inſeln häufig finden. Es werden aber dieſe Auſtern von den Wellen aus dem Meere heraus geworfen, ſo daß ſie auf den Klippen über dem Waſſer liegen bleiben. In ſelbigen findet man kleine und große Perlen, theils braune und ſchwärzlich, theils weiße. Die Muſcheln dieſer Auſtern öffnen ſich zu gewiſſer Zeit, beſonders wenn ein Thau fällt, und deshalb glaubte man ſonſt, daß nicht allein die Perlen vom Thaue erzeugt würden, ſondern daß ſie ſelbſt nach Beſchaffenheit des Thaues ſchöner oder geringer, weiß oder braun oder dunkeler würden. Man wußte

es wahrscheinlich nicht, daß die Perlen aus einer Art von Verletzung der Schale entstehen, wie man denn durch das Anbohren der Schalen die Muscheln veranlassen kann, Perlen anzusetzen.

Mixtur, die, aus dem Lat. Mixtura, 1) überhaupt eine zusammen gemischte Sache.

2) Ein flüssiges Arzneymittel, welches aus verschiedenen Bestandtheilen bereitet ist. Eigentlich sind es Arzeneyformen, wo nicht in Auflösung zu gebende Pulver, z. B. Moschus, Kreide, zu einer Flüssigkeit gemischt, und jedesmahl vor dem Einnehmen durch Schütteln damit vereiniget werden. Auch versteht man jetzt darunter eine für Aerzte, welche gern einen Mischmasch zusammen verschreiben wollen, ohne chemische oder arzeneyliche Kenntnisse dabey nöthig zu haben, sehr bequeme Arzeneyform, um allerley Salze und Pulver zu einer Flüssigkeit zu mischen, selbst wenn die Dinge einander zersetzen, oder die auflösbaren nicht Flüssigkeit genug zur Auflösung finden, oder sonst eine gegenseitige Zerstörung, Gährung oder Aufbrausung statt finden sollte. Der Nahme **Mixtur** entschuldigt dies alles.

3) Eine Mischung von Talg und Oehl, womit die Kupferstecher eine Platte vor dem Radieren überziehen, damit das Scheidewasser nur diejenigen Stellen angreife, die radiert sind. S. im Art. **Kupferstecherkunst**, Th. 56, S. 396.

4) Ein Orgelregister, welches aus mehreren Pfeifen auf einen Clavis besteht, und auch **Mixtur-Cymbeln** genannt wird. Z. B. wenn das c noch e und g neben sich hat, die zugleich ansprechen, so ist die Mixtur dreyfach, und so weiter bis auf 12 und mehrfach. Es bleiben aber diese Pfeifen immer im Accord der Tertie und Quinte eines jeden Tones, und werden eben so in der

Hälfte

Hälfte der Clavitur, wiederhohlt, oder auch bey der Octave, weswegen denn keine Mixtur allein, ſondern nur zur Verſtärkung, unter den Principal-Stimmen, mitgeſpielt werden darf. Es gibt immer aber ein verworren tönendes Geräuſch und iſt daher wenig ſchätzbar. Die groſſe Mixtur hatte ſonſt 30 bis 40 und mehr Pfeifen, jetzt nur 10 bis 12, von welchen die gröſte 8 Fuß Ton hat. Die mittlere Mixtur beſteht aus 4 bis 8 Pfeifen, die gröſte von 1 oder 2 Fuß Ton. Die kleine oder ſcharfe Mixtur hat 3 oder 4 Pfeifen und die längſte davon 3 Zoll. Man ſehe übrigens den Art. Orgel.

Mixtur-Cymbeln, ſ. im vorſtehenden Artikel.

Mixtur-Grün, iſt eine Farbe, welche aus heller Laſur und Auripigment, oder anſtatt des letztern aus Bleyweiß oder Kreide und Saftgrün beſteht.

Mk eine Abbreviatur, bedeutet ſo viel als Mark, eine Münze.

Mna, iſt ſo viel als **Mina**, ein Gewicht der Alten. S. Th. 90, S. 758.

Mnaanim war bey den Juden ein aus einer viereckigen hölzernen Tafel zubereitetes muſikaliſches Inſtrument, oben mit einer Handhabe, daran man es hielt. Ueber der Tafel war eine eiſerne Kette, oder eine von Hanf gemachte Saite ausgeſpannt, an welche hölzerne oder eherne Kügelchen angereihet waren. Wenn man auf die Kette oder Saite ſchlug, ſo ſtieſen die Kügelchen an einander, und an die Tafel, und machten einen ſtarken Schall, der weit gehört wurde.

Mnemonik, Mnemoneutik, die Gedächtnißkunſt. S. im Art. Gedächtniß, Th. 16, S. 565.

Mnemoſyne, die Göttinn des Gedächtniſſes, die Tochter des Uranus und der Erde, welche vom

Jupiter Mutter der 9 Musen wurde, die von i
Mnemosyniden genannt werden.

Mnevis, ein schwarzer Ochse, welcher als das
bendige Bild des Nils zu Heliopolis göttlich v
ehrt wurde.

Mnium, eine Gattung der Laubmose, welche gewöh
lich Sternmos genannt wird, und wovon es vi
Arten gibt.

Mobby, ein Getränk, welches die Eingebornen
Westindien und Amerika aus den Wurzelknoll
der Bataten-Winde, Convolvulus Bataras Lin
durch Gährung bereiten. Es soll sehr geistig se
nicht zu Kopfe steigen, sich aber nur 4 oder 5 T
ge halten.

Möbeln, Meublen, franz. Meubles, sind sol
bewegliche Sachen, welche zum bequemen Gebra
che, oder zur Verzierung einer Wohnung, o
eines andern Aufenthalts bestimmt sind. Dah
gehören also allerley Arten Tische, Stühle, S
fas, Betten, Bettgestelle und Behängsel, Teppic
Leuchter, Spiegel, Schränke, Commoden, Kasten

Was in einer Haushaltung in Ansehung d
Möbeln zu beobachten ist, sehe man im Art. Hau
geräth, Th. 22, S. 384 ff.

Möbeln-Magazine, deren man jetzt
vielen Orten hat, sind Niederlagen von allerl
fertigen Tischlerarbeiten, welche die Tischler, we
sie sie nicht gleich im Hause verkaufen können, dah
bringen, um sie unter Aufsicht besonders dazu an
stellter Personen, oder eines aus ihrer Mitte no
Gelegenheit zu den von dem Verfertiger bestim
ten Preise verkaufen zu lassen. Hierdurch ers
ren die Tischler nicht nur den Raum in ihr
Hause, der ihnen ohnehin oft beschränkt genug i
sondern sie werden auch durch die Käufer nicht
ihren Geschäften gestört, für welche Vortheile
wil

willig ihren Antheil an den Koſten tragen, welche die Miethe für das Magazin und die Unterhaltung der Leute erfordern. Das Publicum erlangt dadurch den Vortheil, eine Menge von fertigen Sachen vor ſich zu haben, woraus man nach ſeinen Umſtänden wählen kann.

In London gibt es eigne Leute, die man bey dem Möblir en der Wohnungen zu Rathe zieht, um von ihnen den modernſten Geſchmack zu erfahren, und die auch die ganze Beſorgung des Anſchaffens übernehmen. Manche haben auch eigne Läden mit allen Haus-Mobilien, z. B. der große Trödler Oakley, der in zwey Stunden eine ganze Straße auf das geſchmackvollſte mit Mobilien aller Art verſehen könnte. Dieſe Möblirer, engl. Upholſterer, kommen beſonders den Reichen, die vom Lande in die Stadt ziehen, und den Seeofficieren ſehr zu ſtatten, wenn dieſe genöthiget ſind, ſich häuslich einzurichten. Aber auch angehende Eheleute, die ſich etabliren, bedienen ſich faſt immer der Hülfe der Möblirer, und ſogar die Frauen der Handwerker übergeben denſelben ſehr häufig das Geſchäft, für ſie einzukaufen *).

Zur Beförderung der Kenntniß der Moden und der neueſten Formen in Möbeln dienen außer dem Journal des Luxus und der Moden, dem Journal für Fabrik, Manufaktur Handlung und Mode, und ähnlichen Zeitſchriften, woſelbſt öfters Beſchreibungen und Abbildungen allerley geſchmackvoller Möbeln geliefert werden, beſonders folgende periodiſche Werke:

Sammlung von Zeichnungen der neueſten Londner und Pariſer Meubles, als Muſter für Tiſchler. 1ſte Lieferung für das Jahr 1800 mit 12

*) S. London und Paris. III Jahrgang. 1800. No. VIII. S. 473.

schwarzen Kupfern in gr. 4. 1 Rthlr. (Im Industrie-Comptoir in Leipzig.)

Magazin von Möbeln nach dem neuesten Geschmacke, welche bey G. H. Bestelmeier in Nürnberg auf das schönste gearbeitet zu finden sind. 1stes Heft mit 4 illum. Kupf. gr. 4. 1 fl. 48 kr. Nürnberg, bey Felsecker 1802.

Was in Ansehung der Möbeln bey Erbschaften und sonst Rechtens ist, s. im Art. **Mobilien.**

Von **Möbeln-Brandversicherungsanstalten**, s. **Mobilien-Brandversicherungsanstalten.**

Von **Möbeln-Rettungsanstalten**, s. eben daselbst.

Mobil, heißt beweglich lat. mobilis. **Mobilität**, die Beweglichkeit. **Eine Armee mobil machen**, heißt sie in den Kriegsstand oder in einen solchen Zustand setzen, daß sie auf den ersten Befehl so fort in das Feld rücken kann.

Mobile perpetuum, s. **Perpetuum Mobile.**

Mobilia bona, bewegliche Güter, s. **Mobilien.**

Mobiliar, was beweglich ist; als **Mobiliar-Vermögen**, oder bewegliches Vermögen, alle bewegliche Sachen, die zu dem Eigenthum eines Menschen gehören, in so fern sie nicht Pertinenz-Stücke einer unbeweglichen Sache sind. Was man hierunter alles begreife, sehe man im Art. **Mobilien.** **Mobiliar-Erbe** der Erbe des beweglichen Vermögens; **Mobiliar-Steuer**, eine Abgabe von demselben. **Mobiliar-Brandversicherungsanstalt**, s. im Art. **Mobilien-Brandversicherungsanstalten.**

Mobilien (nur im Plur. gebräuchlich). Dieses besonders im gemeinen Leben übliche Wort bezeichnet in weiterer Bedeutung alles bewegliche Vermögen, doch mit Ausschluß der Thiere und Fische, des Getreides auf dem Halme, des Obstes auf den Bäumen, des Brau- und Ackergeräthes ꝛc.

über-

überhaupt **bewegliche Güter**, ehedem und noch jetzt bisweilen in den Rechten **die Fahrniß**, und **fahrende Habe**. In engerer Bedeutung wird der Hausrath oder alles Hausgeräth unter dem Nahmen der **Mobilien** verstanden, wofür man auch wohl den franz. Ausdruck **Meublen** (Meubles) zu brauchen pflegt. Es ist aus dem Lat. mobile, und dieses von movere, bewegen.

Was die engere Bedeutung dieses Wortes anlangt, so ist davon der Art. **Möbeln** nachzusehen. Von diesem Worte in der weitern Bedeutung muß hier aber noch verschiedenes bemerkt werden.

Die körperlichen Dinge oder Güter werden von den Rechtslehrern überhaupt in **bewegliche** und **unbewegliche** eingetheilt. Dieser Unterschied ziehet mancherley wichtige Folgen nach sich, und die Nothwendigkeit wird es daher erfordern, denselben mit Genauigkeit zu entwickeln und aus einander zu setzen.

Würden nur bloß liegende Grundstücke, oder andere Dinge, die nicht ohne Zerrüttung und Zerstörung von Ort und Stelle gebracht werden können, zu den unbeweglichen Dingen gezählt, und hingegen alles dasjenige, was von Ort und Stelle beweget werden kann, als ein bewegliches Ding angesehen, so wäre dieser Unterschied sehr leicht zu bestimmen, wie schon die Natur von selbst die erforderlichen Kennzeichen dazu an die Hand gibt. Den in den Rechten nicht gänzlich Unerfahrnen aber ist bekannt, daß zum Theil die Gesetze, noch weit mehr aber die Meinungen der Rechtslehrer, hierin eine Menge von Ausnahmen zugelassen haben. Verschiedenen von Natur beweglichen Dingen werden im rechtlichen Verstande Wirkungen, die sonst nur unbeweglichen Gütern eigen sind,

beygelegt. Eben so hat man auch Beyspiele, da gewisse, von Natur unbewegliche Dinge nur blo als bewegliche, wenn es auf Cautionen und S cherstellungen ankommt, angesehen werden woller

Der Unterschied zwischen beweglichen und u beweglichen Dingen kann bey vielen Gelegenheite von Wichtigkeit werden. Bey fast allen Er schaften, besonders aber der Absonderung des Lehn und Erbes, ist dessen genaue Bestimmung noth wendig. Eben dieses äußert sich auch, wenn di Gesetze einen der Ehegatten nur bloß zum Erbe des von dem zuerst verstorbenen hinterlassenen b weglichen Vermögens ernannt haben, wie solch nach dem sächsischen Rechte von dem Ehemann bekannt ist. Auch in Fällen, wo es auf gese mäßige Sicherheitsbestellungen ankommt, kann d Unterschied zwischen beweglichen und unbeweglich Gütern nicht außer Augen gesetzt, und zwar e Besitzer der erstern, nicht aber der Eigenthüm der letztern, davon freygesprochen werden.

Dergleichen Fälle, deren Entscheidung auf d richtige Bestimmung des Unterschiedes zwischen b weglichen und unbeweglichen Dingen beruhet, e eignen sich fast täglich.

Daß alles dasjenige, was von einem Or zum andern, ohne seine wesentliche Zerrüttu und Zerstörung, gebracht werden kann, zu d Klasse derjenigen Dinge, die wir beweglich ne nen, gehöre, ist nicht allein in unserm Sprachg brauche, sondern auch in der Vernunft selbst g gründet. Die Bewegung der körperlichen Din von einem Ort zum andern fällt zwar nicht b allen solchen Dingen gleich leicht; vielmehr veru sachet die Größe, Figur, Art der Zusammens zung und andere dergleichen Umstände mehr, e große Verschiedenheit. Inzwischen müssen de

schäfte abgefaßten Urkunden des Ausdrucks von **beweglichen Hab und Gütern** bedienet, so muß solches allerdings von allem, was nach der in dem vorstehenden angenommenen Beschreibung für beweglich zu halten ist, gelten.

Diejenigen, denen die Entwerfung solcher Urkunden, sie mögen in Testamenten, oder aufgerichteten Verträgen bestehen, anvertraut ist, haben sich daher sehr wohl in Acht zu nehmen, diese an sich gleich scheinenden Redensarten nicht mit einander zu vermengen, und sich eines Ausdrucks, der den Absichten der Testatoren, oder Contrahenten nicht gemäß ist, oder mißgedeutet werden kann, zu bedienen. Es gienge z. B. die Absicht eines testirenden Freundes dahin, daß Titius der Erbe seines gänzlichen beweglichen Vermögens seyn sollte; der Verfasser des Testaments hätte aber dabey den Ausdruck von **Fahrniß** oder **Mobilien** zu gebrauchen sich beygehen lassen, so würde ein solches Testament gewiß zu den verwickeltsten Prozessen Anlaß geben, und der Haupterbe, wenn er Streitigkeiten anzufangen Neigung hätte, darunter weiter nichts, als den bloßen Hausrath begriffen wissen wollen.

So nöthig ist es, in dieser Sache, auch selbst in den bloßen Ausdrücken, wenn der Chicane alle mögliche Gelegenheit, sich dabey mit einzumischen, benommen werden soll, genau zu seyn.

Ist in den Testamenten oder Verträgen, von den Testatoren oder Contrahenten, der Ausdruck: **bewegliche Güter**, oder **fahrendes Habe und Gut**, auch allenfalls mein **sämmtliches Mobiliar-Vermögen** gebraucht worden, so ist es alsdenn wohl keinem Zweifel unterworfen, daß

darunter

darunter alles, was beweglich ist, ohne Ausnahme begriffen seyn müsse.

Inzwischen gibt es doch verschiedene Dinge, die zwar, ihrer Natur nach, beweglich sind, von denen es aber dennoch, ob sie nicht in gewissen Fällen zu dem unbeweglichen Vermögen zu rechnen wären, zweifelhaft seyn möchte. Unter andern gehören dahin die Waarenlager der Kaufleute. Daß solche aus bloßen beweglichen Dingen bestehen, ist zwar nicht zu leugnen. Es verlangen aber die Kaufleute, die starke Waarenlager besitzen, weil solche öfters den Werth der wichtigsten unbeweglichen Güter übertreffen, nicht selten die Befreyung von den ihnen sonst obliegenden Cautionen und Sicherheitsbestellungen, und es entsteht daher die Frage: ob ihnen solche verstattet werden könne?

So groß und wichtig auch ein dergleichen Waarenlager nur immer seyn mag, so ist doch solches wegen der beständig durch den Verkauf der Waaren in ihm vorgehenden Veränderungen und Abwechselungen zu einer zuverlässigen Sicherheitsbestellung niemahls fähig.

Aus diesem Grunde muß denn auch das Waarenlager der Kaufleute in allen Fällen zu den beweglichen Gütern gerechnet werden, und es ist keine Ursache vorhanden, warum dabey, der Natur der Sache zuwider, eine Ausnahme zugelassen werden sollte.

Daß das baare Geld zu dem fahrenden Habe und Gut gehöre, kann zwar ebenfalls nicht bestritten werden. Ob aber auch die ausstehenden Capitalien mit dahin zu rechnen sind, ist eine Frage, deren Bejahung öfters bezweifelt wird, besonders alsdenn, wenn dergleichen Capitalien

auf

auf Landgüter ausgethan, und mit einer [illegible]
chenden immerwährenden Sicherheit versehen [illegible]

In Sterbensfällen, wo dem einen [illegible]
die unbeweglichen, dem andern aber [illegible]
weglichen Güter der Verlassenschaft zug[illegible]
werden. Kann denn von der eigentlichen [illegible]
und Beschaffenheit der letztern wohl nicht [illegible]
werden werden, sondern es sind dazu die [illegible]
henden Umstände, ohne Rücksicht auf ihre [illegible]
tere oder weniger Sicherheit, eben so wohl [illegible]
das baare Geld selber, zu zählen. Denn die [illegible]
gualien sind ein repräsentirtes Surrogatum des [illegible]
ren Geldes, und es muß daher auch bey ihnen [illegible]
alles, was der Natur des erstern gemäß ist, Statt finden.

Kommt es nun bloß auf Sicherstellungen an, so ist es gewiß, daß dieselbe bey den ausstehenden Capitalien eben so gut und öfters wohl noch mehr, als bey dem eignen Besitz unbeweglicher Güter, vorhanden ist. Ein unbewegliches Gut kann öfters durch unerwartete Unglücksfälle dergestalt zu Grunde gerichtet werden, daß weiter keine Sicherheit dabey übrig bleibet. Die ausgeliehenen Capitalien sind zwar auch nicht von allen Unglücksfällen gänglich frey; inzwischen wird es doch damit, wenn nur bey deren Ausleihung die nöthige Vorsicht gebraucht worden, weit weniger Gefahr, als bey den Landgütern und andern unbeweglichen Grundstücken, haben.

Wer kann wohl, daß bey den in Schlesien, ingleichen der Chur- und Neumark auf die Hälfte der Landgüter ausgefertigten Pfandbriefen die größeste Sicherheit vorhanden sey, den geringsten Zweifel tragen?

Alle von den unbeweglichen Gütern fallende und vorhandene Früchte, sind ebenfalls zu dem beweg-

weglichen Vermögen zu rechnen, und es kommen daher denjenigen, die an diesen ein unstreitiges Recht haben, auch jene, als ein Eigenthum, zu. Aus diesem Grunde ist die Ausbeute der Bergwerke, und das aus denselben herausgebrachte Erz, obgleich die Bergwerke selber zu den unbeweglichen Dingen gehören, zu dem beweglichen Vermögen zu rechnen.

In Ansehung der Acker- und Wiesen- auch Gartenfrüchte, wird zwar hierbey ein Unterscheid, ob solche bereits von dem Grund und Boden abgesondert sind, oder sich noch auf demselben befinden, angenommen, indem die erstern zu dem beweglichen Vermögen gerechnet, die zweyten aber als ein Theil des unbeweglichen Grundstückes, worauf sie gewachsen und hervorgebracht worden sind, angesehen werden. Allein, obgleich dieser Unterschied der Natur der Sache vollkommen gemäß ist, so liegt doch dabey hauptsächlich der Umstand, daß die hangenden Acker- und Wiesenfrüchte noch nicht zu ihrer völligen Vollständigkeit gelanget sind, und daher annoch als ein Pertinenzstück des Grund und Bodens angesehen werden müssen, zum Grunde.

Auch ist hierin die Abweichung des sächsischen Rechts von dem gemeinen bekannt, indem nach dem erstern alle Industrial-Ackerfrüchte, so bald die Egge oder Reche die Saat bestrichen hat, auch die noch auf dem Acker oder in den Gärten befindlichen, bey der Seperation des Lehns und Erbes, den Allodial-Erben, welchen alle bewegliche Dinge, der Regel nach, zuständig sind, zugeeignet werden.

Eben so, wie alles, was von einem Orte zum andern beweget und fortgeschaffet werden kann, den Begriff von **beweglichen Dingen** und **Gütern** begründet, nennet man auch dasjenige, was

nicht

nicht von einem Orte zum andern beweget fortgeſchaffet werden kann, ein unbeweglich Ding oder Gut wovon hier des nahen Zu menhangs und der öftern Streitigkeiten wegen nähere bemerkt werden muß.

Die Natur der Sache giebt es ſchon ſelbſt, daß darunter alle liegende Grundſtü Aeckern, Steinbrüchen, Kalkbrüchen, Wäl Wieſen, Weiden, Fiſchgewäſſern, ſtädtiſchen fern und andre dergleichen Dinge mehr, bey chen eine Local-Veränderung unmöglich iſt, ſtanden werden müſſen. Auch alle Arten Bergwerken, die ſolche Erze und Metalle, w nicht zu den landesherrlichen Regalien gere worden ſind, in ſich enthalten, gehören dahin, können von Privat-Eigenthümern als ein wegliches Gut beſeſſen werden.

Zu dieſen unbeweglichen Gütern werden nicht ſelten gewiſſe Zugehörungsſtücke gere welche aus einem verſchiedenen Geſichtspuncte geſehen werden, und daher Streit erregen kö

Dieſe Zubehörungen haben ihren Grund weder in der Natur ſelbſt, oder in gewiſſen den Beſitzern vorgenommenen Handlungen, rechtlichen Vermuthungen und Auslegungen.

Eine jede von dieſen verſchiedenen E hungsarten der Zubehörungen erfordert eine E rung und Ausführung; wobey ich den bekan Satz des deutſchen Rechts, daß alles, was e niet- und nagelfeſt iſt, zu den Zubehö gen der unbeweglichen Güter gehöre, läufig erinnerlich machen muß.

Auch die Unzertrennlichkeit und Nothwen keit der mit einer unbeweglichen Sache verbu nen Dinge muß dabey nicht außer Augen ge werden.

U

Unter der Unzertrennlichkeit verſtehet man, wenn die unbewegliche Sache durch die Abſonderung und Wegnehmung eines damit verbundenen Dinges, in ſeinem Weſen oder Haupteigenſchaften, einen merklichen Schaden leidet.

Nothwendige Dinge aber ſind diejenigen, ohne welche die unbewegliche Sache nicht den ſonſt gehörigen Nutzen bringen, und in ihrer erforderlichen Verfaſſung erhalten werden kann.

Auf dieſen Grundſatz ſind beſonders diejenigen Zubehörungsſtücke gegründet, die im rechtlichen Verſtande dafür angenommen werden müſſen.

Die von der Natur ſelbſt als Zubehörungen der beweglichen Sachen beſtimmten Zubehörungsſtücke betreffend, ſo ſind dazu beſonders die **Erze** oder **Mineralien in den Bergwerken**, imgleichen die **Bäume in den Wäldern und in den Gärten** zu rechnen.

Die in den Bergwerken befindlichen **rohen Erze und Mineralien** können zwar mit leichter Mühe, und, ohne das Weſen des Bergwerks ſelbſt dadurch zu zerſtören, ausgebrochen, und von einem Orte zum andern fortgeſchaft werden, und in ſo fern haben ſie die Natur der beweglichen Dinge an ſich. Mit den **Bäumen in den Wäldern und Gärten** hat es eine gleiche Beſchaffenheit. Dieſe können ebenfalls, ohne daß der Platz, in welchem ſie ſtehen, in ſeinem Weſen eine Veränderung leidet, ausgehoben, oder abgehauen, und, nachdem ſolches geſchehen, gleich allen andern beweglichen Dingen, von einem Orte zum andern gebracht werden. Da aber die Erze in den Bergwerken, und die Bäume in den Wäldern oder Gärten erdfeſt ſind, ſo findet bey denſelben die in dem nächſtvorſtehenden angenommene erſte Regel, vermöge welcher **alles, was erdfeſt**

iſt,

Auch hier läßt sich kein Feld ohne Früchte gedenken, und beydes, Unzertrennlichkeit und Nothwendigkeit, kommen dabey ebenfalls in Rücksicht. Denn womit wollte wohl der neue Gutsbesitzer die Bewirthschaftung des Gutes in dem bevorstehenden Jahre bestreiten, wenn ihm die noch auf dem Halm stehende Aernte gänzlich entzogen würde?

Das gemeine römische Recht hat daher in diesem Stücke sehr vernunftmäßige und mit der natürlichen Billigkeit übereinstimmende Sätze angenommen. Die Abweichungen, die hierin in dem sächsischen Rechte angetroffen werden, geben zu vielen Verwirrungen, verwickelten Berechnungen, und überhaupt zu mancherley Rechtsstreitigkeiten Anlaß *). Dieses Recht verdienet daher nicht, in diesem Falle, ob es gleich sonst viel Gutes und unserer deutschen Landverfassung Anpassendes in andern Stücken bey sich führt, in einem allgemeinen Gesetzbuche beybehalten zu werden.

Die zweyte Art der Zubehörungsstücke eines Landgutes oder andern liegenden Grundstücks wird durch Unternehmungen der Besitzer gegründet.

Die menschlichen Handlungen, aus welchen, ob eine an sich bewegliche Sache für ein Zubehörungsstück einer unbeweglichen zu halten sey, mit rechtlicher Zuverlässigkeit geschlossen werden kann, sind ebenfalls von mancherley Art.

Der oben angeführte Satz, daß bey unbeweglichen Dingen alles dasjenige, was erd-, niet- und nagelfest ist, als Zubehörungen derselben anzusehen sind, muß hierbey vorzüglich zur Richtschnur genommen werden. Jedoch ist dabey auch in den meisten Fällen auf die muthmaßliche Bestimmung

*) S. den 4ten Band der Oeconomia forenſis.

ſtimmung desjenigen, der eine dergleichen Ha
lung unternommen hat, ein gehöriges Augenm
zu richten. Trift beydes, eine ſolche muthma
che Beſtimmung und die vorgedachte Regel,
ſammen, ſo wird dadurch die Rechtmäßigkeit
nes Zubehörungsſtücks außer Zweifel geſetzt.

Unter den vielen hierher einſchlagenden F
len ſind vorzüglich die von dem vorigen Beſi
unternommenen **neuen Bauten** in Betracht
ziehen, wobey die Frage entſtehet, ob dergleich
neue Gebäude dem künftigen Gutsbeſitzer, o
den Landerben zuſtändig ſind?

Nach den gemeinen Lehnrechten ſind die A
dial-Erben nur diejenigen Gebäude, welche ſch
vorhin auf dem Gute geſtanden haben, wenn
gleich von dem Erblaſſer von neuem aufgeba
worden, dem neuen Gutsbeſitzer zu überlaſſen ſch
dig; die ganz neu erbaueten und vorhin noch n
mahls vorhanden geweſenen Gebäude aber müſſ
ihnen entweder bezahlt, oder, ſie wegzunehmen,
laubet werden. Hiermit ſtimmt auch das gemei
Sachſenrecht überein. Das churſächſiſche Re
aber ſetzt ausdrücklich feſt, daß alle Gebäude, d
der Lehnsbeſitzer auf dem Lehngute erbauet h
ſie mögen ſchon vorhin vorhanden geweſen ſe
oder nicht, ſchlechterdings bey dem Lehn gelaſſ
werden müſſen, und die Allodial-Erben desha
keine Vergütigung fordern können.

Welches von dieſen beyden Rechten die m
ſte Vernunft und Billigkeit für ſich habe, wi
zwar billig denjenigen, die an Geſetzgebung arb
ten, um ſo mehr überlaſſen werden müſſen, a
nicht zu leugnen iſt, daß bey beyden Gründe vo
handen ſind, die es, welchem darunter der Vorzu
gebühre, zweifelhaft machen können.

Dem ersten Anscheine nach ist der hierbey von dem gemeinen Rechte angenommene Satz dergestalt in der Billigkeit und Analogie der Rechte gegründet, daß sich fast nichts dagegen einwenden läßt. Denn da ein Jeder, der eine Sache unter der Bedingung, sie wieder zurück zu geben, empfangen hat, weiter nichts, als nur bloß das, was ihm dabey überliefert worden, wieder zurück zu gewähren verbunden ist: so wird es auch allemahl unbillig seyn, wenn die Allodial-Erben dem Lehnfolger solche Gebäude, die ihr Erblasser bey dem Antritt des Lehns nicht gefunden hat, ohne dafür eine Vergütigung zu erhalten, überlassen sollen. Dahingegen ist auch in Rücksicht zu nehmen, daß es hierin mit einem Lehnsbesitzer eine ganz andere Bewandtniß, als mit jedem andern Zeitbesitzer, habe. Derselbe ist, ousser der ihm obliegenden Schuldigkeit, das Empfangene in eben demjenigen Stande, als er es empfangen hat, zurück zu gewähren, auch noch überdem zu allen möglichen Verbesserungen des Lehns, besonders alsdenn, wenn sie aus den genossenen Früchten bestritten werden können, verbunden. Hat er solchemnach ganz neue zu der Verbesserung des Lehns erforderliche Gebäude aufführen lassen, so wird den Allodial-Erben, dem Anscheine nach, nicht zu nahe geschehen, wenn dergleichen Gebäude dem Lehnsfolger, ohne ihnen deshalb eine Vergütigung zuzubilligen, zuerkannt werden. Ueberdem tritt noch die rechtliche Vermuthung hinzu, daß der Erblasser dergleichen Gebäude bloß für das Lehn, weil sie sonst keinen andern Nutzen haben können, bestimmt und gewidmet habe.

Der Erblasser hat z. B., weil wegen vermehrten Viehstandes und dadurch besser cultivirten Ackers, der bisherige Scheunenraum nicht mehr

zulangen wollen, eine ganz neue Scheune, die er bey dem Antritt des Lehns nicht gefunden, erbauen lassen. Sehr hart und unbillig würde es für den Lehnsfolger seyn, wenn die Allodial-Erben befugt wären, eine solche Scheune entweder abbrechen und wegnehmen zu lassen, oder von ihm dafür Bezahlung zu fordern. Diese Scheune ist ja zur sichern Unterbringung der auf dem Lehn gewonnenen Aernten nothwendig, und man kann daher nicht anders vermuthen, als daß der Erblasser solche nur bloß für das Lehn, nicht aber für die Allodial-Erben bestimmt habe.

Bey Gebäuden hingegen, die dem Lehn nicht nothwendig sind, sondern mehr zur Pracht und Bequemlichkeit aufgeführt worden, fällt dieser Grund hinweg, und es kann daher auch deren Vergütigung, wenn sie der Lehnsfolger nicht wegnehmen lassen will, dem Allodial-Erben nicht streitig gemacht werden.

Bey Gesetzgebungen müßte hierin also ein doppelter Unterschied gemacht werden. Einmahl müßte man darauf Rücksicht nehmen, ob dergleichen ganz neu erbauete Gebäude dem Lehn schlechterdings nothwendig, oder bloß nützlich und bequem wären, auch wohl gar nur zur bloßen Pracht und Ergötzlichkeit gereichten.

In dem ersten Falle könnten dem Lehnsfolger solche Gebäude ohne offenbare Verletzung der Billigkeit füglich nicht entzogen, noch er dafür den Allodial-Erben eine baare Vergütigung zu leisten, angehalten werden.

Was eigentlich zu den nothwendigen Gebäuden zu rechnen sey, kann aus dem vorhin angeführten Beyspiele von einer neu erbauten Scheune sehr leicht entnommen werden, und ein, wegen

vermehr-

vermehrten Viehstandes, ganz neu erbauter Kuh- oder Schafstall würde ebenfalls dahin gehören.

Demnächst aber wäre auch wegen der wirklich nothwendigen Gebäude ein Unterschied, ob die Kosten dazu von den Früchten des Lehns bestritten werden können, oder der Erblasser seine eigenen Mittel dazu anwenden müssen, zu machen. Ist das erstere, so haben die Allodial-Erben eine Vergütigung deshalb zu fordern kein Recht. Sind aber die Früchte des Lehns zu einem dergleichen Bau nicht hinlänglich gewesen, so ist alsdenn die Sache als eine von dem Lehnsfolger zu vergütigende Lehns-Melioration zu behandeln *).

Oefters ist bey dem Tode eines Erblassers der Bau eines solchen Gebäudes zwar noch nicht vollführt, dennoch aber bereits ein ansehnlicher Vorrath Baumaterialien angeschafft worden. Daß diese Baumaterialien, ihrer Natur nach, zu den beweglichen Dingen gehören, ist von selbst einleuchtend. Darüber aber pflegt die Frage zu entstehen, ob solche durch die Bestimmung ebenfalls Zubehörungen oder Beylaßstücke des Gutes geworden sind, und folglich dem Lehnsfolger, ohne deshalb den Allodial-Erben etwas vergüten zu dürfen, überlassen werden müssen?

Zuvörderst ist zu bemerken, daß, wenn diese Bau-Materialien von dem eignen Zuwachs des Gutes genommen worden sind, den Allodial-Erben dafür niemahls eine Entschädigung gebühre. Sind selbige aber erkauft, so ist ein Unterschied zu machen, ob der Erblasser diejenigen Gebäude, wozu dieselben bestimmt sind, aufzubauen schuldig gewesen ist oder nicht.

*) S. Oeconomia forensis. III. B. V. Hauptst. von den Meliorationen und Deteriorationen.

In dem ersten Falle fällt ebenfalls alle N
gütigung hinweg; in dem zweyten hingegen st
es in des Lehnfolgers Wahl: ob er den Allo
Erben den Werth, wofür die Bau-Materi
angeschafft worden, wieder erstatten, oder sie
ihnen wegnehmen, und anderwärts verkaufen l
wolle *).

Schon immer ist unter den Rechtsle
ein Streit gewesen, ob die **Windmühlen** zu
beweglichen oder unbeweglichen Dingen geh
und besonders hat der sonst so berühmte Car
hierin eine Meinung angenommen, die wohl
mals Beyfall finden wird.

Daß eine Windmühle, wenn auch die C
zovschen Gründe ihre völlige Richtigkeit h
niemals anders, als ein Zubehörungsstück des
gutes, auf welchem sie erbauet worden ist,
sehen werden könne, erhellet schon allein d
daß niemanden, der nicht, vermöge seiner
und Kauf-Briefe, die Mühlengerechtigkeit b
eine neue vorhin nicht existirte Windmühle
legen, erlaubet ist. Die Erbauung einer
mühle setzet daher eine auf dem Gute h
Mühlengerechtigkeit voraus, und ein ganz n
cher Schluß ist es daher, daß demjenigen,
Mühlengerechtigkeit besitzet, auch die, um
in Ausübung zu setzen, erbauete Mühle zu
seyn müsse.

Ist der Bau einer solchen Mühle v
Beschaffenheit gewesen, daß er aus den F
des Lehns nicht völlig bestritten werden kön
ist eine dergleichen Mühle alsdenn als ein
rations-Stück anzusehen.

*) Die Ausführung mehrerer hierher einschlagend
findet man in dem sechsten Hauptstück der Vier
des der Oeconomiae forenfis S. 82 bis 87.

In der That ist es sonderbar, daß man dergleichen nothwendige Zubehörungsstücke, ohne welche die Gerechtsame des Gutes nicht in ihrem völligen Umfange in Ausübung gesetzet werden können, davon hat separiren, und den Allodial-Erben, die nicht den geringsten Gebrauch davon machen können, hat zuerkennen wollen.

In Ansehung der **Schiffmühlen** scheinet es zwar mehr bedenklich zu seyn, solche als unbewegliche Dinge anzusehn, und ihnen folglich unter den Zubehörungen der unbeweglichen und liegenden Gründe einen Platz anzuweisen. Allein, wenn man auf die Grundsätze, warum auch bewegliche Dinge für Zubehörungen einer unbeweglichen Sache gehalten werden müssen, besonders aber auf die Bestimmung und Absichten desjenigen, der solche errichtet und angelegt hat, zurück gehet, so wird wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß selbige rechtlich dafür zu halten sind.

Wahr ist es zwar, daß das Schiff, worauf die Mühle ruhet und erbauet ist, ohnstreitig zu den beweglichen Dingen gehöret, und die letztere ein Zubehörungsstück des erstern zu seyn scheinet. Allein die Mühle ist nicht des Schiffes halber, sondern das Schiff der Mühle halber erbauet. Da nun jederzeit diejenige Sache, zu deren Gebrauch eine andere bestimmet ist, für die Hauptsache angesehen werden muß, so folgt von selbst, daß bey Entscheidung der Frage, ob die Schiffmühle dem neuen Gutsbesitzer oder den Allodial-Erben zuzubilligen sey, nicht auf die Eigenschaft des Schiffes, sondern auf die Bestimmung des daran befestigten Mühlenwerks Rücksicht zu nehmen sey. Auch kann dabey ebenfalls dasjenige, was in dem nächstvorstehenden von der Mühlengerechtigkeit, und daß ohne selbige keine Erbauung

der Mühle, sie möge seyn, von welcher Art sie wolle, Statt finden könne, gesaget worden, nicht außer Augen gesetzet werden.

In Fällen, wo es auf eine Sicherheitsbestellung mit einer Schiffmühle ankommt, kann man es aber gar gern zugeben, daß, wegen der vielen mit dergleichen Mühlen verknüpften Gefahr, mancherley Bedenklichkeiten dabey vorfallen können. Kommt es aber bloß auf die Frage an, ob eine solche Schiffmühle als ein Zubehörungsstück eines Gutes anzusehen sey, so kann solches wohl niemahls aus den vorhin angeführten Gründen mit Recht streitig gemacht werden.

Die in unsern Tagen so allgemein gewordenen Hexelmühlen, können fürs künftige ebenfalls ein Gegenstand des Zwistes zwischen den Lehnsfolgern und Allodial-Erben werden.

Um hierin etwas Gewisses festzusetzen, wird nöthig seyn, die verschiedenen Arten der gewöhnlichen Hexelmühlen gehörig von einander zu unterscheiden, indem nicht bey allen gleiche Entscheidungssätze angenommen werden können.

Es giebet bekanntermaßen:

1) Hexelmühlen, die vom Wasser getrieben werden.

2) Dergleichen, die von Pferden, oder Ochsen in Bewegung gesetzet werden müssen, und endlich

3) Noch andere, die bloß durch Menschenhände regieret werden, und ihre Bewegung erhalten.

Daß bey der ersten Art alles dasjenige, was von allen Mühlen gesaget worden, Statt finden müsse, leuchtet von selbst ein.

Die zweyte Art ist von der Beschaffenheit, daß sie mit einiger Mühe aus einander genommen,

einen andern Ort, um davon einen
machen, fortgeschaffet werden kann.
da der Erblasser dieselbe einmahl auf
angeleget hat, so muß auch recht-
t werden, daß er selbige für dasselbe
o gewidmet habe; und diese rechtliche
wird alsdann die Sache von selbst

itte Art der Hexelmühlen die unter
von Handhexelmühlen bekannt sind,
rn Zweifel erregen, ob solche bey dem
n, oder den Allodial-Erben zu ver-
nigstens denselben zu vergütigen sind.
Maschinen brauchen, um sie von ei-
n andern fortzuschaffen, keiner Aus-
ung, sondern es kann solches ganz
er ganzen zusammengesetzten Maschi-
Hat der Erblasser nur bloß Lehn-
nmehr seinen Lehnsfolgern, wegen Er-
nännlicher Descendenz, anheim gefal-
essen: so ist die stärkste Vermuthung
aß er eine dergleichen Handhexelmühle
ß für das Lehngut, auf welchem sie
bestimmet habe. Denn diese Art von
ist für alle diejenigen, die nicht eigne
n, unnütz und unbrauchbar. Mit
sie daher dem Lehnsfolger, und zwar,
uf verwandten Kosten das Maß der
wohl niemahls überschreiten können,
gung zuerkannt.
r der Erblasser auch zugleich ein Be-
Güter gewesen, die er nach seinem
ne Allodial-Erben vererben können:
echtliche Vermuthung, solche bloß für
idmet zu haben, hinweg, und man
glauben, daß solche eben sowohl für

die Allodial-Güter, als für das Lehn, bestimmet gewesen sey.

Dasjenige, was man in den Pandecten Leg. 18 de Act. emt. vend. wegen der **eingegrabenen Pfosten der Kornhäuser**, und von den **abgenommenen Ziegeln der Häuser**, um sie wieder aufzudecken, antrift, ist dergestalt in die Augen fallend, daß es wohl keiner weitern Ausführung bedarf. Keinem Vernünftigen wird wohl jemahls einfallen, daran zu zweifeln, daß die durch Eingrabung in die Erde befestigten Pfosten eines Gebäudes, Zubehörungen desselben, und folglich des ganzen Gutes sind. Eben so wenig wird auch wohl, daß die von einem Dache, welches ausgebessert und umgedecket werden soll, abgenommenen Ziegel für ein Zubehörungsstück eines solchen Gebäudes anzusehen sind, bezweifelt werden können.

Nun wird noch von der dritten Entstehungsart der Zubehörungsstücke unbeweglicher Dinge etwas weniges zu bemerken nöthig seyn.

Es ist oben bereits angeführet worden, daß dabey so wohl die Bestimmung, als auch die Unzertrennlichkeit und Nothwendigkeit hauptsächlich zum Grunde lieget. Von allen demjenigen, was von einer Sache unzertrennlich, und zu deren Gebrauch nothwendig ist, waltet die rechtliche Vermuthung vor, daß solches für die Hauptsache auf beständig bestimmet sey. Der L. 17. §. 7 de Act. emt. vend. stimmet auch hiermit vollkommen überein, indem daselbst ausdrücklich festgesetzet wird, daß alle diejenigen Dinge, die zum beständigen Gebrauch eines Hauses gehören, dem Hause selber gleich zu schätzen, diejenigen aber, die nur bloß zu einem zeitigen und nicht immerwährenden Gebrauch bestimmet sind, auch als keine Zubehörungsstücke des Hauses angesehen werden können.

Zur

Zur nähern Erläuterung dieſes Satzes müſſen wir dahin einſchlagende Beyſpiele angeführt haben.

Ein ſehr merklicher ſich hierdurch ſelbſt entdeckender Fall iſt es, daß alle zu einem Landgute gehörige Unterthanen, ob ſie gleich ihrer Natur nach augenſcheinlich zu den beweglichen Dingen gehören, dennoch zu den Zubehörungsund Beylaßſtücken eines jeden Landgutes gezählet werden müſſen. Schon in dem Römiſchen Recht iſt ſolches durch den L. 23. §. 1. C. de agricol. und die Novella 7. ganz deutlich entſchieden, und beſonders in der letztern, daß die Mancipia rustica, worunter nach unſerm Sprachgebrauch die Unterthanen, und beſonders diejenigen, welche leibeignen, oder gutspflichtig ſind, verſtanden werden, zu den unbeweglichen Dingen gehören, feſtgeſetzet worden.

Dieſer Satz aber iſt nicht bloß in den erwähnten Römiſchen Geſetzen gegründet, ſondern er beruhet ſchon an und für ſich auf Vernunft und natürlicher Billigkeit. Beydes, die Nothwendigkeit und Unzertrennlichkeit der Unterthanen und ihrer Dienſte von den Landgütern iſt dergeſtalt einleuchtend, daß wohl niemand etwas dagegen einzuwenden wagen wird. Ohne Beyhülfe einer verhältnißmäßigen Anzahl von Menſchen, kann niemand ein Landgut, es mag groß oder klein ſeyn, gehörig bewirthſchaften. Daß aber hierzu eine gehörige Anzahl von eingebohrnen Unterthanen unter ſeinen Befehlen zu haben, ein beſonderer Schatz ſey, iſt allen denen zur Genüge bekannt, die von dem richtigen Betriebe der Landwirthſchaft nur einige Erfahrung haben. Pferd und Ochſen kann man auf allen Märkten zu Kauf bekommen. Nirgends aber ſind, unter g

ſitter

ſitteten Völkern, Menſchen zum Verkaufe feil, es können alle andere Wirthſchaftswerkzeuge, genugſame Menſchenhände, von keinem M noch Gebrauch ſeyn.

Man muß daher auch mit Recht die Be ckungen der eingebohrnen Unterthanen, und dadurch veranlaßte Entweichung, für eine der g ten Deteriorationen, die nur immer einem Lan wiederfahren können, anſehen.

Zur Genüge leget ſich hieraus dar, daß gutspflichtige Unterthanen eines Landguts in ſehung deſſelben eben ſo unzertrennlich, als zu ner richtigen Benutzung nothwendig, folglich w Zubehörungsſtücke ſind.

Dieſer Satz findet nicht allein bey der E erbung der Landgüter, ſondern auch bey deren E kauf eine rechtmäßige Anwendung.

Niemahls können die Allodial-Erben Lehnsfolger einige von den zu einem Lehngut hörigen gutspflichtigen Unterthanen, wenn ihr Erblaſſer auf deren Vervollkommnung die g ten Koſten verwandt hätte, vorbehalten.

Dieſer Fall kommt bey den Separati des Lehns und Erbes nicht ſelten vor.

Da die Leibeignen oder gutspflichtigen terthanen den Ort ihrer Geburt und Beſtimm nicht ohne ausdrückliche Einwilligung der H ſchaft verlaſſen können, ſo wird dadurch man Grundherr veranlaſſet, ſich unter denſelben ein die er beſonders fähig dazu erachtet, zu geſchic Bedienten anzuziehen, oder ſie auch in alle Künſten und Handwerken, die auf dem Lande ſo nützlich als nothwendig ſind, unterrichten laſſen. Auf ſolche Art trifft man in ſehr vi adlichen Häuſern eine Geſellſchaft von Kutſch Laquayen, Kammerdienern, Köchen, Gärtn

M

immerfort währenden Dauer ist.
Herrschaft hierin eine glückliche
hat, so ist nicht zu leugnen, daß
ländlichen Haushaltung ein sehr
gestiftet werden, und eine Herr-
vielem Verdruß, der ihr gemeiniglich
Umwechselungen der Haus- und
dienten verursacht wird, entgehen
auf der andern Seite die Leute
zu bedauern sind, wenn sie durch
Veränderung ihres Aufenthaltes
ungen einer vielleicht tyrannischen
Herrschaft nicht entziehen dürfen.
- und auch bey Lehngütern
Erblasser männliche Erben hin-
für die Gutsherrschaft vortheil-
auch seinen Erben zu gute.
dessen Tode ein von ihm besesse-
den nächsten Lehnfolger abgetre-
siet nur dieser, nicht aber des
- Erben, die ferneren Vortheile
es billig, daß, wenn der Erb-
lernung solcher Unterthanen be-

daran kein Recht, ſondern muß dieſe Stücke, wenn er ſie haben will, den Allodial-Erben nach ihrem Werthe bezahlen. Auch ſelbſt bey den Allodial-Gütern iſt es in den meiſten Ländern geſetz- und obſervanzmäßig, daß die bey einem Gute befindlichen Inventarien-Stücke davon ſeparirt, und demjenigen, dem das Gut in der Erbtheilung zufällt, ſolches gleichſam ganz nackend übergeben wird. Bey den Lehngütern hat ſolches zwar ſeinen ſehr guten Grund, wie es in dem vierten Bande der Oeconomia forenſis mit mehrerem bemerkt worden; bey den Allodial-Gütern aber walten hierin nicht gleiche Gründe vor, und es ſcheint daher allemahl hart, und der Natur der Landökonomie zuwider laufend zu ſeyn, wenn ſich der Erbe eines ſolchen Allodial-Guts aller zur Bewirthſchaftung deſſelben nöthigen Inventarien-Stücke beraubt und davon entblößt ſehen muß. Ein neu angehender Wirth hat ſchon vorhin vielfältige nöthige Ausgaben, und es fällt ihm daher die Anſchaffung ganz neuer Beylaßſtücke um ſo ſchwerer.

Ob nun gleich die Lehnsfolger hierin zum Nachtheil der Allodial-Erben nicht füglich begünſtiget werden können, ſondern es in deren Anſehung allemal billig bleibet, daß ſie das Inventarium den Allodial-Erben bezahlen müſſen, ſo ereignen ſich doch auch hier Fälle, wo die Allodial-Erben, die Inventarien-Stücke ohne Vergütigung zu überlaſſen, nicht ſchuldig ſind.

Man trift auf vielen Landgütern einen ſo genannten eiſernen Viehſtand an. Unter dem Ausdruck von eiſern Vieh aber wird verſtanden, wenn eine gewiſſe Anzahl davon auf einem Gute dergeſtalt beſtimmet iſt, daß dieſelbe weder vermehret werden darf, noch auch gemindert werden kann, ſondern es der Empfänger deſſelben, bey allen vorfallen-

jen, in gleicher Menge und
r zurück liefern muß, auch
iglich dem Inhaber zur Last

rgleichen eiſerner Viehſtand
rhanden, ſo iſt es auch ganz
daß derſelbe dem Lehnsfolger
die Allodial-Erben auf kei-
d, daran einen Anſpruch zu
is von dem Erblaſſer ſelbſt
ht aber an dieſen eiſernen
n Recht, und ſie ſind ſogar,
lzählig ſeyn ſollte, oder in den
geliefert werden könnte, dem
recht zu werden, verbunden.
nach der Einwand, daß das
ade zu den beweglichen Din-
Durch die Beſtimmung iſt es
ngsſtück des Lehns geworden,
auch bey den Lehns-Separa-
en.
cht allein bey dem eiſernen
es hat auch darin bey allen
die von jeher zu dem Lehn
nd daher immer von einem
andern gediehen ſind, eine

Lehnen, beſonders aber bey
miſſen und Majoraten, nichts
der erſte Stifter derſelben,
oder jener Sache mehrere
e Bibliotheken, Gewehr-
ze, Orangerien, auch wohl
leubeln, gewidmet hat. Da
r Fideicommiß-Beſitzer oder
hn- oder Fideicommiß-Gut,
dem

sind gleichsam als ein Zwittergeschlecht anzusehen. Inzwischen ist doch bekannt, daß einige von diesen Gerechtigkeiten nur bloß auf gewissen Personen haften, und mit denselben auch wieder zu Grunde gehen. Andere hingegen sind mit den Landgütern, Häusern oder andern liegenden Grundstücken unzertrennlich verbunden. Daß die letztern mehrere Aufmerksamkeit als die erstern verdienen, ist von selbst einleuchtend. Aus diesem Grunde wird es denn auch nöthig seyn, davon einige nähere Erläuterungen beyzubringen; jedoch sollen die persönlichen Gerechtigkeiten dabey nicht gänzlich vergessen, sondern davon ebenfalls das Nothwendigste angeführt werden.

Beyde Arten der Gerechtigkeiten geben gemeiniglich weit mehrern Anlaß zu unangenehmen Rechtsstreitigkeiten, als die körperlichen Gegenstände der bürgerlichen Geschäfte, sie mögen beweglich oder unbeweglich seyn, weil solche mehr in die Sinne fallen, und folglich die dabey vorkommenden Beweise weit leichter zu führen sind.

Die Gerechtigkeiten werden entweder wegen ihrer an sich habenden Natur, oder der Sache halber, mit welcher sie verbunden sind, oder auch in Ansehung ihres schon gegenwärtigen, oder erst künftigen Gebrauchs, zu den beweglichen oder unbeweglichen Dingen gerechnet.

Ein Beyspiel von der ersten Art geben alle Arten von **Schuldforderungen**.

Daß sowohl das baare Geld, als auch die ausstehenden Capitalien, weil sie ein Surrogat des baaren Geldes sind, schlechterdings zu den beweglichen Gütern gehören, ist schon oben, wo von dem Unterschiede der beweglichen und unbeweglichen körperlichen Dinge gehandelt wurde, bemerkt worden. Dem Recht, dergleichen ausstehende Ca-

pitalien, oder andere dergleichen Schuldigkeiten einzufordern, kann solchemnach keine andere Natur zugeschrieben werden, als die einzufordernde Sache selbst an sich hat.

Hieraus ergibt sich denn von selbst, daß auch die Gerechtigkeit, ausstehende Schuldforderungen beyzutreiben, zu den beweglichen Dingen gerechnet werden müsse.

Bey den mit den unbeweglichen Gütern verbundenen Gerechtigkeiten nehmen dieselben auch zugleich die Natur derjenigen körperlichen Sache an, womit sie verbunden sind. Wenn solchemnach das **Recht der Gerichtsbarkeit**, besonders der **erblichen**, oder **Patrimonial-Jurisdiction**, allemahl einen Inbegriff von liegenden Grundstücken voraussetzet, diese aber zu den unbeweglichen körperlichen Dingen gehören, so muß auch dem Recht der Gerichtsbarkeit in der Classe der unbeweglichen Dinge ein Platz gegönnet werden. Bey Erbtheilungen kann daher nur derjenige Erbe, welcher das Gut, worauf die Gerichtsbarkeit haftet, erhalten hat, solche als ein davon unzertrennliches Zubehörungsstück zu seinem Antheil bekommen, und den übrigen Erben daran kein Anspruch zugelassen werden. Ohne den Besitz derjenigen Grundstücke, auf welchen die Gerichtsbarkeit haftet, kann das Recht derselben nicht in Ausübung gesetzet werden. Dieses allein schon kann einen jeden überzeugen, daß diese Art der Gerechtigkeit die Natur unbeweglicher Dinge an sich haben müsse.

Es giebet aber auch Fälle, wo der Besitzer des Gutes nicht zugleich Gerichtsherr ist, sondern das Recht der Gerichtsbarkeit auf demselben einem Dritten zustehet. Hier kann nicht gesaget werden, daß eine solche Gerechtigkeit auf dem Gute selber hafte, und folglich solches aus diesem Grun-

de

de zu den unbeweglichen Dingen, in Ansehung seiner Wirkung, gezählet werden müsse.

Es ist hierbey billig ein Unterschied zu machen, ob die einem Fremden auf dem Gute eines Dritten zuständige Gerichtsbarkeit, dem jedesmahligen Besitzer eines benachbarten Gutes, oder einer ganzen Familie, und darin gewissen Personen, zuständig ist. Im dem ersten Fall ist es zwar mit dem Gute, worauf die Gerichtsbarkeit ausgeübet wird, nicht verbunden. Inzwischen haftet solches Recht doch auf dem benachbarten Gute, weil ein jeder Besitzer dieses Gutes, solches in Ausübung zu setzen, befugt ist. Da nun solchergestalt diese Gerechtigkeit ebenfalls mit einer unbeweglichen Sache unzertrennlich verknüpft ist, so ist solches ein zureichender Grund, warum man sie auch in diesem Falle den unbeweglichen Dingen gleich zu schätzen hat.

Haftet die Gerechtigkeit auf dem Orte selbst, wo sie in Ausübung gesetzt werden soll, so ist sie ein unstreitiges Zubehörungsstück desselben, wodurch sie denn auch zugleich die Natur der unbeweglichen Dinge von selbst bekommt. Sie wird mit demselben verkauft, vertauscht, verschenkt oder vererbt, ohne daß jemand einen Anspruch daran machen kann. Haftet sie aber auf einem benachbarten Gute, so findet alles vorhin bemerkte auch bey diesem statt.

Stehet das Recht der Gerichtsbarkeit in den Händen einer Familie, oder des ältesten davon, so wird die Frage: ob diese Gerechtigkeit zu den beweglichen oder unbeweglichen Dingen zu rechnen sey? weit mehr zweifelhaft gemacht.

Sehr oft besitzt derjenige, der diese Gerechtigkeit auszuüben berechtiget ist, keine eigene Güter. Und wenn er auch dergleichen besäße, so haf-

tet doch dieselbe nicht auf solchen Gütern, sondern bloß auf der Person desjenigen, dem nach dem Familien-Successionsrechte eine solche Gerechtigkeit zugefallen ist, indem sie nach seinem Tode an einen andern von der Familie, welcher der nächste dazu ist, übergehet. Man kann daher ein dergleichen Recht nicht anders, als für ein bloß persönliches Recht ansehen. Bloß persönlichen Rechten aber sind die Eigenschaften und Wirkungen unbeweglicher Dinge wohl niemahls zuzueignen.

Alle Arten von **Servituten** oder **Dienstbarkeiten** gehören bekanntlich ebenfalls zu den unkörperlichen Dingen. Alle dergleichen Servituten, und auch selbst diejenigen, die man die persönlichen nennt, sind mit gewissen liegenden Gründen, auf welchen sie haften, verbunden. Aus diesem Grunde leidet es gar keinen Zweifel, daß man ihnen die Natur der unbeweglichen körperlichen Dinge zueignen müsse. Das weitere hierüber wird indessen im Art. **Servituten** und **Nießbrauch**, welcher einer der wichtigsten Servituten ist, folgen, da es mich hier zu weit von der Hauptsache abziehen würde.

Oben S. 241 ist unter andern auch der Unterschied eines noch entfernten oder schon gegenwärtigen Gebrauchs zur Ursache angenommen worden, warum gewisse Arten von Gerechtigkeiten zu den unbeweglichen, und andere hingegen zu den beweglichen Dingen gezählt werden müssen. Den Gegenstand hiervon machen besonders die fast an allen Orten üblichen Erb- und Grundzinsen der Unterthanen und andere dergleichen Gefälle aus, welche nach der Juristensprache Annui reditus genannt zu werden pflegen. Die Gesetze, oder doch wenigstens die Observanz, hat fast allenthalben eine gewisse Zeit bestimmt, in welcher diese Gefälle

oder

der Zinsen entrichtet und abgeführt werden müs-
sen. Ereignet sich nun ein Sterbefall, welcher es
nothwendig macht, daß das bewegliche Vermögen
von dem unbeweglichen abgesondert werde, so sind
auch hierin bey diesen Zinsen und Gefällen gewisse
Grundsätze nöthig, nach welchen dieselben entwe-
der zu dem beweglichen oder unbeweglichen Gute
zu zählen sind.

Nach der allgemeinen Observanz wird daher unter den betagten oder unbetagten jährlichen Zinsen und Gefällen ein Unterschied gemacht.

Unter den erstern werden diejenigen, die zur Zeit des Absterbens des Erblassers schon fällig gewesen sind, unter den unbetagten aber solche, deren Ableistung bey dem Tode des Erblassers noch nicht gefordert werden können, verstanden.

Dergleichen Zinsen und Gefälle pflegen an den meisten Orten auf Martini entrichtet zu werden. Stirbt also der Erblasser vor Martini, so müssen die alsdenn noch nicht zahlbar gewesenen Zinsen den unbeweglichen Dingen zugezählet werden, und folglich dem Erben des Gutes verbleiben. Erfolget aber das Ableben des Erblassers erst nach Martini, so fallen alle diejenigen Zinsen, die auf Martini fällig gewesen sind, wenn sie auch gleich annoch bey den Zinsgebern rückständig geblieben, den Allodial- und Mobiliar-Erben lediglich anheim.

Hierdurch wird hoffentlich diese Sache, die in manchen Lehrbüchern der Juristen sehr versteckt und verdunkelt ist, einem jeden deutlich und verständlich werden, er auch zugleich von der Richtigkeit des dabey angenommenen Satzes die gehörige Ueberzeugung bekommen.

Zu leugnen ist inzwischen nicht, daß die zwar betagt gewesenen, aber noch nicht abgeführten Zin-

jen zwischen dem Lehnsfolger und den Al
Erben derselben zu mancherley Irrungen Anla
den ihnen [illegible] ergeben, um solche beyz
der, dem Gutsherrn meist in Händen l
sondern der neue Lehnsfolger deshalb requ
werden [illegible] diesen zum öfters einzuwenden
gen, daß die Unterthanen durch die Bezahl
der alten Rückstände zu einer gewissen Nachsich
Stande gesetzet, und außer dieselbigen Stu
gesetzt werden würden.

Billig ist hierbey ein Unterschied zu mac
ob die einzufordernden Zinsen erst nur kürzlich
lig geworden, oder von vielen verflossenen Ja
ren rückständig sind, und sich von einem Ja
zum andern aufgehäuft haben. In dem letzt
Falle ist die Einwendung des neuen Gutsbesitz
daß die Unterthanen, wenn ein dergleichen auf
schwollener Rückstand mit einmahl von ihnen b
getrieben werden sollte, außer Stande, ihre Di
ste leisten zu können, gesetzt werden würden, m
ungegründet, und es muß daher allerdings
solchen Zins- oder auch Dienstresten um so m
ein billiges Nachsehen statt finden, als der
storbene Erblasser durch seine Nachlässigkeit in
ren Beytreibung zu diesem Rückstande selbst
legenheit gegeben hat.

Das Gewöhnlichste in dergleichen Fällen
daß solche rückständig gebliebenen Zinsen nach
Verhältnißmäßigkeit der Bauernahrungen mo
ret, und zur Abführung des moderirten Quant
gewisse Termine bestimmt werden müssen.

Sind aber bey dem Absterben des Erbla
diese Zinsen und andere Prästationen der U
thanen nur von dem letzten Zinstermin, oder
höchstens weiter nicht, als nur von 2 Jahren
ständig, so muß der neue Lehnsfolger allerd

den Allodial-Erben hierin prompte Justiz leisten, weil die vorhin bemerkten Bedenklichkeiten in einem solchen Falle keine Anwendung finden. Ja, es würde nicht unrecht seyn, wenn die Allodial-Erben die Uebergabe des Gutes an den Lehnsfolger so lange weigerten, bis diese Zinsen eingegangen, oder er sich, dafür verbindlich zu seyn, anheischig gemacht hätte.

S. Grab der Chicane. III. B. II. Th. S. 857 ff.

Nach dem allgemeinen Landrechte für die preußischen Staaten *) werden unter dem Ausdrucke **Mobilien** nur **Möbeln, Hausrath** und **Geräthschaften** verstanden; und diese letzteren Ausdrücke sind wieder so erklärt, daß unter Möbeln diejenigen beweglichen Sachen, welche zum bequemen Gebrauche, oder zur Verzierung einer Wohnung oder eines andern Aufenthalts, unter Hausrath diejenigen beweglichen Sachen, welche in dergleichen Orten zum gemeinen Dienste der Einwohner, und unter Geräthschaften diejenigen beweglichen Sachen verstanden werden, welche zum Betriebe eines gewissen Geschäftes oder Gewerbes in oder außer der Wohnung bestimmt sind.

In Ansehung der **Mobilien der Eheleute** ist festgesetzt worden, daß bey deren etwaniger Scheidung der schuldige Theil nicht gezwungen werden dürfe, dieselben zu verkaufen, um ihren Werth zu erfahren, sondern daß dieser durch eine gerichtlich aufzunehmende Taxe ausgemittelt werden solle **).

Ueber die **vorbehaltenen Mobilien der Ehefrau** ist der Mann während der Ehe nur

*) I. Th. I. Band. Dritte Auflage. Berlin 1796. S. 3, oder I. Th. 2. Tit. §. 18.

**) Allg. Landr. II. Th. Tit. I. §. 788 ff.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

eingebracht worden: so haben die Frau, oder deren Erben, die Wahl zwischen den Mobilien selbst, und deren angeschlagenem Werthe.

§. 565. Fällt die Wahl auf die Mobilien: so gelten die §. 559—561 vorgeschriebenen Grundsätze.

§. 566. Wird der angeschlagene Werth gewählt: so findet daran kein Abzug statt, wenn gleich die Mobilien selbst ganz oder zum Theil nicht mehr vorhanden wären.

§. 567. Hat jedoch die Frau ein oder anderes Stück vorsätzlich oder aus grobem Versehen vernichtet, oder am Werthe verringert, oder ohne Genehmigung des Mannes veräußert: so ist der Abzug des bestimmten Werths zulässig.

§. 568. Sind nur gewisse einzelne Stücke zu einem bestimmten Werthe eingebracht worden: so steht bey einem jeden solcher Stücke, der Frau, oder ihren Erben, die Wahl zu: ob sie dasselbe zurück nehmen, oder den angeschlagenen Werth fordern wollen.

§. 569. In jedem Falle gilt wegen solcher einzelnen Stücke eben das, was oben wegen der Mobilien überhaupt verordnet ist.

In Ansehung der **Mobilien der Kinder**, welche der Vater im Nießbrauche behält, ist im Allg. Landr. II. Th. II Tit. §. 279—286 folgendes bestimmt worden:

§. 279. Hat der Vater Mobilien und Effecten des Kindes in seiner Gewahrsame gehabt: so muß das Kind dieselben vollständig zurück erhalten.

§. 280. Sind sie in dem Zustande, wie sie der Vater übernommen hat, nicht mehr vorhanden: so muß dem Kinde der wahre Werth, nach dem Zeitpunkte der Uebernehmung, vergütet werden.

§. 281. Doch ist der Vater für einen durch Zufall entstandenen Verlust oder Verminderung des Werths so wenig, wie ein anderer Verwahrer, zu haften schuldig.

§. 282. Ein mäßiger Gebrauch der Effecten des Kindes, so weit er ohne Abnutzung derselben statt finden kann, ist dem Vater vergönnt.

§. 283. Will er sich aber solcher Mobilien, die ohne Abnutzung nicht gebraucht werden können, zu

seinem Gebrauche bedienen: so muß er dafür sorgen, daß sie gerichtlich abgeschätzt werden.

§. 284. Alsdann hat das Kind, wenn ihm sein Vermögen verabfolgt werden soll, die Wahl: ob es die Mobilien, so wie sie sind, annehmen, oder den taxirten Werth fordern wolle.

§. 285. Hat der Vater keine Taxe aufnehmen lassen: so müssen dergleichen von ihm gebrauchte Mobilien dem Kinde nach dem Werthe, welchen vollkommen brauchbare Sachen dieser Art zur Zeit der Uebernehmung gehabt haben, vergütet werden.

§. 286. Doch darf von solchen Effecten, die zum alleinigen persönlichen Gebrauche des Kindes verwendet worden, der Vater in keinem Falle, weder den Verbrauch, noch die Abnutzung vertreten.

In Betreff der Collation der zur Ausstattung gegebenen Mobilien heißt es daselbst §. 345—347:

§. 345. Sind Mobilien zur Ausstattung gegeben worden, und der Erblasser hat den Werth derselben zum Behufe der Anrechnung bestimmt: so dient dieser Anschlag zur alleinigen Richtschnur.

§. 346. Ist keine solche Bestimmung des Erblassers vorhanden: so muß der Werth nur so, wie er zur Zeit der Erbtheilung wirklich ist, angeschlagen werden.

§. 347. Auf Stücke, die durch den Gebrauch oder sonst, ohne eignes grobes Versehen des ausgestatteten Kindes, vernichtet oder verloren worden, wird bey der Anrechnung der Ausstattungen keine Rücksicht genommen.

Die Pflichten des Vormundes und des vormundschaftlichen Gerichtes in Ansehung der Mobilien der Pflegebefohlnen sind nach dem Allg. Landr. II. Th. XVIII. Tit. §. 439—453 folgende:

§. 439. Ob und was von den vorhandenen Mobilien verkauft, aufbewahrt, oder dem Pflegebefohlnen zum eigenen Gebrauche überlassen werden soll, muß hauptsächlich nach der vorhandenen Verfügung des Erblassers bestimmt werden.

§. 440. Bey deren Ermangelung muß der Vormund sowohl darüber, als über die Art des Verkauf

kaufs und der Aufbewahrung, nach Lage der Umstände, Beschaffenheit des übrigen Vermögens und Erforderniß des Besten der Pflegebefohlnen, Vorschläge thun, und richterliche Vorbescheidung einholen.

§. 441. Sachen, die ohne Nachtheil der Substanz nicht füglich aufgehalten werden können; oder bey deren längern Aufbewahrung ihr Werth vermindert werden würde; oder die der Pflegebefohlene entweder gar nicht, oder doch in mehreren Jahren noch nicht würde brauchen können, müssen, und zwar in der Regel, durch Auction verkauft werden.

§. 442. Das vormundschaftliche Gericht kann aber auch, auf den Antrag des Vormundes, die vorhandenen Mobilien ganz oder zum Theil der Mutter, oder einem majorennen Miterben, aus freyer Hand zuschlagen lassen, wenn Bedingungen, die dem Pflegebefohlnen vortheilhafter sind, als wahrscheinlicher Weise ein Verkauf durch Auction seyn würde, geboten werden.

§. 443. Ein solcher Zuschlag aus freyer Hand setzt jedoch allemahl eine gerichtlich aufgenommene Taxe voraus.

§. 444. Auch an andere Personen, außer der Mutter und majorennen Miterben, kann der Zuschlag aus freyer Hand geschehen, wenn wenigstens die volle Taxe geboten wird; und der Vormund, nebst den am Orte befindlichen nächsten Verwandten, oder, in Ermangelung der Letztern, andere Sachverständige, welche die Taxe nicht aufgenommen haben, diesen Verkauf dem Pflegebefohlnen vortheilhaft finden.

§. 445. Juwelen, Kostbarkeiten, Gold- und Silbergeschirr, müssen auf den Antrag des Vormundes verkauft werden, wenn das Vermögen des Pflegebefohlnen mit Schulden belastet ist, die auf andere Art nicht getilgt werden können.

§. 446. Auch kann der Vormund auf die Veräußerung antragen, wenn in solchen Kostbarkeiten ein beträchtliches Kapital steckt, und voraus zu sehen ist, daß der Pflegebefohlne entweder niemahls, oder doch innerhalb fünf Jahren noch nicht, davon werde Gebrauch machen können.

§. 447. Ob der Verkauf solcher Sachen nur durch Auction, oder durch Subhastation geschehen solle, hängt,

hängt, nach Beſchaffenheit und Beträchtlichke Werths, von dem Befinden des vormundſchaft Gerichts ab.

§. 448. Ein Zuſchlag aus freyer Hand find in den Fällen des §. 442. und 444. ſtatt.

§. 449. Wird die Aufbewahrung ſolcher lien (§. 445.) den Pflegebefohlnen zuträglich den, ſo muß dieſelbe der Regel nach in dem ſito des Vormundſchaftsamtes geſchehen.

§. 450. Hat jedoch der Vormund auf den zen Betrag der gerichtlichen Taxe Caution ſo kann ihm die Aufbewahrung unter dem des Gerichts überlaſſen werden.

§. 451. Das Gericht kann den Pflegebefo ſolche Stücke, wovon ſie nach ihrem Stand Range Gebrauch machen können, nach dem G ten des Vormundes, und unter der beſondern ſicht deſſelben verabfolgen.

§. 452. Beſonders iſt dieſes den Pflegebefo weiblichen Geſchlechts bey ihrer Verheyrathung, leicht zu verſagen.

§. 453. Doch liegt alsdann, außer dem mund, auch dem Ehemanne der Pflegebefohln Aufſicht über die Conſervation ſolcher Juwele Koſtbarkeiten, wenn ſie auch an ſich zum vorb nen Vermögen der Frau gehören, gleich einem munde ob.

Mobilien-Brandverſicherungsanſtalten, Brandcaſſen oder **Brandgilden für M lien**, ſind Anſtalten, wodurch den Intereſſ gegen einen mäßigen Beytrag der durch Feue Mobiliar-Vermögen erlittene Schaden ganz zum Theil erſetzt wird.

Im Art. **Feuer-Aſſecuranz-Anſta** Th. 13, S. 220 ff. ſind einige Vereinbar dieſer Art angeführt worden; es wird über aber bemerkt, daß Brandcaſſen für Mobilien gen des ſo ſehr veränderlichen Werthes alle weglichen Dinge mit größeren Schwierigkeite kämpfen hätten, und daher nicht ſo leicht zu E de kommen könnten, als andere Aſſecuranz

stalten. Dieses ist allerdings gegründet, und die wenigen Brandcassen für bewegliche Dinge, die man bis dahin nur hatte, im Verhältniß gegen das Bedürfniß derselben, welches man bey den häufigen Feuerschäden schon lange fühlte, zeigen es aus der Erfahrung, daß man kaum Muth hatte, an die Errichtung derselben zu denken. Da in den neueren Zeiten indessen nicht nur verschiedene Vorschläge und Plane zu solchen Anstalten entworfen, sondern auch einige Mobilien-Brandversicherungsanstalten zu Stande gekommen sind, die den besten Erfolg gehabt haben; und da überhaupt fast alle Besitzer einiger Mobilien von Werth es wünschen, ohne Weitläuftigkeiten in eine solche Gesellschaft oder Anstalt treten zu können, um gegen eine mäßige Abgabe bey etwanigem durch Brand verursachten Verluste oder Schaden an ihrem Mobiliar-Vermögen auf Ersatz hoffen zu können: so halte ich es für nöthig, hier auf einige beyfallswürdige Vorschläge und Anstalten aufmerksam zu machen, die in den letzteren Jahren bekannt geworden sind, um diese auch an meinem Theile gemeinkundiger zu machen, und die Idee einer möglichen Ausführung oder Nachahmung auch in solchen Ländern, wo noch keine Mobilien-Brandcassen sind, in erneuerte Anregung zu bringen.

Die ganz unvermeidlichen Gefahren, welchen die der Seeschifffahrt anvertrauten Güter ausgesetzt werden müssen, haben ohne Zweifel zuerst Anlaß dazu gegeben, daß sich Unternehmer fanden, die gegen eine, dem wahrscheinlichen Grade der Gefahr angemessene Prämie dieselbe auf sich nahmen. Aus diesem Geschäfte entstand ein eigner Erwerbszweig, der in Ländern und Städten, deren Bewohner viele und große Seehandlungsgeschäfte treiben, nicht allein im Verhältnisse mit letz

tern sich ausdehnte, sondern sich auch bald über andere Staaten ausbreitete, in denen die Seehandlungsgeschäfte nicht so häufig, mithin die Ursachen, Versicherung für Seegefahr zu nehmen, seltner vorfallen. So hat sich seit einigen Jahrhunderten England und Holland den größten Theil der Assecuranz-Geschäfte der handelnden Welt zugezogen, und durch die große Ausdehnung dieser ursprünglich ersten Art von Assecuranzen, an welcher eine große Anzahl Personen Theil nehmen, ist man in diesen Ländern ohne Zweifel zuerst auf den Gedanken gekommen, auch über andere Gattungen von Gefahren Versicherung zu nehmen und zu geben. Daher versichert man in England und Holland seit langer Zeit auch für Feuersgefahr an Gebäuden und darin befindlichen Gütern gegen Erlegung einer nach Ausdehnung derselben bestimmten Prämie. Es sind in London besonders mehrere Gesellschaften errichtet, welche dies Geschäft treiben, und die Phönix-Assecuranz-Societät dehnt dasselbe über ganz Europa aus. Sie hält in Hamburg ein eignes Comptoir für Deutschland, und versichert nach dem Inhalte ihrer weiter unten zu berührenden Propositionen und Police gegen eine voraus zu bezahlende Prämie, welche nach verschiedener Beschaffenheit der Gebäude in Rücksicht auf ihre Bauart, Lage und Nachbarschaft, nach Verschiedenheit der in selbigen zu versichernden Güter, in so fern sie mehr oder weniger feuerfangend, leicht oder schwer unbeschädigt zu retten sind; nach der Art des in den Gebäuden betriebenen Gewerbes, und nach der Größe der in einem Risico zu versichernden Summe größer oder kleiner ist. Seit einiger Zeit hat auch die fünfte Assecuranz-Compagnie in Hamburg unter ähnlichen Bedingungen Versiche-

rung

rung für Feuersgefahr an Mobilien durch ganz Deutschland in öffentlichen Blättern ausgeben, und ihren Plan bekannt gemacht.

Natürlich sind diese Unternehmungen auf den Vortheil der Gesellschaften berechnet, und daß dieser nicht klein seyn könne, läßt sich schon daraus schließen, daß die Versicherungen in Orten, deren mehr oder minder feuerfeste Bauart und Feuerpolizey unbekannt ist, und an Personen, deren Charakter und Vermögensumstände eben so wenig bekannt sind, ertheilt werden; mithin die Societäten der Gefahr, hintergangen zu werden, in hohem Grade ausgesetzt sind. Auch beträgt der Unterschied der Prämie, welche die Phönix-Societät in Deutschland nimmt, gegen die, für welche die London assurance Company und die Royal Exchange assurance Company, nach Weskett's Theorie und Praxis der Assecuranzen *) S. 102 und 103, in London versichern, nicht weniger als volle 50 pro Cent bey gewöhnlicher Gefahr, und bey steigender noch weit mehr.

Außer diesen, dies Geschäft bloß zu ihrem Nutzen treibenden Societäten haben sich in England auch andere Gesellschaften gebildet, welche, ohne auf Gewinn ihre Hauptrücksicht zu nehmen, sich wechselseitig unter einander versichern, in denen folglich jeder Theilnehmer zugleich Versicherer und Versicherter ist.

In Absicht auf Häuser und Gebäude bestehn bekanntlich in den mehresten Ländern, in welchen gute Polizeyverfassung ist, ähnliche Societäten längst, obgleich mit verschiedener Verfassung. Alle haben

*) Aus dem Engl. übersetzt von J. And. Engelbrecht. Lübeck bey Donatius. Drey Bände 1787 fl. 4. (5 Rthlr. 6 Gr.)

haben Sie indessen das gemein, daß von keinem Gewinn für einen Unternehmer bey denselben die Rede ist. Bey den mehresten ist die Schätzung der zu versichernden Gebäude der Willkühr des Eigenthümers überlassen, wenn gleich die ganze Anstalt unter der mittelbaren Aufsicht der Landesobrigkeit steht, und diese die zu Entschädigungen erforderlichen Beyträge einfodern läßt. Der wesentlichste Unterschied ist darin, daß bey einigen Societäten dieser Art, wohin auch die in den Königl. Preußischen Staaten gehören, bloß dann, wenn Schaden geschehen ist, zur Ersetzung desselben Beyträge geleistet werden, die deshalb nach beträchtlichem Feuerschaden für Unbemittelte zuweilen äußerst drückend sind; bey anderen hingegen, z. B. der Hamburgschen sehr alten Immobiliar-Brandkasse, und denen in den Dänischen Staaten, zum großen Vortheil der Theilhaber jährlich eine bestimmte Summe erlegt wird, es mag Schaden zu ersetzen seyn oder nicht, wodurch nach und nach ein Fond gesammelt wird, der nur bey ganz ungewöhnlichen Unglücksfällen, so daß ein Nachschuß erforderlich wäre, erschöpft wird. Von ähnlichen Versicherungsanstalten für bewegliche Güter, in welchen alle Theilnehmer zugleich Versicherer und Versicherte wären, hat man in Deutschland vor dem Jahr 1795, in welchem in Hamburg eine Gesellschaft zu diesem Zweck zusammengetreten ist, vielleicht keine zu Stande gebracht, wenn es auch hier und da nicht an Entwürfen zu ihrer Ausführung fehlte.

In dem durch so manche vortrefliche Anstalt und einen allgemein regen Erwerbstrieb ausgezeichneten Sachsen ist zwar schon durch ein Mandat vom 10ten November 1784, auch eine Brandkasse für Mobilien gestiftet, die man jedoch

nur

nur uneigentlich eine Verſicherungsanſtalt nennen kann, weil ſie, gegen Erlegung von zwey Groſchen jährlich von 100 Thalern, bey erlittenen Brandſchaden nur 25 pro Cent des Verluſts zu erſetzen verſpricht, ob ſie ſchon jetzt, nach hinlänglich geſammeltem Fond, glaubwürdigen Nachrichten zu Folge, ſtatt jener verſprochenen 25, 60 pro Cent auszahlen ſoll. Der weiter unten abgedruckte Auszug des angeführten Mandats, enthält die Einrichtung dieſer Sächſiſchen Brandkaſſe.

Es würde keine Mühe koſten, aus dem angeführten Weskettſchen Werk, noch mehr Nachrichten über Amſterdammer und andre Brandverſicherungs-Societäten auszuziehn; es wird indeſſen hinreichen, von der vorhin erwähnten Art ſich wechſelſeitig unter einander verſichernden Londner Geſellſchaften weiter unten ein Beyſpiel zu geben, in welcher die Bedingungen, unter welchen ſich die Mitglieder der Union-Geſellſchaft unter einander verſichern, enthalten ſind.

Da die, gegen eine beſtimmte Prämie, zu ihrem Vortheil verſichernden Societäten mit geringer Abweichung denſelben Plan, wie die Phönix-Societät haben, wird es an dem in dem Verfolge dieſes Artikels mitzutheilen verſprochenen Beyſpiele genug ſeyn, um daraus den Unterſchied, welcher ſich zwiſchen dieſen verſchiedenen Gattungen von Feuerverſicherungsanſtalten findet, und die Vortheile und Nachtheile, welche für den Verſicherten bey jeder derſelben zu erwarten ſind, zu zeigen und zu beurtheilen.

Um dieſes deſto beſſer ins Licht zu ſetzen wird nachfolgende Vergleichung der verſchiedenen Arten von Aſſecuranzen für Feuersgefahr an Mobilien ſehr zweckmäßig ſeyn, welche der Herr Doctor Freier in ſeiner Abhandlung über Brandcaſſen

für Mobilien empfiehlt hat, und welche i
aus derselben entsteht.

Vergleichung der verschiedenen Arten von Ass
ranzen für Feuersgefahr an Mobilien *).

„Bey einer für Gefahr versicherenden
tät hat der Versicherte den unbedingten E
heit zu, jeder er seine Prämie entrichtet, sich so
Betrags eines gemachten Verlustes kann
ihm seine Versicherung leisten muß. Ist
Kaufmann, so kann er diesen Betrag sein
sicheren Schluß gleich zur Last bringen
weiß mit Zuverlässigkeit, was er ihm der
Versicherung jährlich gewinnen sind. Nicht
der andern Art von Sicherheit, wo der V
mer die Gefahr läuft, so lange seine Verb
mit der Gesellschaft dauert, wo er folglich
weiß wissen kann, was ihm eine versicherte S
aufs genauste berechnet, setze. So wichtig
Vortheil, besonders für den Kaufmann,
Waaren auf kurze Zeit versichern lassen w
und so gewiß er in diesem Fall, wenn v
Versicherung für Feuersgefahr auf einige M
die Rede ist, jener Versicherungsart, gegen be
te Prämie den Vorzug vor der, auf wechs
Gefahr bestimmt: so ist von Seiten des
cherten dieser Vorzug auch der einzige. I
dessen nichts zu übergehn, was zum Vortheil
ser Art Assecuranzen gesagt werden kann, w
ten die Ankündigung der Hamburger fünft
securanz-Gesellschaft mitgetheilt werden, in

*) S. Vorschläge wegen einer in den Königlich Pre
Staaten zu errichtenden Brand-Casse für Mobilien
ten und landschaftliche Producte; von Joh. Hau
er M. D. in Havelberg. Berlin bey Mauk. 1800
4. Seite 4 ff.

erſchöpft zu ſeyn ſcheint, was zu ihrer Anung dienen kann.

„Dagegen ſind für den Verſicherten mit der uranz für beſtimmte Prämie folgende Nachverbunden:

1) Er muß, weil die ihn verſichernde Societät gewinnen will, allemahl, wie bey jedem andern gewöhnlichen Aſſecuranz-Geſchäft eine größere Prämie bezahlen, als die Gefahr iſt, welche die Verſicherer zu laufen glauben; und zahlte er eine geringere Prämie, ſo könnte das nur durch Verſchweigung ſolcher, die Größe der Gefahr beſtimmenden Umſtände geſchehen, durch welche die ganze Verſicherung nach allen Aſſecuranz-Geſetzen ungültig würde. Dies iſt klar und bedarf deshalb keines Beweiſes.

2) Die Societäten, welche für Prämie verſichern, die der Gefahr verhältnißmäßig iſt, ſchätzen dieſe Gefahr nicht nach dem, was lange Erfahrungen lehren, wie ſie wirklich iſt, ſondern ſie ſchätzen den Grad der Gefahr nach der Einbildung, die der Verſicherte von derſelben hat, und verfahren hierin wie Kaufleute, die ihre Waaren nicht nach dem Einkaufspreiſe verkaufen, ſondern denen die mehrere Nachfrage nach denſelben ein wirklicher oder zu erwartender Mangel, und andere Umſtände mehr, Anlaß geben den Preis zu erhöhen.

„Da ein Hauptvorzug der wechſelſeitigen Aſſecuranzen auf der Vermeidung dieſes Fehlers beruet, ſo muß ich meine Behauptung beweiſen, und ge eine vorzüglich billige Berechnungstabelle der London Aſſurance Campany aus Weskett

Nach selbiger wird jährlich

	gewöhnliche Assecuranz,	beständige Assecuranz,	beyderley beständige Assecuranz.
für 100 bis 1000 Pf. Sterl.	2 fl. Sterl. pro C.	3 fl. Sterl.	5 fl. Sterl.
1000 " 2000 "	4 "	5 "	7 "
2000 " 3000 "	6 Pen.	7 "	6 Pen.

102 vor. bezahlt

„Gemeine Assecuranzen sind nach dem Plane dieser Societät Gebäude, die steinerne Mauern haben, mit Schiefer, Ziegel oder Bley gedeckt sind, und worin kein gefährliches Gewerbe getrieben wird, noch der Gefahr leicht unterworfene Güter liegen; Güter und Kaufmannschaften, welche der Gefahr so leicht nicht unterworfen sind, in steinernen Gebäuden.

„Gefährliche Assecuranzen sind: hölzerne oder lehmene mit Schiefer, Ziegel oder Bley gedeckte Gebäude, worin kein gefährliches Gewerbe getrieben wird, oder leicht feuerfangende Güter liegen, wie auch nicht leicht feuerfangende Güter in solchen Gebäuden. Gefährliche Gewerbe, als der Apotheker, Brod- und Commiß-Bäcker, Färber, Schiffs- und Talglichtgießer, Gasthof- und Stallhalter, welche in steinernen Gebäuden, mit Ziegel, Bley oder Schiefer gedeckt, getrieben werden, und leicht feuerfangende Güter, als Hanf, Flachs, Pech, Theer, Talg und Terpentin, welche in solchen Gebäuden liegen.

„Doppelt gefährliche Assecuranzen heißen vorbesagte gefährliche Gewerbe, welche in hölzernen oder lehmenen Häusern getrieben werden, oder leicht feuerfangende Güter in denselben, irdene Waaren, Porzellan und Glas zum Handel und mit Stroh gedeckte Gebäude oder darin liegende Güter. Chymisten, Destillirer, Zuckerbäcker, Malzer oder andere Assecuranzen, wobey man mehr als gemeiner Gefahr wegen des Gewerbes, der Eigenschaft der Güter, Enge des Platzes oder anderer Umstände unterworfen, mögen so versichert werden, wie man sich darüber besonders vergleichen wird.

„Das erste, was bey dieser Tabelle in die Augen fällt, ist der große Unterschied der Prämie,

nach Verschiedenheit der Größe der zu versichernden Summe. Dieser Unterschied fällt vorzüglich in der zweyten Klasse der Gefahren auf, woselbst die Prämie auf 1000 Pf. Sterl 3 Schill., auf 2000 Pf. 4 Schill. und auf 3000 Pf. 5 Schilling ist, mithin dieselbe auf jede 1000 Pfund um ein zwanzigstel pro Cent gesteigert wird. Was kann diese Steigerung gerade in dieser Klasse, in welcher bey weitem die mehresten wichtigen Versicherungsaufträge vorkommen müssen, für einen Grund haben? Werden die Güter in einem von Fachwerk erbauten Hause darum verbrennlicher, weil in demselben Gebäude eine doppelte oder dreyfache Menge derselben enthalten ist? Schwerlich! Ein scheinbarer Grund ist, weil, wenn eine größere Menge Güter in einem Gebäude angehäuft ist, die Hoffnung dieselben aus dem Feuer zu retten, je größer die Menge ist, desto kleiner wird. Es ist unleugbar, daß wenn in zwey Gebäuden von gleichem Umfange, gleicher Lage, in Absicht auf die Gelegenheit von mehrern Seiten zum Löschen sowohl, als zum Retten Anstalt zu machen, in einem dieser Gebäude für 1000 Pf. Sterl., im andern aber für 3000 Pf. Sterl. Güter von gleicher Beschaffenheit enthalten sind, die ersten ganz gerettet werden können, wenn von letzteren nur ein Drittel aus der Gefahr gebracht werden kann, mithin im erstern Falle die Societät nur die Beschädigung der geretteten Sachen, im letztern hingegen nicht allein diese, sondern noch zwey Drittel der Güter zu ersetzen hat. Scheinbar ist dieser Grund, aber auch wenig oder gar nichts mehr; denn wer dreymahl so viel Güter zu versichern hat, von dem kann man auch annehmen, daß er einen dreymahl größern Raum zu ihrer Aufbewahrung, verhältnißmäßig mehr Menschen

schen in seinem Dienste und zu deren Rettung bereit habe; mithin ist die Gefahr durch die geringere Möglichkeit der Rettung bey größeren Summen zu verlieren, wenn ich sie auch nicht ganz leugnen will, doch gewiß nicht in dem Verhältnisse wie die Prämien steigend. Der wahre Grund, warum die zu ihrem Vortheil zu versichernden Societäten diese Steigerung nach der Größe der Summe für nützlich gehalten haben, liegt gewiß in der, ohne Zweifel richtigen Voraussetzung, daß derjenige, welcher ein größeres Kapital der Feuersgefahr aussetzen muß, auch mehr Neigung es in Sicherheit zu bringen haben, und sich eine höhere Prämie zu bezahlen gefallen lassen werde. Und gerade, weil in dieser Klasse ohne allen Zweifel bey weitem die meisten Versicherungsaufträge vorfallen müssen, ist es unbedenklich gewesen, die Prämien so hoch zu steigern. Bey der dritten Klasse sind ähnliche Bemerkungen zu machen, die ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, zurück halte.

„Zweytens ist der große Unterschied in den Prämien, der durch die Verschiedenheit des Gewerbes, welches in den Gebäuden betrieben wird, verursacht wird, wohl zu bemerken. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß bey manchen Gewerben, z. B. beym Malzdörren, öfters als bey anderen Feuerlärm entsteht; daß folglich aus dieser Ursache bey Personen, die dergleichen Gewerbe treiben, die Neigung sich vor Feuersgefahr versichern zu lassen, vorzüglich groß seyn werde; aber ob wirkliche Feuersbrünste durch dergleichen Gewerbe öfters als sie durch andere Ursachen entstehen, veranlaßt werden? ist eine Frage, auf welche die Erfahrung eine verneinende Antwort giebt. So weit meine Beobachtungen reichen, geben sie das Resultat, daß bey weitem die mehresten Feuersbrünste durch

Vernachlässigung der allerbekanntesten Vorsichts
maßregeln entstehen; daß ein Gewerbe, bey wel
chem ein noch so heftiges und anhaltendes Feu
angewendet werden muß, in so fern es in zweck
mäßig angelegten Gebäuden, und mit der erfo
derlichen Aufsicht betrieben wird, um nichts gefähr
licher sey, als eine gewöhnliche Haushaltung; da
folglich die Steigerung der Prämie nach Beschaf
fenheit des Gewerbes keinen andern Grund habe
als die kaufmännisch richtige Bemerkung, daß der
jenige, welcher heftiges Feuer bey seinen Geschäf
ten nöthig hat, dadurch leichter, als im entgege
gesetzten Fall, zur Versicherung seiner Güter be
stimmt werde, und sich eine höhere Prämie gefa
llen lasse. Man kann sehr zuverlässig annehmen,
daß da, wo heftiges Feuer unterhalten wird, e
nie an der Aufsicht fehlt, und eben diese Aufsicht
macht, daß wenn ja bey einigen Gewerben durch
Vernachlässigung bekannter Vorsichtsregeln öfter
als im ganzen gewöhnlich ist, Feuerlärm entsteht,
doch selten wirkliche Feuersbrünste dadurch verur
sacht werden.

„Ich will hiermit gar nicht behaupten, daß
bey Versicherungen gegen Feuersgefahr, besonders
für Prämie, auf den Unterschied in der Bauart
der Gebäude, auf die verschiedene Beschaffenheit
und Menge der zu versichernden Güter, auf die
Verschiedenheit des Gewerbes, gar keine Rücksicht
genommen werden müsse; sondern ich beschränke
mich bloß darauf, daß die Steigerung der Prä
mien, welche sich die zu ihrem Vortheil versichern
den Societäten bezahlen lassen, verhältnißmäßig
viel zu stark ist, und ich halte mich überzeugt, daß
jeder, welcher einige Aufmerksamkeit auf Feuer
brünste und ihre gewöhnliche Entstehungsart ge
richtet hat, mit mir einstimmig seyn werde, daß

bey weitem die meisten Feuerschäden durch die Vernachlässigung eines kleinen Funkens und nur höchst selten, oder vielleicht nie, durch den regelmäßigen Gebrauch eines starken Feuers veranlaßt werden; daß folglich die Haushaltung eines armen Handwerkers oder Tagelöhners, der zwey Klaftern Holz im Jahre verbrennt, feuergefährlicher sey als eine Spiegel-Manufactur oder ein hoher Ofen, bey denen der Verbrauch von Brenn-Material in die Tausende von Klaftern steigt.

„Noch viel anders ist es drittens mit der verschiedenen Art der Güter, ob sie feuerfangend und schwer zu retten sind, beschaffen. Ob ich gleich zugebe, daß dieser Grund zur Steigerung der Prämie allerdings mehr als die erstern berechtige, so hängt doch die Frage: ob die in Feuersgefahr befindlichen Güter gerettet werden können? so sehr von zufälligen Nebenumständen ab, daß es schlechterdings unmöglich ist, in dieser Rücksicht ein billiges Verhältniß festzusetzen. Die Lage der Gebäude; ob von mehreren Seiten zu den Gütern zu kommen ist; ob in der Nähe ein Sicherheitsplatz schnell erreicht werden kann; ob der Weg zu diesem Platze während des Feuers frey bleibt; ob der Eigenthümer bey der Gefahr den Kopf behält; ob er viele Menschen in seinem Dienste hat; der Wind, welcher eben weht, und andere dergleichen Umstände, entscheiden offenbar mehr als die Beschaffenheit der Sachen. Und wenn dies der Fall ist, so folgt, daß auch bey diesem Punkte die Versicherer mehr nach der Einbildung der Versicherten von der Gefahr, welcher sie ausgesetzt zu seyn glauben, als nach dem wahren, durch Erfahrung bestimmten Verhältniß, die Prämie steigern.

„Viertens nehmen die Versicherer große Rücksicht auf die Nachbarschaft, und schätzen die Gefahr der Versicherung beträchtlich größer, wenn der Versicherte Nachbaren hat, die ein feuergefährliches Gewerbe treiben. Hierin haben sie ohne Zweifel Recht, und es ist keinem Bedenken unterworfen, daß in Städten, die ganz oder größtentheils von Fachwerk erbauet sind, wie der Fall der meisten Provinzial-Städte ist, die Gefahr, durch die Nachbaren Feuerschaden zu leiden, wenigstens eben so groß, wo nicht größer ist, als die eigne. Man kann annehmen, daß jedes Haus in den Städten wenigstens zwey eigentliche Nachbaren, von Seiten der Hintergebäude aber oft vier und mehrere hat, und daß bey jedem dieser Nachbaren die Möglichkeit einer Feuersbrunst eben so groß als bey dem Versicherten ist; in Städten von Fachwerk also die Gefahr des Abbrennens durch Entstehung eines Feuers bey einem Nachbar wenigstens den vierten Theil so groß ist, als eigne Gefahr. Es folgt hieraus, daß, wenn ein Versicherter vier Nachbaren von allen Seiten hat, die Gefahr, durch diese angezündet zu werden, eben so groß ist, als die eigne Feuersgefahr, und sogar größer, wenn die Nachbaren gefährliche Gewerbe treiben, oder sorglose, oder arme Leute sind, die die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln nicht beobachten wollen oder können. Es folgt ferner, daß diese Gefahr noch weniger, als die vorhin bey dem dritten Punkte erwähnte, nach einem richtigen Maßstab geschätzt werden kann, weil die Nachbarschaft nicht allein veränderlich, sondern auch ganz von der Willkühr des Versicherten unabhängig ist. Je weniger nun eine solche Gefahr dem Grade nach geschätzt werden kann, desto gewisser ist es, daß die Versicherer die Prämie, so hoch

sie

ſie können, ſteigern, um ihren beabſichtigten Gewinn in Sicherheit zu bringen.

„Mögen die obigen Behauptungen den Leſer von den Nachtheilen überzeugen, welche mit der Aſſecuranz gegen Feuersgefahr für beſtimmte Prämien für den Verſicherten verbunden ſind, oder nicht: ſo bleibt die Hauptſache unleugbar, daß alle für Prämien verſichernde Societäten gewinnen wollen, daß mithin die Prämien höher ſind, als die wirkliche Gefahr. Und da hierüber unmöglich ein Zweifel obwalten kann: ſo wende ich mich zu dem Beweiſe der großen Vortheile, welche mit einer ſich wechſelſeitig für Feuersgefahr an Mobilien und Waaren verſichernden Societät verbunden ſind.

Vorzüge der wechſelſeitigen Feuer-Aſſekuranz-Geſellſchaften *).

„Der erſte unläugbare Vorzug der wechſelſeitigen Verſicherungs-Societäten vor denen, welche gegen Prämie verſichern, beſteht in der größern Sicherheit. Eine gewöhnliche Aſſecuranz-Societät mag noch ſo große Fonds zuſammen gebracht haben, ſo können dieſe nie mit dem Fond einer wechſelſeitig ſich verſichernden Geſellſchaft in Vergleichung geſtellt werden, wenn dieſe die erforderliche Ausdehnung hat, und, was ſich von ſelbſt verſteht, nicht eher anfängt, als bis dieſe Ausdehnung erlangt iſt. Je weiter ſich eine ſolche wechſelſeitige Verbindung ausbreitet, deſto größer wird ihre Sicherheit für diejenigen, welche Schadenerſatz zu fodern haben. Auch für die Verbindung ſelbſt, in ſo fern ſie Schaden zu erſetzen hat, iſt die Sicherheit ohne Vergleichung größer, wenn jeder

*) S. Freier a. a. O. S. 10 f.

jeder Theilnehmer ein unmittelbares Interesse dabey hat, daß die Gesellschaft nicht hintergangen werde. Dies springt in die Augen, und bedarf deshalb keiner weitern Ausführung.

„Zweytens ist das Geschäft wechselseitiger Societäten, die ohne Absicht auf Gewinn sich unter einander versichern, ohngleich einfacher als das andere. Daß eine Verschiedenheit der Beyträge bey jenen sowohl als bey diesen statt finden könne, versteht sich von selbst, wenn gleich bey der im vorhergehenden erwähnten sächsischen Mobiliar-Brandkasse darauf gar nicht geachtet ist, und bey der Einrichtung unsrer Feuer-Societät für Häuser hierauf weiter keine Rücksicht genommen ist, als das die Provinzial-Städte ihre eigene, die Residenzen aber eine für sich bestehende Gesellschaft ausmachen. Aber es bedarf bey weitem der vielen Classen nicht, welche die Englischen Societäten festgesetzt haben. Denn

1) Alle Arten von Gefahren, denen jedes Mitglied einer wechseltigen Gesellschaft in eben dem Grad ausgesetzt ist, wie die übrigen, dürfen in einer solchen bey Bestimmung des Beytrags gar nicht in Anrechnung gebracht werden. Die Verschiedenheit des Beytrags, nach dem größern oder geringern Grad der Gefahr, gleicht sämmtliche Interessenten aus, und so wie, wenn es möglich wäre, eine Gesellschaft zusammen zu bringen, deren Mitglieder alle in einerley Art von Gebäuden, bey gleich guten Feuerlöschungsanstalten, gleicher Möglichkeit zu retten, gleiche Art zu versichernder Güter hätten, gar keine Verschiedenheit der Prämie statt finden dürfte, sondern jeder Theilnehmer gleichviel vom Hundert zum Ersatz eines Schadens bezahlen müßte:

müßte: so wird durch die Erhöhung oder Erniedrigung des Beytrags nach der Größe der Gefahr, eben diese Gleichheit des Beytrags erlangt. Hieraus folgt nun deutlich, daß da, wo die Gründe die Gefahr zu schätzen gleich sind, auch der Beytrag gleich seyn müsse; mithin daß alle die Gründe, welche bey sämmtlichen Mitgliedern einen gleichen Grad der Gefahr anzeigen, in einer wechselseitigen Societät gar nicht berechnet werden dürfen. Dahin gehören nun vorzüglich die Gefahren, welche aus der Nachbarschaft entspringen. Jeder Stadtbewohner hat Nachbaren, in deren Häusern heute ein Gewerbe betrieben wird, und morgen ein anderes, und da dies alle Stadtbewohner ohne Ausnahme trifft, kann man als Regel annehmen: daß die Gefahren, welche aus der Nachbarschaft entstehen, bey Bestimmung der Prämie gar nicht in Anrechnung zu bringen sind.

2) Alle Gründe zur Steigerung des Beytrags, welche auf zufälligen Umständen beruhen, die sich folglich gar nicht mit Zuverlässigkeit berechnen lassen, fallen bey wechselseitig sich versichernden Societäten ebenfalls, wo nicht ganz, doch größtentheils weg. Da bey ihnen auf keinen Gewinn gerechnet wird, so dürfen nur solche Gründe die Erhöhung des Beytrags bestimmen, von denen es durch die Erfahrung bewiesen ist, daß sie eine beträchtlich größere Unsicherheit für Feuersgefahr bewirken. Alle die Gründe, welche ganz oder größtentheils in der Einbildung des Versicherten beruhen, von denen die gewöhnlichen Assecuranz-Societäten so guten Nutzen ziehn, werden daher nicht in Betrachtung gezogen,

und die Folge hiervon iſt: daß weniger Ge
ſen der Gefahr und ein geringerer Unterſch
der Prämien oder Beyträge nöthig werde
Die alten Engliſchen wechſelſeitigen Feue
Societäten ſcheinen hierauf nicht genug g
achtet zu haben, indem ſie den Planen d
lange vorher beſtandnen Aſſecuranz-Geſel
ſchaften in Beſtimmung ihrer Beyträge ziem
lich genau gefolgt ſind.

„Drittens. Der größte Vorzug dieſer wech
ſelſeitigen Verſicherungsanſtalten iſt endlich ohn
Zweifel ihre rein menſchenfreundliche Abſicht, un
die daher wahrſcheinlich größere Ausbreitung ihre
Nutzens. Wer unterſtützt nicht gern ohne ande
Verpflichtung diejenigen, welche durch eine unglück
liche Feuersbrunſt um ihr Vermögen gekommen
ſind? wer wird es nicht noch viel lieber thun,
wenn er weiß, daß ihm eine ähnliche Unterſtützung
in gleichem Falle nicht allein bereit ſey, ſondern
daß er durch einen mäßigen jährlichen Aufwand
ein Recht erlangen könne, nicht bloß Unterſtützung
ſondern Schadenerſatz zu fodern.“

Zur nähern Kenntniß der Einrichtung ſolche
wechſelſeitigen Verſicherungsanſtalten, wird nun
die Mittheilung einiger Plane nöthig ſeyn. Hie
folgt zuerſt der Entwurf und die Einladung z
einer Mobilien-Brandverſicherungsgeſellſchaft i
Schwaben, vom Jahr 1792., welcher indeſſen, ſ
viel mir bewußt, nicht zur Ausführung gekommen
iſt *).

Ankündigung einer Mobilien-Aſſecuranz-Geſellſcha
in Schwaben.

Brandverſicherungen für Gebäude fanden, ſ
lange ſie neu waren, mancherley Widerſprüche un

B

*) S. Reichs-Anzeiger 1792. No. 50 und 51.

Bedenklichkeiten, gleichwohl aber überzeugte man sich nach und nach von ihrem ausgebreiteten Nutzen so sehr, daß sie nun fast allgemein geworden sind, und durchgängig für eine wahre Wohlthat angesehen werden.

Allgemach fängt man auch an, das Bedürfniß einer Brandversicherung der Mobilien zu fühlen; dieses nützliche Institut hat sich aber außerhalb London noch nicht verbreiten können. Eine obrigkeitliche Anstalt von der Art findet zu viele Schwierigkeiten, und auch in London ist diese Assecuranz nur Unternehmung von Privat-Personen.

Es giebt der Leute viele, die einen sehr beträchtlichen Theil ihres Vermögens auf Mobilien verwenden müssen, und für welche also eine solche Anstalt eine große Wohlthat wäre. Diese Betrachtung hat eine kleine Gesellschaft von wohldenkenden Schwaben veranlaßt, einen Versuch zu machen, ob sich nicht eine Privat-Anstalt von der Art zu Stande bringen lassen möchte. Sie macht hiermit ihren Plan bekannt, und invitirt alle und jede Bewohner des Schwäbischen und Fränkischen Kreises, ohne Unterschied zum Beytritt.

1) Jedem stehet es frey, sein Mobiliar-Vermögen assecuriren zu lassen, und den Werth desselben selbst zu schätzen, ohne deswegen zu specificiren, worin es bestehe. Das Institut gründet sich hauptsächlich auf Treue und Glauben, man hofft aber auch, solche Anstalten vorschlagen zu können, welche einem großen Mißbrauch dieses Zutrauens wichtige Hinderniße entgegen setzen. So bald das Institut durch den Beytritt einer hinlänglichen Anzahl von Mitgliedern zur Wirklichkeit kommt, wird man einem jeden Mitgliede ein gedrucktes Verzeichniß aller Mitglieder und der Taxation ihrer Mobilien zusenden. Jeder wird darin ein Mitglied aus seiner Nachbarschaft finden, dem es auffallen müßte, wenn er sein Mobiliar-Vermögen, aus bösen Absichten, weit über den Werth versichern lassen wollte. Er könnte keinen Vortheil davon haben, er müßte nur sein Haus in Brand stecken, um durch den Ersatz seiner Mobilien Geld zu gewinnen; allein nicht nur müßte er besorgen, die benachbarten Mitglieder, deren Interesse darunter versirt, möchten darüber Aufsehen erregen, sondern er würde auch die Eigenthümer

Verfassungsartikel der Association Hamburgischer Einwohner zur Versicherung gegen Feuersgefahr. Nach vorhergegangener Genehmigung derselben von der gesammten Interessentschaft, in allgemeiner Versammlung am 24. September 1795 bestätigt. Der Anfang der Wirksamkeit der Association ist der 1ste October 1795.

Erster Abschnitt.

Vorläufige Punkte, den Zweck der Association und ihres Directoriums betreffend.

§. 1.

Die Association Hamburgischer Einwohner hat eine gemeinsame Versicherung gegen alle und jede, nicht dolose veranlaßte Feuersgefahr, ihrer innerhalb den Ringmauern dieser Stadt sich befindenden mobilen Güter, des unversicherten Theils der Erben, und der Häuser und Gebäude, die von der Feuercasse nicht versichert werden, fern von allen Ideen des Erwerbs, zum Gegenstande.

Daher ersetzt diese Association:

1) selbst den Feuerschaden, der entweder durch Krieg oder Erdbeben entsteht. — Und es kann:
2) bey einem Brandschaden nur von Ersetzung des wirklichen Verlustes, und
3) bey einem gesammelten, für hinreichend erklärten Fonds, wohl von Heruntersetzung der Prämien, aber nie von Austheilung die Rede seyn *).

Die

*) Daß diese Hamburgsche Association fern von allen Ideen des Erwerbs ist und bleiben will, unterscheidet sie vortheilhaft von allen ältern Verbindungen ähnlicher Art. So viel deren im Weskettschen Werke angeführt sind, haben sie immer nach Verlauf einiger Zeit eine Vertheilung von Dividende im Rückhalt, und sind daher auch alle, einige mehr, andere weniger, in Bestimmung der Prämien kaufmännischen Assecuranz-Grundsätzen gefolgt. Gelingt die Ausführung eines ähnlichen Plans, so wie der Hamburgische höchstwahrscheinlich völlig gelungen ist, so ist es für die ersten Theilnehmer immer hinreichender Gewinn, wenn sie für einen weit geringern Beytrag, als sie an eine für Prämie zeichnende Societät zahlen müßten,

Die Association tritt, nach Annahme und Bestätigung dieser Artikel von den Interessenten, am ersten October dieses Jahrs, Mittags um Zwölf Uhr, in ihre volle Wirksamkeit. Ein Jeder, der alsdann das zu versichernde Object planmäßig angegeben, und die Erklärung, daß die Association die Versicherung desselben übernehmen wolle, erhalten hat, tritt in alle und jede Rechte und Verbindlichkeiten eines Interessenten, die Polizen mögen übrigens bereits sämmtlich abgeliefert seyn oder nicht; und die Dauer dieser Verbindung wird fürs erste auf einen Zeitraum von zehn Jahren eingeschränkt. Jedoch steht es einem jeden Interessenten frey, bey Verlust seiner Rechte und Ansprüche an dem Fond, innerhalb dieser Zeit, sobald seine Polize abgelaufen ist, oder wenn er während des Laufs derselben sie hat mortificiren lassen, anzutreten. Auch dürfen Mitglieder, die nach Verfluß der Zehn Jahre, bey fortdauernder Association, austreten, kein Dividend vom etwanigen Ueberschusse verlangen *).

Die Association steht unter der Direction von acht von den Interessenten erwählten Directoren und einem Bevollmächtigten.

ten, mit ungleich größerer Sicherheit versichert werden, und es kann ihnen ganz gleichgültig seyn, wenn ihre Nachkommen auch für die Hälfte dieses Beytrags, nach hinreichend gesammeltem Fond, in der Folge versichert werden. Da der Fond nicht immer vergrößert werden darf: so ist es klar, daß dieser Fall der Herunterſetzung der Beyträge eintreten müsse. Wie groß aber der Fond werden müsse? darüber entscheidet ohne Zweifel die besondere Lage der Gesellschaft. Hier bemerke ich nur vorläufig, daß er bey einer über mehrere Städte und ganze Provinzen ausgedehnten Societät bey weitem nicht so ansehnlich seyn dürfe, als bey einer auf eine Stadt eingeschränkten Gesellschaft. Fr.

*) Ein Tag und Stunde für den Anfang der Wirksamkeit muß ohne Zweifel bestimmt werden, jedoch für ein ganzes Land zeitig genug zum voraus. Und die Dauer auf zehn Jahre fürs erste ist sehr zweckmäßig, in so fern besonders beym Ablauf einer solchen Frist eine Revision der Gesetze nach den gemachten Erfahrungen nützlich und nothwendig werden kann. Wird indessen eine solche Societät für ein ganzes Land gestiftet: so ist ihre Dauer bey zweckmäßiger Einrichtung auf immerwährend, und die Folge, daß alle Mitglieder sich ihrer Rechte am Fond zum Besten der Nachkommen begeben. Fr.

Die ersten, in allgemeiner Versammlung am 27. Junius dieses Jahrs durch Mehrheit der Stimmen erwählten Directoren sind:

Herr Claes Bartels. Herr Johann Gabe. Herr Georg Heinrich Sieveking. Herr Johann Gerhard Gräpel. Herr Prof. Johann Georg Büsch. Herr David Hinrich Rowohl. Herr Claus Hinrich Sonntag. Herr Christian Matthias Schröder.

und der in allgemeiner Versammlung am 18. Junius dieses Jahrs einstimmig ernannte Bevollmächtigte ist:

Herr Georg Elert Bieber.

Vorbenannte Directoren bleiben bey der Direction die ersten zwey Jahre, das ist, bis zum 1sten October im Jahre 1797. Dann tritt einer von ihnen, und zwar der älteste, jährlich ab, und die Interessenten wählen, durch Mehrheit der Stimmen, einen neuen Director aus vier, von der Direction vorgeschlagenen Mitgliedern, zu denen die Interessenten selbst annoch andere vier hinzufügen. Unter den zu Wählenden darf jedoch der Abtretende in dem ersten Jahre nicht wieder seyn. Bey eintretender Gleichheit der Stimmen entscheidet sowohl bey dieser Wahl, als bey der eines Bevollmächtigten, das Loos.

§. 4.

Die sämmtlichen Directoren kommen, so oft die beyden ältesten Directoren eine außerordentliche Directions-Versammlung zu verfügen für gut finden, sonst aber, der Regel nach, alle drey Monathe einmahl, und zwar den ersten Mittwoch im Quartal, zusammen, und ihre Versammlungen werden für vollzählig gehalten, wenn vier von ihnen nebst dem Bevollmächtigten, oder dem, der in seiner Abwesenheit seine Stelle vertritt, gegenwärtig sind. Zu diesen Versammlungen können sie einen bestimmten Rechtsgelehrten, als Consulenten der Association, zulassen, und ihn um die Führung der erforderlichen Protokolle ersuchen.

Die Directoren insgesammt haben im Allgemeinen die Aufsicht auf die Bücher, sie nehmen vereint bey mangelnder Bestimmung der Artikel und in zweifelhaften Fällen die der Sache angemessenen Beschlüsse, bestimmen bey erforderlichem Nachschuß

(§. 20.)

(§. 20.) die Größe desselben, und authorisiren die beyden ältesten Directoren zur Einforderung der zum Schadenersatz etwa nöthigen Gelder. Sie haben das Recht, sich aufs neue meldende, von dem Bevollmächtigten noch nicht angenommene Interessenten, wenn sie es für gut finden, ohne wegen der Ursachen Rede und Antwort zu geben, von der Association auszuschließen, und sorgen überhaupt für das Beste der Societät.

Die gewöhnlichen Geschäfte führen die beyden ältesten Directoren vereint mit dem Bevollmächtigten, sie regulirn die Prämien, untersuchen und besichtigen, bey obwaltenden Bedenklichkeiten des Bevollmächtigten, vereint mit ihm, die zu versichernden Orte und Sachen, bestimmen die wegen eines eingetretenen Schadens, den Umständen nach, über die Wirklichkeit und Größe desselben zu führenden Beweise (§. 27.), untersuchen die bereits geführten, und tragen ihre etwa noch vorhandenen Bedenklichkeiten der gesammten Direction vor, um darüber zur Beendigung der Sache einen Beschluß zu fassen. Nächstdem schreiben die beyden ältesten Directoren den zu bezahlenden Schaden in Banco ab, zeigen es den Interessenten im Nahmen der gesammten Direction durch ein gedrucktes Zettul an (Beylage Nr. 2.), wann ein Nachschuß, und wie viel dazu pro rata der von einem jeden versicherten Summe gefordert wird, und halten endlich auf Ordnung und Richtigkeit der Bücher, und auf alles übrige die genaueste Aufsicht

§. 5.

Die Directoren verlieren als solche keines von ihren Rechten als Interessenten, und behalten daher auch nahmentlich ihr Wahlrecht bey vorfallenden Wahlen. Aber sie entsagen allem Rechte und Vorwande, für ihre Mühwaltung irgend eine Provision, Honorarium, oder Dongratuit zu fordern oder auch anzunehmen, und sie sind nicht allein zu den im vorigen §. bestimmten Geschäften verbunden, sondern auch noch insbesondere dazu, aller Partheylichkeit und Freundschaft beym Votiren und Ausmachen einer Sache zu entsagen, sich selbst aufs genaueste nach den Regeln der Association zu richten, sich ihres Stimmrechts in ihren eigenen Sachen zu enthalten, und jeden Interessenten, den kein Verdacht

eines dolosen Verfahrens belastet, aufs prompteste zum Ersatz seines Schadens, dem Geiste dieser Association und ihren Artikeln gemäß, zu verhelfen, und ihn überhaupt so zu behandeln, wie es Pflicht und Gewissen erfordert, und sie selbst in ähnlichen Fällen behandelt zu werden wünschen.

§. 6.

Der Bevollmächtigte der Association wird für's erste auf zehn Jahre angenommen, falls diese Verbindung nicht früher dissolvirt wird, und hat als jährliches Honorarium von jedem Zehntausend Mark Banko der erst versicherten zwanzig Millionen Mark Banko Ein Mark und acht Schilling Banko zu genießen; von den folgenden versicherten Millionen Mark Banko aber erhält er für jede Zehntausend Mark Banko Ein Mark Banko, so lange bis sein Gehalt zu Sechstausend Mark Banko hinangestiegen ist; nachher darf von einer weitern Erhöhung desselben fernerhin nicht die Rede seyn. Sein Gehalt wird am Ende eines jeden Vierteljahrs in den Quartalversammlungen der Direction (§. 4.) nach Maßgabe der alsdann versicherten Summe regulirt. Außerdem wird es dem Bevollmächtigten untersagt, zu keiner Zeit und unter keinen Umständen weder ein Gratial zu fordern noch anzunehmen, so wie auch die Direction der Interessentschaft darüber nie eine Proposition vorlegen darf.

§. 7.

Der Bevollmächtigte, der als der Neunte Director anzusehen ist, bey allen Berathschlagungen seine Stimme giebt, und im Votiren der Dritte ist, untersucht als Mandatarius der Association, vor Zeichnung der Polize die zu versichernden Orte und Sachen aufs genaueste, und falls ihm dabey keine Bedenklichkeiten aufstoßen, so zeichnet und unterschreibt er nach der, eigends dazu von den Directoren erhaltenen, zur Ansicht eines Jeden im Comtoir befindlichen Vollmacht die Polizen im Nahmen der Association, ohne weitere Anzeige an die beyden ältesten Directoren, und hat von dem Versicherten für die Polizen selbst von 2000 bis 10000 Mark Banko 8 ßl. Cour., für die aber, in welchen über diese Summe hinausgezeichnet worden, 1 Mark Courant

zum

zum Besten des Fonds in Empfang zu nehmen. Auch muß er den beyden ältesten Directoren nicht nur wöchentlich eine schriftliche Anzeige der in den letzten ach: Tagen gezeichneten Polizen (Beylage Nr. 6.), sondern auch täglich eine solche Anzeige von den etwa mortifizirten Polizen (§. 2 und 25.) einhändigen, welche, um im Nothfall das Hauptbuch daraus zu suppliren, sorgsam aufzubewahren, und den jedesmahligen Successoren der Directoren zu überliefern sind.

Wird der Bevollmächtigte durch Krankheit oder andere wichtige Hinderniſſe von Verwaltung seiner Geschäfte abgehalten, so bestimmen die Directoren einen andern interimistischen Bevollmächtigten mit gleichem Rechte und gleicher Vollmacht.

Der Bevollmächtigte verbindet sich, wie ein redlicher Mann auf Treue und Glauben, auch an Eidesstatt, sich aller Partheylichkeit sowohl im Zeichnen, als beym Votiren und sonst in Ausmachung einer Sache gänzlich zu enthalten; dagegen aber der Association Bestes so viel in seinem Vermögen steht, und Recht und Billigkeit erfordert, in allen Stücken wahrzunehmen, auszurichten und zu befördern.

Er ist verbunden, in dem ihm von der Association nahe bey der Börse zu haltenden Comtoir an Werkeltagen Morgens von 9 bis 12 Uhr, und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr sich aufzuhalten, Sonnabends Nachmittags ausgenommen. Er darf nicht abwesend seyn, wenn nicht einer der Directoren seine Stelle vertritt.

Bey eintretender Vakanz bey der Stelle eines Bevollmächtigten machen die derzeitigen Directoren den erforderlichen Wahlaufsatz, aus welchem durch Mehrheit der Stimmen von der gesammten Interessentschaft Einer erwählt wird.

§. 8.

Weder die Directoren, noch der Bevollmächtigte können oder sollen zu einiger Rechtfertigung oder Verantwortung gezogen werden, so lange nicht offenbar erhellet, daß sie von gegenwärtigen Artikeln abgewichen sind. Wenn aber einer oder der andere der Interessenten gegen die Direction oder den Bevollmächtigten, wegen Nichtbefolgung der Artikel, einige Beschwerden zu haben glaubt, oder bey den

Beschlüssen

Beschlüssen der Direction sich nicht beruhig
oder wenn sonstige Mißverständnisse und Str
ten, welche sie auch immer seyn mögen, w
nur durch diese Association veranlaßt sind, en
so unterwerfen sich die Partheyen lediglich d
ßergerichtlichen Erkenntniß Eines Hochedel
Hochweisen Raths, unter ausdrücklicher Ver
stung auf alle vor- und nachherige Provoca
richte, Appellation an die Reichsgerichte, u
Begebung aller sowohl suspensiven als devo
Rechtsmittel, welchen Nahmen sie auch imm
ren mögen.

§. 9.

Der Buchhalter, der Schreiber und die
Bedienten der Association werden von den D
ren gewählt, angenommen, besoldet und en
und müssen sich schriftlich verpflichten, ihren
genheiten treu und redlich nachzukommen. Der
halter führt das Hauptbuch, welches, gleich
andern Büchern und Dokumenten, im Comt
Association aufbewahrt wird.

§. 10.

Die Association hat ihr eigenes Banko-
und das Banko-Folium wird auf den Nahm
Association Hamburgischer Einwohner zur Ve
rung gegen Feuersgefahr genommen. Auch
die Bankozettel von dem Bevollmächtigten u
nem der beyden ältesten Directoren in die
gebracht werden.

Alle Summen, die versichert werden, müs
Banko berechnet seyn, so wie die Prämien
von Bankogeld sind. Für die aber, die dennoc
Prämien in Courant bezahlen wollen, ist ein
von fünf und zwanzig Prozent festgesetzt, so
das courante Geld nicht schlechter wird, als es
diesem Cours ist; tritt aber der Fall ein, so
sich das Agio nach dem jedesmahligen Cours.

Das vorräthige baare Geld liegt in einer
zwey Schlüsseln verschlossenen Kiste, die im Ge
sam des ältesten Directors sich befindet. Den
Schlüssel hat der zweyte Director und den a

der Bevollmächtigte. Nur in aller dreyer Gegenwart kann diese Kiste geöffnet werden *).

§. 11.

Die Administration wird in ihren Rechnungen ganz unverholen und da mit aller nur zu wünschenden Publicität verfahren. Jede zur Bestimmung der Größe der, in Einem Gebäude zu versichernden, Summen wesentliche Nachricht (§. 13.), wird ungesäumt im Laufe des Jahrs dem Publiko mitgetheilt. Bey der Abtretung eines Directors aber wird jährlich der Cassenbestand nebst der Administrationsrechnung der sämmtlichen Interessentschaft vorgelegt, welche aus ihren Mitteln drey Revisoren wählt, um innerhalb 14 Tagen die Richtigkeit dieser Rechnungen im Nahmen der Interessenten zu bescheinigen. Auf den Fall einer vorkommenden Bedenklichkeit haben diese ihre Erinnerungen der Direction zur bestmöglichen und unvorzüglichen gemeinschaftlichen Abhelfung vorzulegen. Nächstdem wird eine allgemeine Uebersicht von dem Capitalzustande der Association und dem Anwachse desselben seit der letzten Bilanze gedruckt, und den Interessenten vom Comtoir unentgeldlich mitgetheilt.

§. 12.

Nur die gegenwärtigen Artikel sind, mit Aufhebung der, in dem früher gedruckten Entwurf zu diesen Artikeln enthaltenen, Sätze gültig und verbindend, so lange sie nicht durch die Mehrheit der Stim-

*) Die Errichtung einer Direction aus Interessenten, welche ganz ohne Gehalt, bloß aus Liebe zum gemeinen Besten dienen, ist offenbar nur in einer großen Handelsstadt möglich und die Londner Societäten haben eben diesen Vorzug. Für ein ganzes Land oder mehrere Provinzen muß natürlicher Weise ein eigenes Collegium angestellt werden, welches aber, so viel ich einsehe, gar nicht zahlreich seyn darf. In Sachsen ist die Mobiliar-Brandcasse mit der Feuercasse für Gebäude verbunden, obschon erstere aus freywilligen Interessenten besteht, zu letzterer aber alle Besitzer von Gebäuden beyzutreten verpflichtet sind. Das ist bey uns, da die Immobiliar-Feuercassen von den respectiven Domainen-Kammern jeder Provinz verwaltet werden, nicht ausführbar, vorzüglich weil mehrere Provinzen zusammen treten müssen, wenn die Mobiliar-Feuer-Societät zu Stande kommen soll. Fr.

Stimmen von den Interessenten abgeschafft oder verändert worden sind.

Alle aber in der Folge in allgemeiner Versammlung von Einem oder dem Andern der Directoren, aus eigner Bewegung oder auf Verlangen der Interessenten vorgeschlagne, und durch Mehrheit der Stimmen bewilligte Zusätze zu diesen Artikeln, und nöthige Abänderungen derselben, werden in das Protokoll der allgemeinen Versammlung eingetragen, und von den Directoren und Revisoren durch ihre Unterschrift bekräftigt; und sind alsdann für alle und jede, jetzige und künftige Interessenten eben so verbindlich, als ob sie diesen Artikeln selbst einverleibt wären *).

Zweyter Abschnitt.

Bestimmung der Summen und der Gegenstände, die versichert werden können.

§. 13.

Die höchste Summe, bis zu welcher in Einem Gebäude Versicherung genommen werden kann, ist = $\frac{1}{2}$ Prozent der gesammten versicherten Summe, bis dieselbe zu 40 Millionen Mark Banko angewachsen ist, das heißt, so lange nur zwanzig Millionen Mark Banko versichert sind, werden in Einem Gebäude nicht mehr wie 100,000 Mark Banko, sind dreyßig Millio-

*) Publizität ist, wenn bey uns eine solche Anstalt Fortgang haben soll, wenn sie gleich unter unmittelbarer Aufsicht der höchsten Landes-Collegien steht, in mehr als einer Rücksicht nothwendig. Das Zutrauen der Theilnehmer, ohne welches sie nicht bestehen kann, hängt davon ab, und nicht allein von dem Zustande der Societät in Rücksicht auf die versicherte Summe und ihren Cassenbestand, sondern auch von den vorgefallenen Entschädigungen, den Ursachen der Feuersbrünste mit allem, was etwa in der Folge zu einer Abänderung der für die ersten zehn Jahr entworfnen Gesetze Veranlassung geben könnte, würden ohne Zweifel mit dem größten Nutzen für die Societät jährliche Nachrichten durch den Druck bekannt gemacht werden. Es ist einleuchtend, daß diese Publizität nicht zu groß seyn könnte, und wenn sie auch so weit ginge, daß jeder Interessent das Recht erhielte, sich die Hauptbücher der Anstalt in gewissen Terminen vorlegen zu lassen: so würde das nur zur Vermehrung des Zutrauens dienen, ohne irgend Schaden veranlassen zu können. Fr.

Millionen Mark Banko versichert, 150,000 Mark Banko, und sind 40 Millionen Mark Banko versichert, 200,000 Mark Banko angenommen. Ueber 40 Millionen hinaus steigt es nicht mehr in demselben Verhältnisse, sondern bis zu 60 Millionen werden in Einem Gebäude nicht mehr wie 200,000 Mark Banko versichert. Von 60 Millionen angerechnet aber bis zu 100 Millionen und darüber werden in Einem Gebäude 250,000 Mark Banko angenommen.

Die geringste Summe für bewegliche Effekten, die bey der Societät versichert werden kann, ist 2000 Mark Banko *).

§. 14.

Nur ganz unversicherte Objecte, oder der bey andern Assecuranzanstalten nicht versicherte Theil des Eigenthums, können bey dieser Association versichert werden, und die Gegenstände, deren Versicherung übernommen wird, sind Kaufmannsgüter, Fabrikwaaren, Mobilien und der unversicherte Theil der Erben nebst allen den Häusern und Gebäuden, die von der Feuerkasse nicht versichert werden. Jedoch ist hierbey zu bemerken:

1) Daß auf Wechselbriefe, Schuldverschreibungen, Cautionsscheine, Urkunden und baar Geld keine Versicherung angenommen wird.
2) Daß, falls die Versicherung gültig seyn und Schadenersatz geleistet werden soll:

a)

*) Die Bestimmung einer Summe, über welche nicht versichert wird, ist offenbar nothwendig, und ein halb Prozent in einem Gebäude, oder in einem Risiko scheint in jeder Rücksicht ein passendes Verhältniß. Die kleinste Summe könnte bey uns 500 Rthlr. seyn. Sie noch kleiner anzunehmen, ist theils wegen der mit der Berechnung verbundnen Weitläuftigkeit, hauptsächlich aber deshalb nicht rathsam, weil der Societät daran gelegen seyn muß, nur einigermaßen wohlhabende Mitglieder zu haben, bey denen gehörige Aufsicht auf Feuer und Licht, so wie gehörige Bauart der Feuerungen, doch eher als bey solchen zu vermuthen ist, die ein unter 500 Rthlr. werth seyendes Mobiliar besitzen. Auch würde es nützlich seyn, keine Summe anders als mit 100 oder wenigstens 50 aufgehend, zur Versicherung anzunehmen. Fr.

a) den 17ten, 18ten, 19ten und 20sten §§. ersten Theils der neu revidirten Feuerord nicht entgegen gehandelt seyn muß;

b) absichtlich unrichtige Anzeigen oder Verg gung eines Umstandes, der die Gefahr v ßert, wie auch übertriebne Angaben des W der versicherten Sachen und überhaup betrügliche Handlungen vermieden werden sen; und endlich

c) eine anderweitig auf das zu versichernde thum bereits geschehene oder künftig ges sc

*) Niemand soll Flachs oder Hanf in seiner Wo oder seinem Raume, ungebunden liegen haben, es muß solches in Fässern, Packen, oder mit Haa zogen, verwahrlich gehalten werden; auch sollen die schläger insonderheit keinen Hanf in ihren Häusern Stadt, sondern in den dazu eingerichteten Buden halb der Stadt aufzulegen haben. Wer hierwide delt, der ist in 15 Rthlr. Strafe verfallen.

Aller Pech und Theer muß, bey 10 Rthlr. Straf dem dazu angeordneten Theerhofe gebracht werden, daß denen, die damit handeln, dreyßig Tonnen vo den zusammen, wegen der verschiedenen Sorten, z zu haben, erlaubet werden.

Es soll niemanden erlaubet seyn, vom Terpentin dergleichen Oehle mehr, als ein Faß oder Oxhoft der Sorte, und vom Spieköhle mehr, als eine Kiß 3 blecherne Flaschen, welche letztere zusammen un 50 Pfund in sich halten, wie auch vom raffinirten E fel nicht über zwey Tonnen in seinem Hause, oder raume zu haben: Da denn alles übrige nach dem hofe, oder der Schwefel an einen, von den Artillerie zu bestimmenden, Ort zu schaffen ist. Wer hie handelt, der muß jedesmal 10 Rthlr. Strafe erlegen

Weil bey dem Büchsenpulver, wegen der damit v denen Gefahr, besondere Aufsicht nöthig ist; so so Bürger, Inwohner oder Jemand anders sich unterfi solches in der Stadt (außer was jedem Bürger, nac halt der Wachtordnung, zu haben auferlegt ist, und denen, die das Pulver im Kleinen verkaufen, bis zu zig Pfund im Hause zu haben erlaubet wird), in Haus, in Keller, Packräume und sonsten, oder in S innerhalb der Bäume und Häfen, einzunehmen, so es soll alles Pulver, sobald es in die Stadt, oder halb deren Bäume und Häfen, kommt, nach dem, den Herren der Artillerie, als welchen vor der Ein gung davon Nachricht gegeben werden muß, anzum den Orte gefahren und gebracht, und widrigenfalls k zirt, auch derselbe, bey welchem es gefunden wird, hoher willkührlicher Strafe belegt werden. Fr.

sollende Versicherung, verbunden mit dem Belauf, bis zu welchem das Object anderweitig versichert werden soll, bey der Societät angegeben und in den Polizen angezeigt seyn muß.

3) Daß Gemählde, Bildhauerarbeit, Naturalien, Kunstsachen, Bücher, Instrumente, goldne, silberne, plattirte Sachen u. s. w., auch Prätiosen, als wohin Juwelen und Geschmeide aller Art gehören, nahmentlich angezeigt, und entweder nur nach ihrem wirklichen oder Einkaufswerthe, ohne daß ein Preis der Liebhaberey darauf gesetzt wird, oder nach einem der Association angezeigten und von ihr genehmigten Preis der Liebhaberey taxirt seyn müssen, falls sie unter die versicherten Sachen gerechnet werden sollen.

4) Daß, so lange die Feuerkasse nicht den völligen Belauf des, dem Staate bekannten, Werths der Erben versichert, auf bereits in der Feuerkasse stehende Häuser und Gebäude keine höhere Versicherung als bis zu dem Belauf der Schoßsumme angenommen wird, mit beygefügter ausdrücklichen Bedingung, daß ein jeder, sowohl öffentlich, als unter der Hand geschehene Verkauf des versicherten Erbes, nebst dem Kauf-Pretio der Association angezeigt werde.

Sollte in der Folge bey der Feuerkasse eine solche Veränderung getroffen werden, daß bey ihr der völlige Belauf des, dem Staate bekannten, Werths der Erben versichert werden kann; so giebt die Association diesen Theil ihrer Versicherung ab.

5) Daß Häuser und Gebäude, die von der Feuerkasse nicht versichert werden, vorher von der Association, durch zwey sachkundige Männer, im Beyseyn des Bevollmächtigten, und zwar jeden Theil derselben, als Wohnhaus, Mittelhaus, Speicher, Fabriken, Stallraum u. s. w. separat, auf Kosten dessen, der versichern läßt, taxirt werden müssen, welche Taxation den Umständen nach auch wohl alle fünf Jahre, und falls der Eigner innerhalb derselben sein Haus verfallen läßt, nach geschehener Warnung, auch wohl während dieses Zeitraums zu wiederholen ist; damit selbst im Laufe der alten Polize, die Summe den Umständen nach, gehörig herab gesetzt werden könne.

§. 15.

Wenn in den Polizen nicht einige Gegenstände besonders bestimmt, andere aber nahmentlich ausgeschlossen sind, so erstreckt sich die Versicherung auf alle Objecte, die sich an dem in den Polizen angezeigten Orte zur Zeit der Feuersbrunst befinden, und die einer Beschädigung durchs Feuer oder durch die Löschungsanstalten ausgesetzt sind, und wodurch derjenige, der die Prämie bezahlt hat, Schaden leiden kann.

Werden die versicherten beweglichen Effekten an einen andern, als den in den Polizen angezeigten Ort hingebracht, so cessirt die Versicherung, falls man dies nicht sogleich dem Bevollmächtigten anzeigt, die nöthigen Verabredungen deshalb mit ihm trift, und das Erforderlichste in den Polizen bemerken läßt *).

Dritter Abschnitt.

Bestimmung der Versicherungszeit, der Prämie und des Fonds der Association.

§. 16.

Zum Eintritt in diese Association erlegt ein jeder Interessent, der auf Jahre versichern läßt, wobey jedoch nicht weniger als fünf nach einander folgende Jahre angenommen werden, $\frac{1}{2}$ pro Mille seiner versicherten Summe zum voraus als Einschuß, und die im §. 18. bestimmte jährliche Zulage praenumerando auf fünf Jahre.

Jedes nachkommenden Interessenten Einschuß wird, falls ein Fonds bereits gesammlet worden, dessen Repartition auf das ganze versicherte Kapital mehr als $\frac{1}{2}$ pro Mille für die zu versichernde Summe beträgt, nach dieser Repartition bestimmt, und kann also nach Maßgabe der Umstände vergrößert, aber nie verringert werden. Sind zum Beyspiel bey einem gesammelten Fond von 60,000 Mark Banko 30 Millionen Mark Banko versichert, so muß ein neu hinzu kommender Interessent, der 100,000 Mark versi

*) Die in §. 14. Nr. 1. 2. 3. enthaltenen Bestimmungen sind völlig zweckmäßig und allgemein anwendbar; 4 und 5 sind lokal. Das erstere gilt auch von §. 15. Fr.

versichern lassen will, 200 Mark als Einschuß bezahlen, statt daß, ein jetzt eintretender Interessent für eben die Summe nur 50 Mark als Einschuß erlegt *).

Wer, um die Association zu befördern, und ihr einen möglichst großen baaren Fonds zu verschaffen, selbst wenn er noch in andern Assekuranz-Compagnien versichert ist, sogleich als contribuirendes Mitglied, ohne Schadenersatz zu fordern, bey Eröffnung dieser Societät ihr beygetreten ist, oder ihr beytreten will, der genießt alle Vortheile der ersten Interessenten in Betreff des Einschusses (§. 16.), bezahlt, ehe er selbst keinen Schadenersatz fordert, bey außerordentlichen Nachschüssen (§. 20.) keinen Beytrag, und die Association creditirt ihm innerhalb der Zeit, da ihm noch kein Schadenersatz zugesichert ist, für den Einschuß und die praenumerando auf fünf Jahre gegebene Zulage (§. 18.), berechnet ihm diese Summen bey seinem Eintritt zum wirklichen Interessenten, und verspricht ihm, bis zu solcher Wiederbezahlung 4 pCt. pr. Anno Zinsen Courant von Banko.

*) Die Hauptsache, worauf es bey einer zu errichtenden Mobiliar-Feuerversicherungs-Societät ankommt, ist gewiß die Bestimmung der zu erlegenden Prämie, da bey einer solchen Anstalt die Entschädigung der Mitglieder durch Repartirung der aufzubringenden Summe nach geschehenem Schaden ganz unthunlich ist. Die in diesem §. enthaltene Einrichtung ist, in so fern sie bestimmt, daß später zutretende pro rata des gesammelten Fonds ihren Einschuß vergrößern müssen, ohne Zweifel der Billigkeit so gemäß, daß sie nachgeahmt werden muß. Glücklich wären wir, wenn wir auch in Absicht der Größe dieses Einschusses, und besonders der Prämie, der hamburgschen Association folgen könnten. Daß bey so vielen zweckmäßigen und vernünftigen Abweichungen von den Planen der englischen wechselseitigen Societäten, der Unterschied zwischen Einschuß und Prämie beybehalten und nicht die Prämie allein, wie bey den andern, für Gewinn zeichnenden Societäten angenommen wird, hat seinen großen Nutzen. Es ist nothwendig, eine wechselseitige Societät gleich von Anfang in den Stand zu setzen, einige Unglücksfälle zu ertragen, ohne Nachschuß zu fordern, und dies wird durch den Einschuß erreicht. Uns wird derselbe aber den Fond zur Besoldung des Personals, und zugleich die Sicherheit wegen der richtig abzuführenden Prämien darbieten. Fr.

Eine andere Wiederbezahlung aber findet keine Statt: es sey denn, daß der Tod den wirklichen Eintritt eines contribuirenden Mitgliedes verhindert. Alsdann wird der geleistete Vorschuß unweigerlich zurück bezahlt.

Ueber das vorgestreckte Kapital selbst erhält ein jedes contribuirende Mitglied einen Empfangschein. (Beyl. No. 7.) *)

§. 18.

Die jährliche Zulage oder Prämie für diejenigen, die auf Jahre versichern lassen, ist, der Regel nach, so lange keine bedenkliche und erschwerende Umstände hinzukommen:

1) Für Kaufmannsgüter in Packräumen, Böden oder Kellern unter oder in welchen keine Feuerstätte ist, für Mobilien, wohin Hausrath aller Art gehört, für den nicht in der Feuercasse versicherten Theil der Erben, und für ganz unversicherte Häuser und Gebäude, mit Vorbehalt der No. 3. dieses §. beygefügten Einschränkung $\frac{3}{4}$ pr. Mille.

2) Für Kaufmannsgüter in Häusern oder an Orten, wo eine oder mehrere Feuerstätten sind, $\frac{5}{4}$ pr. Mille.

3) Für sämmtliche Fabrikwaaren, wohin nicht allein die der Zuckersieder, Kattundrucker, Branntweinbrennern, Bäcker, Brauer, Tabaksfabrikanten, Kerzengießer, u. s. w. gehören, sondern auch alles, was das Fabrikwesen angeht, und wobey mit Feuer gearbeitet wird, gerechnet werden muß; für Apotheker, Krämer, Specerey-, englische kurze Waaren, sammt allem, was dem Verderben durchs Wasser beym Löschen leicht ausgesetzt ist, für Flachs, Heede, Korn, Branntwein, Spiritus vini, und alle andere feuerfangende Sachen, wie auch für den unversicherten Theil der Häuser, in denen entweder Fabriken sind,

*) Die in diesem §. angebotene Verzinsungeines vor dem eigentlichen Beytritt zu erlegenden Nachschusses kann bey uns nicht statt finden, wenn dieser Einschuß durch die Zinsen den Besoldungsfond geben soll. Kr.

sind, wo mit Feuer gearbeitet wird, oder auch worin obige Sachen sich befinden, ½ pr. Mille *).

§. 19.

Unter drey Monathe wird keine Versicherung angenommen. Wer aber monathweise, auf drey, sechs, neun, zwölf Monathe u. s. w. versichern lassen will, muß, wenn keine besondere und bedenkliche Umstände hinzukommen, die auf's Jahr geltende Prämie, im Verhältniß der Zeit doppelt bezahlen; jedoch ist er frey von Bezahlung des Einschusses, und giebt bey etwa erforderlicher, durch Brandschäden während der Versicherungszeit veranlaßter Zubuße, nur die Hälfte von dem als Nachschuß, was die auf Jahre Versicherten ganz zahlen. Daher schränkt sich seine Verbindlichkeit im äußersten beynahe ungedenkbaren Falle, auf zwey Procent seiner versicherten Summe ein **).

*) Zu Bestimmung der Prämie nach der Lage der in den preußischen Staaten sich befindenden Interessenten werden in der Folge Berechnungen vorgelegt und darauf gegründete Vorschläge gemacht werden. Die hamburgsche Association hat die Erfahrung ihrer uralten Brandcasse für Häuser benutzt, und darnach mit großem Recht die mittlere Durchschnittsgefahr geschätzt, die Prämie aber, um sich völlig sicher zu setzen, daß ohne außerordentliche Unglücksfällen ein Fond gesammelt werden muß, um ½ pro Mille höher angesetzt; denn die jährliche Prämie von Häusern ist drey Achttheil vom Tausend. In Deutschland giebt es wahrscheinlich keine, größtentheils aus Gebäuden von Fachwerk bestehende Stadt, in welcher eine so geringe Prämie zureichend wäre. Das Verhältniß nach den Graden der Gefahr scheint mir der Billigkeit und Erfahrung völlig gemäß, wenn die Rede von Gebäuden gleicher Bauart ist. Dies ist der Fall in Hamburg, wo besonders die Speicher, wie ich glaube ohne Ausnahme, von Holz und Fachwerk erbaut sind. Und das wird auch der Fall seyn, wenn eine Mobiliar-Brandversicherungs-Societät für die Provinzial-Städte in den preuß. Staaten errichtet werden soll, da in diesen ganz von Brandmauern errichtete, mit Gebäuden von Fachwerk nicht zusammen hangende Häuser noch immer seltne Ausnahmen vom gewöhnlichen sind. Fr.

**) Für einen Ort wie Hamburg, wo ein sehr großer Theil der zu versichernden Güter in Waaren besteht, die bald in großer Menge, bald in weit geringerer Quantität vorräthig sind, ist die in diesem §. enthaltene Einrichtung ohne Zweifel nützlich, und ohne Schwierigkeit ausführbar. Eine für mehrere Provinzen zu errichtende Societät kann sich schwer-

a) [illegible] *) [illegible]

b) [illegible]

c) [illegible]

d) [illegible]

§. 21.

Wenn zur Ersetzung eines Brandschadens ein Nachschuß gegeben worden ist; so kann bey der Association nicht eher wieder an Sammlung eines Fonds gedacht werden, als bis der Nachschuß wieder erstattet, und also diese Schuld abgetragen worden ist. (Beylage No. 4) Bis dahin wird dazu die jährliche Zulage verwandt. Wer aber während der Zeit der allmähligen Wiederbezahlung des geleisteten Nachschusses seine Polize tilgen, oder nach dem Ablauf derselben sie nicht wieder erneuern läßt, also weiterhin kein Interessent bleibt, verliert mit seinem Austritt aus der Societät alle seine Ansprüche auf Wiederbezahlung des von ihm pro rata seiner versicherten Summe geleisteten Nachschusses *).

wir haben Erfahrungen gemacht, die alle Berechnungen Lügen strafen, und ich darf nur an den kopenhagenschen Brand erinnern, um jeden zu überzeugen, daß weder Lage des Orts, noch Feueranstalten, noch Menschenmenge vor großen Unglücksfällen der Art sichern, wenn ungünstige Umstände zusammen kommen. Der ruppinsche Brand war uns näher; dieser entstand in den Scheunen, einige hundert Schritte vor der Stadt. Während die Sprützen zwischen den Scheunen arbeiteten, warf ein heftiger Sturm das Flugfeuer über die ganze Stadt, zündete an so viel Orten zugleich, daß an kein Retten der Gebäude zu denken war, und fast nichts übrig blieb, als was über dem Winde lag. Ganz anders verhält sich die Sache, wenn von einer Mobilien-Brandkasse für eine große Anzahl von Städten, oder ein ganzes Land die Rede ist; und wenn die hamburgsche Association durch die geringe Prämie, welche dort, bey der Lage des Orts, der vielen Fleeten und Wasserleitungen, und der ganz vortrefflichen Feueranstalten hinreichend ist, einen Vorzug hat: so wird ihn, nach meiner Ueberzeugung, eine allgemeine Brandversicherungsanstalt für einen beträchlichen Theil der königlich preußischen Staaten dadurch haben, daß, bey einem der bisherigen Feuersgefahr an Häusern angemessenen Einschuß und Prämie, eine solche Zubuße nie nothwendig werden kann. Denn es ist klar, daß selbst ein großer Unglücksfall, welcher die städtische Immobiliar-Feuercasse trifft, deshalb noch nicht bedeutend für die Mobiliar-Brandversicherungscasse seyn müsse, weil es nicht glaublich ist, daß der zehnte Theil der Stadtbewohner seine Mobilien werde versichern lassen, und weil bey weitem die meisten Feuerschäden bey dem unbemittelten Theile der Einwohner entstehen. Fr.

*) Die Möglichkeit eines erforderlichen Nachschusses angenommen: so ist nicht wohl abzusehen, wie dieser Nachschuß

§. 22.

Zum Besten der Societät darf die Direction mi dem Fonds der Association auf sichre Wechsel discon tiren. Um aber selbst hierbey allen Schein von Pa theilichkeit zu entfernen; so wird bestimmt, daß nich allein keine, den einen oder den andern der Directo ren weder in Ansehung der Ausstellung noch de Accepts und Indossements directe oder indirecte be treffende, sondern auch nur von fremden Plätzen au hier gezogene, Wechsel angenommen werden sollen *)

Vierter Abschnitt.

Obliegenheiten der Associirten.

§. 23.

Außer den implicite in vorigen Abschnitten be stimmten Obliegenheiten, ist jeder Interessent insbe sondere verpflichtet, Einschuß, (§. 16.) Prämie (§ 18.) und den etwa erforderlichen Nachschuß (§. 20. auf das pünktlichste, unter ausdrücklicher Verzicht leistung auf alle nur zu erdenkende Einreden un Ausflüchte, bey Strafe der promptesten extrajudici ellen Execution zu bezahlen. Und zwar:

schuß durch künftige Zubuße getilgt werden soll? Sämm liche Interessenten haben ihre Zulage auf 5 Jahre vo ausbezahlt, sind also nicht verbunden, von neuem vor A lauf dieser Zeit zuzulegen, mithin würde nur von neu ei tretenden Mitgliedern Einschuß und Zulage zu erwart seyn. Wer wird aber von neuem eintreten wollen, we er weiß, daß sein Geld zur Bezahlung einer alten Schu der Societät verwandt werden soll, er folglich bey d ersten Feuerschaden sogleich Nachschuß wird zahlen mü sen? Es scheint daher für die beabsichtigte Societ zweckmäßiger, entweder in den ersten Jahren, wie bey Wittwen-Societät, nicht ganzen Schadenersatz zu versp chen, sondern etwa im ersten Jahre nach dem Beyt nur 50, im zweyten 75 und im dritten erst volle 100 p zuzusagen, und auf die Art einen Fond zu sammeln, vor aller Zubuße sichert; oder folglich festzusetzen, daß Societät aufgelöset seyn soll, sobald durch außerordent che Unglücksfälle der zusammen gebrachte Fond erschö ist. Diesen letztern Fall so viel als möglich zu verhü ist zum Anfang der Societät eine stärkere Prämie nö wendig, als sie in der Folge seyn wird. Fr.

*) Zur Benutzung des Fonds giebt uns die Seehandl und Bank hinreichend Gelegenheit. Fr.

1) muß Einschuß und Prämie, zu der jeder Interessent, nach Masgabe seiner, in dem sub No. 1 beyfolgenden Formular, dem Bevollmächtigten zur Versicherung angezeigten, und von ihm übernommenen Summe von 1sten October dieses Jahrs 1795, Mittags um 12 Uhr, angerechnet, verbunden ist, innerhalb zweymal vier und zwanzig Stunden nach Ablieferung der Polize, entweder in Banko abgeschrieben, oder in Courant dem Bevollmächtigten gegen Quittung (Beylage No. 5,) entrichtet seyn.

Ist der Interessent so saumselig, daß er es wegen des Einschusses und der Prämie zur Execution kommen läßt; so ist er noch überdieß verbunden, ein andres $\frac{1}{2}$ pro Mille der versicherten Summe, als Strafe zum Besten des Fonds der Associaten zu entrichten, und hat keinen Schadenersatz von ihr zu fordern, wenn er nicht 8 Tage nach der executivischen Beytreibung des Einschusses und der Prämie, auch diese Strafe entrichtet hat.

2) Muß ein jeder Interessent den nach Aufmachung eines Brandschadens von der Direction, etwa für erforderlich erkannten Nachschuß, nach geschehener Anforderung durch ein gedrucktes, von beyden ältesten Directoren unterschriebenes, Formular, (Beylage No. 2.) innerhalb 8 Tagen präcise als Wechselgeld entrichten. In Entstehung dessen wird nicht nur der Nachschuß sogleich executivisch beygetrieben, sondern auch der Nachlässige eo ipso von der Association excludirt, und er verliert, von dem Augenblick der Execution an, alle seine an der Societät und ihrem Fonds habende Rechte.

§. 24.

Da nach §. 20. ein jeder Interessent der Association außer dem Einschusse und der jährlichen Zulage oder Prämie entweder mit 4 pCt. seiner versicherten Summe, wenn er auf Jahre hat versichern lassen, oder mit 2 pCt., wenn seine Versicherung sich nur auf Monathe erstreckt, bis zum Augenblicke des Ablaufs seiner Polize, oder bis zu dem Augenblicke, da er seine Polize, mit Entsagung aller Rechte und Ansprüche an dem Fonds, von dem Bevollmächtig-

ten hat mortificiren lassen, (§. 2.) verhaftet ist; so muß er sich dazu durch eigenhändige Unterschrift des folgenden Schuldscheins bey der Association verpflichten:

„Ich Endesunterzeichneter unterwerfe mich „nicht allein den, mir wohlbekannten, Verfas„sungs-Artikeln der Association in allen und je„den Punkten, sondern bekenne auch noch über„dieß durch meine Nahmens Unterschrift, für „mich und meine Erben, daß, wenn während „des Laufs meiner Polize (n) von der Direc„tion der Association zur Versicherung gegen „Feuersgefahr, zum Behuf der Ersetzung eines „Brandschadens, ein Nachschuß gefordert wer„den sollte, ich der bemeldeten Association bis „zu 4 pCt (2 pCt.) des von mir, ausweise mei„ner Polize (n) und des Hauptbuchs der Asso„ciation, versicherten Capitals verhaftet bin, und „gelobe und verspreche die zur Bezahlung der„selben erforderliche ganze Summe entweder „auf einmal, oder in mehrern Malen, oder was „von ihr den Umständen nach verlangt werden „sollte, innerhalb 8 Tagen, nach der Anzeige „der Direction, promt als Wechselgeld, bey „Strafe der schneüsten extrajudiciellen Exekution, „zu entrichten.

„Ich renunciire deshalb auf alle nur zu erden„kende Einreden und Ausflüchte. Alles sonder „List und Gefährde.“ So geschehen Hamburg „den 17

Die Direction wird sogleich nach Bezahlung der, zum Schadenersatz geforderten, Summe den Belauf derselben von dem Schuldbriefe abschreiben, und jedem Interessenten eine Anzeige, über die Procente, die er noch bey künftigen Fällen zu bezahlen schuldig ist, zuschicken. (Beylage No. 3.)

Sobald wie einer der Interessenten, von dem die Association weiter nichts zu fordern hat, austritt, wird der Schuldbrief in seiner Gegenwart vernichtet.

Ist ein Interessent zwar wohnhaft im Hamburg, aber nicht im hiesigen nexu und der hiesigen Jurisdiction nicht unterworfen, so muß ein voller Bürger, den die Association für suffisant hält, den Schuldbrief als selbstschuldiger Bürge, mit ausdrücklicher Ver-

Verzichtleistung auf das beneficium excussionis seu ordinis, mit unterschreiben *).

§. 25.

Zum Beweise, daß der Abgebrannte oder Beschädigte nicht dolose verfahren sey, ist ein jeder, der Schadenersatz fordert, vor Leistung desselben verpflichtet, wenn die Direction es verlangen sollte, das beym ältesten Herrn Prätore Wohlw. geführte Protokoll, über die Untersuchung der Ursachen des Brandes, zur Abwendung eines jeden Verdachtes, sich von E. Hochedl. und Hochw. Rathe per Supplicas zu erbitten, und nach Erhaltung desselben es unweigerlich der Direction zu communiciren **).

Fünf-

*) 1) Bey einer über ein ganzes Land verbreiteten Anstalt ist es wohl rathsam, gewisse Termine im Jahre festzusetzen, in welchen allein die Reception geschieht, auch die Polizey nicht eher auszuhändigen, als nach geschehener Zahlung des Beytrags, also auch hier die Wittwen-Societät nachzuahmen. Fr.

2) Wenn kein Nachschuß gefordert werden darf, bedarf es auch dieser Verfügung nicht, die ohnehin nur in einer einzelnen Stadt, deren Bewohner unter einer Obrigkeit stehn, ausführbar ist. Aus eben dem Grunde ist der Inhalt des §. 24. nicht anwendbar. Fr.

**) Da bey einer weit ausgedehnten Societät vor der Aufnahme des Versicherten keine Untersuchung der Gebäude und des Grades der Gefahr, welcher die Güter ausgesetzt sind, möglich, wenigstens mit großen Weitläuftigkeiten verbunden ist, und deshalb die Schätzung der Gefahr jedem Versicherten selbst überlassen werden muß: so ist bey einer solchen auch auf mehr als eine Art ein dolöses Verfahren möglich, und ein gerichtliches Zeugniß, daß der Abgebrannte nicht selbst an dem Feuerschaden schuld sey, erschöpft in diesem Falle den Beweis nicht, daß der Beschädigte in aller Rücksicht redlich zu Werke gegangen sey, was doch bey jeder Assecuranz, wenn sie gültig seyn soll, nothwendig ist. Brandversicherungen haben indessen in dieser Rücksicht einen großen Vorzug vor den Assecuranzen gegen Seegefahr. Wenn bey diesen unzählige Betrügereyen möglich sind, deren Entdeckung, wenn das Schiff versenkt ist, ganz unmöglich ist: so sind bey Brandversicherungen immer eine Menge Zeugen, die nicht allein von der Beschaffenheit der abgebrannten Gebäude vor dem Brande, sondern auch von der Quantität und Art der Güter Auskunft geben können, und selbst die geretteten Güter, wenn sie durch die Polizey, wider den Wunsch und Willen des Abgebrannten, geborgen werden, können zur Entdeckung eines betrügerischen Verfahrens

Anlaß

Fünfter Abschnitt.

Verbindlichkeit der Association.

§. 26.

Die Association bezahlt allen wirklichen Schaden, der das versicherte Object betrift, und der das versicherte Capital nicht übersteigt, er sey durchs Feuer selbst, oder durchs Wasser beym Löschen, oder auf andre Weise bey entstehendem Feuer veranlaßt, und bey dem der Abgebrannte oder Beschädigte nicht dolose verfahren ist, mit 100 pCt. nach vollführtem Beweise, in Zeit von einem Monath, wenn ein Nachschuß nöthig ist, ohne diesen in Zeit von acht Tagen; vorausgesetzt, daß der ganze Werth der Güter, die sich an dem Ort des Brandes befunden, bey dieser Association versichert gewesen ist, sonst in dem Verhältniß der, bey der Association versicherten, Summe zu der vom Schadenleidenden überhaupt versicherten Summe. Die Grundsätze übrigens, die bey Berechnung des Schadens befolgt werden, enthält der §. 28 *).

§. 27.

Anlaß geben. Es muß daher der Direction einer solchen Societät nach eingetretenem Brandschaden, ohne daß dadurch dem guten Nahmen des Versicherten zu nahe getreten werde, frey seyn, alle zweckdienliche Mittel anzuwenden, um sich zu überzeugen, daß der Beschädigte ganz redlich verfahren sey, wobey jedoch zu Beendigung dieser Untersuchung eine kurze Frist festzusetzen seyn würde. Fr.

*) Der Inhalt dieses §. kann ganz beybehalten werden, in so fern nicht der schon beym 22. §. gemachte Vorschlag um die Möglichkeit eines erforderlichen Nachschusses zu verhüten, im ersten Jahre nur um 50, im zweyten 75 pCt. und erst im dritten allen wirklichen Schaden zu ersetzen, angenommen würde. Durch diese Maßregel würde noch ein Zweck erreicht. Man würde Betrüger abhalten, die wahrscheinlich nicht so sehr zu fürchten sind, wenn sie wissen, daß erst nach Verlauf von drey Jahren der ganze Nutzen einer ausgeübten Bosheit zu hoffen ist, und gewöhnlich nicht so lange Zeit haben. Ehrlichen Leuten, welche ihre Güter bisher nicht versichert hatten, wird für das erste Jahr der Ersatz des halben Schadens genügen; und wer sich bisher für Prämie hat versichern lassen, dem steht es ja frey, sich ferner mit der Anzeige, daß er schon auf 50 pCt. versichert sey, noch auf ein Jahr assecuriren zu lassen, und bey eintretendem Unglück die Hälfte seines Schadens von der auswärtigen, die andere Hälfte aber von der wechselseitigen Societät bezahlt zu nehmen. Fr.

§. 27.

Zum Beweise des wirklichen Schadens, und der Größe desselben verlangt die Association:

1) Bey Kaufmannsgütern, wohin Waaren aller Art und Fabrikate gehören, wie auch bey Fabrikgeräthschaften, den Beweis durch die Handlungsbücher oder durch die letzte Bilanze, durch das Inventarium oder auf eine andere befriedigende Weise, das ist, durch eine eidliche Angabe und Bekräftigung über die Wirklichkeit und Größe des Verlustes von dem Eigner, seinen Leuten, und allen solchen Personen, die das Eigenthum genau kannten und qualificirt sind, den Werth der verbrannten und beschädigten Güter zu beurtheilen.

2) Bey Mobilien, wohin auch die Sachen gehören, worauf etwa ein Preis der Liebhaberey gesetzt worden, verlangt die Association eine, den Umständen nach möglichst genaue, Angabe des Verlustes, und falls für Prätiosen, als Juwelen, Geschmeide u. s. w. und für goldne und silberne Sachen ein Ersatz gefordert wird, eine specificirte Anzeige der verlornen Sachen und ihres Werthes, die eidlich erhärtet werden muß.

3) Bey dem unversicherten Theil der Erben aber und bey den Häusern und Gebäuden, die von der Feuercasse nicht versichert werden, muß der Beweis der Wirklichkeit und Größe des Verlustes durch Untersuchung der Brandstelle und Taxation geführt werden *).

§. 28.

*) Der Beweis bey Kaufmannsgütern, Fabrikaten und Fabrikgeräthschaften kann, wenn die Handlungsbücher geretet sind, keine Schwierigkeit haben, wenn von Großhandlung die Rede ist. Beym Detail-Handel hingegen scheint es fast unmöglich, den Verlust im einzelnen ganz bestimmt angeben zu können, und in einem solchen Falle würde die eidliche Angabe des Beschädigten wohl unentbehrlich seyn. Wenn derselbe daneben noch von zwey Mitgliedern der Societät die Versicherung an Eidesstatt beybrächte, daß sie den angegebenen und beschwornen Schaden wirklich für so groß hielten, als er angegeben worden: so wäre das vielleicht genug. Da indessen wohl zu vermuthen ist, daß wenn eine solche Societät zu Stande kommt, ein sehr großer Theil der Mitglieder aus Detail-Händlern bestehen wird: so ist es allerdings der Mühe werth, auf diesen Punkt bey Abfassung der Gesetze reifliche Rücksicht zu nehmen.

§. 22.

Zum Besten der Societät darf die Direction mit dem Fonds der Association auf sichre Wechsel discontiren. Um aber selbst hierbey allen Schein von Partheilichkeit zu entfernen; so wird bestimmt, daß nicht allein keine, den einen oder den andern der Directoren weder in Ansehung der Ausstellung noch des Accepts und Indossements directe oder indirecte betreffende, sondern auch nur von fremden Plätzen auf hier gezogene, Wechsel angenommen werden sollen *).

Vierter Abschnitt.

Obliegenheiten der Associirten.

§. 23.

Außer den implicite in vorigen Abschnitten bestimmten Obliegenheiten, ist jeder Interessent insbesondere verpflichtet, Einschuß, (§. 16.) Prämie (§. 18.) und den etwa erforderlichen Nachschuß (§. 20.) auf das pünktlichste, unter ausdrücklicher Verzichtleistung auf alle nur zu erdenkende Einreden und Ausflüchte, bey Strafe der promptesten extrajudiciellen Execution zu bezahlen. Und zwar:

1)

schuß durch künftige Zubuße getilgt werden soll? Sämmtliche Interessenten haben ihre Zulage auf 5 Jahre vorausbezahlt, sind also nicht verbunden, von neuem vor Ablauf dieser Zeit zuzulegen, mithin würde nur von neu eintretenden Mitgliedern Einschuß und Zulage zu erwarten seyn. Wer wird aber von neuem eintreten wollen, wenn er weiß, daß sein Geld zur Bezahlung einer alten Schuld der Societät verwandt werden soll, er folglich bey dem ersten Feuerschaden sogleich Nachschuß wird zahlen müssen? Es scheint daher für die beabsichtigte Societät zweckmäßiger, entweder in den ersten Jahren, wie bey der Wittwen-Societät, nicht ganzen Schadenersatz zu versprechen, sondern etwa im ersten Jahre nach dem Beytritt nur 50, im zweyten 75 und im dritten erst volle 100 pCt. zuzusagen, und auf die Art einen Fond zu sammeln, der vor aller Zubuße sichert; oder folglich festzusetzen, daß die Societät aufgelöset seyn soll, sobald durch außerordentliche Unglücksfälle der zusammen gebrachte Fond erschöpft ist. Diesen letztern Fall so viel als möglich zu verhüten, ist zum Anfang der Societät eine stärkere Prämie nothwendig, als sie in der Folge seyn wird. Fr.

*) Zur Benutzung des Fonds giebt uns die Seehandlung und Bank hinreichend Gelegenheit. Fr.

auch von dem Schaden bezahlt, ist zum Beyspiel das am Brandort gelegene Object 100,000 Mark werth, der Schade 20,000 Mark groß, und die versicherte Summe nur 10,000 Mark, so bezahlt die Association 10 pCt. des Schadens oder 2000 Mark, weil nur 10 pCt. der vorräthigen Güter versichert waren; es sey denn, daß der Schadenleidende befriedigend beweisen könne, daß das, was sein Eigenthum von den verbrannten Sachen gewesen, ganz versichert worden ist, und daß die Differenz zwischen der versicherten Summe und dem Werth der am Brandorte gelegenen Sachen von fremdem unversicherten Eigenthum herrühre; dann wird beym Schadenersatz auf das fremde Eigenthum und dessen Verhältniß zum Schaden keine Rücksicht genommen werden.

2) Ist das Object, wofür Schadenersatz gefordert wird, auch anderswo versichert gewesen, so werden alle Assecuranzen als Eine angesehen, und von jeder versicherten Summe gleiche Procente bezahlt; nur mit dem Unterschiede, daß, wenn die eine oder andere Assecuranz-Compagnie nach ihren Verfassungs-Artikeln von der zu bezahlenden Summe einige Procente decourtiren sollte, diese Association, die Summe ohne Abzug einiger Procente bezahlt *).

§. 29.

Beym Ausmitteln des Schadens werden:

1) Bey Kaufmannsgütern und Fabrikaten die geretteten unbeschädigten Sachen vom Eigner zu dem Börsenpreise übernommen, nach welchem gleich-

*) Die Billigkeit der in obigem §. enthaltenen Berechnungsart leuchtet ein, und es ist ein Vorzug dieser Association, daß sie sich darüber bestimmt erklärt hat, daß, wenn an dem Orte der Versicherung mehr Güter für Rechnung des Versicherten waren, als er hat versichern lassen, er für den Ueberschuß als Selbstversicherer angesehen werden soll. Die englischen Societäten haben sich in ihren Propositionen darüber gar nicht erklärt. Ob sie diese Erklärung überflüssig fanden, oder ob sie den ganzen Betrag der Polize ersetzen, wenn der Versicherte auch mehr zu verlieren gehabt hat, weiß ich nicht. Fr.

falls der Schade ersetzt wird. Hätten diese C
keinen Börsenpreis, so wird der Werth der
durch Taxation sachkundiger Leute bestimmt
beschädigten Sachen aber werden entweder
einem ausgemittelten Werthe von der A
tion angenommen, oder dem Versicherten
rechnet. Kann man sich über diesen Werth
vereinigen: so werden sie für Rechnung d
sociation öffentlich verkauft. Was die g
ten Fabrikgeräthschaften betrifft, so hat die
ciation die Alternative, nach vorher gegan
Taxation durch sachkundige Männer, die
entweder zu übernehmen oder sie dem Sc
leidenden anzurechnen.

2) Bey Mobilien läßt die Association vom G
die geborgenen Sachen taxiren, und üb
sie ihm, falls sie es gerathen findet, zu d
zirten Summe, wo nicht, so übernimmt
Association und läßt sie öffentlich verkä
übrigens verfährt sie nach den im §. 2
stimmten Grundsätzen, in so fern sie hi
wendbar sind.

Bey Prätiosen, als wohin Juwelen und Ges
de aller Art, auch goldne und silberne Sach
hören, wird nur für die vermißten und beschä
Stücke Schadenersatz geleistet *).

§. 50.

3) Was den unversicherten Theil der Erbe
betrifft: so wird, wenn ein totaler Schad
handen ist, zur Bestimmung der zu bezahl
S

*) Da in Provinzial-Städten kein Börsenpreis ist:
der Einkaufspreis nebst den Unkosten, wofür die
zur Zeit der Entschädigung angeschafft werden
unbedenklich statt dessen angenommen werden. Ine
Waaren müßten entweder durch Sachverständige
den Beschädigten selbst, eidlich geschätzt werden. S
unbeschädigte Güter müßte ohne Zweifel der Ver
für den Werth, den er ihnen in seiner Inventur g
an sich behalten; da nur von Ersetzung des wi
Verlustes die Rede seyn kann, ist wenigstens nich
sehen, warum Sachen, an denen kein Verlust statt
den hat, überall mit zur Berechnung kommen solle
gen der beschädigten Sachen könnte auch wohl se

Verzichtleistung auf das beneficium excussionis seu ordinis, mit unterschreiben *).

§. 25.

Zum Beweise, daß der Abgebrannte oder Beschädigte nicht dolose verfahren sey, ist ein jeder, der Schadenersatz fordert, vor Leistung desselben verpflichtet, wenn die Direction es verlangen sollte, das beym ältesten Herrn Prätore Wohlw. geführte Protokoll, über die Untersuchung der Ursachen des Brandes, zur Abwendung eines jeden Verdachtes, sich von E. Hochedl. und Hochw. Rathe per Supplicas zu erbitten, und nach Erhaltung desselben es unweigerlich der Direction zu communiciren **).

Fünf-

*) 1) Bey einer über ein ganzes Land verbreiteten Anstalt ist es wohl rathsam, gewisse Termine im Jahre festzusetzen, in welchen allein die Reception geschieht, auch die Polizen nicht eher auszuhändigen, als nach geschehener Zahlung des Beytrags, also auch hier die Wittwen-Societät nachzuahmen. Fr.

2) Wenn kein Nachschuß gefordert werden darf, bedarf es auch dieser Verfügung nicht, die ohnehin nur in einer einzelnen Stadt, deren Bewohner unter einer Obrigkeit stehn, ausführbar ist. Aus eben dem Grunde ist der Inhalt des §. 24. nicht anwendbar. Fr.

**) Da bey einer weit ausgedehnten Societät vor der Aufnahme des Versicherten keine Untersuchung der Gebäude und des Grades der Gefahr, welcher die Güter ausgesetzt sind, möglich, wenigstens mit großen Weitläuftigkeiten verbunden ist, und deshalb die Schätzung der Gefahr jedem Versicherten selbst überlassen werden muß: so ist bey einer solchen auch auf mehr als eine Art ein dolöses Verfahren möglich, und ein gerichtliches Zeugniß, daß der Abgebrannte nicht selbst an dem Feuerschaden schuld sey, erschöpft in diesem Falle den Beweis nicht, daß der Beschädigte in aller Rücksicht redlich zu Werke gegangen sey, was doch bey jeder Assecuranz, wenn sie gültig seyn soll, nothwendig ist. Brandversicherungen haben indessen in dieser Rücksicht einen großen Vorzug vor den Assecuranzen gegen Seegefahr. Wenn bey diesen unzählige Betrügereyen möglich sind, deren Entdeckung, wenn das Schiff versenkt ist, ganz unmöglich ist: so sind bey Brandversicherungen immer eine Menge Zeugen, die nicht allein von der Beschaffenheit der abgebrannten Gebäude vor dem Brande, sondern auch von der Quantität und Art der Güter Auskunft geben können, und selbst die geretteten Güter, wenn sie durch die Polizey, wider den Wunsch und Willen des Abgebrannten, geborgen werden, können zur Entdeckung eines betrügerischen Verfahrens

Anlaß

§. 31.

Die Association wird auf die leichteste und sicherste Weise für die Anstellung von funfzig Leuten, die in den verschiedenen Gegenden der Stadt vertheilt wohnen, durch ihre Kleidung kennbar gemacht und mit nöthigen Geräthschaften versehen werden sollen, sorgen, um nach gegebener Anweisung bey entstandenem Feuer zu retten. Auch wird sie in allen Theilen der Stadt sich sichere Plätze zum Unterbringen und Aufbewahren der geretteten Sachen zu verschaffen suchen, und verspricht sich von jedem Interessenten, die zur Erreichung aller Vortheile dieser Verbindung so nöthige Willfährigkeit zur Aufnahme der aus dem Brandhause oder nachbarlichen Wohnungen geretteten Sachen, und dies um desto mehr, da keiner wegen der aufgenommenen Sachen für verantwortlich gehalten wird.

§. 32.

Die Association wünscht, daß bey einer entstandenen Feuersbrunst nur die Nachbaren zu jeder Seite des brennenden Hauses ihre Güter und Effekten austragen, wenn nicht außerordentliche Umstände, wohin besonders ein starker Wind gehört, die Gefahr entfernter Wohnenden vergrößern; dieser Wunsch ist um desto dringender, da durch eine unnöthige Furcht und durch einen unzeitigen Eifer zu retten, leicht ein größerer Schade als durch den Brand selbst verursacht werden könnte *).

Die Billance dieser Association vom Sept. 1799 sehe man auf der anliegenden Tabelle.

Versuch, Grundsätze auszumitteln, nach welchen Einschuß und Prämie zu bestimmen ist, wenn eine solche Societät für

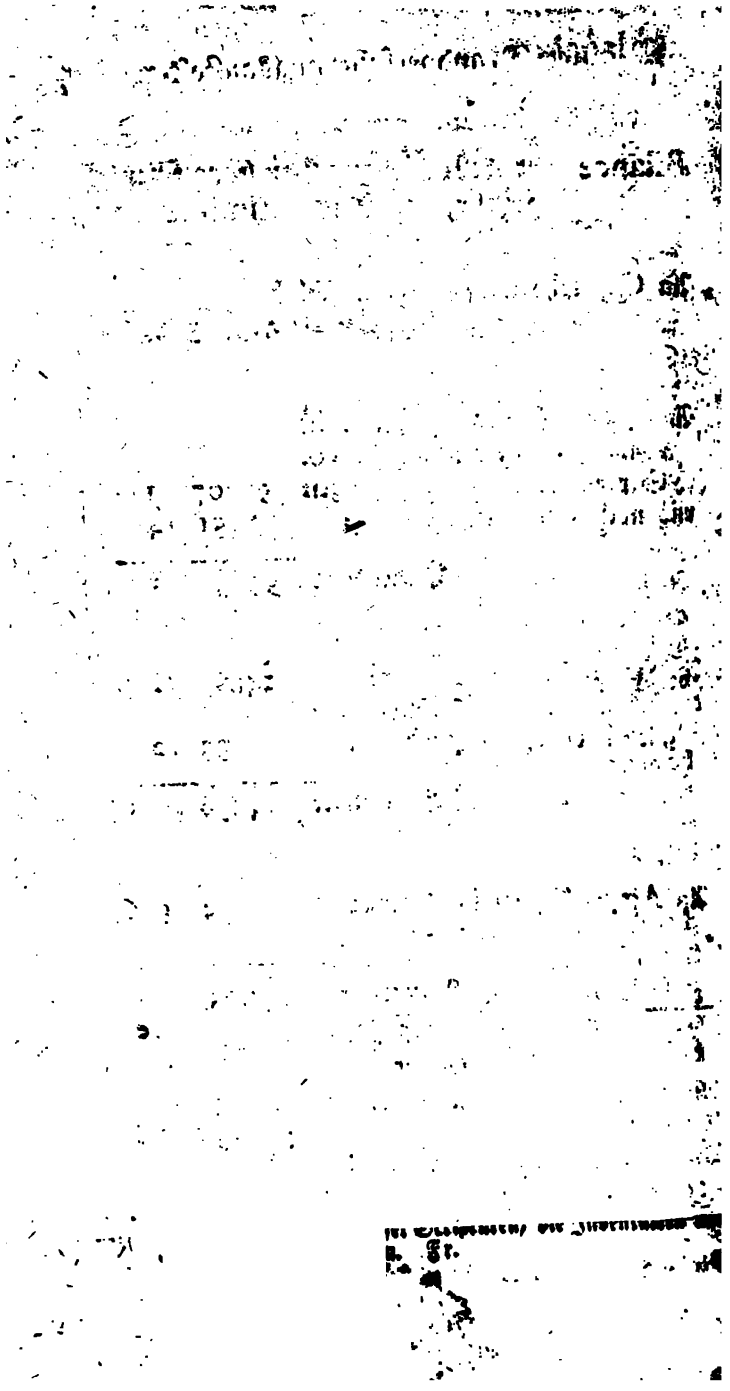
*) Der Inhalt dieser §. ist auf die besondere Lage Hamburgs allein passend. Indessen wäre es ohne Zweifel zweckmäßig, daß alle in einer Stadt wohnende Mitglieder der Societät sich unter einander kennen möchten; theils um sich gegenseitig vorzüglichen Beystand, besonders zu Rettung der Scripturen, zu leisten, theils um sich unter einander einen Theil dieser Scripturen, die Inventarien wechselseitig aufzubewahren. Fr.

Zu Seite 306.

Bilance der Asso[illegible]ng gegen Feuers-gefahr, [illegible] Jahr.

An Capital vom vor[illegible]			
	[illegible]rs bey der Eisgrube		
	[illegible]comk. 14685	2	
	am 16.		
	= 25803	7	
An Einschuß und [illegible]	[illegible]ße, am		
vom 1. October 17[illegible]	= 1000		
September 1799 [illegible]	[illegible]s-Kir-		
und noch ausstehend	= 68		
	am 27.		
	= 5888	2	
	am 16.		
An Interesse, dieselb[illegible]	= 7084	9	
ab, für die an contribu[illegible]	mark 54529	4	
glieder bezahlten [illegible]			

[illegible] ken lassen: so haben doch bey weitem die mehres-



für die Einwohner der Provinzial-Städte der Churmark und einige angränzende Provinzen errichtet werden sollte.

Unter dieser Rubrik theilt der Herr Doctor Freier in seiner oben genannten Abhandlung, S. 44 fl., nun seine Gedanken mit, wie man eine ähnliche Anstalt in den preußischen Provinzial-Städten errichten könnte, und man muß wünschen, daß seine Bemühungen den beabsichteten und so sehr wünschenswürdigen Erfolg haben mögen, wozu man vielleicht Hoffnung haben kann, da das Hohe General-Directorium unter dem 10ten Novemb. ihm auf die Einsendung seines Planes antwortete, daß derselbe unter den vielen, in dieser Angelegenheit sonst schon eingekommenen Projecten am solidesten, am besten durchgedacht, und auf Erfahrungen und Resultate ähnlicher Anstalten berechnet sey. Der Herr Doctor Freier sagt:

„Soll eine, dem vorgestellten Muster der hamburgschen Association ähnliche Verbindung in den königl. preußischen Staaten zusammen kommen: so scheint es, besonders zum Anfang, zweckmäßig, diese Societät bloß unter solchen Personen zu errichten, deren Lage in Absicht auf die Feuersgefahr und Rettungsanstalten am ähnlichsten ist. Und wenn gleich die Lage der Provinzial-Städte, in Rücksicht auf das bey Feuersnoth erforderliche Wasser, das Vermögen ihrer Stadtcassen, und daraus folgende mehr oder weniger gute Sprützen und Feueranstalten, die Aufmerksamkeit ihrer Obrigkeiten auf Befolgung der bestehenden Polizey-Gesetze einen großen Unterschied zwischen der Gefahr, welche die Einwohnrr einer Stadt vor der andern zu laufen scheinen, bemerken lassen: so haben doch bey weitem die mehre-

sten Provinzial-Städte das in Absiche auf ihre Bauart gemein, daß ihre Gebäude von Fachwerk mit Ziegeln gedeckt sind, und nur selten ganz von Backsteinen ohne allen Zusammenhang mit hölzernen Gebäuden, aufgeführte Häuser in denselben gefunden werden. Wenigstens sind die Seiten- und Hintergebäude fast ohne Ausnahme von Fachwerk, es sind wohl sehr wenig Provinzial-Städte ganz von Scheunen in ihren Ringmauern frey, und wenn sie auch das sind, so haben doch die Bewohner gewiß beträchtliche Vorräthe von Heu und Stroh zum Betrieb ihrer Wirthschaften in ihren Gebäuden.

„Läßt sich daher aus dieser Aehnlichkeit der Bauart und der Gewerbe ein gleicher Grad der Gefahr schließen: so ist wohl erlaubt anzunehmen, daß die in einem Orte vor dem andern bestehenden guten Feueranstalten, vorhandene Sprützen und andere Vorzüge die Bewohner nicht so sicher machen werden, um sich deshalb von einer Societät auszuschließen, die auch andere, weniger gut versorgte und belegene aufnimmt. Die in der Anmerkung zum 20. §. angeführten Beyspiele zeigen, daß die größten Feuersbrünste auch da entstehen können, wo die Lage die möglichste Sicherheit verspricht.

„Angenommen also, eine solche Societät sollte für alle Provinzial-Städte der Churmark, Pommern, Magdeburg und Halberstadt errichtet werden, in so fern nähmlich in denselben alle Gebäude mit Ziegeln gedeckt sind, so fragt sich: nach welchem Maßstab kann der wahrscheinliche Grad der Gefahr berechnet, und nach diesem Einschuß und Prämie bestimmt werden? Ohne Zweifel giebt die Gefahr, welche die Häuser und Gebäude laufen, einen sichern Maßstab zur Schätzung der

Ge-

Gefahr, welchen Güter und Mobilien durch Feuersbrünste ausgesetzt sind. Größer kann wenigstens die Gefahr nicht seyn, welche die beweglichen Güter laufen, als die der Gebäude ist, in denen sie aufbewahrt werden, da wenigstens ein Theil der erstern aus dem Feuer weggeschafft werden kann. Und wenn gleich beym Retten der Mobilien Beschädigung derselben unvermeidlich und Diebstahl schwer zu verhüten ist: so sind die Gebäude dagegen nicht selten in dem Fall, daß sie eingerissen werden müssen, um der Ausbreitung der Flamme zuvor zu kommen. Die hamburgsche Association ist indessen bey Bestimmung ihrer Zulage höher gegangen, als die dort auf Gebäude jährlich zu bezahlende Summe. Diese ist nach Weskett $\frac{1}{8}$ pro Mille jährlich; jedoch mit Vorbehalt eines Nachschusses. Ein solcher Nachschuß ist nun von Immobilien nicht allein leicht einzuziehen, sondern auf dieselbe auch völlig gesichert. Bey einer Mobiliar-Brandcasse muß die Möglichkeit, dergleichen nöthig zu haben, so weit als es seyn kann, entfernt werden, und aus diesem Grunde ist wahrscheinlich die Zulage auf $\frac{1}{2}$ pro Mille im Durchschnitt und im höchsten Fall auf $\frac{1}{4}$ pro Mille festgesetzt.

„Bey einer sich über ein ganzes Land, wenigstens eine große Anzahl von Städten verbreitenden Anstalt ähnlicher Art wird man mit Sicherheit ganz nahe bey dem Verhältniß bleiben können, welches die Erfahrung an Immobilien gezeigt hat. Ich wünschte von den vier oben genannten Provinzen dies Verhältniß angeben zu können, habe aber nur von denen, seit 1765 durch die churmärkischen Städte aufgebrachten Summen, eine aus den rathhäuslichen Akten gezogene Nachricht erhalten können, nach welcher zu Ersetzung

der Feuerschäden in der Chur- und Neumark und der Stadt Havelberg aufgebracht worden;

	von 100 Rthlr. catastrirtem Werth Rthl.	gr.	pf.
Im Jahr 1765	—	16	4
— — 66	—	2	—
— — 67	—	10	—
— — 68	—	6	4
— — 69	—	3	—
— — 70	—	1	4
— — 71	—	4	8
— — 72	—	4	8
— — 73	—	—	8
— — 74	—	1	4
— — 75	—	1	4
— — 76	—	1	4
— — 77	—	1	—
— — 78	—	—	8
— — 79	—	2	—
— — 80	—	—	8
— — 81	—	2	—
— — 82	—	2	—
— — 83	—	4	4
— — 84	—	2	8
— — 85	—	—	8
— — 86	—	1	—
— — 87	—	4	8
nach Ruppin =	—	16	—
Im Jahr 1788	—	3	8
nach Ruppin =	—	10	—
Im Jahr 1789	—	—	8
nach Ruppin =	—	8	—
Im Jahr 1790	—	2	8
— — 91	—	2	8
	4	22	0

Zu

			Rthl.	gr.	pf.
		Uebertrag	4	22	0
Im Jahr		1792	—	1	8
—	—	93	—	—	4
—	—	94	—	2	8
—	—	95	—	7	—
—	—	96	—	2	—
—	—	97	—	—	—
—	—	98	—	—	8
Summa in 34 Jahren			5	15	4

Mithin beträgt der jährliche Feuer-Societäts-Beytrag der churmärkſchen Städte, nach einem vier und dreyßigjährigen Durchſchnitt, 3 Groſchen $10\frac{1}{17}$ Pfennige von 100 Rthlr., mit Einſchluß des Ruppiner außerordentlichen Brandes, welcher allein 1 Rthlr. 10 gr. von 100 Rthlr. erfordert hat.

„Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß die Feuersgefahr der Gebäude in Provinzial-Städten ſich ziemlich allgemein zwiſchen $\frac{1}{8}$ und $\frac{1}{7}$ pCt. verhalte, denn im Jahr 1793 ließ die Däniſche Regierung im Altonaer Merkur vom 12. März bekannt machen; daß die Feuerſchäden in den Däniſchen Städten, nach einer dreyßigjährigen Fraction, 13 Schilling däniſch pCt. betragen hätten, und erbot ſich gegen ihre Unterthanen, für 15 Schilling dieſe Gefahr zu übernehmen. Ich glaube daher mit großer Zuverſicht behaupten zu können, daß das Riſiko für Feuersgefahr an Mobilien in den Städten der Churmark und ſolchen, die eine ähnliche Bauart haben, in einer Reihe von Jahren nicht höher als $\frac{1}{2}$ pCt. anzunehmen ſey. Dies beſtätigt auch die Erfahrung bey der ſächſiſchen Brandkaſſe; denn hat dieſe, bey einem jährlichen Beytrag von $\frac{1}{12}$ pCt., in dem Zeitraum von 12 Jahren die Schadenvergütung von den urſprünglich verſproche-

nen 25 pCt. bis auf 60 pCt. erhöhen können: so muß ein beträchtlicher Fond gesammelt seyn, der uns die Ueberzeugung gibt, daß $\frac{1}{6}$ pCt. völlig hinreichen werde, den ganzen Schadenersatz zu leisten. Aber eine Mobiliar-Brandversicherungsanstalt, welche bloß aus freywilligen Interessenten besteht, hat auch noch den Vorzug vor den städtischen Feuerkassen, daß sie sich vor übergroßen Schäden dadurch sichern kann, daß sie eine Summe festsetzt, über welche nicht gezeichnet oder Versicherung gegeben wird. Und wenn dies Maximum auf $\frac{1}{2}$ pCt. wie in Hamburg angenommen würde: so müßten drey mit dieser höchsten Summe versicherte Interessenten in einem Jahr abbrennen, wenn die Societät einen solchen Schaden leiden sollte, wie der Ruppiner Brand für die städtische Feuer-Societät war. Trift aber wirklich ein solcher enormer Schaden die Societät, nachdem sie etwa 9 so günstige Jahre gehabt hat wie die städtische Feuerkasse vom Jahr 1772 bis 1781 und von 1790 bis 1799, so sieht man leicht, daß sogar ein solcher, fast für unmöglich zu haltender Verlust, ihr nicht nachtheilig werden kann, weil der Betrag desselben, kleiner Schadenvergütungen ohnerachtet, gesammelt und durch Zinsen und Zinsens-Zinsen vermehrt seyn wird.

„Indessen ist $\frac{1}{6}$ pCt. jährlicher Beytrag allein nicht hinreichend, einer solchen Societät die erforderliche Festigkeit zu geben, wenn man nicht etwa wie in Sachsen, zum Anfang nur einen kleinen Theil des Verlusts zu ersetzen Willens ist. Es muß für die Gehalte des zur Führung des Geschäfts erforderlichen Personals gesorgt, und Sicherheit für die Bezahlung der Beyträge geschaft werden. Daher folgt die Nothwendigkeit einer Einlage, welche stark genug ist, um diese beyden

Zwecke

Zwecke dadurch zu erreichen, die jedoch nicht, wie in Hamburg, der Societät verbleiben darf, sondern jedem Interessenten, wenn er, nach Ablauf der Jahre auf welche die Anstalt errichtet wird, aus derselben scheiden will, wieder zurückgezahlt wird, falls sie nicht durch große Unglücksfälle hat angegriffen werden müssen; die aber auch der Societät verfällt, wenn der Interessent mit der jährlichen Vorausbezahlung der Prämie zurückbleibt.

„Diese Einlage würde, auf ½ pCt. bestimmt, wahrscheinlich beyden Absichten Genüge leisten. Denn wenn ich annehme, daß die Societät zu Stande kommen kann, wenn sich zum ersten Anfang 10 Millionen Thaler an Interessenten finden, so würde die Einlage zu ½ pCt. 50000 Rthl. geben, die zu 4 pCt. Zinsen bey der Seehandlung belegt, 2000 Rthl. eintragen würden, von denen gar wohl ein Director der Anstalt, ein Buchhalter und ein Caßirer besoldet werden könnten. Und diese drey Männer würden, so viel ich einsehe, das Geschäft ganz füglich bearbeiten können, wenn die Einrichtung so getroffen wird, daß sie sich um Untersuchung der Beschaffenheit der Gebäude und dergleichen nicht bekümmern dürfen, sondern dies alles jedem Interessenten selbst überlassen können, dessen Schaden es seyn muß, wenn er durch unrichtige Angaben die Societät hintergangen hat, und nach erlittenem Brand, statt des Ersatzes, die Prämie zurückgezahlt erhält; und wenn die Aufnahme der Beweise über erlittenen Verlust den Gerichten des Orts, mit Zuziehung zweyer Mitglieder der Societät, übertragen würde. Zehn Millionen geben aber auch, wenn das höchste Risiko auf ½ pCt. bestimmt wird, in dieser Rücksicht, eine für Provinzial-Städte zureichende Summe, da sich wohl nur sehr wenig Fälle finden

möchten, wo auf 50000 Rthl. Versicherung in einem Gebäude verlangt wird; und in so fern wäre es wohl wünschenswerth, daß, zum Anfang wenigstens, auf einem andern Wege als dem vorgeschlagnen, zu den Besoldungen Rath geschaft werden könnte, um allenfalls mit fünf Millionen Unterzeichnung das Geschäft in Gang zu bringen, da es Anfangs wohl zureichend seyn möchte, wenn auch nur 25000 Rthl. in einem Risiko zur Versicherung angenommen werden könnten.

„Ich habe $\frac{1}{6}$ pCt. jährliche Prämie vorgeschlagen, und glaube erwiesen zu haben, daß diese **in einer Reihe von Jahren** unfehlbar zureichen müsse. Da aber doch im Anfang der Societät große Unglücksfälle möglich sind: so ist es der Mühe werth, zu untersuchen, was festgesetzt werden soll, um den Bestand einer solchen Societät, im Fall solcher großen Unfälle, dennoch zu sichern. Dazu giebt es, abgesehn von der Verbindlichkeit Nachschuß zu zahlen, als welche ich, wenn möglich, vermieden wünschte, zwey Wege. Entweder die Interessenten zahlen die Prämie auf mehrere Jahre voraus, oder sie zahlen nur ein Jahr voraus, und der Schadenleidende erhält im ersten Jahr nur 50, im andern 75 pCt. und erst im dritten den ganzen Ersatz. Ich bekenne, daß mir dieser letzte Weg der beste zu seyn scheint, aus Gründen, die ich schon angegeben habe, denen ich nur noch die Bemerkung beyfüge, daß wahrscheinlich mancher durch den Betrag der zu erlegenden Summe zurückgehalten werden möchte, wenn auf 5 Jahr $\frac{5}{6}$ pCt. Prämie und $\frac{1}{2}$ pCt. Einlage, zusammen also $1\frac{1}{3}$ pCt. bezahlt werden müßten; der gern der Societät beytreten würde, wenn er für $\frac{2}{3}$ pCt. Einlage und Prämie aufgenommen werden könnte. Und ich gestehe ferner, daß ich,

im äußersten Fall, lieber sehn würde, daß gleich die Auflösung der Societät beschlossen würde, wenn die Unglücksfälle so groß wären, daß sie durch die vorräthigen Prämien und Einlage nicht ersetzt werden könnten, als daß ich die Societät zu einem Nachschuß verbindlich machen möchte. Daß, in einem solchen Fall, die Schadenersatz fordernden Mitglieder sich pro rata ihres Verlusts in den Bestand theilen müßten, ist von selbst klar, und daß die Societät unmittelbar nach einer solchen Auflösung von neuem wieder zusammen treten könne, ergiebt sich gleichfalls.

„Nun habe ich die Frage noch zu beantworten: ob nach Verschiedenheit der Gefahr eine höhere und geringere Prämie, und nach welchem Verhältniß der Unterschied festzusetzen sey?

„Die Sächsische Brandkasse macht gar keinen Unterschied; sie nimmt von einem Jeden, ohne Rücksicht auf sein Gewerbe, $\frac{1}{12}$ pCt. jährlich und zahlt gegenwärtig 60 pCt., ohne jedoch zu mehr als 25 pCt. gesetzlich verpflichtet zu seyn.

„Die Hamburgsche Association nimmt $\frac{1}{2}$, $\frac{5}{8}$ und $\frac{3}{4}$ vom Tausend nach Verschiedenheit der Gefahr, und ersetzt den Schaden ganz. Beyde Societäten haben, nach der Verschiedenheit des Lokals, Recht. Bey den außerordentlich guten Feueranstalten und der Menge von Fleeten, ist es in Hamburg ein äußerst seltner Fall, daß mehr als ein Gebäude abbrennt, die Association hat daher mit großem Recht ihr Augenmerk bey Bestimmung der Prämie auf die eigne Gefahr allein gerichtet, und in dieser Rücksicht wäre es offenbar unbillig, wenn für Güter in Gebäuden, in denen keine Feuerstätte ist, eben so viel Prämie gezahlt werden sollte, als für Güter, neben welchen täglich

Feuer

Feuer und Licht gebraucht wird, wie sie bey der 3. Nummer im 18. §. der Artikel aufgeführt sind.

„Ganz anders verhält sich die Sache aber bey einer Mobiliar-Feuer-Societät, die für eine Menge von kleinern Städten errichtet wird. In diesen ist die eigne Gefahr, bey wohlhabenden Leuten, gewiß sehr viel kleiner, als die, durch unbemittelte Nachbaren angezündet zu werden, und da ich schon im dritten Abschnitt die Gründe angegeben habe, warum bey einer solchen Societät die aus der Nachbarschaft entstehende Gefahr nicht in Anrechnung gebracht werden dürfe, so ergiebt sich, daß wenigstens eine so beträchtliche Steigerung der Prämie, wie sie bey den für Gewinn zeichnenden Societäten hergebracht ist, nicht nöthig, sondern vielmehr unbillig sey und das Entstehn einer solchen wechselseitigen Societät wahrscheinlich hindern würde.

„Ist $\frac{1}{2}$ pCt. dem mittlern Grade der Gefahr angemessen: so würde nach meiner Ueberzeugung

drey Groschen von 100 Thalern für Kaufmannsgüter in Packräumen ohne Feurung,

vier Groschen von 100 Thalern für Mobilien und Kaufmannsgüter in Gebäuden mit Feurungen und

fünf Groschen pCt. für die in der dritten Nummer der Verfassungsartikel §. 18. aufgeführten Güter, die Gefahr ausgleichen. Indessen bin ich weit entfernt, diese meine Ueberzeugung jemanden aufdringen zu wollen, ich bin vielmehr sehr bereit Belehrung anzunehmen, wenn sich diese auf eine Reihe von Erfahrungen gründet, aus denen die Folge zu ziehen wäre, daß das Verhältniß der in Fabrik-Gebäuden von zweckmäßiger Bauart entstan-

ſtandnen Feuersbrünſte ſtärker oder geringer ausfällt, als daß es durch oben angegebnen Sätze ausgeglichen würde. Dieſe Erfahrungen dürften jedoch am allerwenigſten von Hamburg hergenommen ſeyn, wo insbeſondere die kleinen Zuckerſiedereyen ſo ſchnell in Gebäuden, die vorher eine ganz andre Beſtimmung hatten, errichtet, und von Leuten, die ſehr wenig in Vermögen haben, mit einem ſo geringen Aufwand in Stand geſetzt werden, daß ſich eine feuerfeſte Bauart dabey gar nicht denken läßt. Es iſt gar nicht ungewöhnlich, die Trockenſtuben von Fachwerk und wenige Zoll von der glühenden Kachel einen ſchwarz gebrannten Stiel und Riegel zu finden, und ich geſtehe, daß ich dort die Steigerung von $\frac{1}{8}$ pro Mille, beſonders in Abſicht auf die kleinen Zuckerbäcker, zu klein halte. Noch weniger werden Gründe, aus dem Verfahren der gewöhnlichen Aſſecuranz-Societäten hergenommen, beweiſen. Sondern, wenn jemand dies Verhältniß unrichtig zu ſeyn glaubt, den bitte ich ein richtigeres nach Beobachtungen über die Entſtehungsart der Feuerſchäden in den Provinzialſtädten, feſtzuſetzen. Bey oben vorgeſchlagenem Verhältniß läßt ſich übrigens mit Zuverläßigkeit abſehn, daß etwas mehr als der mittlere Satz im ganzen an Prämien aufkommen werde. Waarenlager außer den Häuſern finden ſich nicht häufig in den Provinzial-Städten, mithin werden die Beyträge zur erſten Klaſſe zu 3 Gr. pCt. auch nicht viel vorkommen, und es iſt mit Gewißheit anzunehmen, daß der Intereſſenten in der dritten Klaſſe weit mehrere ſeyn werden.

Es können, außer den Einwohnern der Provinzial-Städte, auch Gutsbeſitzer und

und Pächter vom platten Lande dieser Societät beytreten *).

„Wenn ich in dem vorhergehenden angenommen habe, daß die vorgeschlagne Societät bloß für Bewohner der Provincial-Städte errichtet werden solle: so war meine Absicht nicht, alle andere Interessenten auszuschließen, vornehmlich wenn sie ohngefähr gleiche Gefahr mit den Städtebewohnern laufen. Bloß um nicht mehr als höchstens drey Klassen von Interessenten zu haben, erwähne ich der Einwohner der Residenzstädte gar nicht, bey denen feuerfeste Bauart und vorzügliche Feueranstalten zusammen kommen, um die Gefahr so klein zu machen, daß vielleicht nicht einmahl die in Hamburg festgesetzte Prämie nöthig wäre, um ihre Feuerschäden zu ersetzen.

„Eine zahlreiche Klasse, welche nach meiner Einsicht eine ungefähr gleiche Feuergefahr an ihren Mobilien mit den Einwohnern der Provinzial-Städte läuft, machen die Gutsbesitzer und Pächter auf dem platten Lande. Wenn gleich die Bauart ihrer Scheunen und Ställe weniger feuersicher ist, als die der Provinzial-Städte, wenn gleich ihre Löschungsanstalten gewöhnlich noch unvollkommner sind: so haben sie dagegen andere Vorzüge in die Wage zu legen, und ich glaube mit überzeugenden Gründen darzuthun, daß das Risiko der Gutsbesitzer, Pächter und Prediger auf dem Lande wenigstens nicht größer ist, als das der Provinzial-Städte. Ich gebe zum Beweise hier eine ebenfalls 34jährige Nachweisung der von der churmärkischen General-Land-Feuer-Societät seit ihrer Errichtung vom 1. May 1765 ausgeschriebenen Beyträge zur Ersetzung der Feuerschäden an Gebäuden, welche ich der Gewogenheit

*) Freier a. a. O. S. 51.

im äußersten Fall, lieber sehn würde, daß gleich die Auflösung der Societät beschlossen würde, wenn die Unglücksfälle so groß wären, daß sie durch die vorräthigen Prämien und Einlage nicht ersetzt werden könnten, als daß ich die Societät zu einem Nachschuß verbindlich machen möchte. Daß in einem solchen Fall, die Schadenersatz fordernden Mitglieder sich pro rata ihres Verlusts in den Bestand theilen müßten, ist von selbst klar, und daß die Societät unmittelbar nach einer solchen Auflösung von neuem wieder zusammen treten könne, ergiebt sich gleichfalls.

„Nun habe ich die Frage noch zu beantworten: ob nach Verschiedenheit der Gefahr eine höhere und geringere Prämie, und nach welchem Verhältniß der Unterschied festzusetzen sey?

„Die Sächsische Brandkasse macht gar keinen Unterschied; sie nimmt von einem Jeden, ohne Rücksicht auf sein Gewerbe, $\frac{1}{12}$ pCt. jährlich und zahlt gegenwärtig 60 pCt., ohne jedoch je mehr als 25 pCt. gesetzlich verpflichtet zu seyn.

„Die Hamburgsche Association nimmt $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{4}$ vom Tausend nach Verschiedenheit der Gefahr, und ersetzt den Schaden ganz. Beyde Societäten haben, nach der Verschiedenheit des Lokals, Recht. Bey den außerordentlich guten Feueranstalten und der Menge von Fleeten, ist es in Hamburg ein äußerst seltner Fall, daß mehr als ein Gebäude abbrennt, die Association hat daher mit großem Recht ihr Augenmerk bey Bestimmung der Prämie auf die eigne Gefahr allein gerichtet, und in dieser Rücksicht wäre es offenbar unbillig, wenn für Güter in Gebäuden, in denen keine Feuerstätte ist, eben so viel Prämie gezahlt werden sollte, als für Güter, neben welchen täglich

seyn, als die der Provinzialstädte. Aber
man die Brandschäden der Gutsbesitzer und
ter allein und abgesondert von den Feuersc
welche bloße Bauerdörfer getroffen haben,
nen könnte, so würde sich finden, daß jene
zu ihrem Ersatz wahrscheinlich einen noch g
ren Geldbeytrag erfordert haben würden, a
städtische ist. Denn in den ersten 21 Jahre
die ganze versicherte Summe an Gebäude
platten Landes in der Churmark 13 Mill
und der Beytrag im Durchschnitt 4 gr. 1
in den letzten 13 Jahren waren 27 Mil
versichert und der Beytrag ist auf 5 gr.
gestiegen. Das kann, die schon angegebene
abgerechnet, keinen andern Grund haben, al
in der letzten Zeit eine Menge bloßer Bau
fer der Societät beygetreten sind, die An
mehr aus Dörfern bestand, in denen kön
Aemter oder adliche Güter sind. Wenn in
auch die Gefahr an den Gebäuden der Gu
ter und Pächter wirklich so viel größer wä
die Nachweisungen zeigen: so ist deshalb ih
siko an Mobilien und Vieh nicht so groß
Städten. Denn

1) Ist die Gelegenheit zum Retten der
lien, in so fern ich eigentlich so genannt
Vieh darunter verstehe, auf dem Lan
wöhnlich weit besser als in Provinzial-
ten, wenn letztere besonders enge gebaut
Jedes Wohnhaus hat ja einen Garte
benan und das freye Feld nicht weit.

2) Bey dem Mobiliar des Landmann
welchem das Retten schwer oder unm
ist, beym Getreide auf den Böden, i
Scheunen und dem Futter über den S
findet hingegen ein anderer Umstand

der die Gefahr für eine Assecuranz-Gesellschaft sehr vermindert. Gerade in der Jahrszeit in welcher wegen der Dürre und Hitze, die Feuersgefahr am größten ist, vom May bis über die Hälfte des Augusts, sind Scheunen, Ställe und Böden entweder ganz leer, oder doch so mäßig gefüllt, daß man annehmen kann, der Landwirth, welcher nach vollbrachter Aernte seine Güter zu ihrem vollen Werthe versichern läßt, werde, wenn er im Junius sie durch Feuer verliert, falls er nicht ein kostbares eigentlich so genanntes Mobiliar besitzt, kaum die Hälfte, vielleicht nicht den vierten Theil dessen als Schadenersatz zu fodern haben, wovon er Prämie bezahlt hat. Es ist also klar, daß die Societät in den Sommermonathen eine ungleich geringere Gefahr läuft, als wovon der Landmann, wenn er den Winter über seine ganze Gefahr gedeckt haben will, Prämie bezahlen muß, und daß hierdurch der Unterschied, welchen die Bauart, selbst die mit Stroh und Rohr gedeckten Scheunen und Ställe, ingleichen die ohne Zweifel gefährlichere Nachbarschaft, machen, völlig ausgeglichen wird. Ich trage daher kein Bedenken, vorzuschlagen:

Daß Gutsbesitzer und Pächter auf dem platten Lande mit ihren Mobilien und Vorräthen in Häusern, Scheunen und Ställen, selbst das Vieh nicht ausgenommen, der Societät unter denselben Bedingungen wie die Bewohner der Städte beytreten, und für alles, was in mit Ziegeln gedeckten Wohnhäusern aufbewahrt wird, in der ersten Klasse mit 3 gr. pCt. Beytrag, für alles aber, was in Scheunen und Ställen befindlich ist, in der zwey-

ten Klasse mit 4 gr. Prämie versichert wer den könnten. Doch würde ich alle Bewoh ner des platten Landes, deren Wohnhäuse nicht mit Ziegeln gedeckt sind, von der Theil nahme ausschließen.

„Können aber auch Prediger zur Societä gelassen werden? Bekanntlich haben diese, in Städten und auf dem Lande, seit dem Jahr 1765 eine, durch ein Reglement vom 25. Januar ge stiftete, Feuer-Societät für Mobilien unter sich. In diesem, auf vorhergegangene Befragung und Einstimmung sämmtlicher Prediger gegebenen Regle ment, ist festgesetzt: daß ein abgebrannter Predi ger, wenn er über die Hälfte seines oder seiner Frau und Kinder, in seiner ordentlichen Wohnung befindlichen Vermögens verliert, 400 Rthl., wenn er unter der Hälfte einbüßt, 200 Rthl., und wenn er den vierten Theil oder weniger verliert, 100 Rthl. durch gleiche Beyträge von allen Predigern erhal ten soll. Da indessen das königliche Ober-Consi storium durch ein Reskript vom 28 April 1774 festgesetzt hat: daß unter dem ganzen Vermögen des abgebrannten auch seine zinsbar ausstehenden Capitalien mitgerechnet werden sollen; so ist hier durch für wohlhabende Prediger diese Anstalt aus einer Art Assecuranz-Gesellschaft, welche sie ver muthlich ursprünglich nach der Absicht der Interes senten gewesen ist, in eine Armenbrandcasse ver wandelt werden, zu welcher der vermögende Pre diger zwar Zuschüsse zahlen muß, aus der er aber nichts zu hoffen hat. Es scheint daher keinem Zweifel unterworfen, daß auch Prediger der So cietät beytreten können, unter der Bedingung je doch, daß ihnen das, was sie etwa aus der Pre digerbrandkasse erhalten können, bey dieser Societät angerechnet und abgezogen werde; weil sie im

entgegengesetzten Fall, durch den Ersatz von beyden Seiten, mehr erstattet erhalten würden als sie verlohren hätten, und weil überhaupt jede doppelte Assecuranz ungültig und unerlaubt ist *)."

Der Herr Doctor Freier ersucht übrigens noch diejenigen, welche seine Absicht billigen, und zur Aufnahme des Erwerbfleißes in den Königlichen Staaten etwas beyzutragen Neigung und Beruf haben, durch die Bekanntmachung seiner Schrift bey denen, für welche sie bestimmt ist, ihren Zweck zu befördern. Findet der Inhalt Beyfall, so bittet er, Unterzeichnungen der Summen, welche ein jeder an Mobilien, Gütern und Waaren vor Feuer versichert verlangt, wenn eine solche Societät zu Stande kommt, zu sammeln, und Verzeichnisse von diesen Zeichnungen mit den Nahmen der Unterzeichner entweder gerade an Ihn, oder an den Verleger Seiner Schrift, den Buchhändler Herrn Nauck in Berlin, einzusenden. Zugleich wünscht er, daß die Unterzeichner sich über nachfolgende Fragen erklären möchten, um mit einiger Zuverlässigkeit über den Erfolg urtheilen zu können.

1) Wollen die Interessenten $\frac{1}{2}$ Pct. Einschuß und im Durchschnitt $\frac{1}{6}$ Pct. Prämie erlegen.
2) Sind sie zufrieden, daß im ersten Jahre nur 50, im zweyten 75 und im Dritten erst volle 100 Pct. des erwiesenen Schadens ersetzt werden?
3) Sind die Städtebewohner der Meinung, daß das platte Land unter den in seiner Schrift vorgeschlagenen Bedingungen der Societät beytreten könne?

*) Von dieser Feuer-Societät zur Vergütung der Mobilien für Prediger sehe man das weitere im Art. Feuer-Assecuranz-Anstalten, Th. 13, S. 221 ff.

seyn, als die der Provinzialstädte. Wi
man die Brandschäden der Gutsbesitzer un
ter allein und abgesondert von den Feue
welche bloße Bauerdörfer getroffen haben,
nen könnte, so würde sich finden, daß je
zu ihrem Ersatz wahrscheinlich einen noch
ren Geldbeytrag erfordert haben würden,
städtische ist. Denn in den ersten 21 Jah
die ganze versicherte Summe an Gebäu
platten Landes in der Churmark 13 M
und der Beytrag im Durchschnitt 4 gr.
in den letzten 13 Jahren waren 27 M
versichert und der Beytrag ist auf 5 gr
gestiegen. Das kann, die schon angegeben
abgerechnet, keinen andern Grund haben,
in der letzten Zeit eine Menge bloßer B
fer der Societät beygetreten sind, die
mehr aus Dörfern bestand, in denen k
Aemter oder adliche Güter sind. Wenn
auch die Gefahr an den Gebäuden der G
ter und Pächter wirklich so viel größer
die Nachweisungen zeigen: so ist deshalb
fiko an Mobilien und Vieh nicht so groß
Städten. Denn

1) Ist die Gelegenheit zum Retten der
lien, in so fern ich eigentlich so genan
Vieh darunter verstehe, auf dem L
wöhnlich weit besser als in Provinzial
ten, wenn letztere besonders enge geba
Jedes Wohnhaus hat ja einen Ga
benan und das freye Feld nicht weit
2) Bey dem Mobiliar des Landmar
welchem das Retten schwer oder un
ist, beym Getreide auf den Böden,
Scheunen und dem Futter über den
findet hingegen ein anderer Umstan

Tarif
der Londner-Phönix-Asse-

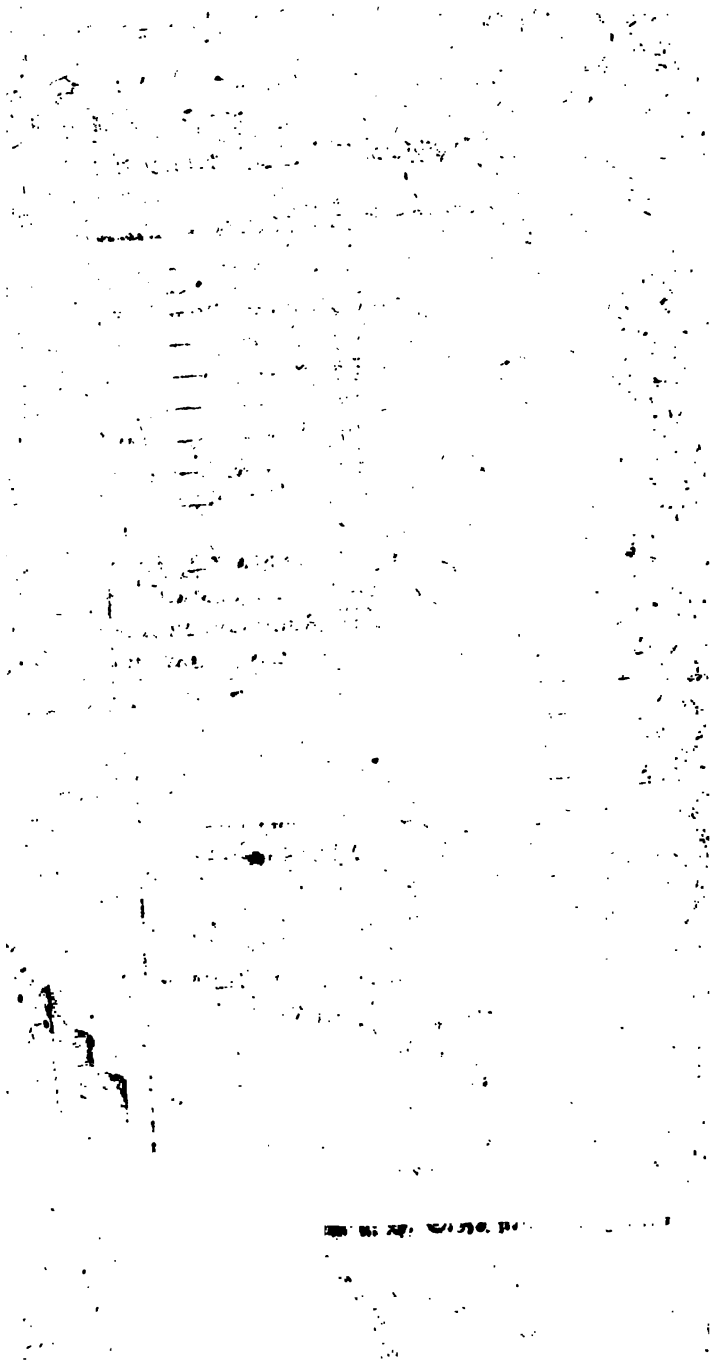
No. III.

Gefahren der dritten Klasse, nähmlich:

Hölzerne Gebäude mit Bretern oder Stroh bedeckt.

Alle darin befindliche Güter und Waaren.

Allerley besonders gefährliche Güter und Waaren, als Pech Theer, Terpentin, Wachs, Hanf Oehl, Talg, Branntwein und andere starke Getränke, Heu, Stroh, ungedroschenes Getreide und dergleichen, in welcherley Gebäuden sie auch enthalten seyn mögen.



uf Verlangen ihrer Correspondenten, zur Versiche-
ung auch außer Landes gelegenen Eigenthums und
ermögens vielfältige Anträge geschehen, so haben
h die Interessenten dieser Assecuranz-Kammer ent-
lossen, Ihren Plan zur Versicherung allerhand
ermögens auf ganz Europa zu erweitern. Zu dem
nde liegt allezeit ein großes Capital in Bereitschaft,
len erlittenen Verlust und Schaden zu bezahlen;
nd diejenigen, die Ihr Vermögen gegen den Raub
r Flammen unter den Polizen dieser Societät schü-
n, werden Ihre Forderungen mit eben derjenigen
echtschaffenheit und Fertigkeit befriediget finden,
elche bisher die Groß-Britianischen Assecuranz-Ge-
llschaften besonders vorzüglich gemacht haben.

Bedingungen der Versicherung.

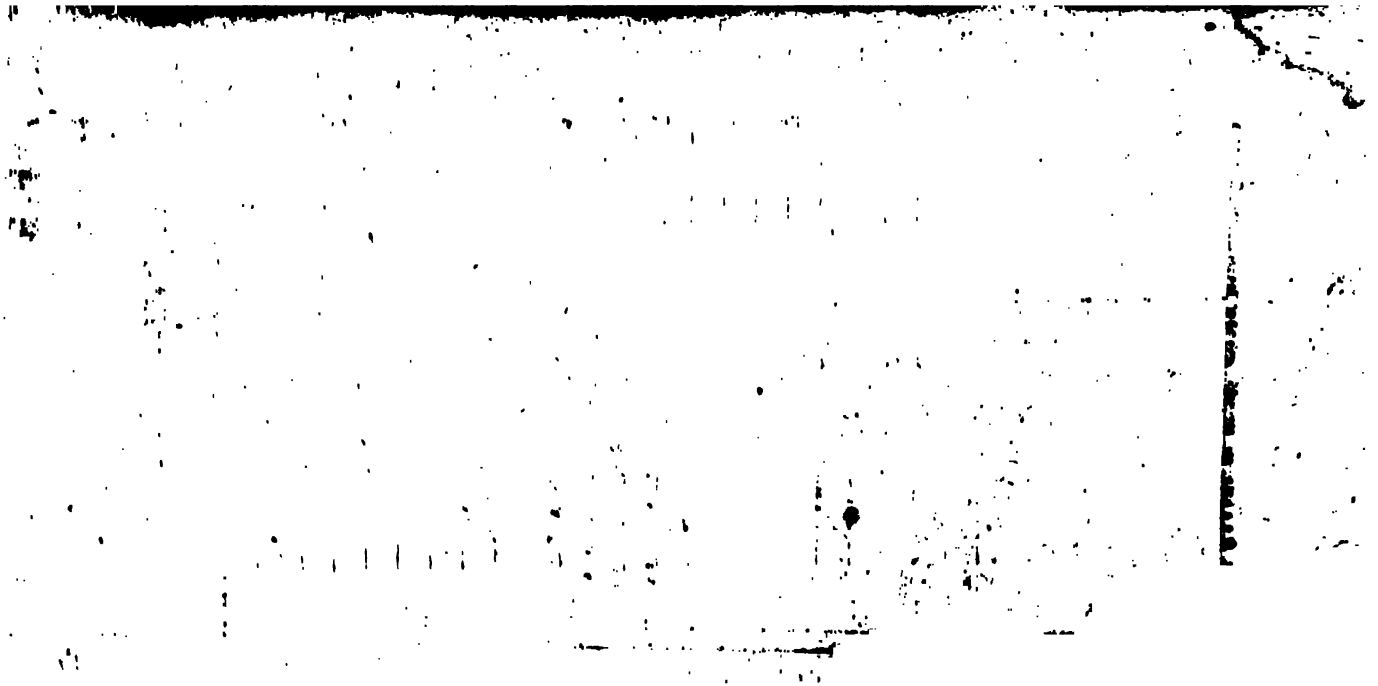
I. Diejenigen, welche ihr Hab und Gut bey
eser Societät versichern wollen, werden ersucht,
re Aufträge an ihre Agenten oder Correspondenten
London einzusenden.

II. Der Agent oder Correspondent derjenigen,
elche versichert zu seyn verlangen, muß die Tauf-
nd Familien-Namen solcher Person oder Personen,
ie auch ihren Rang, Titel, Profession, Amt, und
ndere Umstände, bey der Assecuranz-Kammer ein-
ben.

III. Das zu versichernde Vermögen muß so gut
s möglich beschrieben werden; z. B. wenn es Ge-
ude sind, so wird erfordert, anzuzeigen, aus wel-
en Materialien die Wände und das Dach beste-
n, — wie groß der Umfang, — der gewöhnliche
ame, — wie die Lage in Betracht anderer Gebäu-
beschaffen, — die Breite der Straße u. s. w.; —
r welche Summe jedes zu versichern ist; nähmlich,
ie viel für das Wohnhaus, und wie viel für die
utschenremise und Stallung ꝛc.

Wenn Hausrath zu versichern ist, so wird gewöhn-
lich alles folgendergestalt angezeiget, nähmlich:

Auf Hausgeräthschaften und Leinenzeug	Pfund
Auf Kleidung	
Auf Silberzeug	
Auf Porzelain und Glas	
Auf gedruckte Bücher	
Auf starke Getränke in Fässern oder in Flaschen	
Total	Pfund



Zeit des Zufalls zugegen waren, an die Assecuranzkammer in Lombard-Street London, einzusenden. Sobald diese Dokumente (deren Gültigkeit mit dem Siegel und Unterschrift eines Notarius Publ. oder einer Magistratsperson bekräftiget seyn müssen) der besagten Assecuranzkammer zu Gunsten des Verunglückten, durch eine gehörig bevollmächtigte Person vorgezeiget werden, so soll der Betrag des Verlustes (wenn solcher nicht die versicherte Summe übersteiget) sogleich ohne einigen Abzug für Disconto, Abgaben, Stempel, oder sonstige Auflagen, von welcher Art sie auch seyn mögen, unverzüglich bezahlet werden.

XI. Der Verlust auf versicherte Gebände muß durch zwey Baumeister oder dazu verordnete Arbeiter eidlich attestirt werden, welche davon einen Plan oder Beschreibung zu machen haben, worin sie den Umfang des Gebäudes, ehe das Unglück entstand, und die Ausdehnung des Schadens specificiren; wie auch, welche Kosten benöthigt seyn werden, um dasselbige wieder aufzubauen oder in Stand zu setzen in gleichen Umfang, und mit Materialien von selbiger Qualität.

XII. In Ausmachung des Verlusts auf Hausrath oder Güter, hat der Verunglückte allein so viel zu berechnen, wie nöthig, um Güter von selbiger Qualität auf dem gewöhnlichen Markt- oder Einfuhrplatze wieder einkaufen zu können: nähmlich die Einkaufspreise, und die wirklichen Unkosten von Einfuhr, und nichts mehr.

Alle Unkosten für die Ausräumung der versicherten Güter, während der Zeit der Feuersgefahr, werden von dieser Societät auch sogleich ersetzt.

Polize für eine Summa nicht über einhundert tausend Mark Banko.

Diese Assecuranz-Polize bezeuget, daß an die unterschriebenen William Hanbury, Esqr. (Sr. Königl. Groß-Brittanischen Majestät Agenten und Consul im Niedersächsischen Kreise) und Comp., als gehörig bevollmächtigte Mandatarii der Londoner Phönix-Assecuranz-Societät, bezahlet hat die Summa von für die Versicherung von Mark Banko Capital gegen Verlust oder Schaden durch Feuer nach dem Inhalt ihrer

Wenn Handlungsgüter zu verſichern ſind, ſo iſt es nöthig, anzuzeigen, von welcher Gattung ſie ſind, ob Wollenwaaren, Leinwand, Specereyen, Eiſenwaaren ꝛc. — ob ſolche in mehr als einem Gebäude befindlich, — welche Summen auf die Güter in jedem Gebäude zu verſichern, und wie ſolche Gebäude errichtet und belegen ſind.

IV. Die Prämien müſſen an baarem Gelde, zu der Zeit, da die Verſicherung gemacht wird, bezahlet werden; und die Verſicherung fängt von dem Augenblicke an, da ſolche bezahlet worden, und behält ihre volle Kraft ſo lange, als die Bezahlungen, bey jedesmahligem Verfluß des in der Polize feſtgeſetzten Termins, oder innerhalb 15 Tagen nachher, bey der Aſſecuranzkammer richtig gemacht werden.

V. Wenn eine Verſicherung auf daſſelbe Eigenthum bey einer andern Aſſecuranzkammer gemacht worden, ſo muß ſolches zur Zeit der Verſicherung angezeiget werden, ſonſt iſt die Polize ungültig.

VI. Anvertraute und Commiſſionsgüter müſſen als ſolche angegeben werden, ſonſt ſchützt die Polize dieſelben nicht.

VII. Dieſe Societät vergütet keine Verluſte noch Schaden, die durch feindlichen Ueberfall, durch kriegeriſche Macht oder ſonſtige unrechtmäßige Gewalt, oder durch Feuersbrünſte, die bey Erdbeben entſtehen, verurſachet werden.

VIII. Wechſelbriefe, Schuldverſchreibungen, Cautionsſcheine, Urkunden und baar Geld, ſind unter keiner Verſicherung begriffen. — Medaillen, Juweelen, Geſchmeide, Antiquitäten, Spiegel und Gemählde, jedes über 10 Pfund Sterl. am Werth, können auf ſpecielle Bedingungen verſichert werden.

IX. Diejenigen, welche ihr Vermögen auf ſieben Jahre verſichern, ſollen den Beytrag der Prämie für ein Jahr als Abzug erhalten; auch wird auf dreyjährige Verſicherungen ein billiger Diskonto zugeſtanden.

X. Wenn einiger Verluſt oder Schaden an dem von dieſer Societät verſicherten Vermögen durch Feuer verurſachet wird, ſo werden die Eigenthümer deſſelben erſucht, ſo bald wie möglich, ſolche genaue Nachrichten von dem Verluſt oder Schaden, wie es die Umſtände erlauben, mit ihrem Eide und dem ihrer Bedienten oder ſolcher anderer Perſonen, als zur

Zeit

Auszug des churfürstlich-sächsischen Mandats, wegen der neuen Einrichtung in Ansehung der erlittenen Brandschäden d d Dresden, am 10. Novbr. 1784. Aus dem Leipziger Intelligenzblatt vom 12. und 19ten März 1785. *).

Tit. II. Wegen des Brandverlusts am Mobiliari.

§. 1. Bleibt im Hauptwerk die zeitherige Brandcassaeinrichtung, jedoch in der Maße, wie solche seit einigen Jahren verbessert worden, und mit einigen weitern Modificationen dergestalt beybehalten, daß einem jeden Einwohner unserer mehrbenannten Lande der sieben Kreise, der beyden Stifter Merseburg, Naumburg und des Fürstenthums Querfurth zwar frey stehe, wie viel er terminlich wegen seines Mobiliaris, wohin alles und jedes gehört, was nicht nach 7. §. als eine wesentliche Zubehörung der Gebäude zu betrachten ist, zu dieser Brandkasse beytragen will.

§. 2. Es wird aber dieser Beytrag dafür angenommen, daß derjenige, welcher jährlich zwey Groschen oder terminlich ein Groschen an Beytrag, wegen seines Mobiliars entrichtet, solches auf 100 Thaler schätze, mithin der von ihm selbst gewürdigte Werth seines Mobiliars so vielmahl 100 Thlr. ausmache, als der Eigenthümer 1 gr. terminlich oder 2 gr. jährlich zur Mobiliar-Brandkasse beyträgt.

Dabey hat jeder dahin zu sehen, daß sein terminlicher Beytrag netto in ganzen Groschen aufgehe.

Sollte sich jedoch ergeben, daß einer oder der andere, besonders im Anfange der Einrichtung, sich hiernach nicht genau geachtet hätte: so wird zwar die ihm bey einer Brandbeschädigung zu reichende Beysteuer nach dem Verhältniß seines Beytrags evalviret, jedoch dabey alle Brüche ihm zum Schaden und der Kasse zu gut gerechnet.

§. 3. Bey eintretenden Brandschäden werden von diesem also vorausgesetzten Werth 25 Thlr. von 100 gereichet, also daß der Brandbeschädigte so viel-

*) S. Freier a. a. O. S. 62.

mahl 25 Thlr. zu empfangen hat, als er 2 gr. jährlich oder 1 gr. terminlich, zur Mobiliar-Brandkasse beygetragen hat.

§. 4. Die Beyträge zur Mobiliar-Brandkasse werden völlig in der bey der bisherigen Brandkasse beobachteten Maße, jedoch nicht in 4, sondern nur in 2 Terminen, zu Neujahr und Trinitatis, gesammelt und eingesendet.

§. 5. Die am Mobiliari entstehenden Brandschäden werden mittelst besonderer Berichte angezeigt, jedoch dabey der wegen des Brandes quaestionis über das Immobiliare erstattete Hauptbericht ausdrücklich angezogen, daher auch letzterer wegen des erstern nicht aufzuhalten, vielmehr wenn die Angabe des Mobiliaris nicht sogleich zu berichtigen wäre, der Hauptbericht über das Immobiliare nichts desto minder abzusenden ist.

§. 6. Zum Behuf des also, wegen des Mobiliaris von der Gerichtsobrigkeit zu erstattenden Berichtes hat jeder Brandverunglückte den erlittenen Mobiliar-Schaden sofort bey derselben anzugeben. Versichert er hierbey, daß er seine gesammten Mobilien eingebüßt, so erhält er 25 pro Cent von so viel 100 Thalern, als er 1 gr. terminlich zur Mobiliar-Brandkasse beygetragen hat. Z. B. es hätte jemand terminlich 4 gr. entrichtet, so wird nach diesem Verhältniß der Werth seines Mobiliaris auf 400 Thlr. angenommen, und ihm, wenn er seine gesammten Mobilien durch Brandschaden eingebüßt, hiervon 25 pro Cent oder 100 Thlr. gereicht. Sollte jemand einen Mobiliar-Verlust angeben, der diejenige Summe, auf welche sein Mobiliare nach Verhältniß seines jährlichen Beytrags zu schätzen ist, überstiege: so hat er es sich selbst zuzuschreiben, daß er nicht mehr beygetragen, und dadurch sein Mobiliare nicht höher geschätzt hat. Er mag aber nur von so viel 100 Thlrn., als er terminlich 1 gr. beygetragen hat, die versprochenen 25 pro Cent verlangen.

Hätte einer von seinen Mobilien etwas gerettet, und der Verlust erreichte die 100 nicht, die nach seinem terminlichen Beytrag ausfallen würden, so ist auf seine gewissenhafte Anzeige zu sehen, und von jedem 100 des angegebenen Verlustes 25 Thlr. zu reichen; jedoch bleibt der Directorial-Kommission vorbehalten, wenn erheblicher Verdacht einer unrich-

tigen

tigen Anzeige vorhanden wäre, die eidliche Bestärkung derselben anzuordnen.

§. 7. Da der Werth der Mobilien steigen und fallen kann: so bleibt jedem Interessenten frey, seinen Beytrag zur Mobiliar-Brandkasse terminlich zu erhöhen oder zu vermindern. Er hat aber, wenn ihn ein Brandschaden betrifft, zu gewarten, daß der Beytrag des zuletzt, vor dem Dato des Brandunglücks vorhergegangenen Termins, zum Grunde der Entschädigung genommen werden wird.

§. 8. Fände sich in der Folge, daß die Mobiliar-Brandkasse durch die terminlichen Beyträge in den Stand gesetzt wäre, ein mehreres als 25 Thlr. von 100 der verhältnißmäßigen Schätzung mit Nachhalt zu entrichten: so wird solches treulich bewerkstelliget, und dem Publiko, welches überdies Einnahme und Ausgabe aus den jährlich bekannt zu machenden Extrakten vollständig übersehen kann, zu seiner Zeit Nachricht gegeben werden, ob, und in welcher Maße, auch von welcher Zeit an, diese Erhöhung statt finden solle.

§. 9. Uebrigens wird bey der Mobiliar-Brandkasse in Einsammlung und Einsendung der Beyträge, Uebermachung derselben an die Gerichtsobrigkeiten, und ferneren Vertheilung an die Brandbeschädigten, Berechnung der Gelder, und der jetzt erwähntermaßen durch den Druck bekannt zu machenden jährlichen Extracte, auch sonst in alle dem, wo in vorstehenden 2ten bis mit 9ten §. wegen dieses Instituts nicht besondere und neue Anordnung getroffen worden, demjenigen, was die vorhandenen Gesetze und Verfügungen wegen der bisherigen General-Brandkasse vorschreiben, gemessenst nachgegangen, und haben die Gerichtsobrigkeiten und andere, welche in Angelegenheiten der Mobiliar-Brandkasse gebraucht werden, in alle dem, was dahin gehört, dasjenige, was ihnen aufgetragen, oder sonst ihres Amtes ist, bey Vermeidung der in jenen Vorschriften gegründeten Strafen, treulich und eifrig in Obacht zu nehmen, widrigenfalls aber ernstes Einsehen unfehlbar zu gewarten.

§. 10. Die Zeit, da die besondere Mobiliar-Brandkasse ihren Anfang nehmen soll, wird sich nach dem Anfange der Immobiliar-Brandversicherung richten, und neben §. 17. mit selbiger zugleich bestimmt

werden,

werden, weil bis dahin die zeitherige Brandkasse auch wegen des Mobiliars, eben so fortdauert, wie solches im jetzt erwähnten §. wegen des Immobiliaris erklärt worden ist.

Tit. III. General-Regeln wegen beyderley Institutorum.

§. 1. Beyderley Institutis, der Brandversicherung sowohl, als der Mobiliar-Brandkasse, haben wir die Stempelfreyheit sowohl, als die Post-Porto-Freyheit von Briefschaften und Geldern in unsern gesammten Landen gnädigst bewilliget, letztere, dergestalt, daß die Gerichtsobrigkeiten sämmtliche in Brandversicherungs- und Mobiliar-Brandkassensachen eingesendete Packete mit der Rubrik: Brandversicherungssachen, oder Gelder, zu versehen, auch denselben bey Strafe etwas, das dazu nicht gehört, nicht beyzupacken haben, wo hingegen die Absendungen der Directorial-Kommission unter dem, selbiger zu ertheilenden Siegel erfolgen.

§. 2. Dieses nächst verstehet sich von selbst, es ist auch zum Theil bereits in vorstehenden verordnet, daß alles, was die Gerichtsobrigkeiten, wegen beyderley vorstehenden Institutorum zu expediren haben, wie bisher auch bey der General-Brandkasse geschehen, ex officio zu verrichten, auch die Calamitosi mit einigen Unkosten deshalb nicht zu beschweren sind.

§. 3. Und obwohl endlich nach obigen die Brandbeschädigten sowohl wegen des Immobiliaris völlig entschädiget, als wegen des Mobiliaris beträchtlich unterstützt werden: so werden wir dennoch nicht entstehen, den Abgebrannten nach Beschaffenheit der Umstände verhältnißmäßige Abgabenbefreyungen ferner angedeihen zu lassen. So geschehen ꝛc.

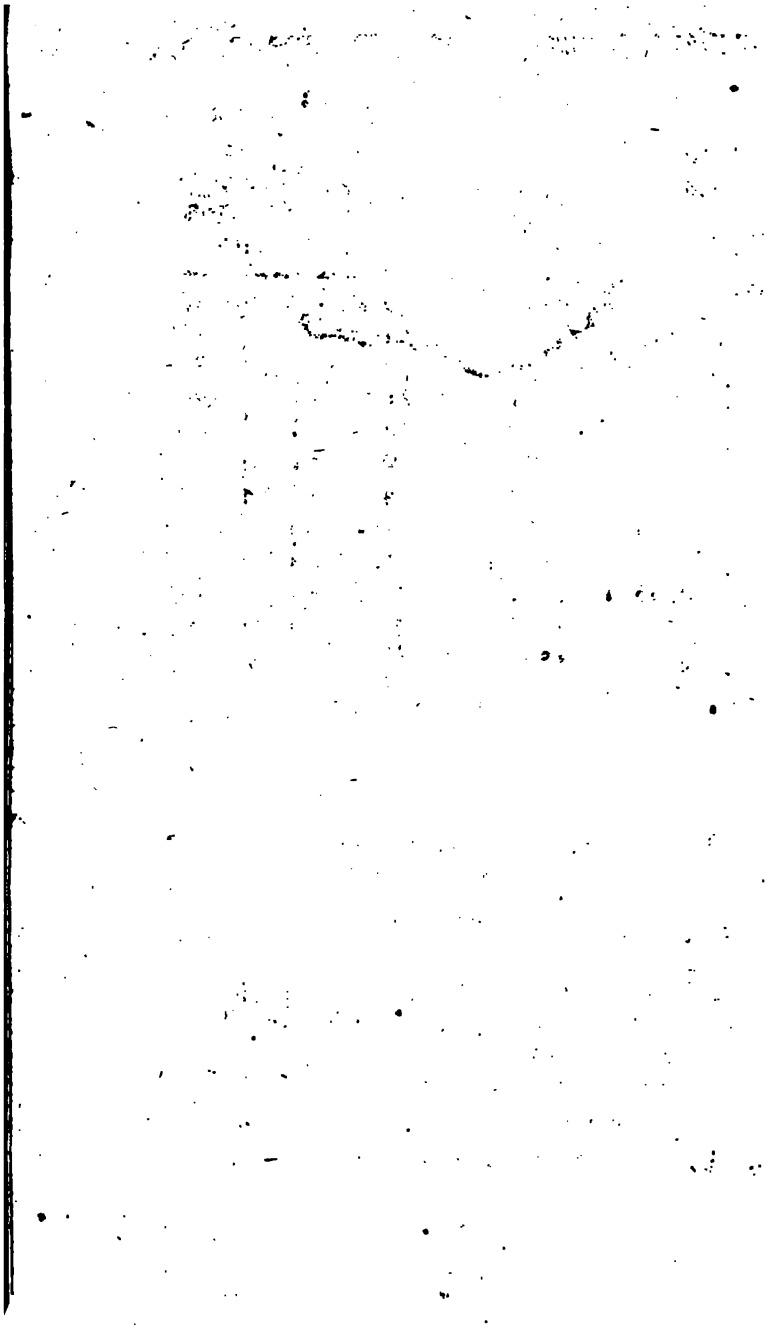
In der Art, wie es in diesem churfürstl. Rescripte angeordnet worden, gingen die Geschäfte dieses Instituts nun von 1787 bis 1799 ununterbrochen fort, und es verblieb gleichwohl in dem letzten Jahre nach allen berichtigten Brandschäden und andern nothwendigen Ausgaben von den bis dahin aufgesammelten Ueberschüssen ein Cassenbestand von 79159 Rthlr. 20 gr. 5¾ pf. wie der darüber

Rechnungsjahr.	Wahre Besoldungen und (Vergl. **)			
1787	19137	thlr.	12 gr.	7 pf.
1788	21955		8 —	9 —
1789	22296		21 —	11 —
1790	21198		4 —	3 —
1791	22340		7 —	11 —
1792	22177		21 —	8 —
1793	24019		12 —	5 —
1794	23670		17 —	4 —
1795	24997		2 —	7 —
1796	26396		1 —	4 —
1797	24732		18 —	7 —
1798	24881		4 —	10 —
1799	26294		12 —	6 —
	304498		16 —	8 —

pf.

Von der wahren
ie volle Ausgabe

abgezogen — t



darüber öffentlich ausgegebene Rechnungs-Extract deutlich besagt; und dieß war denn die Ursache, daß auf Antrag der Stände bey dem Landtag 1799 durch ein landesherrliches Generale vom 15. Jan. 1800 die bisherige Vergütung von 25 Procent auf 33⅓ Procent, oder von dem 4ten auf den 3ten Theil des taxirten Theils der Mobilien erhöhet ward, wornach also nunmehr derjenige, welcher terminlich 12 Gr. oder jährlich 1 Rthlr. beyträgt, und mithin den Werth seines Mobiliar-Vermögens auf 1200 Rthlr. bestimmt, bey einem totalen Brandverluste statt der bisherigen Vergütung an 300 Rthlr. nach 25 Procent 400 Rthlr. oder den 3ten Theil seines Werths-Quanti erhält *). Der Cassenbestand ist, dieser Erhöhung ungeachtet, nicht gefallen; vielmehr ergiebt sich aus dem Rechnungs-Extracte von 1800, daß zu Trinitatis dieses Jahrs 91791 Rthlr. 14 gr. 5⅔ pf. worunter 19000 Rthlr. in zinsbaren Kammer-Creditcassen-Scheinen, verblieben sind. Wenn dieser Cassenbestand auf 100000 Rthlr. gestiegen ist, hofft man, daß alsdann 50 Procent Ersatz geleistet werde.

Die genauere Uebersicht der Einnahme und Ausgabe dieser Anstalt von 1787—1799 ergiebt sich aus der anliegenden Tabelle, woraus man folgende Resultate ziehen kann.

1) Die gemeinjährige Einnahme beträgt 23422 Rthlr. 22 gr. 10 pf.

2) Also ist nicht mehr als ungefähr 28 Millionen Mobiliar-Vermögen versichert.

3)

*) Hiernach ist die oben S. 257, 312 und 315 vorkommende Angabe, daß die sächsische Mobilien-Brandversicherungsanstalt jetzt schon 60 Procent vergüten solle, zu berichtigen.

Kleidung (ausgenommen Gemählde, Glas, Porzellain, baares Geld, Juwelen, Handelsbücher, Kontrakte, Schriften, Scheuern, Korn, Heu und Stroh in Schobern und Haufen, und Pferde) imgleichen auf Glas und Porzellain zur Handlung. 3) Sie versichert auf sieben Jahr: und alle Polizen sind an dem Dato, an welchem sie gezeichnet worden, nach sieben Jahren, des Abends um 6 Uhr abgelaufen. 4) Sie übernimmt den Werth der Güter u. s. w. in jedem Hause, Waarenhause, Hofe, u. s. w. bis auf die Summe von 8000 Pfund. 5) Alle und jede Personen, die bey dieser Gesellschaft versichern lassen, zahlen nach folgenden Verhältnissen und Preisen, (ausgenommen was nachher gesagt werden wird), nähmlich für jede 100 Pfund auf Güter in Backstein- oder steinernen Gebäuden, 10 Schilling Depositum und 3 Schilling Prämie; wenn die Lage oder Ort der Güter halbgefährlich ist, 15 Schilling Depositum und 3 Schilling Prämie; wenn sie gefährlich ist, 20 Schill. Depositum und 4 Schill. Prämie; wenn sie gefährlich und halbgefährlich ist 25 Schill. Depositum und 5 Schill. Prämie. Wenn sie gefährlich und gefährlich ist, 30 Schill. Depositium und 6 Schill. Prämie. Für jede 100 Pfund auf Güter in halb steinernen und halb hölzernen Gebäuden 12 Schill. 6 d. Depositum und 2 Schill. 6 d. Prämie; wenn die Lage oder Art der Güter halb gefährlich ist, 18 Schill. 9 d. Depositum und 3 Schill. 9 d. Prämie; wenn sie gefährlich ist 25 Schill. Depositum und 5 Sch. Prämie; wenn sie gefährlich und halb gefährlich ist, 1 Pf. 11 Sch. 3 d. Depositum und 6 Sch. 3 d. Prämie; wenn sie gefährlich und gefährlich ist, 1 Pf. 17 Sch. 6 d. Depositum und 7 Sch. 6 d. Prämie. Für jede 100 Pfund auf Güter in Holz 15 Sch. Depositum und 3 Sch. Prämie; wenn die Lage oder Art der Güter halb gefährlich ist, 1 Pf. 2 Sch. 6 d. Depositum und 4 Sch. 6 d. Prämie; wenn sie gefährlich ist, 30 Sch. Depositum und 6 Sch. Prämie; wenn sie gefährlich ist, 1 Pf. 17 Sch. 6 d. Depositum und 7 Schill. 6 d. Prämie; wenn sie gefährlich und gefährlich ist, 2 Pf. 5 Sch. Depositum und 9 Schill. Prämie. Wobey allemal zu merken, daß wenn nach diesem zu einer Zeit jemand in dieser Gesellschaft eine Summe oder Summen versichern läßt, die im ganzen über 1000 Pf. betragen, und so weiter bis

2000 Pf. und von 2000 bis 3000 Pf. und drüber; so soll ein jeder, der über 1000 bis 2000 Pf. versichern läßt, der Gesellschaft für eine jede solche Assecuranz eine gedoppelte Prämie bezahlen; imgleichen für jede Assecuranz über 2000 bis 3000 Pfund und drüber eine dreyfache Prämie; welche nach den verschiedenen Preisen und Verhältnissen und nach der vorhin besonders erwähnten Art bezahlt werden soll. 6) Wenn mehr als 20 Pfund Schießpulver am Gewicht unter den versicherten Gütern sich befinden; so ist die Polize von keinem Werth. 7) Alle Assecuranzen außer den Sterbelisten zahlen 6 d. für die Meile von dem Meßpunkt in Cornhill, an den Landmesser, für seine Unkosten. 8) Von dem Depositum wird, bey abgelaufener Polize, so viel zurückgegeben, als zur Vergütung der Schaden, und Bezahlung nöthiger Kosten, nebst einer proportionirlichen Vertheilung der Vortheile nicht gebraucht ist, und außer dem Deposito hat niemand für mehr als 10 Schill. vom hundert bey einigem Schaden auf steinerne und verhältnißmäßig auf theils steinerne, theils hölzerne Gebäude zu tragen. 9) Alle Personen, die ihre Assecuranz aufheben, liefern der Gesellschaft ihr Zeichen ein. 10) Die Gesellschaft hat Arbeiter zu Wasser und Lande, die mit Seilen versehn sind und zu Wegbringung der Güter Beystand leisten. Sie tragen die Livree und Schild der Gesellschaft, und da sie für ihre Treue Sicherheit gestellt haben; so kann man ihnen trauen. 11) Eine bey einer andern Gesellschaft gethane Assecuranz hebt die Polize bey dieser Societät auf; es wäre denn, daß sie von den Direkteurs erlaubt und auf die Polize geschrieben wäre, in welchem Fall ein verhältnißmäßiger Theil des Verlusts bezahlt wird. 12) Das Comtoir ist täglich von neun bis sechs in Maidelane offen.

Nachricht von der fünften Hamburgischen Assecuranz-Compagnie.

Die fünfte Assecuranz-Compagnie in Hamburg zeichnet schon seit 12 Jahren für Feuersgefahr nicht blos auf das Eigenthum der Hamburger, sondern auf das Eigenthum eines jeden, es

mag ſich aufhalten wo er will. Sein Eigenthum mag beſtehen in Gebäuden oder anderer führender Habe, keines ausgenommen.

Sie hat in dieſer Zeit, wie leicht zu erachten iſt, da ſie jährlich einige tauſend Päſſe zeichnet, ſchon viele Brandſchäden vergüten müſſen, und es leben viele im Wohlſtande, die, wenn ſie nicht den Erſatz ihres Brandes durch dieſelbe erhalten hätten, dieſen Wohlſtand hätten entbehren müſſen. Zwiſchen Verſicherten und Verſicherer bey der Liquidation eines ſolchen Schadens, wo der Beſtand der verſicherten Sachen faſt täglich ſich ändert, wo die Angabe des Schadens ſehr ſchwer hält, oft faſt unmöglich iſt, ſollte man denken, müßten ſich Streitigkeiten erheben, die faſt nicht aus einander zu ſetzen wären, und deren Liquidation ſich ſehr verzögerte. Nichts deſtoweniger vergütet die 5te Aſſ. Comp. ihre Schäden, die mehreſte Zeit innerhalb eines Monaths, und hat noch nie 3 Monathe verſtreichen laſſen, daß ein ihr angedeuteter Schade nicht vergütet geweſen. Die Verfügung, daß in dunkeln Fällen die Comp. ſich dem Ausſpruche von zwey von jeder Seite in dem Orte des Brandes erwählten Schiedsrichtern unterwirft, beſeitiget alle Streitigkeiten, und endet alle Liquidationen bald; auf der einen Seite verliert die Compagnie hierbey, auf der andern Seite aber wird dieſe Aufopferung durch das allgemeine Zutrauen reichlich erſetzt, das dadurch entſtehet. Noch nie iſt ein Verſicherter über ihre Behandlung unzufrieden geweſen, im Gegentheil hat ſie viele Dankſchreiben von denen, die Schadenerſatz erhalten, aufzuweiſen.

Sie hat von ihrer Einrichtung und der Art, wie ſie ihre Geſchäfte treibt, folgende Nachricht

drucken lassen, die sie in ihrem Comptoire unentgeltlich austheilet.

Der Fond dieser Compagnie besteht aus 1½ Million Mark Banko, welche in 500 Actien zu 300 Mk. Bco. vertheilt sind.

Sie übernimmt Assecuranzen für Seegefahr, auf Versendungen auf Flüssen und zu Lande, und für Feuersgefahr.

Sie läßt jährlich im März bey Ablegung der Rechnung auf dem Rathskellersaal in Hamburg dem Publiko die Beschaffenheit ihres Status vorlegen; so daß ein jeder, der bey ihr versichern läßt, von seiner genugsamen Sicherheit die zuverlässigste Ueberzeugung hat.

Sie beeifert sich in allen Fällen, ihren Versicherten mit der größten Reellität und Promptität zu begegnen, um dem unglücklichen Versicherten nichts an seiner Entschädigung fehlen zu lassen, die er nach der Billigkeit und den Assecuranz-Gesetzen zu fordern berechtiget ist.

In Ansehung der Assecuranzen für See- und Flußgefahr ist sie der Hamburgischen Assecuranz-Ordnung unterworfen, und entschädigt ihre Versicherten gleich allen übrigen Assecuradeurs.

Assecuranzen für Feuersgefahr, sowohl hiesige wie auswärtige, übernimmt sie nach Beschaffenheit der Gefahr und der von den Versicherten zu bestimmenden Bedingungen zu den mäßigsten Prämien *), und leistet die promteste und billigste Entschädigung.

Wer sich für Feuersgefahr will versichern lassen, hat aufzugeben:

1) Ob das Gebäude, das, oder dessen Einhalt versichert werden soll, von Brandmauern, Stenderwerk, oder auch auf leichterer, und mehrerer Feuersgefahr unterworfenen Art gebauet ist.

2)

*) Die Prämien sind nach den Umständen verschieden, gewöhnlich ½ Procent für das Jahr. Sie werden für jede Gefahr nach der Billigkeit von der Direction der Gesellschaft bestimmt. Die Bevollmächtigten können niemanden einen Nachlaß in den Prämien zugestehen, sondern wenn ihnen die Umstände der zu versichernden Sachen gemeldet worden, so senden sie dem, der sich versichern zu lassen wünscht, die Police ein, die er entweder genehmigt, oder sie zurückschickt, und dann wird über die Versicherung nicht weiter gehandelt.

2) Wie es gedeckt ist, ob mit Ziegeln, Schiefern, Schindeln, Bretern oder Stroh.
3) Ob darin ein Geschäft getrieben wird, das das Gebäude einer grössern als gewöhnlichen Feuersgefahr aussetzt.
4) Ob es gefährliche Nachbarschaft von Strohdächern, Meyereyen, Branntweinbrennereyen, Brauer- und Bäckereyen habe.
5) Ob darin leicht brennbare Sachen aufbewahrt werden, als Pulver, Hanf, Flachs, Pech, Theer, Schwefel, Heu, Stroh ꝛc.

Bey Versicherungen auf auswärtige Gebäude muß eine Beschreibung und Taxation derselben, durch Sachverständige an Eides statt unterschrieben eingesandt werden.

Versicherungen auf Mobilien und Hausgeräthe sind folgendermaßen einzutheilen, als:

Bco. Mrk. auf Mobilien und Hausgeräthe,
— — Kleider und Leinenzeug,
— — Silberzeug,
— — Porzellain und Glas,
— — Juwelen und Prätiosa,
— — gedruckte Bücher.
Bco. Mrk.

Kostbare Gemählde- und Kupferstich-Sammlungen, wie auch Medaillen-Cabinette, und alles, was einen Preis der Liebhaberey hat, muß besonders aufgegeben werden, wenn es mit unter der versicherten Summe begriffen seyn soll.

Wer sich auf 5 Jahre versichern läßt, der bezahlt nur die Prämie von 4 Jahren, und genießt die Versicherung des fünften Jahrs unentgeltlich. Die Prämien werden gleich bey der Zeichnung bezahlt.

Die Compagnie bezahlt bey Versicherung auf Seegefahr sowohl, wie auch auf Feuersgefahr, die Schäden ohne Abzug.

Sie setzet sich für die Prämie in die Stelle des Versicherten, so daß er, wenn er sich zum vollen hat versichern lassen, gänzlich entschädigt wird; sonst aber nur in dem Verhältniß der versicherten Summe zum gehabten Risico.

Feuerschäden, die durch Erdbeben, kriegerischen Ueberfall oder Aufruhr entstehen, werden nicht von der Compagnie vergütet.

Wenn auf die zu Feuersgefahr zu verſichernden Sachen ſchon anderwärts Aſſecuranz geſchehen, oder noch gemacht werden ſoll, ſo muß ſolches in der Police angezeigt werden, widrigenfalls iſt die bey dieſer Compagnie gemachte Aſſecuranz ungültig.

In Verwirrung der Schäden wird die Compagnie, ſo viel mit der nothwendigen Vorſicht vor Betrug geſchehen kann, den Verſicherten facilitiren, und in Fällen, wo keine Gewißheit zu erhalten iſt, ſich dem Gutachten und Ausſpruche von Schiedsrichtern in dem Orte der Brandſtelle unterwerfen, reel verfahren, und ſich die ſchleunige Beendigung der Sache äußerſt angelegen ſeyn laſſen.

Die Aſſecuranzen werden für Rechnung der Compagnie, mit den Bevollmächtigten derſelben, Herren **Ulrich Moller und Sohn**, geſchloſſen, und von denſelben gezeichnet.

Mobilien-Rettungsanſtalten. An einigen Orten, wo Feuer-Aſſecuranz-Anſtalten ſind, gibt es auch eigene Perſonen, welche die Verpflichtung haben, die Mobilien und Effecten aus dem Feuer zu retten, damit der Schade für die verſichernde Geſellſchaft nicht ſo groß werde. Dieſes iſt unter andern in Hamburg der Fall, wo die Aſſociation zur Verſicherung gegen Feuersgefahr, wie es oben, S. 306, zu ſehen iſt, 50 Leute angeſtellet hat, die bey entſtehendem Brande die Mobilien zu retten ſuchen müſſen. Außerdem hat man aber auch anderwärts ſchon lange das Bedürfniß gefühlt, zu dieſem Zwecke beſtimmte Vereinbarungen und Anſtalten zu haben, um der Verwirrung, welche gewöhnlich bey Feuersbrünſten herrſcht, und welche alles Retten von Sachen unmöglich macht, vorzubeugen, und den Flammen in der Eile ſo viel wie möglich zu entreißen. Es ſind deshalb in den letzteren Jahren an mehreren Orten Geſellſchaften errichtet worden, die den wohlthätigen Zweck haben, Mobilien bey Feuersgefahren zu retten, z. B. in Erfurt, wo zwey dergleichen Geſellſchaf-

sellschaften vorhanden sind, deren verabredeter Plan im May 1797 auf einem Royal-Bogen gedruckt wurde, in Gotha ꝛc. Diese Gesellschaften sind indessen noch nicht so häufig, als sie ihres Nutzens halber, der sich bey zweckmäßiger Einrichtung derselben von ihnen erwarten läßt, zu seyn verdienten; auch ist die Einrichtung der existirenden Gesellschaften dieser Art nicht immer zur Kenntniß des Publikums gekommen.

Eine besondere Veranlassung, an die Errichtung solcher Anstalten zu denken, war die von der Societät der Wissenschaften in Göttingen im Jahre 1794 aufgegebene Preisfrage: „Wie können bey entstandenem Brande die Meublen und andere in Wohnhäusern befindliche Sachen am sichersten und bequemsten, auch ohne Nachtheil der Löschungsanstalten, gerettet werden?"

Unter den eingegangenen Beantwortungen erhielt diejenige den Preis, welche den Herrn Joh. Melch. Möller, Diaconus an der Michaelis-Kirche und Professor des Raths-Gymnasiums in Erfurt zum Verfasser hatte, und welche in dem Hannöverischen Magazin, 1795. Col. 1217—1244, und 1796 auch bey Vollmer in Erfurt besonders erschien *).

Nach den Ideen und Vorschlägen des Herrn Möller könnte diese rühmliche und gewiß äußerst nützliche Absicht am besten und sichersten erreicht werden, wenn alle solche Classen von Einwohnern einer Stadt, welche nicht zur Löschungsanstalt verpflichtet sind, und seither auch eben nicht gewöhnlich aus freyem Antriebe dabey beschäftigt waren,

*) Ueber die Rettung der Meubles und des Hausgeräthes bey entstandener Feuersbrunst; eine von der Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift ꝛc. 2½ Bogen 8.

sich durch eine freundschaftliche Vereinigung mit einander verbänden, daß jeder für eine besondere bestimmte Gattung von Meublen und Geräthe ein für allemahl sorgen, und auch die dazu nöthigen Hülfsmittel, Instrumente und Geräthe mitbringen wollte.

Es müßte erstes Grundgesetz dieser Anstalt bleiben, daß durch sie das noch weit nöthigere Retten und Löschen der Gebäude nicht Abbruch leide, und daß also alle, welche seither vermöge ihres Standes, ihrer Kräfte und ihres Geschlechts bey den Löschungsanstalten nöthig waren, und welche die Obrigkeit dazu verpflichtet hatte, von jener Gesellschaft ausgeschlossen seyen. Hierher gehören Ziegeldecker, Maurer, Schorsteinfeger, Zimmerleute; ja alle diejenigen, welche bey den Feuerkünsten und Sprützen, dem Fuhrwesen, dem Militair, wenn es schon Geschäfte dabey hat, oder bey der sonst bestimmten Wache angestellt sind, mit ihren Aufsehern; und alle Polizeybediente, welche zur Erhaltung der Ordnung Pflichten auf sich haben. Ferner alle erwachsene starke Mannspersonen aus den mittlern und niedern Ständen, welche sich zum Wassertragen freywillig entschließen. Denn durch diese wird unstreitig das Wichtigere und Nöthigere besorgt, und der gemeinschaftlichen Gefahr abgeholfen.

Es bleiben gewiß in jeder mittelmäßigen Stadt noch mehrere Classen von Einwohnern übrig, aus welchen sehr wohl eine große Anzahl sich zu jenem wohlthätigen Geschäfte verstehen könnte. Diejenigen sind unter diesen, ohne Rücksicht auf Stand, Alter und äußere Umstände die Würdigsten, von welchen man wegen ihres sonst bekannten Betragens gewiß wissen kann, daß sie Eifer, Gutes zu stiften, beseelt, und welche dadurch die beste Pro-

be

be ablegen, daß sie gleich von selbst sich zu der Anstalt entschließen, sobald sie nur darauf aufmerksam gemacht werden. Andere werden aber vielleicht etwas anstehen, sie werden die Sache von mehreren Seiten prüfen; das Ungewöhnliche wird ihnen einige Hindernisse in den Weg legen; sie werden auf achtungswerthe Vorgänger warten; aber auch von diesen werden noch gar viele der Gesellschaft Ehre machen, weil sie nach genauer Ueberlegung desto ernstlicher und fester bey der Anstalt halten werden, als mancher, der sich aus natürlicher Gutmüthigkeit in seinem Entschlusse übereilte. Alle diejenigen, welche vernünftigen Vorstellungen freudig Gehör geben, bey welchen man nichts Gezwungenes bemerkt, die sichs nicht bloß aus Furcht vor manchem Nachtheil, besonders vor Beschämung, gefallen lassen, diese werden würdige Mitglieder der Gesellschaft werden. In solchen Städten, wo die höhern Classen zu sehr von Gemächlichkeitsliebe eingenommen sind, wo noch nicht viel Gemeingeist, desto mehr aber steifes Ceremoniel herrscht, wo in den ersten Ordnungen sich noch keine solche finden, welche ihren Vorzug in aufrichtiger Herablassung suchen, und daher gleich Sinn und Lust zu dergleichen Vorschlägen haben; — an solchen Orten kann jener Noth noch nicht nach diesem Vorschlage gesteuert werden.

Die Haupteigenschaft, welche die Sache selbst von jedem Mitgliede auf das dringendste fordert, ist Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit. Da sich aber dieses freylich keinem gerade zu ansehen läßt: so muß man nur zuerst darnach fragen: ob nicht Jemand einigen Hang zu niederm Eigennutz verrathen, und irgend einer Ungerechtigkeit sich verdächtig gemacht habe. — Ob und wie man solche aber, wenn sie sich als Mitglieder angeben,

abhalten und zurückweisen solle? das ist wir
ein Umstand, welcher viele Schwierigkeiten v
sacht. Ja, wenn die Gesellschaft schon be
wenn ihre gesegneten Wirkungen ihr schon
hen und Festigkeit gegeben haben, dann läßt
auch hier mehr Strenge beweisen. Aber
anders ist es im Anfange, wo man um eine
längliche Anzahl von Theilnehmern besorgt
muß, wo viel dazu gehört, einen, der nur in
heim verdächtig ist, durch solches Zurückweise
sentlich zu beschimpfen, zumal wenn die Ann
von Privatpersonen abhängt, welche dergle
Verfahren sich nicht anmaßen können und wer
wo endlich eine solche Strenge gar manche
Leute abschrecken könnte, nicht beyzutreten, um
vielleicht aus Vorurtheil oder um Verläum
willen zurück gestoßen zu werden. Ein M
um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, wäre
solche Einrichtung der Gesellschaft, und so
genaue Aufsicht auf alles, daß es fast unmi
wird, das Mindeste zu entwenden, weshalb
solche verdächtige Personen von selbst sich zi
ziehen würden. Freylich sollte man meinen
derjenige sehr tief schon gesunken seyn müsse,
Mitleid in solchem traurigen Falle nicht a
solche Gebeugte und Verunglückte vorsetzli
noch größern Schaden zu setzen; aber die
spiele sind leider fast bey jedem Falle vorha

Jetzt wird nöthig seyn, sich näher üb
Classen von Einwohnern einer Stadt zu er
über welche sich dieser Vorschlag zur Rettur
Hausgeräths und anderer nöthigen Dinge be
brechender Feuersbrunst erstreckt, nicht als
sie alle ihre Mitglieder hergeben sollten, den
sind beym Löschen sehr nützlich; sondern es
die Rede von den Classen, aus welchen sehr

lich Theilnehmer für die Anstalt gewählt werden können. Nicht der alten Observanz, sondern der Größe der Verbindlichkeit wegen, sind die Geistlichen aller Art oben an zu setzen. Nur zweyerley Gattungen derselben nehme man aus, die nähmlich, welche auch in allen andern Classen verschont bleiben müssen, die Alten und Kraftlosen, und die, welche zu sehr am Alten, an der eingerosteten Gewohnheit und an ihrer gemächlichen Würde hangen, daß sie es für unschicklich halten, auch bey allgemeiner Noth mit beyzugehen, und Hand anzulegen. Aber alles muß bey dieser Classe so eingerichtet werden, daß sie sich von selbst entschließt, und nicht durch Verfügungen der Obrigkeit dazu nur einigermaßen genöthigt werden darf.

Nächst diesen rechne man zu diesem ehrenvollen Geschäfte alle Gelehrte und überhaupt Leute von Ansehen an einem Orte. Es ist eine Sache von besonderer sittlicher Würde, es können also alle die, welche auf besondere Achtung ihrer Mitbürger Anspruch machen, unmöglich von diesem Zeichen der Würde ausgeschlossen werden. Und angesehene Leute müssen wieder die Anstalt heben. Vorzüglich schicken sich hieher alle diejenigen, welche junge Leute unter ihrer Aufsicht haben, welche sie auch mit anführen können, und welche nach dem Folgenden hierbey sehr wohl mit zu gebrauchen sind — nähmlich Lehrer auf Universitäten und Gymnasien, und Lehrer der niederen Schulen. Studierende und Gelehrte müssen ja doch wohl noch besser als Ungelehrte von der großen Billigkeits- und Christenthumsregel überzeugt seyn: Was du wünschest, daß dir die Leute thun mögten, das thue du ihnen auch. Wie willkommen würde es jedem seyn, wenn seine Sachen in Gefahr kämen, und alles glücklich durch Anderer hülfreiche Hände

gerettet würde! Hierbey sollten sich b
alle solche Gelehrte einfinden, welche bey
ßen Classen der Bürger ihren Unterhalt
als Aerzte, Rechtsgelehrte, u. dergl., dies
chen doch besonders anderer Achtung und
en; hier zeigt sich also ihnen die beste Ge
sich zu empfehlen. Wie gut wäre es z.
noch überdies, wenn so mancher Arzt imm
ge solche Mittel und Instrumente bey sic
womit er zu sehr Erschrockenen oder sonst
digten Hülfe leisten könnte.

Alle andere Angesehene oder Begüter
che weiter keine öffentlichen Aemter bekleid
bloß von ihrem Vermögen leben, sind um
verbunden, in einem solchen Nothfalle sich
Staat verdient zu machen, und sich dadu
Beystand ihrer Mitbürger, denen sie son
allezeit viel nützen, bey gleichem Unglück
dienen. Das sind aber auch auf der
Seite die Leute, welche, weil sie Gutes th
ne daß es ihnen Jemand heißen darf, w
res Ansehens beym großen Haufen am
durch Beyspiel, Menschenliebe und Gemein
ge machen können. Dabey ist aber der
eingerichtet, daß Leute von Stande, we
keine sauren und schweren Arbeiten gewöhn
nicht über ihre Kräfte belastet werden, n
hinlänglicher Anzahl nur auf jeden eine W
kommt.

Noch mehr sind zu solchen Geschäft
bunden, und hierbey sehr wohl zu gebrauch
diejenigen, welche allgemeine bürgerliche N
treiben, als Kaufleute, Künstler und Hand
welche noch nicht bey der Löschungsanstal
wiesen sind. Bey diesen findet noch meh
bindlichkeit statt, und die mehresten habe

gewiß den stärksten Trieb sich zu zeigen; unter ihnen giebt es auch schon manchen starken nervigten Mann mehr, der gewiß an Lasten und Strapazen gewöhnt ist.

Eben so nöthig sind hierbey eine Anzahl Weibspersonen zu Fortschaffung und Behandlung weiblicher Geräthe, Kleidungsstücke und Bedürfnisse in der Oekonome. Wie billig wäre es, wenn seine Bürgerweiber und Mädchen, besonders letztere, wenn Pflege und Wartung der Kleinern und Schwächern des Hauses sie nicht abhält, sich dazu willig finden ließen. Da nun zumahl vom weiblichen Geschlechte gewöhnlich keine zu dem Löschungsgeschäfte gebraucht werden: so wäre gewiß in jedem mäßigen Orte bald eine hinlängliche Anzahl zusammen zu bringen, ohne irgend ein Einziges von einem wichtigern Posten abzurufen.

Endlich wären zu solchen Anstalten noch allerley junge Leute von 12 bis 16 Jahren sehr wohl zu gebrauchen, um Wache und Aufsicht in den Häusern und an den Orten zu halten, wo die Sachen hingeschafft werden. Und diese werden dadurch bald angeführt, sich erwachsen dem Vaterlande in solchen Nothfällen nützlich zu machen.

Die Frage: durch welche Veranstaltungen eine solche Gesellschaft zu errichten sey? beantwortet der Herr Möller folgender Gestalt: Gewaltsame Einführung einer guten Anstalt, Zwang zum Guten durch Strafgesetze, wenigstens im Anfange, hat durchaus etwas sehr Empörendes, ist sehr unnatürlich, nimmt der guten Sache in den Augen der mehresten sehr viel von ihrem Werthe, ja gibt ihr eine ganz falsche Auslegung; und man fühlt sich dabey so sehr geneigt, auf jede mögliche Art das Gesetz zu untergraben und heimlich zu über-

übertreten, daß das nicht sorgfältig genug verhütet werden kann. Oder man sucht doch geflißentlich die Anzahl der Hindernisse zu vermehren. Gewiß sehr viel Gutes der Art ist durch solches Verfahren vor der Zeit wieder in Stockung gerathen. Kann man aber die Leute nach und nach überzeugen und für die gute Sache geneigt machen, so geht es zwar nicht so schnell, es ist aber gewöhnlich von besserer Dauer. Weit mehrere werden auf diesem Wege zur Förderung der Sache die Hand bieten, sie werden die wenigen Gegner in ihren Hinterhalt zurück drücken, und man kann endlich viel Aufwand von Geld und Zeit ersparen, der sonst nur darauf gewendet werden muß, der Uebertretung der Gesetze vorzubeugen.

Eine Anstalt wie diese, ist durchaus so beschaffen, daß sie gar nicht stehen kann, wenn alle diejenigen, welche derselben beytreten, nicht mit Leib und Seele dafür sind, sonst wird so viel vernachlässiget, so viel Schaden gethan, so viel Verdruß angerichtet, so wenig die vorher erregte große Erwartung befriedigt, daß es oft besser wäre, wenn dergleichen nicht in Vorschlag gebracht worden wäre. Die Sache ist auch so beschaffen, daß ihre Billigkeit, Nutzbarkeit und Nothwendigkeit am Tage liegt, und alle weitläuftige Erörterung vergebens ist. Sie kostet auch an sich sogar keine außerordentliche Mühe, wenn sie einmal eingerichtet ist. Und kein Mensch kann den großen Nutzen abläugnen, welcher dadurch gestiftet wird. Warum sollte mans daher nicht der guten Sache zutrauen, daß sie sich selbst empfehlen und leicht durchgehen werde, (wenn es ernstlich angefangen wird).

Der Herr Möller räth also zu folgenden Vorkehrungen:

1)

1) Lasse man nur die Sache in öffentlichen Schriften, so bald als möglich, bekannt werden, ohne zu thun, als wenn man dabey besondere Absichten habe. Dieser Vorschlag muß in populäter Sprache, mit möglichster Gründlichkeit und Wärme beschrieben werden. Vielleicht könnte es ohne besondere Angabe eines Orts, als irgendwo eingeführt beschrieben, und hierdurch der Nachahmungstrieb recht leicht geweckt werden. Denn gebe man:

2) Achtung, ob nicht hin und wieder edle Menschenfreunde mit ihren Wünschen sich hören lassen, diesen kann man näher treten und mit ihnen den Anfang zu fernerer Ausbreitung der Sache machen.

3) Eine obrigkeitliche Stelle, welche aus mehreren Mitgliedern besteht, die erst mit einander überein kommen müssen, diese wird es beym ersten Anfange nicht allzu weit bringen, besser wird es da gelingen, wo es ein einzelner Regent für sich unternimmt, oder wenn einzelne Edle im Volke, die nicht eben Obere seyn müssen, welche aber nur den Ton in einer Sache gut anzugeben verstehen, sich in der Sache dafür verwenden; dann kann sehr viel geschehen. Denn es muß alles von selbst aufzukommen scheinen.

4) Oder will es die Obrigkeit zu Stande bringen, so warte sie einen Brand ab, und thue gleich darnach diese Vorschläge, überlege die Sache gemeinschaftlich mit den Unterobrigkeiten und Vorstehern einzelner Classen, nehme die feinsten Bürger dazu, und empfehle die Anstalt aufs Beste, doch ohne Zudringlichkeit, immer mit Hinsicht auf das eigne Beste eines jeden Einzelnen.

5) Sollte es auch da noch einige Schwierigkeiten finden, so sehe man nur nach, ob nicht

unter

unter den Personen von Stande, Einige für die Sache etwas eingenommen sind, mit diesen suche man in Verbindung zu einer Probeanstalt zu kommen. Da wird es nun zu einem Ehrenpuncte gemacht, wer hier sich zeigt, und man sorgt in der Stille dafür, daß es gerühmt und ausgebreitet wird.

6) Hats endlich der Staat zu thun, so gebe er diesen Personen ein besonderes Ansehen und lasse sie einige Freyheiten genießen; dann darf man nur etwas Umstände machen, ehe Jemand in diese Gesellschaft aufgenommen wird; und bald werden sich die Mitglieder vermehren. Zu den Auszeichnungsmitteln solcher Mitglieder — aus welchen man diejenigen wählen kann, welche man nach Beschaffenheit des Orts für die besten hält, — gehören.

a) Eine Art von Diplom, welches einer solchen Person öffentlich ausgefertigt wird. b) Gewisse kleine Freyheiten, als z. B. von gewissen Abgaben, vom Thorgelde, u. d. gl. c) Vorrang solcher Personen bey öffentlichen Feyerlichkeiten vor andern ihres Standes. d) Endlich könnte die Gesellschaft, wenn sie ihre gehörige Vollkommenheit erhalten hätte, auch unter sich selbst gewisse Strafgesetze verabreden, welche von Zeit zu Zeit zum Besten des Ganzen angewendet würden. e) Und wenns auf schickliche Art geschehen könnte, so möchten die öffentlichen Lehrer zuweilen dieser Anstalt rühmlich gedenken. Nur darf das nicht zudringlich und gezwungen herauskommen, wie es manchmal geschieht, wenn Collecten und Allmosensammlungen von den Kanzeln empfohlen werden. Doch alles das gilt nur um solcher Leute willen welche noch nicht so feines Gefühl, so viel Edelmuth haben, daß sie das Gute um sein

selbst

selbst willen thun, für die bessern würden alle Belohnungen mehr beleidigend seyn.

Diese Gesellschaft, wenn sie ihre Consistenz hat, könnte bestehen aus einem ansehnlichen Director und sechs bis acht männlichen Vorstehern, welche alle Jahre von der ganzen Gesellschaft in einer allgemeinen Zusammenkunft gewählt werden. Diese haben Vorschläge zur Verbesserung und Befestigung der Gesellschaft zu thun, und bey einem eintretenden Unglücksfall hängt von ihnen die Anweisung ab, welchen Posten jedes Mitglied nach vorhergegangener Uebereinkunft zu behaupten habe. Alle übrige Theilnehmer sind dem Range nach hierbey einander ganz gleich.

Das Ganze theilt sich nun wieder in drey bis vier einzelne Gesellschaften, so viel als Häuser auf einmal besetzt werden sollen. In jeder dieser Gesellschaften müssen alle Arten von Gehülfen seyn, damit sie im Stande sey ein Haus in kurzem ganz auszuräumen. So wie sie antreten, hat jede Classe zwey von den dem Director zugeordneten Vorstehern bey sich.

Ein Vorsteher bleibt beym Hause, beobachtet die Annäherung der Gefahr, er kann solche von der Gesellschaft, welche etwa übrig oder fertig sind, zum Beobachten von außen her anhalten, und zuletzt bestimmt er den Ausgang aus dem Hause. Der andere wählt sich selbst, oder nach Angabe der Eigenthümer, einen von der Gefahr entfernten sichern Platz, wo möglich hinter dem Winde, und bleibt dort wo die Sachen hingebracht werden, er stellt die an, welche die Wache haben sollen, und dieses sind jüngere oder besonders vornehme und zärtliche Mitglieder der Gesellschaft. Das ist aber nur an solchen Orten nöthig, wo keine militärische Besatzung ist. Auch

dieser

dieser letzte Vorsteher hat den Gang des Feuers zu bemerken, je größer das Feuer, je schwerer die Hülfe, desto weiter muß auch der Ort der Niederlage genommen werden.

Gut wäre es wenn die Obrigkeit solche Männer hinlänglich authorisirte, daß ihnen Niemand sein Haus, Hof oder Garten versagen dürfte. Doch müßte auch dabey hinlängliche Sicherheit für solche seyn, welche sich zur Aufnahme bewegen lassen.

Nach Befinden kann eine von den Gesellschaften, welche am meisten zu thun hat, sich Gehülfen ausbitten.

Junge Leute, welche aber die Vorgesetzten am meisten in den Augen behalten müssen, oder auch Leute von Stande, die guten Willen, aber wenig körperliche Kräfte haben, können vor dem Hause zu Paaren Wache halten, doch müssen diese wo möglich unter dem Schutze von Soldaten oder der Bürgerwache seyn. Ihnen wird genau der Ort angegeben, wo die Hausgeräthe hingeschaft werden, und sie haben im Anfange allemal die Arbeitenden dafür anzuweisen. Sie dienen auch dazu Rapport von einem Orte zum andern zu bringen, und der Director muß immer einige bey sich haben.

Die Vorsteher und Vorsteherinnen in einem Hause bitten die Hausbesitzer, ihre Schränke, Kästen, Zimmer und alles aufzuschließen, was nicht verschlossen auf einmal fortgebracht werden kann.

Bey jeder Abtheilung müssen sich für nächtliche Unglücksfälle eine gewisse Anzahl Laternen, Lichter und Leuchter bereit finden, die nothwendig eine öffentliche Casse besorgt, damit in den der Gefahr unterworfenen Häusern, auf dem Wege, und am Orte der Niederlage sattsame Hellung zum

Besten

Beſten der Arbeiter, oder auch zur Abhaltung der Diebe ſeyn möge. Am ſchicklichſten können die den jungen Leuten anempfohlen werden, und dieſe legen ſie in einen beſtimmten Korb, welchen ein Mädchen mitzubringen verbunden iſt. Oder jedes Mitglied hält ſeine eigene wohl verwahrte Laterne.

Zur Beſtimmung fernerer Maßregeln, hat jedes fertig gewordene Mitglied die Auflage an dem Orte, wo nun die Sachen ſtehen, ſich zu verſammeln, um von da abzugehen, oder nach Erforderniß der Umſtände, neue Arbeiten zu übernehmen, doch ſo, daß jener Platz gehörig in Sicherheit bleibt.

Folgendes wäre nun ein kleiner Ueberſchlag des zu dieſer Geſellſchaft nöthigen Perſonals. Herr Möller nimmt vier Abtheilungen in dieſer Geſellſchaft an, von welchen jede, nach der verſchiedenen Größe der Häuſer, kleiner als die andere iſt. Die erſte mag 30 junge Leute oder Vornehme zum Beygehen und zur Wache haben, die 2te 20, die 3te 15, die 4te 12 Perſonen, macht mit den Vorgeſetzten und dem Director 86 Perſonen.

Wir wollens nur einmal ſo annehmen. In einem Hauſe, welches wir mit Nr. 1. bezeichnen, wären ungefähr vier große Schränke voll Kleider auszuräumen. Für jeden Schrank eine Perſon, welche wohl mit dergleichen umzugehen weiß, welche das Abnehmen und Zuſammenlegen mit möglichſter Genauigkeit beſorgt, und nichts zu tragen braucht, und dazu bey jedem Schranke zwey Weibsperſonen, die einen gemeinſchaftlichen geflochtenen Tragkorb haben, und damit auf einen Schrank zweymal zu gehen brauchen; dieſe Körbe ſind ſo eingerichtet, daß in der Mitte zwey Schnüren über die Kleider her befeſtigt werden können, um das Herunterfallen zu verhüten. Das Einzelne bleibt aber beym Schranke, bis er ausgeleeret iſt. Das macht zuſammen 12 Perſonen.

der 8 Vorgesetzten eilen und seine Fahne vor der Thür suchen. Ehe diese ankommen, bekümmert sich der Director um einen Ort, wo des gefährlichsten Hauses Mobilien hingeschafft werden sollen, bis der besondere Vorsteher ankommt, welcher hier sein Amt verwaltet, dann geht nun der Director von einem Hause zum andern und beobachtet, wo etwas fehlt, und ob die Wachen gehörig angestellet sind.

Gut wäre es, wenn, wie bey den Soldaten, jede Abtheilung der Gesellschaft eine Art von Parole hätte, nach welcher eine die andere in der Nacht finden könnte. Der Director gäbe sie jeder Wache, welche vor einer Thür steht, und bey dieser hätte jeder seine Zeichen vorzuweisen, und dann würde sie ihm bekannt gemacht. Im Anfange aber wird es besonders nöthig seyn, daß die jungen Leute von dem Hause, wo ausgetragen wird, bis an den Ort, wo die Niederlage ist, in ganz kleinen Entfernungen gestellt werden, damit nicht jedem Austragenden jener Ort besonders braucht genannt zu werden, und er sich doch finden kann. Die, welche in der Thür stehen, müssen ihn zuerst wissen.

Nach geendigtem Feuer müssen hinlängliche Aufseher bey den Sachen bleiben, bis sie entweder wieder eingeräumt, oder weiter fortgeschafft sind, wo dann, wenn es nicht verbeten wird, und der Eigenthümer genug sind, jede Classe der Gesellschaft für das Einräumen und die sichere Uebergabe der Sachen sorgt.

Den dritten Tag nach dem Feuer kommt die Gesellschaft an einem bestimmten Orte und zu einer Zeit zusammen, welche ein für allemahl bekannt sind. Hier muß die Obrigkeit einen jeden, dem seine Sachen gerettet worden, zu einem ver-

hältniße

hältnißmäßigen Beytrage zur Gesellschaftscasse anhalten, welcher hier gleich entrichtet wird. Hier können auch Nachfragen gehalten werden, wenn hier oder da etwas verlegt oder hinweg gekommen ist. Hier werden von jedem bescheiden die Bemerkungen mitgetheilt, wie dieses oder jenes besser seyn könnte; hier muß endlich jeden seine Zeugen bringen, daß er da gewesen sey, oder er bringt seine Entschuldigung wegen Verabsäumung vor, worauf nur leibliche Strafe kommt, sobald sie nicht ganz unstatthaft ist, und doch eine sichere Person dafür gestellt worden war.

Wenn aber Jemanden von den oben genannten Classen, bey völliger Einrichtung der Gesellschaft, der Antrag zum Beytritt geschieht, und er schlägt es aus, ohne statthafte Gründe zu haben, dessen Haus wird durch öffentliche Bekanntmachung, als zur Besorgung der Gesellschaft nicht gehörig, gleichsam ausgerufen. Dies könnte im gleichen Falle auch denen begegnen, die ohne Noth wieder aus der Gesellschaft heraus treten.

Gut wäre es dabey noch, wenn die Obrigkeit lieber eine allgemeine alljährliche Auflage machte, von welcher nicht nur die nöthigen Geräthe der Gesellschaft angeschafft und unterhalten werden könnten, sondern wovon auch mit Zuziehung der Strafgelder sich eine Recreation für die gesammten Mitglieder, oder ein Volksfest, bestreiten ließe.

Nur diejenigen, in deren Nähe das Feuer ist, können davon frey gesprochen werden, beyzugehen, ungefähr 8 Häuser vor und 4 Häuser hinter dem Winde.

Trifft einen solchen von der Gesellschaft das Unglück, so muß auf sein Haus besondere Sorgfalt gewendet, und ihm aus der öffentlichen Casse

die geringste Kleinigkeit, welche er als verloren darthun kann, ersetzt werden.

Wer von der Gesellschaft sich der geringsten Untreue überweisen läßt, wird nach äußerster Strenge bestraft, und zu mehr als doppeltem Ersatz angehalten.

Da freylich an den Häusern, welche bereits schon brennen, am meisten gearbeitet werden muß: so haben die Vorgesetzten dies als die höchste Pflicht auf sich, genau die Gefahr zu beobachten, und zeitig durch die Parole, oder ein bestimmtes Instrument alle Glieder abzurufen, wenn es bedenklich wird. Weil es auch die Zeit nicht erlaubt zu untersuchen, und man nicht allemal weiß, was Freunde oder Betrüger sind: so darf Niemand, als die Personen des Hauses sich der Sachen mit anmaßen, welchen auch die Parole gleich gegeben wird, alle andere müssen sich entfernen. Die Einwohner aber besorgen diejenigen von ihren Sachen, welche ihnen die liebsten sind und am leichtesten von Unwissenden beschädigt werden können.

In kleinen Städtchen und Dörfern könnte durch Verbindung der benachbarten gar füglich eine gleiche Verbindung errichtet werden. Doch wäre die Gesellschaft wegen der Früchte, des Viehes und anderer Geräthe des Landmanns anders einzutheilen, und ein Ort müßte dem andern zu Diensten stehen.

Nachricht von dem Privat-Rettungs-Institut der Mobilien bey Feuersgefahr in Gotha *).

Dieses

*) S. Busch's Almanach oder Uebersicht der Fortschritte in Wissenschaften, Künsten ꝛc. V. B. Erfurt bey Keyser 1801. 8. S. 363 ff.

Dieſes Rettungs-Inſtitut hat der Herr J. C. A. Beck, Pfarrer zu Stedten an der Gera am 30ſten März 1799 in Gotha, ſeiner Vaterſtadt, errichtet, und in folgender Schrift Nachricht davon gegeben: Regulativ für das Rettungsinſtitut der Mobilien und Effekten bey Feuersgefahr zu Gotha, mit einem Kupfer, Erfurt 1799.

Die Geſellſchaft beſteht aus 40 Perſonen, die eigentlich zur Rettung der Effekten beſtimmt ſind, doch ſtehet es jedem Mitgliede frey, ſich auch ſeiner Hausgenoſſen und gewöhnlichen Arbeiter dabey zu bedienen, welche aber der Geſellſchaft angezeigt, und mit dem geſellſchaftlichen Zeichen verſehen werden müſſen. Um den Zweck der Hülfleiſtung nicht zu verfehlen, dürfen die Mitglieder nie zu nahe oder ganz an einander wohnen, auch nicht bey mehreren Geſellſchaften dieſer Art engagirt ſeyn. Jedes Mitglied entrichtet bey der Aufnahme in die Geſellſchaft 3 Thlr. 12 Gr. und muß ſich ein ovales, mit den Buchſtaben R. G. (Rettungs-Geſellſchaft) bezeichnetes Schildchen machen laſſen, welches bey einem entſtandenen Feuer am Hute getragen wird, und woran ſich die Mitglieder einander unter dem Getümmel der Menſchen erkennen können. Die Mitglieder ſind in 4 Viertheile abgetheilt, und jedes Viertheil hat einen Viertelsherrn, der über die in ſeinem Bezirke befindlichen Mitglieder die Aufſicht hat.

Was ihre Rettungsgeräthſchaften betrifft: ſo beſorgt jedes Mitglied auf eigne Koſten 2 Säcke, welche um ſie von andern zu unterſcheiden, aſchgrau gefärbt, mit der Nummer und dem Namen des Mitglieds bezeichnet ſind; der größere Sack iſt an dem Ende mit 2 leinenen Handhaben, der kleinere mit einem Tragbande, beyde aber mit einem Zuge, verſehen. Jedes Mitglied bewahrt die-

se Säcke bey sich, und bringt solche zur Zeit der Noth mit an Ort und Stelle.

Auf gemeinschaftliche Kosten hat die Gesellschaft verfertigen lassen:

1) Vier vierrädrige kleine leichte Wagen, an welchen die beyden Vorderräder untergehen, und zwar zwey ohne Gestell zum Fortschaffen der Schränke, Kisten, Kommoden und dergl.; dann zwey mit geflochtenen nach der Länge des Wagens eingerichteten Körben für Wäsche, Bücher und andere Dinge; die Körbe haben am Hintertheile leinene Handhaben; jeder Wagen wird mittelst der Deichsel von 2 Personen gezogen.

2) Zwey Maschinen, wodurch man in einem daran hangenden Korbe Effekten aus dem Fenster leicht und geschwind herablassen kann, wozu zwey mit Stricken umflochtene Körbe und zwey lange Seile mit eisernen Haken gehören.

3) Eine ins 4te Stock reichende, und mit hölzernen Sprossen versehene Strickleiter zur Rettung der beym Feuer in Gefahr gekommenen Personen.

4) Vier große Laternen, mit Schrauben an den Henkeln, jede 1 und einen halben Fuß hoch, zur Erleuchtung der Keller und Böden bey der Nacht.

5) Eine Pechpfanne mit Pechkränzen, für den Ort, wohin die Mobilien gerettet werden.

6) Zwey Schrotleitern, eine 3, die andere 2 Ellen lang, am Vordertheil mit Armen, zum Aufhalten der darauf gelegten Sachen, am Hintertheil mit starken Stricken versehen, um die Mobilien bequem zur Treppe hinunter zu schaffen.

7) Vier Tragen, mit geflochtenen weidenen Aufsätzen, die einen Kasten bilden, auch nöthigenfalls

falls abgenommen werden können, zur Fortschaffung kleiner Geräthschaften.

8) 24 Ellen grobe Packleinewand zu Feuerdämpfungslappen, jeder 3 Ellen lang, die beym Gebrauch mit Wasser durchnäßt werden. Diese Geräthschaften sind in die 4 Viertel der Stadt vertheilt, und werden, sobald es nöthig ist, durch dazu bestimmte Mitglieder herbeygeschafft.

Die Viertelsmeister visitiren zuweilen die Mitglieder unvermuthet, um zu sehen, ob bey ihnen alles in gehöriger Bereitschaft ist. Kommt ein Feuer aus, so begiebt sich jedes Mitglied mit den Säcken und den ihm anvertrauten Geräthschaften sogleich in die Gegend des Brandes, und zwar zu demjenigen Mitglied, welches demselben am nächsten ist, um ihm Hülfe zu leisten. Sind die Häuser mehrerer Mitglieder in Gefahr: so wird dem zuerst beygestanden, dessen Haus von der Richtung des Windes am meisten bedroht wird, und sobald dieser die Hülfe nicht mehr nöthig hat, wird auch dem nächstgelegenen die erforderliche Hülfe geleistet. Sollte kein Mitglied der Gesellschaft Unterstützung bedürfen: so macht sich dieselbe verbindlich, auch andern Einwohnern, die der Hülfe bedürfen, und solche annehmen wollen, mit ihren Kräften und Geräthschaften beyzustehen. Wenn ein Mitglied der Gesellschaft in den Fall kommt, daß es der Hülfe bedarf: so muß es, zur Erleichterung der von den Mitgliedern erwarteten Hülfe: 1) Das Haus in dem untersten Stockwerke wenigstens mit Einer, mit einem Talglichte versehenen Laterne, in dem obern aber mit Wandleuchtern, vorzüglich auf den Treppen erleuchten. 2) Die Bodenlöcher mit Fenstern oder Liethen verwahren. 3) Die nicht ganz, oder erst, wenn sie ausgeräumt sind, fortzuschaffenden Kasten und

Schränke öffnen. 4) Zu mehrerer Sicherheit, theils auf den Fall der Abwesenheit, theils um der bey der nahen Gefahr besorglichen Verwirrung vorzubeugen, muß sich jedes Mitglied ein anderes wählen, welches es mit der Einrichtung seines Quartiers, seiner Schlüssel, Effekten, die es zuerst gerettet zu sehen wünscht, bekannt macht, und ihm von letztern allenfalls ein Verzeichniß mit Benennung des Orts, wo sie zu finden sind, zustellt. 5) Jedes Mitglied muß sich einen oder zwey Plätze, wohin es nöthigenfalls seine Mobilien in Sicherheit bringen zu können glaubt, auswählen, und solche den übrigen Mitgliedern bekannt machen.

Dieß sind die wesentlichen Punkte des Reglements; viele andere zwar äußerst wesentliche, aber doch sehr nützliche, und von den menschenfreundlichen Gesinnungen des Herrn Verfassers zeugende Anordnungen, müssen wir der Kürze halber übergehen. Wenn sich auch theoretisch gegen manche dieser Anordnungen etwas einwenden ließe: so werden doch praktische Fälle, wo die Gesellschaft in Thätigkeit gesetzt wird, immer nur den sichersten Weg zu zweckmäßigen Verbesserungen dieser nützlichen Anstalt zeigen.

Da es dem Herrn Verfasser um Gemeinnützlichkeit zu thun ist, so theilen wir hier die Abbildung der Rettungsgeräthschaften mit, damit sich die Leser eine deutliche Vorstellung davon machen können.

Erklärung der Kupfer.

Fig. 5384. Die Maschine, mittelst welcher man Effekten aus dem Fenster retten kann.

Fig. 5385. Der Durchschnitt dieser Maschine. a Walzen, an deren Enden eiserne Scheiben bbb, in welche bey Herablassung ein Eisen ccc fällt, das die Walzen fest hält. ddd sind eiserne Haken, um die Maschine damit am Fenster zu befestigen.

Fig.

Fig. 5386 und 5387. Die Walze und eiſerne Scheibe größer.

Fig. 5388. Der Wagen, an dem hinten ein Strick a befeſtiget wird, um in den Gaſſen, wo das Umwenden nicht angeht, wieder rückwärts wegfahren zu können.

Fig. 5389. Die Trage mit dem Korbe, an dem unten Zapfen aa ſind, welche in die Trage

Fig. 5390. aaaa paſſen, und verhindern, daß der Korb nicht abgleite. An dem Korbe auf dem Wagen ſind ebenfalls ſolche Zapfen bb Fig. 5388.

Fig. 5391. Die Schrotleiter, welche bey aa einen Haken bildet, der das Herunterfallen der darauf gelegten Mobilien verhindert.

Fig. 5392. Das Zeichen, welches jedes Mitglied der Geſellſchaft am Hute trägt.

Eine von Klingert erfundene Leiter und ein Korb zur Rettung der Menſchen und Mobilien bey Feuersgefahr *).

Der Kammer-Mechanicus Klingert in Breslau hat der Leipziger ökonomiſchen Societät die Beſchreibung einer Strickleiter und eines Korbes überſandt, die er nicht nur zur Rettung der Menſchen in Feuersgefahr, ſondern auch für Männer und Zimmerleute zu Arbeiten an hohen und ſteilen Gebäuden brauchbar erfunden hat. Nach dem Gutachten einiger Kenner wäre die Strickleiter nur für gehörig geübte Leute, welche in der Folge den Menſchen zu Hülfe kommen müßten, zu gebrauchen; deſto vortheilhafter wäre die zu Weimar bekannt gemachte Sackleiter, und eben dazu könnte die von Klingert angegebene, durch eiſerne Hülſen zum Verlängern zuſammengeſetzte Stange die beſten Dienſte leiſten, um die Weimariſche Sackleiter, wenn ſie nicht ſchon in den Stockwerken der Gebäude, wo Menſchen in Gefahr

*) C. Buſch a. a. O. S. 562.

ſehr ſind, verhindern ſie, dahin bringen zu können. Noch vorzüglicher und zu empfehlen ſey der von Klingert vorgeſchlagene Kerb, da in demſelben bey Feuersgefahr nicht nur Menſchen, ſondern auch andere Dinge von Werth gerettet werden können. Eine mechaniſche Beſchreibung nebſt einer in Kupfer geſtochenen Zeichnung von der Leiter und dem Kerbe findet man in der Anzeige der Leipziger hieſigen Oſtermeſſe 1792. In dem Leipz. Intelligenzbl. 1779. S. 403 wurde ſchon einer Art Feuerleiter erwähnt, die bey Feuersgefahr nützlich iſt, und wovon ſich noch ein Model im Intelligenz-Comtoir zu Leipzig befindet.

In dem in dem erſchienenen 16ten Stücke des Magazins aller neuen Erfindungen *) ſind auf der dem Kurfürſt auch einige Maſchinen zum Retten bey Feuersgefahr abgebildet, welche indeſſen vermöglich dazu beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, um Menſchen aus den oberſten Stockwerken eines brennenden Gebäudes zu retten. Die nähere Beſchreibung wird in dem 17ten Stücke des erwähnten Magazins folgen.

Moblich, dieſer Ausdruck wird von den Gärbern von dem Leder gebraucht, welches zu lange in dem Kalke gelegen, und daher eine überflüſſige Gare bekommen hat, wovon die Folge iſt, daß es zu weich wird und der Farbe durchſchlägt.

Möbliren ſ. im Art. Möbeln. eben, S. 213.

Mocade, franz. Mocade. Moquette, eine Gattung ſammetartiger Zeuge, die faſt eben ſo wie der Plüſch gemacht wird. Der Grund davon iſt gemeiniglich Garn, das Haar aber, oder Sammetartige, Baumwolle oder feine Wolle. Der Ar-

*) Leipz. bey Baumgärtner. 1792. 4.

Artikel wird besonders zu Abbeville in der Picardie in großer Menge verfertiget. Die Manufaktur zu Abbeville führt den Titel: Manufacture privilégiée de moquettes et de Velours d'Utrecht. Diese Anstalt ist durch die Güte ihrer Arbeiten, das schöne Aeußere und den Geschmack der Zeichnungen und Muster, wie auch durch die Lebhaftigkeit, Aechtheit und Dauer der Farben, auf eine vortheilhafte Art in und außerhalb Frankreich bekannt.

Man verfertigt darin geblümte Mocquette, von ersterer und zweyter Feine; glatte Sorte zum Frisiren und Drucken, welche unter dem Nahmen Trip bekannter ist; und Sammet auf Art des utrechter, der dem holländischen an die Seite gestellt werden kann.

Die Mocquettes en prémiere qualité sind insgemein 20 Zoll breit. Man fabrizirt auch zu reichen Möbeln, die langhärichte nach Art der englischen, und 25 Zoll breit sind. Diese größere Breite erlaubt schon ein reicheres und abwechselnderes Dessein, so daß das Gewebe gewissermaßen den Savonnerie-Tapeten ähnlich ist.

Außerdem webt man auch geblümte Moquettes von derselben Feine, wo das Sammetartige, statt Wolle, von Kameelhaar gemacht wird, welches dem Zeuge ein sehr artiges Ansehn giebt; ferner zweyfarbige Moquettes, wo Grund und Muster von verschiedener Farbe gemacht werden; diese sind damastartig von fil d'Epinay gewebt.

Alle Moquettes en prémiere qualité halten 11 Aunes in der Länge. Die seconde qualité, welche den Nahmen pie-court führen, sind 18 Zoll breit und 12 Aunes lang. Diese sind mit kleinen Desseins, abgetheilter Weise, oder auch auf Mosaike-Art. Der größte Theil wird zu Teppichen

mit

Bevor wir die Moden nach ihrem jetzigen Umfange und Einflusse betrachten, wird es interessant seyn, einige Blicke in die Vorzeit zu thun, um den Ursprung und den Wechsel der Moden in den vergangenen Jahrhunderten kennen zu lernen *).

Die alteuropäischen Völker unterschieden sich von jeher von allen andern Nationen der Erde nicht nur durch den Schnitt ihrer Kleider, und die Art ihres Putzes, sondern auch durch die Geneigtheit, die Formen der Kleidung und des Putzes abzuändern, und fremde Trachten oder Verzierungen des Körpers anzunehmen. Die germanischen und andere nicht slavische Völker unsers Erdtheils, hatten selbst in den ältesten und früheren mittleren Zeiten bald etwas längere oder weitere, bald etwas kürzere oder engere Ober- und Unterkleider. Sie schnitten bald ihr Haupthaar kurz am Nacken ab, bald nährten sie es, und trugen es entweder frey fliegend, oder auf mancherley Art zusammengeflochten und aufgeflochten. Bald ließen sie sowohl den Kinnbart als den Knebelbart wachsen, und zu andern Zeiten schoren sie den Bart

des Schmuckes eben so veränderlich sind, als die Franzosen.

Man kann mit diesem Worte allerley Zusammensetzungen machen, sowohl Dinge zu bezeichnen, welche mode sind, Modewörter, Modetracht, Modekleidung, Modezeug ꝛc. als auch Personen, welche sich nach der Mode bequemen, dieselbe zu beobachten und bey andern zu befördern suchen, ein Modeschneider, Modedichter, Modepredigerꝛc.

*) S. Ueber den Einfluß des beständigen Aufenthaltes der Damen an den Höfen der Könige und Fürsten auf die Kleidung und den Putz beyder Geschlechter; nebst Betrachtungen über den Ursprung und Wechsel der Moden in den vergangenen Jahrhunderten. Von dem Herrn Hofrath Meiners in Göttingen. Steht in dem Neuen Hannöv. Magazin 28. St. 1798. Col. 433 ff., von welchem schätzbaren Aufsatze ich hier das vorzüglichste entlehne.

Bart auf den Lippen wie am Kinn glatt ab. Auch die Bedeckungen des Kopfs und der Füße waren in Rücksicht auf Größe und Formen häufigen Abwechselungen unterworfen. Wenn ein solcher charakteristischer Zug, dergleichen die Geneigtheit zu neuen Moden, oder zu beständigen Abänderungen in der Bedeckung und Verzierung des Körpers ist, nicht etwa eine Nation sondern alle Nationen von gleicher Abstammung durch alle Jahrhunderte, durch alle Stufen, durch alle Revolutionen ihrer Cultur, ihrer Verfassung und Gesetze begleitet: so kann man den Grund davon nicht in wandelbaren äußern Ursachen, sondern man muß ihn in den eigenthümlichen Naturanlagen solcher Völker suchen. Die alten Germanier und andere ihnen verwandte Bewohner unsers Erdtheils liebten Veränderungen in Kleidern und Putz mehr als alle übrige Nationen, weil sie von Natur eines freyern, unbefangenern Geistes waren, und nicht blos das Alte und ihnen Eigenthümliche für das einzige Gute hielten, sondern vielmehr das Neue und Ungewohnte mit dem Alten und Gewohnten unpartheiisch verglichen, und wenn sie jenes vorzüglicher fanden, dieses willig aufopferten; weil ferner beyde Geschlechter eine lebhaftere Begierde hatten, sich einander zu gefallen, und sich eben deswegen bestrebten, die Vorzüge des Körpers durch Kleidung und Putz geltend zu machen und zu erhöhen, und hingegen die Gebrechen des Körpers zu verstecken: weil endlich selbst das Sonderbare und grell Abstechende nicht unbedingt mißfiel, sondern sehr oft nur ein Mittel wurde, Aufmerksamkeit zu erregen, ohne Verachtung und Abscheu hervorzubringen. Die Morgenländer und alten Slaven blieben den Trachten und dem Putz ihrer ältesten Vorfahren unverrückt treu, weil sie

dieſelben für die einzig ſchönen, bequemen und ſchicklichen hielten: weil ſie ihre Weiber ungeſehen kauften, nach der Hochzeit als Gefangene einſperreten und als Sclavinnen behandelten, weswegen die Männer wenig oder gar keine Veranlaſſung hatten, den Weibern und die Weiber keine, den Männern zu gefallen, weil ſie endlich wegen der Trägheit ihres Geiſtes ſo ſehr an dem einmal Gewohnten klebten, daß das Fremde und Seltſame nicht blos Aufmerkſamkeit, ſondern Spott, Beſchimpfungen und Verfolgungen nach ſich zog.

Der natürliche Hang der Europäer zu Veränderungen in Kleidung und Putz, mußten ſich um deſto mehr oder weniger äußern, je mehr oder weniger man Gelegenheit hatte, fremde Trachten und Verzierungen zu ſehen: jemehr oder weniger Reitze für beyde Geſchlechter vorhanden waren, ſich einander gefällig zu machen: für ein je größeres oder kleineres Verdienſt es endlich gehalten wurde, ſich durch das Neue und Auffallende in Kleidung und Putz auszuzeichnen. Alle dieſe Bemerkungen werden durch die Ausſprüche der Geſchichte auf das vollkommſte beſtätigt.

Die Schriftſteller des 14ten und 15ten Jahrhunderts reden viel häufiger von Veränderungen der Moden, als die der ältern Zeiten. Die Urſachen davon laſſen ſich ſowohl in den Hauptbegebenheiten der letzten Jahrhunderte des Mittelalters, als in den Verhältniſſen der europäiſchen Völker leicht auffinden. Die langwierigen Kriege der Engländer und Franzoſen, und die Heerszüge der Deutſchen, Franzoſen und Spanier nach Italien brachten ein ſolches Umherſchwärmen von Söldnern, und eine ſolche Miſchung von Völkern hervor, dergleichen ſeit den Zeiten der Kreuzzüge nicht ſtatt gefunden hatten. Die Heere der Engländer,

Fran-

Franzoſen und Italiäner waren aus gemietheten Kriegern von allerley Völkern zuſammengeſetzt, und die Heere eines jeden Hauptvolks wurden aus ihrer Heymath in fremde Länder fortgeführt. Wenn die Söldner, die viele Jahre in fremden Ländern gedient hatten, in ihr Vaterland zurück kehrten, ſo behielten ſie nicht ſelten die Trachten und Zierrathen bey, welche Beweiſe ihrer merkwürdigen Thaten und Abentheuer waren; und dieſe fremden Trachten und Putzwerk fanden unter den Mitbürgern der zurück gekehrten Krieger nicht ſelten Beyfall, wenn ſie durch den Stand und die Würde, oder den Ruhm und die Verdienſte der erſten Einführer empfohlen wurden. Gleiche Wirkungen hatten die Durchzüge von fremden Heersſchaaren *), und die Reiſen von Kaufleuten, welche durch das Aufblühen der Städte, beſonders der deutſchen, italieniſchen und niederländiſchen Städte viel häufiger wurden, als ſie in älteren Zeiten geweſen waren. Der Dichter Conrad Celtes warf es ſowohl den in allen Landen umher reiſenden Kaufleuten, als den in ganz Europa umher ziehenden Fürſten vor, daß ſie die Kleidung und Sprache der Väter verachteten, und neue Kleidung wie fremde Sprachen einführten **).

Wenn ſie aber gleich Kleidung und Putz im 14ten und 15ten Jahrhunderte öfter als vorher veränderten, ſo kam doch dieſer Wechſel der Moden dem Wechſel ſpäterer Zeiten lange nicht gleich. Es gab in Europa bis zum Ausgange des 15ten

*) So brachten z. B. die Engländer im Jahre 1365 ganz neue Moden in Strasburg und im übrigen Elſaß auf. Man ſehe Königshofens Chronik, S. 127. Meiners Geſchichte des Mittelalters. II. S. 125.

**) De origine, ſitu, moribus et inſtitutis Norimbergae c. 6. in oper. Pirkheimeri p. 127.

Jahrhunderts kein tonangebendes Volk, keine tonangebende Hauptstadt, keine Classen von Menschen, auf welche man als die Muster in Kleidung und Putz hingesehen hätte, keine Künstler und Künstlerinnen, welche der modesüchtigen Welt mit ihren Erfindungen und Arbeiten zu Hülfe gekommen wären. Die neuen Moden wurden selten oder niemahls allgemein, und erstreckten sich selten oder niemahls über alle Theile der Kleidung und des Putzes. Wenn auch einige oder manche Personen fremde Trachten und fremden Putz annahmen, so warfen sie deswegen die vaterländischen Trachten und Zierrathen nicht ganz weg. Jedes Reich, jede Provinz, jede große Stadt behielt ihre eigenthümliche Tracht, die nur bisweilen mit andern Trachten abgewechselt wurde *).

Im 14ten und noch mehr im 15ten Jahrhundert war der burgundische Hof der prächtigste in ganz Europa, und was also an diesem Hofe getragen wurde, das erkannte man allenthalben als schön an. Bevor man die Prinzessinn Isabelle von Baiern dem jungen Könige Karl VI. von Frankreich zuführte, nahmen die Herzoginn von Braband und ihre Tochter, die Herzoginn von Burgund, die junge Dame gleichsam

*) Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts trugen z. B. die deutschen Damen schwarze Kleider. Die Königinn Margarethe von Navarra sagt von einer deutschen Edelfrau, daß sie getragen habe les habits noirs à l'Allemande. Nouvelles Vol. II. p. 162. Edit. de Berne 1781. Die Damen in Augsburg hatten selbst an festlichen Tänzen große Schleyer, die ihnen beynahe das ganze Gesicht bedeckten. Der Kaiser Maximilian ließ die Damen im J. 1517 bitten, daß sie auf einem bevorstehenden Geschlechtertanz ihre Schleyer ablegen, und mit offenen Gesichtern erscheinen möchten. Die Damen antworteten durch den Bürgermeister Peutinger: daß sie dem kaiserlichen Befehl nachzukommen bereit wären. S. von Stetten Geschichte der Stadt Augsburg. Th. 1. S. 230.

ſam in die Schule, lehrten ſie, wie ſie ſich tragen und verbeugen müſſe, und kleideten und putzten ſie neu und prächtig heraus, weil ihre deutſchen Trachten viel zu einfach waren *). Die Kleidung und der Putz, in welchen die königliche Braut erſchien, wurden am franzöſiſchen Hofe ſo ſehr bewundert, daß man Iſabelle von Baiern nach zwey Jahrhunderten als die erſte Urheberinn der weiblichen Kleiderpracht nannte **), wiewohl Brantome hinzu ſetzt, daß die Pracht der Königinn Iſabelle von Baiern in Vergleichung mit dem Luxus ſpäterer Zeiten mit Armſeligkeit geweſen ſey. Nichts deſtoweniger wurden die burgundiſchen Moden nicht herrſchende Moden an den übrigen Höfen. Vielmehr ahmte man im 14ten Jahrhunderte die deutſchen Trachten in fremden Landen nach, als Heinrich von Lancaſter trug im Jahre 1399 bey ſeinem Einzuge in London nach deutſcher Art einen kurzen Waffenrock von Goldſtoff ***).

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts fand die Modeſucht noch viel mehr Stoff, als ſie in den beyden vorhergehenden Jahrhunderten gefunden hatte. Durch die Entdeckung der beyden Indien wurden der Handel und die Schiffahrt, die Reichthümer und die Gemeinſchaft der europäiſchen Völker außerordentlich erweitert, und in den Kriegen, welche Karl V. ſowohl mit Franz dem Erſten als mit den deutſchen Fürſten führte, hatten die ſpaniſchen, franzöſiſchen, deutſchen und italieniſchen Fürſten, Geſandten und Krieger viel häufigere Gelegenheiten als bisher, die Trach-

*) Froiſſart Vol. II. p. 287.
**) Brantome Dames illuſtres p. 411.
***) Froiſſart IV. ch. 114. p. 338.

ten und den Putz von vielerley Nationen kennen zu lernen, oder auch für andere Muster zu werden. Die Spanier waren unter allen europäischen Völkern dasjenige Volk, das am allerwenigsten die Kleidung und Zierrathen anderer Nationen annahm, und dessen Kleidung und Putz hingegen in den glorreichsten Zeiten Karl's V. am allermeisten herrschend wurden. Die spanischen und italienischen Damen, sagt Brantome, hielten von jeher mehr auf köstliche Wohlgerüche und prächtige Kleider, als die französischen; auch haben die letztern die Muster und Erfindungen der erstern nachgeahmt *). In Deutschland und Italien wurden sowohl die männlichen als die weiblichen spanischen Trachten allen übrigen vorgezogen **).

Die Herrschaft, wenigstens die Alleinherrschaft der spanischen Moden dauerte nur eine kurze Zeit. Ungefähr in der Mitte des 16ten Jahrhunderts wurde der französische Hof das Muster aller übrigen Höfe, und die Franzosen erhoben sich als diejenige Nation, deren Kochkunst und Tafel von den übrigen europäischen Völkern am meisten geschätzt, deren Sprache am allgemeinsten geredet und deren Trachten am allgemeinsten nachgeahmt wurden. In Italien behielten die Weiber auch in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zum Theil die spanischen Moden bey, allein die Männer trugen sich ganz nach französischer Weise, und in Deutschland waren die französischen Trachten so sehr verbreitet, daß nach Boemen's Zeugniß fast

*) I. p. 263. Dam. Gal.

**) Schmidt Geschichte der Deutschen, VII. 137. 138. Joh. Boeme de mor. Gent. III. c. 18. In der deutschen Uebers. von 1604. Frankf. S. 444.

faſt kein Dorf war, in welchem man dergleichen nicht gefunden hätte *).

Man kann überhaupt annehmen, daß in ältern Zeiten die Trachten der Männer ſich öfter veränderten und ſchneller mittheilten, als die Kleidung und der Putz der Weiber, weil die Männer häufiger reiſten, und alſo mehr ſahen und geſehen wurden, als ihre Frauen und Töchter. Dies dauerte ſo lange, als die Modeſucht fremde Muſter bloß nachahmte, und nicht neue und eigenthümliche Moden erfand. Während daß die männlichen Trachten in Frankreich von den Italienern, Deutſchen und andern europäiſchen Völkern angenommen wurden, ahmten die franzöſiſchen Damen noch immer fremde Moden nach. Die ſchöne Marie von Schottland kleidete und putzte ſich als Gemahlinn Franz II. bald nach ſchottiſcher, bald nach franzöſiſcher oder italieniſcher und ſpaniſcher Art **). Selbſt noch in den erſten Zeiten Philipp's des Zweyten von Spanien ahmten die franzöſiſchen Damen die Kleidung und den Putz der verwittweten Herzoginn von Lothringen, Chriſtine von Dännemark nach, die ſich an dem Hofe Philipp's des Zweyten in den Niederlanden aufhielt ***); und mit dieſem lothringiſchen Putz zeigten ſich die franzöſiſchen Damen nur an großen Hoffeſten, wenn ſie ſich ungewöhnlich ſchmücken wollten.

Der franzöſiſche Hof wurde ſchon das Muſter aller übrigen Höfe, weil Ludewig II., Franz der Erſte und Heinrich der Zweyte alle andere Könige und Fürſten der Chriſtenheit durch

*) l. c. und III. Cap. 22. S. 473. nach der deutſchen Ueberſetzung.
**) Brantome Dames illuſtres p. 117.
***) Brantome Dames galantes II. p. 97. 98.

die Menge und Schönheit ihrer Palläſte und Luſtſchlöſſer, durch die Pracht ihrer Meublen, ihrer Tafeln und ihres Tafelgeſchirrs, durch den Glanz ihrer Zuge und anderer Hoffeſte, am allermeiſten aber durch die Zahl, die Schönheit und Cultur des an ihren Höfen verſammelten Adels von beyderley Geſchlecht übertrafen. Auch waren die Herren und Damen am franzöſiſchen Hofe nicht durch eine ſtrenge Etiquette von einander abgeſondert, wie an dem ſpaniſchen oder an den italiäniſchen Höfen. Sie ſahen ſich etwa nicht bloß an großen Ball-Tagen und Hoffeſten. Der Umgang beyder Geſchlechter am franzöſiſchen Hofe war eben ſo frey, als er ununterbrochen war. Dieſe beſtändige und ungehinderte Gemeinſchaft des reichſten, vornehmſten und ſchönſten Adels von beyderley Geſchlecht mußte nothwendig die Begierde zu gefallen, unendlich mehr reitzen als in ältern Zeiten, wo die Ritter und Damen nur ſelten und auf wenige Tage an Turnieren oder großen Hoffeſten zuſammen kamen. Die ſtets rege Begierde zu gefallen, hatte natürlich die Wirkung, daß die Herren und Damen ſich bald durch die Koſtbarkeit, bald durch die ſchönen und neuen Formen ihrer Kleidung und ihres Putzes auszuzeichnen ſtrebten. Eben ſo natürlich war es, daß die Kleidung und der Putz, die an dem glänzendſten und am meiſten geſuchten Hofe in ganz Europa gefallen hatten, auch von der Hauptſtadt und dem übrigen Reiche, und nicht bloß von dieſem, ſondern ſelbſt von andern Reichen und Ländern bewundert wurden. Der Zeitpunkt alſo, wo Anna von Bretagne, Gemahlinn Ludewig's XII. zuerſt ihren Damenhof bildete *), und Frau

der

*) Brantome Dames illuſtr p. 9.

der Erſte und Heinrich der Zweyte dieſen Damenhof immer erweiterten und verherrlichten, dieſer Zeitpunkt war auch die Epoche des Uebergewichts des franzöſiſchen Hofes über alle andere europäiſche Höfe, und der beſtändige Aufenthalt der ſchönſten und edelſten Frauen und Jungfrauen an den Höfen der franzöſiſchen Könige war die vornehmſte Urſache, warum der franzöſiſche Hof der Sitz und das höchſte Muſter der Moden nicht nur für ganz Frankreich, ſondern für ganz Europa wurde. Die Herrſchaft der Mode in Frankreich entſtand ſpäter als die des regierenden Königsſtamms; allein ſie gründete ſich feſter, als die Gewalt des letztern. Der Thron der Könige iſt umgeſtürzt, und die Mode herrſcht noch immer von Paris aus über einen großen Theil von Europa.

Unter Ludewig XII. nahm der allgemeine Wohlſtand des Reichs und die Pracht in Häuſern und Hausrath, in Trink- und Tafelgeſchirr, in Kleidung und Putz außerordentlich zu *). Man findet vielleicht aber keine Spuren in den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern, aus welchen man ſchlieſſen könnte, daß die zahlreichen Schaaren von ſchönen Damen, welche Anna von Bretagne zuerſt an ihrem Hofe verſammelte, einen merklichen Einfluß auf den Aufwand und den Wechſel von Kleidern und Putz gehabt hätten.

Unter Franz dem Erſten ſtieg die Pracht des Hofes überhaupt und auch die Pracht in Kleidern und Putz ſowohl unter den Herren als unter den Damen des Hofes ſchnell und um viele

*) Man ſehe beſonders die Comparaiſon des Rois Louis XI. et XII. im 2ten Bande der Hiſtoire de Comines par Lenglet du Freſnoy p. 299. 300.

Grade. An groſſen Hoffeſten ſchenkte der König manchen Damen die koſtbarſten Kleider, und ſelbſt Brantome ſah noch groſſe Sammlungen von reichen Kleidern, welche Franz der Erſte den Damen geſchenkt hatte *). Franz der Erſte zerbrach alle Feſſeln der Etiquette und ſelbſt der Schicklichkeit, wodurch der freye Umgang beyder Geſchlechter oder die Theilnehmung an den Luſtbarkeiten des Hofes bis dahin gehindert worden war. Witwen durften ſich nicht vom Tanze ausſchlieſſen. Auch konnten Witwen zu ihren Unterkleidern wählen, welche Farben und Stoffe ſie wollten; und ſelbſt zu ihren Roben oder Oberkleidern durften ſie Incarnat- und Chamois-Farben nehmen **).

Edelſteine und Perlen waren unter Franz dem Erſten noch ſehr ſelten, und der Schmuck der Damen beſtand daher vorzüglich in goldenen Ketten, Halsbändern und Armbändern, an welchen man verliebte und ſinnreiche Deviſen anbrachte. Edelſteine und Perlen vermehrten ſich aber wie der Vorrath von Gold und Silber, noch im 16ten Jahrhundert ſo ſehr, daß zu Brantome's Zeiten einzelne Kaufleute in Portugal und Spanien gröſſere Koſtbarkeiten in Perlen und Edelſteinen beſaſſen, als ſich ſonſt in dem Schatze der Könige von Frankreich gefunden hatte ***).

Unter Franz dem Erſten ſuchten die Herren und Damen ſich mehr durch die Koſtbarkeit und Menge ihrer Kleider, als durch neue und abwechſelnde Formen hervorzuthun. Eben die kurzen gefalteten Röcke, die hohen und ſpitzen Kappen

*) Hommes illuſtres I. 267.
**) Brantome Dames Gal. II. p. 114.
***) Oeuvres de Brantome. Illuſt. Eſtrangers IV. p. 394.

pen oder Birete, endlich die langen Schnäbelschuhe, die im Jahre 1467. in Burgund und Frankreich Mode wurden [1]), dauerten noch zu den Zeiten des Dichters Celtes [2]), und in der Jugend des Sabellicus fort [3]); und man ahmte alles dieses in Deutschland und Italien als französische Tracht nach. Fast eben so lange erhielten sich die weiblichen Moden, die gleichfalls um das Jahr 1467. entstanden waren: die Mützen und großen Schleier welche am Rücken bis auf die Erde hinabhingen, die breiten Gürtel, das kostbare Pelzwerk, womit die Kleider gefuttert oder verbrämt wurden, und die breiten und reichen Bordüren, welche die Stelle der verschwundenen langen Schleppen ersetzten [4]). Marie von Schottland trug nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Franz des Zweyten lange weiße Schleier [5]), und die Kleidung, in welcher Catharina von Medicis in ihrer Jugend gemalt worden war, hatte mit der eben beschriebenen Tracht viele Aehnlichkeit [6]). Weil der Schnitt der Kleider sich in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts so wenig änderte, so hob man die kostbaren Kleider so lange auf, daß Brantome manche Kleidersammlungen aus den Zeiten Franz des Ersten sehen und sie bewundern konnte. Selbst die Formen des Putzes waren wenig wandelbar. Wie hätte sonst Brantome sagen können, daß die französischen Damen den Kopfputz à la lorraine nur an großen Festen gebraucht hätten? Gegen

1) Chronique scandaleuse de Louis XI. p. 189.
2) l. l. c.
3) Boeme l. c.
4) Chronique scandal. l. c.
5) Brantome Dames illust. p. 117.
6) Brantome l. c. p. 44.

gen das Ende des 15ten Jahrhunderts war der Luxus in Kleidern, wenigſtens in den burgundiſchen Ländern, ſo groß, daß auch geringe Leute und ſelbſt die Bedienten vornehmer Herren, Kleider von Sammt und Seide trugen [1]). Es iſt daher zu verwundern, daß Franz der Erſte dadurch beleidigt wurde, daß der Connetable von Bourbon bey der Taufe ſeines Sohnes 500 Edelleute in Sammt gekleidet, und einem jeden eine dreyfache goldene Kette um den Hals gehenkt hatte [2]).

Unter Heinrich II. trugen nicht nur die gemeinen, ſondern auch die edlen Krieger lange Beinkleider ohne Strümpfe [3]). „Ich bin nicht gewiß, ſagt der Herr Hofrath Meiners, ob die große Veränderung in der Kleidung der Männer, deren Sabellicus erwähnt, in den letzten Jahren der Regierung Heinrichs II. oder bald nach ſeinem Tode vorgegangen ſey. In dem ſpätern Alter des genannten Schriftſtellers erweiterten und verlängerten ſich die Röcke ſo ſehr, daß ſie bis an die Hälfte der Schienbeine hinabhingen. Die Schuhe verlohren ihre Schnäbel und wurden ſo breit wie Bärenfüße. Die hohen und engen Birete ſanken in weite und platte Hüthe von Scharlach zuſammen [4]). Die Gemahlin Heinrich II. Catharina von Medicis kleidete ſich nicht nur prächtig, ſondern ſie machte auch manche neue und gefällige Erfindungen zur Verſchönerung ihrer Kleider und ihres Putzes [5]). Eben dieſe Königin drang

1) Chron. Scand. l. c.
2) Oeuvres de Brantome IV. p. 281 Illuſt. Eſtrangers.
3) Carloix Memoires du Marech. de Vieilleville IV. p. 325.
4) Ap Boem. III. c. 22. p. 472 73. Verſ. Germ.
5) Brantome Dames illuſt. p. 44.

drang darauf, daß ihre Damen sich prächtig kleideten und putzten, wenn angesehene Fremde an den Hof kamen [1]). Die Maitresse Heinrichs II. die Duchesse de Valentinois führte in ihrem Witwenstande eine bescheidene Kleidung, der Witwen ein. Sie trug keine andere Kleider als von weißer und schwarzer Seide, die aber ihren schönen Hals nicht bedeckten [2]). Diese Trauerkleidung wurde über 40 Jahre und vielleicht noch länger am französischen Hofe beybehalten. Die Herzogin von Valentinois und die Marschallin von Amblemont schminkten sich gar nicht. Sonst scheint das Schminken schon unter Heinrich II. gemeiner gewesen zu seyn, als das Zutrauen zur natürlichen Schönheit, welches die Maitresse Heinrichs des Zweyten hatte [3]).

Die ersten Schöpferinnen neuer Moden, und die Urheberinnen des Wechsels der Moden waren die beyden schönen Töchter Catharinens von Medicis, Elisabeth, nachherige Gemahlin Philipp's des Zweyten von Spanien und vorzüglich Margarethe, die im Jahre 1572. mit Heinrich IV. als König von Navarra vermählt, und im Jahre 1599. von ihm, als König von Frankreich geschieden wurde. Beyde Prinzessinnen bestrebten sich schon in ihrem Jungfrauenstande, ihre Schönheit durch reiche Kleider, einen kostbaren Schmuck und geschmackvollen Putz zu heben. Weil Elisabeth in der höchsten Blüthe ihrer Schönheit an den traurigen, durch eine strenge Etiquette gebundenen spanischen Hof versetzt wurde, so konnte sie ihrem Hange und ihrem

1) p. 89. l. c.
2) II. 113. Dames gal. de Brantome.
3) Brantome Dames Gal. II. 229. 30.

rem Genie für die Erfindung neuer Moden nur eine kurze Zeit freyen Lauf laſſen. Sie kleidete und putzte ſich gleich prächtig und ſchön [1]). Ihre Art, das Haar zu friſiren, ahmte bisweilen ſelbſt ihre erfinderiſche Schweſter nach. Da ſie in Spanien Trachten und Putz nicht ſo oft verändern konnte, als ſie gewollt hätte: ſo erhohlte ſie ſich durch die beſtändige Abwechſelung der Kleider. Sie trug kein Kleid zweymal, und die wohlfeilſten unter ihren Kleidern koſteten wenigſtens 3 bis 400 Thaler.

Margarethe von Navarra herrſchte als Erfinderinn neuer Moden eben ſo unumſchränkt über ihr eigenes Geſchlecht, als ſie durch ihre Schönheit über das männliche herrſchte, und ihr allein hatten es die franzöſiſchen Damen zu danken, daß ſie durch Kleidung und Putz alle übrigen Völker übertrafen [2]). Die Verdienſte der Königinn Margarethe um das Reich der Moden wird man am beſten aus folgender Stelle aus Brantome kennen lernen [3]):

Die Kleidung und der Putz der Damen der ältern Zeit ſind nur Armſeligkeiten gegen die ſchönen und prächtigen Moden, welche die Königinn Margarethe erfunden hat. Indem unſere Damen ſich nach dem Muſter der Königinn kleideten und ſchmückten, ſahen ſie vielmehr großen Damen ähnlich, als vorher, und wurden zugleich unendlich liebenswürdiger. Als die Königinn Mutter ihre Tochter dem Könige von Navarra zuführte, kam ſie auch durch Coignac, wo ſie einige Tage ausruhte. Alle Damen der ganzen Gegend machten der Königinn ihre Aufwartung; alle waren entzückt über die Schönheit ihrer Tochter, und konnten ſich an der Schönheit der königlichen Braut nicht ſatt ſehen und ſatt loben. Die erfreute Mutter bat daher ihre Tochter, daß

1) Dames illuſt. de Brantome p. 196. 97.
2) Brantome Dames gal. I. 264.
3) Dames illuſt. p. 211 ſq.

daß sie sich den Damen zu Liebe einmahl in ihrer größten Pracht zeigen möchte. Auf diese Bitte erschien die verlobte Königinn in einem Kleide von Silberstoff mit hangenden Aermeln, und trug auf ihrem reich geschmückten Haar einen weißen, weder zu kleinen noch zu großen Schleier. Die Kleidung und der Kopfputz theilten der erlauchten Braut eine solche Majestät, und zugleich eine solche Anmuth mit, daß man sie eher für eine Göttinn des Himmels, als für eine irdische Königinn hätte halten können. Die Damen verstummten vor Entzücken, und selbst die Königinn Mutter konnte es nicht verhehlen, daß ihre Tochter sich herrlich geschmückt habe. Ich will, antwortete diese, meine Kleider nur bald tragen, denn wenn ich dereinst an den französischen Hof zurückkehre, so werde ich sie nicht wieder mitbringen, sondern ich werde mich bloß mit schönen Stoffen versorgen, um mich nach der neuesten Mode kleiden zu können. Hierauf erwiederte die Mutter: warum sprichst du so, meine liebe Tochter? Du bist es ja, die alle schönen Moden erfindet, du magst hingehn, wohin du willst, so wird der Hof dir allemahl nachahmen. Dies geschah auch wirklich. Bey ihrer Rückkunft war nichts so sehr Mode, als was die Königinn Margarethe trug.

Unsere schöne Königinn mochte einen Hut, oder eine Haube, oder einen großen Schleier aufsetzen, so wußte man immer nicht, in welchem Kopfputze sie am schönsten war. Sie verschönerte alles, was sie anlegte, durch irgend eine neue Erfindung, und wenn andere Damen dasselbe nachahmten, so stand es ihnen lange nicht so gut, wie ich tausendmahl wahrgenommen habe. Ich sah sie mehrmahls in einem Kleide von weißem Atlaß mit einer reichen Besetzung, und mit einem Florschleier, den sie nachläßig über den Kopf geworfen hatte. Man mag die Göttinnen und Kaiserinnen der alten Zeiten loben, so viel man will, sie würden gegen unsere Königinn nur als Kammermädchen ausgesehen haben.

Wir Hofleute stritten oft darüber, welche Kleidung und welcher Putz ihr am besten stehe. Die einen stimmten für diese, die andern für jene. Was mich betrifft, so sah ich sie nie entzückender schön, als an einem Feste, welches die Königinn Mutter dem polnischen Gesandten in den Thuillerien gab.

Die

Die Königinn Margarethe trug an diesem Tage ein Kleid von fleischfarbnem spanischem Sammt mit einer reichen Besetzung, und einer Haube von demselben Sammt, die sehr stark mit Edelsteinen und Federn verziert war. Weil man sie in dieser Tracht mehr als jemahls bewundert hatte, so legte sie dieselbe in der Folge noch oft an, und ließ sich auch darin mahlen, und dies Gemählde ist das schönste unter allen, die man von dieser Königinn gemacht hat.

Ich sah die schöne Königinn während der ersten Versammlung der Stände zu Blois an eben dem Tage, an welchem ihr Bruder, der König, seine Rede hielt. Sie trug damahls ein schwarzes Kleid mit orangefarbenen Streifen und Blumen, und ihren großen majestätischen Schleier. Sie machte auf alle Anwesende einen solchen Eindruck, daß ich von mehr als 300 Personen hörte: sie seyen in die Betrachtung der göttlichen Schönheit der Königinn so sehr verloren gewesen, daß sie auf die treffliche Rede des Königs nicht genug hätten achten können. Bisweilen hatte sie ihr natürliches schwarzes Haar, das sie nach dem Beyspiele ihrer Schwester, der Königinn von Spanien, auf mannigfaltig schöne Arten zu frisiren wußte. Häufiger aber trug sie niedliche Perrücken.

Ich würde gar nicht ans Ende kommen, wenn ich alle die schönen Formen von Kleidern und Putz, welche sie erfand, aufzählen wollte. Sie mochte aber die Formen der Kleider und des Putzes ändern so oft sie wollte, so bedeckte sie nie ihren schönen Hals und ihren schönen Busen, dessen Anblick sie der Welt nicht zu entziehen wagte. Die meisten Hofleute hätten von dem Schmachten, daß dieser weiße, volle und schön geformte Busen erregte, sterben mögen. Selbst mehrere der vertrauten Damen der Königinn wurden dadurch so entzückt, daß sie sich die Freyheit nahmen, dies Meisterstück der Natur zu küssen.

Die Königinn Margarethe trug nur selten eine Maske, dergleichen die Damen des Hofes damahls zu tragen pflegten. Mit entblößtem Gesichte ging sie einst in die Procession, die am Palmsonntage zu Blois gehalten wurde. Ihr schöner Kopf war mit so vielen prächtigen Perlen und Diamanten geschmückt,

geſchmückt, daß es ſchien, als wenn ſie mit dem Glanze des geſtirnten Himmels hätte wetteifern können. Ihr hoher und reicher Wuchs wurde durch ein Kleid von dem koſtbarſten Goldſtoff gehoben, den man je in Frankreich geſehen, den ein Herr von Grandchamp von dem türkiſchen Kaiſer erhalten, und bey ſeiner Rückkehr der Schweſter des Königs geſchenkt hatte. Die ſchöne Prinzeſſinn würde unter dieſem ſchweren Kleide, von welchem eine jede Elle hundert Thaler gekoſtet hatte, niedergeſunken ſeyn, wenn ſie nicht ſo groß und ſtark geweſen wäre, als ſie war. Sie behielt das Kleid den ganzen Tag an, und hielt während der Proceſſion den Palmzweig mit einer Würde und einer Anmuth, daß wir alle dadurch in unſerer Andacht geſtört wurden. Wir glaubten nicht zu ſündigen, wenn wir auf die ſchöne Prinzeſſinn mehr Acht gäben, als auf den Gottesdienſt. Wenn man eine Gottheit auf Erden betrachtet und bewundert, ſo kann die Gottheit im Himmel nicht darüber zürnen, da ſie die erſtere ſelbſt hervor gebracht hat.

Die Zeit der meiſten und wichtigſten Erfindungen und Veränderungen, welche die Königinn Margarethe in den Formen der Kleider und des Putzes ihres Geſchlechts machte, fiel in die Regierung Heinrichs III., der ſeine Schweſter an Modeſucht unendlich übertraf, aber in Anſehung des Geſchmacks eben ſo weit hinter ihr zurück blieb. Es iſt gar nicht übertrieben, was in der berüchtigten Satyre gegen Heinrich III. der Deſcription de l'Isle Hermaphrodites über die Kleidung und den Putz dieſes Königs und ſeiner Mignons geſagt wird.

Ein Jeder, heißt es in den angeblichen Satzungen der Hermaphroditen-Inſel [1]), kann ſich kleiden, wie er will, wenn es nur mit Pracht, und ohne Rückſicht auf Stand und Vermögen geſchieht. Der Stoff des Kleides mag ſo koſtbar ſeyn, als er will: ſo muß er nothwendig durch Stickereyen mit Gold und Sil-

1) Journal de Henri III. p. 79.

Silber, mit Perlen und Edelsteinen gehoben werden, oder wir erklären ein solches Kleid für unwürdig, daß man es in guter Gesellschaft trage. Je weibischer der Schnitt und die Verzierungen der Kleider sind, für desto schöner und mit unsern Sitten übereinstimmender halten wir sie. Dabey aber müssen sie in jedem Monathe verändert werden. Wer ein Kleid länger trägt, den soll man als einen geschmacklosen und schmutzigen Filz verachten. Ein Jeder behält die Freyheit, alte Formen, die vor sechszig oder achtzig Jahren Mode waren, wieder hervor zu rufen, und für neue auszugeben. Damit man die nöthigen Veränderungen desto leichter machen, und den neuen Erfindungen desto leichter auf die Spur kommen möge: so rathen wir unsern Freunden, daß sie unter ihre Kammerdiener einen geschickten und genievollen Schneider aufnehmen, mit welchem sie gemeinschaftlich neue Muster aussinnen und versuchen können. Außer dem großen Nutzen, den eine solche Wahl mit sich bringt, werden sie den wichtigen Vortheil erlangen, daß sie allmählig viele Kunstausdrücke lernen, und dadurch Stoff bekommen, sich mit den Damen, oder mit ihres Gleichen auf eine gründliche und angenehme Art zu unterhalten.

Heinrich's des Dritten liebste Beschäftigungen waren, sich selbst und die Königinn zu frisiren, und seine und seiner Gemahlinn Kragen gehörig zu stärken und in Falten zu legen. Diese Arbeiten nahmen ihm an seinem Krönungs- und nachher an seinem Vermählungstage so viel Zeit weg, daß man vor sechs Uhr nicht in die Kirche gehen konnte, und über der Verspätung der Messe das Te Deum zu singen vergaß [1]). An Bällen und Ringelrennen erschien er gewöhnlich als Amazoninn

1) Journal de Henri III. T. I. p. 179. 180. Schon im J. 1576 erschien ein Placard, in welchem man Heinrich III. unter andern die Titel gab: Gauderonneur des coletz de la femme, et Frileur des cheveux. Mercier du Palais etc. Den letzten Titel gab man ihm, weil eins seiner Vergnügungen darin bestand, seine Kleinodien zu betrachten, zu wechseln und anders fassen zu lassen.

zoninn gekleidet, in weiblicher Tracht, mit offener Bruſt und einem Halsbande von Perlen, das auf der Bruſt herab hing. Er trug ferner, wie die Damen ſeines Hofes, eine kleine Toque, über welche er ſelbſt das Haar friſirte, drey Halskragen von feiner Leinwand, über dieſen zwey in Falten gelegte, und endlich noch einen umgeſchlagenen [1]). Wegen dieſer Menge von Kragen ſagte man, daß ſein Kopf einem Haupte Johannis des Täufers ähnlich ſehe, das dem Könige Herodes auf einer Schüſſel dargebothen wurde [2]). Als Sully ihm im Jahre 1586 aufwartete, hatte er eine kleine Toque auf dem Kopfe, eine Kappe auf den Schultern und ein breites Band an ſeinem Halſe, an welchem ein Korb mit kleinen Hunden hing [3]). So wie er ſelbſt Weiberkleider anlegte, ſo verlangte er von den Damen, daß ſie ſich wie Männer kleiden ſollten. Die Damen mußten gehorchen, und ſie warteten an einem groſſen Feſte in männlicher Tracht auf, die aus zweyfarbigem Dammaſt verfertigt war [4]). Bey allen dieſen unnatürlichen Thorheiten hatten manche Veränderungen, welche Heinrich III. in der Etiquette des Hofes vornahm, eine lange Dauer nach ſeinem Tode. Er machte die Feyerkleider des Parlements viel prächtiger, als ſie bis dahin waren [5]). Auch war er der erſte, der ſeinen Bruder in ſchwarzer Kleidung betrauerte, da die Könige von Frankreich ſonſt in violetter Kleidung getrauert hatten [6]). Die Damen betrauerten Männer

1) Journal de Henri T. I. p. 183. 203.
2) I. p. 180.
3) Sully Memoie. I. 103.
4) I. 205. Journ. de Henri III.
5) Paſquier Oeuvres Vol. II. p. 414.
6) Busbequii Epiſt. in ipſ. oper. p. 446.

ner und Liebhaber durch braune Kleider und Schleier, durch Todtenköpfe und Todtengebeine, durch Thränen und Thränenſeen, die auf ihren Halsbändern, oder Armbändern gemahlt, oder in Gold ausgearbeitet waren [1]). Wenn die Trauer ein wenig nachließ, ſo tauſchten ſie die Todtengebeine und Todtenköpfe gegen kleine Portraite der Verſtorbenen um, welche ſie auf der Bruſt trugen, die aber doch auch noch mit Thränen und kleinen Thränenſeen umgeben waren [2]).

Die franzöſiſchen Damen trugen, wie die Damen in andern Ländern, den größten Theil des ſechszehnten Jahrhunderts durch, entweder lange Hoſen, die das ganze Bein bis an die Hüften bedeckten, oder kurze Beinkleider, welche nur bis an die Knie gingen; und in dieſem Falle nur das Unterbein entweder mit Strümpfen, oder mit den ſogenannten Chauſſes, oder bas de Chauſſes bedeckt [3]). Die Beinkleider waren aus Gold- und Silberſtoff, oder andern koſtbaren Stoffen [4]): die chauſſes oder chauſſure aus farbigen ſeidenen Zeugen, oder Filet von Florenz gemacht [5]). Die Chauſſes

1) Brantome Dames Gal. I. 124. II. 137.
2) l. c.
3) Es gab eine Zeit, aber, wie es ſcheint, nur eine kurze Zeit, wo die Damen keine Beinkleider trugen. Dames Gal. de Brantome I. 289. car pour lors elles ne portoient point de calcons. Brantome unterſcheidet 5 Hauptſtücke der Damenkleidung: la robe, oder das Oberkleid, la juppe, le cottilon, les chauſſes, welche er auch bas de chauſſes oder chauſſute nennt, und calçons I. 321. 322. II. 114. Dames Gal. Les chauſſes unterſcheidet er beſtändig von bas de ſoye. I. 325. 343. Ueber das Alter und die Allgemeinheit von langen geſtrickten Hoſen in England im 16ten Jahrhunderte findet ſich eine intereſſante aus der Vorrede von Zulle Elizabeth's Progreſſes abgeſchriebene Stelle in F. M. Eden's State of the Poor. Lond. 1797 Vol. I. p. 71.
4) I. 322. Dames Gal.
5) Ib. p. 327.

Chauſſes mochten von Seide oder von Filet ſeyn, ſo ſuchten die Damen eine Ehre darin, daß ſie, wie das Fell einer Trommel angezogen waren [1]). Damit die angezogene Chauſſure nicht nachlaſſe, ſo befeſtigte man ſie durch zierliche Kniebänder, oder Nadeln [2]). Die Chauſſes de ſoye wurden auch darnach häufig getragen, als die eigentlichen ſeidenen Strümpfe wenigſtens unter den vornehmen Herren und Damen gemein zu werden anfingen [3]). Damen von hohem Wuchſe trugen ſaubere Schuhe von Sammt oder andern Zeugen, ohne Abſätze oder nur mit kleinen Abſätzen: kleine Damen hingegen trugen Schuhe mit Abſätzen, oder vielmehr mit Unterſchuhen von Korkholz, die einen oder gar zwey Fuß hoch waren [4]). Die modiſchen langen Kleider waren den kleinen Damen ſehr günſtig, weil ſie hinderten, daß man die ungeheuren Patins (oder Stelzenſchuhe) ſehen konnte. Die Federn ſteckten die Damen auf verſchiedene Arten an ihre Hüte, oder Hauben. Die Königinn Margarethe wagte es zuerſt, Federn anzubringen, daß ſie gegen oder über die Stirn herüber wankten. Als eine Hofdame dieſe

1) I. Dames Gal. p. 317.

2) 1552 waren eigentliche Strümpfe für Männer noch unbekannt. Man ſehe die oben angeführte Stelle des Caroloix. Wenn Heinrich II. zuerſt ſeidene Strümpfe in Frankreich trug, ſo muß es nach dem genannten Jahre geſchehen ſeyn. Unter Heinrich III. war es eine Galanterie, daß Cavaliere neue ſeidene Strümpfe einigemal von Damen tragen ließen. I. 325 Dames Galantes. Damen hatten ſchon an dem Krönungstage Heinrichs III. weiße ſeidene Strümpfe. ib. p. 345. Ueber diejenigen, welche in England gewirkte Strümpfe zuerſt getragen haben ſollen, ſehe man Eden I. 70. 71. Im Jahre 1591 koſtete ein Paar ſeidene Strümpfe in England 1 Pf. 12 Sch. ib.

3) l. c. 327. 328.

4) Brantome I. p. 328. 329.

Adonisirung nachahmte, so ließ Heinrich III. sie wissen, er würde ihr das nächste mal, wo sie wieder so erschiene, eine deutsche Flöte reichen lassen. Man brachte nähmlich damals sehr häufig schlechte Gemählde aus Flandern, auf welchen befiederte Musikantinnen mit der Flöte im Munde vorgestellt waren. Dieses königlichen Ausspruchs ungeachtet, nahm das Tragen der stirnbeschattenden Schwungfedern in der Folge doch überhand [1].

Heinrich IV. war ein zu großer Mann, als daß er für seine Person auf prächtige Kleidung und Putz einen großen Werth hätte setzen können. Er schmückte sich lieber mit den wenig in die Augen fallenden aber glorreichen Denkmählern seiner Siege, als mit dem Flitterstaate, den er aus den Händen von Schneidern und Stickern erhalten konnte. Wenn aber gleich Heinrich IV. lange nicht so sorgfältig in der Wahl der Kleider und des Putzes war, als seine Vorgänger: so nahmen doch Pracht in Kleidern und Schmuck und Wechsel der Moden unter seiner Regierung mehr als unter der des modesüchtigen Heinrichs III. zu. Heinrich IV. liebte die Weiber und hatte ein großes Wohlgefallen daran, wenn seine schönen Maitressen so reich und geschmackvoll, als möglich geschmückt waren [2]. Er liebte ferner nicht blos um der Weiber willen glänzende Feste und Lustbarkeiten, die am französischen Hofe nie häufiger waren, als unter seiner Regierung [3]. Unter

1) Brantome I. p. 328. 329.

2) Er fand z. B. an der Taufe eines Sohns des Connetable de Montmorency, daß die schöne Gabriele, damahlige Marquise de Liancourt, nicht Diamanten genug in ihrem Haare habe. Sie hatte darin nur zwölf, und Heinrich IV. war der Meinung, daß sie funfzehn hätte anbringen müssen. Journal de Henri IV. T. II. p. 337.

3) Ib. p. 266. 267.

Unter keinem der vorhergehenden Könige traf eine so zahlreiche schöne Jugend von beyderley Geschlecht am französischen Hofe zusammen, als unter Heinrich IV. Zu seiner Zeit entstand zuerst am französischen Hofe diejenige Classe von Menschen, deren einzige oder vornehmste Beschäftigung diese war, Damen zu verführen, aber auch die Damen, welche man verführt hatte, oder verführen wollte, beständig zu unterhalten, und ihnen alle nur ersinnlichen Ergötzungen zu verschaffen [1]). Unter solchen Umständen kann es daher nichts Unerwartetes seyn, daß Herren und Damen in der Pracht der Stoffe und Verzierungen ihrer Kleider, so wie in der Schönheit und Neuheit der Formen mit einander wetteiferten. Etoile, der Verfasser des Tagebuchs Heinrichs IV. sah bey einem Sticker in Paris ein Tuch, welches Madame de Liancourt für 1900 Thaler bedungen hatte [2]). Edelsteine und Perlen wurden häufig auf den Spitzen oder Vordertheilen der Schuhe angebracht [3]). Vor der Taufe des Dauphins waren alle Schneider und Sticker in Paris so sehr beschäftigt, daß es dem Marschall von Bassompierre schwer wurde, noch einen aufzutreiben, der für ihn arbeiten wollte. Endlich erboten sich sein bisheriger Schneider und Sticker ihm ein Kleid zu verfertigen, daß alle andern übertreffen solle, wenn er Lust habe, eine große Summe anzuwenden. Beide brachten ihm die Nachricht, daß so eben ein niederländischer Kaufmann mit einer ganzen Pferdeladung von Perlen angekommen sey, und daß er eilen müsse, um die zum

1) Bassompierre Memoires I. 168. 171. Sie wurden damahls les dangereux genannt.
2) II. p. 133.
3) Ib. p. 267.

Sticken nöthigen Perlen zu erhalten. Der Marschall von Baſſompierre wählte zu ſeinem Prachtkleide einen violetten Goldſtoff, mit Palmzweigen, die in einander verflochten waren [1]. Zur Verzierung des Kleides kaufte er 50 Pfund Perlen. Das ganze Kleid koſtete 14000 und die Stickerey allein 600 Thaler [2]. Baſſompierre war unter den Gefährlichen einer der Gefährlichſten; und doch war der Ruhm ſeiner Galanterie und ſeines Geſchmacks ſo vergänglich, daß er in ſeinem Alter ein Spott der Jugend wurde [3].

Unter Heinrich IV. trugen Herren und Damen nicht nur auf kleinen Reiſen, ſondern ſelbſt bey Beſuchen Masken vor dem Geſichte. Die ſchöne Gabriele nahm ihre Maske ab, um den Freund Heinrich's IV. Aubigné mit einem Kuſſe zu beehren [4]. Eben dieſe Maitreſſe Heinrich's IV. nahm ihrem königlichen Liebhaber allenthalben, wo er hereintrat, die Maske ab, um ihn küſſen zu können [5]. Der Ruf der Trunkenheit der Deutſchen, warf einen ſolchen Schatten auf das ſchöne Geſchlecht in unſerm Vaterlande, daß Heinrich IV. den Gedanken nicht ertragen konnte, eine deutſche Prinzeſſin zu heyrathen, weil es ihm, wie er ſagte, immer vorkommen würde, als wenn er ein Faß Wein neben ſich im Bette hätte [6].

Die Tagebücher und andere Zeitſchriften aus den Regierungen Ludewigs XIII. und der Regentſchaft der Königinn Anna von Oeſterreich, enthalten weniger Nachrichten über den Wechſel

1) 163.
2) Ib.
3) Memoires de Madame de Motteville I. 376. 377.
4) Memoires d'Aubigné p. 135.
5) II. 333. Journal de Henri IV.
6) Memoires de Sully I. p. 522.

Unter keinem der vorhergehenden Könige traf eine so zahlreiche schöne Jugend von beyderley Geschlecht am französischen Hofe zusammen, als unter Heinrich IV. Zu seiner Zeit entstand zuerst am französischen Hofe diejenige Classe von Menschen, deren einzige oder vornehmste Beschäftigung diese war, Damen zu verführen, aber auch die Damen, welche man verführt hatte, oder verführen wollte, beständig zu unterhalten, und ihnen alle nur ersinnlichen Ergötzungen zu verschaffen [1]). Unter solchen Umständen kann es daher nichts Unerwartetes seyn, daß Herren und Damen in der Pracht der Stoffe und Verzierungen ihrer Kleider, so wie in der Schönheit und Neuheit der Formen mit einander wetteiferten. Etoile, der Verfasser des Tagebuchs Heinrichs IV. sah bey einem Sticker in Paris ein Tuch, welches Madame de Liancourt für 1900 Thaler bedungen hatte [2]). Edelsteine und Perlen wurden häufig auf den Spitzen oder Vordertheilen der Schuhe angebracht [3]). Vor der Taufe des Dauphins waren alle Schneider und Sticker in Paris so sehr beschäftigt, daß es dem Marschall von Bassompierre schwer wurde, noch einen aufzutreiben, der für ihn arbeiten wollte. Endlich erboten sich sein bisheriger Schneider und Sticker ihm ein Kleid zu verfertigen, daß alle andern übertreffen solle, wenn er Lust habe, eine große Summe anzuwenden. Beide brachten ihm die Nachricht, daß so eben ein niederländischer Kaufmann mit einer ganzen Pferdeladung von Perlen angekommen sey, und daß er eilen müsse, um die zum

1) Bassompierre Memoires I. 168. 171. Sie wurden damahls les dangereux genannt.
2) II. p. 133.
3) Ib. p. 267.

Die mannigfaltigen Abänderungen in allem, was dem Gebiete der Mode unterworfen ist, seit Ludwig's XIV. Zeiten bis jetzt; der Einfluß, welchen die französischen Moden fortdauernd auf die übrigen cultivirten Länder hatten; der selbstständige Charakter, welcher sich in den englischen Moden entwickelte, und zum Theil vielen Beyfall bey andern Nationen fand; so wie die Eigenthümlichkeiten und der verfeinerte Geschmack, welche sich nach und nach in den eigenen Moden der Deutschen zeigten, die vorzüglich seit der Revolution einen freyeren Schwung genommen haben, und dahin ringen, sich von fremdem Einflusse so viel wie möglich unabhängig zu machen, ohne deshalb es sich zu versagen, geschmackvolle Formen und Gebräuche des Auslandes nachzuahmen; endlich das Eigenthümliche in den Moden der andern europäischen und äußereuropäischen Moden: — alles dieses würde hier der Kürze wegen kaum angedeutet werden können und eignet sich überhaupt auch weniger für ein encyklopädisches Werk, als für eigne Magazine und Journale, welche der veränderlichen Göttinn der Mode gewidmet sind, und von denen unten verschiedene angezeiget werden sollen. Wichtiger für unsern Zweck wird es indessen seyn, einige allgemeine Betrachtung über die Moden, über ihren Nutzen und Schaden und über die Regeln anzustellen, welche die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Personen in Absicht der Moden vorschreibt, wobey ich mich vorzüglich an Garve's schätzbarem Aufsatz über die Moden, im 1sten Theile seiner Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben *), halte.

Daß

*) Breslau bey Korn 1792. 8. S. 117 ff.

Wechsel der herrschenden Moden, als die Denkmähler aus dem 16ten Jahrhundert. Man schließt hieraus richtig, daß der Aufwand in Kleidern und Putz unter Ludewig XIII. und Anna von Oesterreich eher abgenommen als zugenommen habe. Es ist sehr zu zweifeln, daß irgend eine Dame am Hofe Ludewig's XIII. im kleinen Putze so viel verschwendet habe, als die Freundinn der berühmten Ninon de l'Enclos, Marion de Lormes, welcher selbst der große Cardinal Richelieu huldigte: wenn es anders wahr ist, was von ihr erzählt wird, daß sie ihrem Liebhaber Emeri, in einem Jahre bey einem einzigen Parfümeur für ausgenommene Handschuhe, Fächer, Pomaden und Essenzen, eine Rechnung von 50000 Thalern gemacht habe [1]). Nach dem Tode ihres Gemahls legte Anna von Oesterreich kein Roth mehr auf, und die Hofdamen konnten nicht umhin dem Beyspiel der Königinn zu folgen [2]).

Zur Zeit der Vermählung Ludewig's XIV. mit der spanischen Infantin, trugen die französischen Hofleute sehr enge und kurze, aber reichgestickte Röcke, oder vielmehr Wämser und ungeheure Hosen, denen die Bänder und Schleifen an den Knien durch ihre abentheuerliche Größe entsprachen [3]). Die spanischen Hofleute hatten keine Stickereyen auf ihren Kleidern, aber viele und kostbare Edelsteine [4]). Die Frau von Motteville fand die Beinkleider der Spanier in eben dem Verhältnisse zu enge, in welchem die der Franzosen zu weit waren.

1) Galant. de Roi de France III. 149. 150.
2) Motteville I. p. 221.
3) Motteville V. p. 87.
4) Ib. p. 91. 93.

Ja sie werden eben so gut Mittel der Absonderung, als der Vereinigung. Der gemeinschaftliche Ehrgeiz Vieler sucht sich eben-so sehr durch ein ähnliches Aeußeres von denen, die unter ihnen sind, zu unterscheiden, als die Zuneigung und Vertraulichkeit derer, die sich einander für gleich halten, sie bewegt, alle Unterschiede so viel, als möglich, zu vermeiden.

Doch dieser aus der Geselligkeit entspringende Trieb der Menschen, sich einander ähnlich zu machen, ist nur ein Principium des Willens, dem zu Folge sie nach Gleichförmigkeit in den sichtbaren Formen, welche sie sich selbst und ihren Handlungen, — oder welche sie den zu ihnen gehörigen und ihren Bedürfnissen dienenden Dingen geben, verlangen. Aber wo nimmt ihr Verstand oder ihr Instinkt die Regel her, nach welcher er diese Aehnlichkeit jedesmahl bestimmt? Hier kommt nun von der einen Seite der Nachahmungstrieb, von der andern die Ungleichheit welche die Natur unter den Menschen gemacht hat, dem geselligen Triebe zu Hülfe. Der erste ist hinlänglich, eine schon eingeführte und angenommene Mode fortzupflanzen; aber er ist nicht genug, sie hervorzubringen. Der Nachahmungstrieb vieler muß nähmlich ein gemeinschaftliches Centrum bekommen. Es muß also einer, oder es müssen wenige seyn, welche die Augen vieler auf sich ziehen, und von ihnen als Muster angesehen werden. Dies würde nicht seyn, wenn die Natur eine vollkommene und absolute Gleichheit unter den Menschen gemacht hätte, oder wenn sich dieselbe in der errichteten Gesellschaft erhalten könnte. Aber weil vom Anfange des menschlichen Geschlechts an Schönheit, Größe, Stärke, Muth und Verstand einen Menschen vor dem andern, und einige wenige unter

einer

einer großen Menge auszeichneten; — und weil vom Anfange der bürgerlichen Gesellschaft an, Reichthum und Macht auf gleiche Weise einzelne Individuen unterschied: so entstanden durch beydes im menschlichen Geschlechte gewisse Höhen, auf welche alle ihre Blicke richteten. Die Begierde, die jeder hat, selbst vortrefflich zu seyn, und über andere hervor zu ragen, reitzt die meisten, diejenigen nachzuahmen, die sie schon in dem Besitze eines solchen Vorzugs sehn. Daher sind der Moden weit mehrere, und ihre Abwechselung sowohl, als ihre Herrschaft während ihrer Dauer ist größer in einer Gesellschaft, in der eine regelmäßige Unterordnung der Stände durch die Verfassung eingeführt ist, als in einer, wo dieser Unterschied gar nicht vorhanden ist, oder weniger beobachtet wird. Die Monarchie ist der Sitz und die Quelle der Moden; besonders eine gemäßigte Monarchie, in welcher die Stände durch allmählige Gradationen empor steigen. — Denn ein einzelner, alle Unterthanen in gleicher Niedrigkeit haltender Despot, wie es die orientalischen sind, ist von der Menge zu sehr entfernt, ist zu unsichtbar und zu fürchterlich, um der Gegenstand der Nachahmung zu werden. Aber wenn der Stufen viele sind, jeder Mensch gewisse andere über sich hat, welche ihm nahe genug sind, um von ihm beobachtet zu werden, und doch noch ehrwürdig genug, um ihn zur Nacheiferung ihrer Größe und zur Annahme ihrer Gewohnheiten zu reitzen: so wird der Nachahmungstrieb bey allen unaufhörlich erweckt; und er wird von Stufe zu Stufe unmerklich auf einen gemeinschaftlichen Punkt hingezogen.

Aber zum Wesen der Mode gehört nicht bloß die Einstimmung vieler in denselben Gewohnheiten

oder in der Wahl derſelben Sachen, zu einer und derſelben Zeit, ſondern auch die Veränderlichkeit dieſer Gewohnheiten und dieſer Wahl in der Folge derſelben. Und wodurch werden dieſe Veränderungen veranlaßt, nach welchen Geſetzen werden ſie beſtimmt?

Die Veränderlichkeit in allem, was zur Mode gehört, entſteht aus dem Triebe nach Beſchäftigung, und aus der Thätigkeit des Geiſtes, — aus dem Geſchmacke am Schönen und dem Urtheile über daſſelbe, — und endlich aus der National-Induſtrie. Sie iſt bey jedem Volke größer oder kleiner, nachdem dieſe Urſachen bey ihm in einem höhern oder mindern Grade vorhanden ſind.

1. Träge, kalte, ernſthafte Menſchen, die nur wenige Ideen, eingeſchränkte Kenntniſſe, einfache und ſtarke Leidenſchaften, und wenig Betriebſamkeit haben, — die ſich nach der Arbeit bloß durch Ruhe erholen, — die wenig Zeitvertreibe kennen, und nach keiner Unterhaltung verlangen, wenn ihr Bedürfniß befriedigt iſt, ſind deswegen in allen ihren Einrichtungen weniger veränderlich, weil ſie wenig über dieſelben nachdenken, und weil ihnen das Alltägliche und Gewohnte keine lange Weile macht. Sie ſind es noch weniger bey den Gewohnheiten, die ihre Bequemlichkeiten und ihre alltägliche Lebensart betreffen, weil hier jede Neuerung ſie aus der Ruhe ſtört, die ſie über alles ſchätzen, und weil ſie die Mühe ſcheuen, die es immer anfangs koſtet, eine neue Gewohnheit anzunehmen, oder ſich in eine unbekannte Form eines Dinges, deſſen man bedarf, zu ſchicken. — Eine Nation hingegen, welche Witz und Erfindungskraft hat, welche mit vielerley Kenntniſſen aller Art ausgerüſtet, und nach neuen Bildern für

ihre

ihre Immagination, oder nach neuen Ideen für ihren Verstand begierig ist; — eine Nation, die in der Bewegung, im Gespräch, im Spiel, kurz in Unterhaltung des Geistes, oder in Beschäftigung des Körpers und der Sinne ihr einziges Vergnügen, und in Stunden der Muße ihre Erhohlung findet; eine solche Nation wird auch Kleider, Hausrath, besonders alles, was zum Schmucke und zum Zeitvertreibe gehört, alles, was im gesellschaftlichen Umgange andern zur Schau ausgestellt wird, oder ihnen Vergnügen verschaffen soll, oft ändern. Sie scheut die lange Weile mehr, als die Mühe; und erträgt die Unbequemlichkeit des Ungewohnten gern, wenn sie nur durch eine lebhaftere Sensation, dergleichen das Neue immer erregt, schadlos gehalten wird, oder hoffen kann, eine solche bey andern zu erregen.

2. Wenn wir am Schönen Geschmack finden, und die Formen der Dinge auf uns einen Eindruck machen, dessen wir uns bewußt sind, und indessen Feinheit oder Richtigkeit wir eine Ehre setzen; so ist es eine natürliche Folge, daß wir über diese Formen nachdenken, und unsern Geschmack zu einem Gegenstande der verständigen Beurtheilung und des Räsonnements machen. Sobald man aber über das Schöne und Häßliche in Dingen, die keiner absoluten Regel der Schönheit fähig sind, räsonnirt, und diese Beurtheilung oft erneuert: so entstehen vielerley Aussichten; so zeigen sich mannigfaltige Gesichtspunete. Und durch diese wird die Vorstellung vom Schönen, anstatt fixirt zu werden, wie man von einem anhaltendern Studium erwarten sollte, schwankend. Das, was uns unter der Idee der eleganten Einfalt gefiel, macht in unsrer Neigung und in unsern Begierden dem Platz, was durch Pracht die

Sinne

Sinne an ſich zieht. Bald iſt es die Vergleichung mit den Formen des Alterthums, oder einer fremden geſchätzten Nation, — bald iſt es die gröſte Zweckmäſſigkeit der Sache, welche uns an unſerm Hausgeräthe und unſern Werkzeugen einnimmt, und unſre Wahl beſtimmt. Zu der einen Zeit iſt unſre Aufmerkſamkeit auf das Natürliche und Ungezwungne gerichtet; — und dann übertreiben wir es oft, in unſerm Anzuge, wie in unſerm Betragen, bis zum Nachläſſigen und Rohen: — zu einer andern auf das Schöne, welches in der Regelmäſſigkeit und in der Proportion liegt; und dann verfolgen wir dieſe oft bis zum Steifen und Gezwungnen. Alles dieſes geſchieht nur, weil wir mit Bewuſtſeyn daran arbeiten, uns und unſre Sachen zu verſchönern. Es iſt uns ſehr viel daran gelegen, die gefälligen Formen in den Dingen zu finden. Wir durchſuchen deswegen alle Beſtandtheile und Verhältniſſe der Schönheit: und niemals völlig, oder doch nicht lange befriedigt, wenden wir uns von der einen Form zu der andern, um zu verſuchen, ob wir nicht unſer Ideal durch irgend eine erreichen können. — Nicht ſo unruhig und veränderlich ſind diejenigen Nationen in ihrem Geſchmacke, die überhaupt gegen das Schöne gleichgültiger, und beſonders in ihrem Wohlgefallen an demſelben nie ſo weit gekommen ſind, daß ſie die Theorie davon unterſucht hätten. Je weniger man das, was da iſt, beurtheilt: deſto ruhiger bleibt man dabey. Wo aber alles kritiſirt, da verändert und ſtört auch alles den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge.

3) Wenn die Arbeiten der Menſchen ſich getheilt haben; und mit der Verfertigung und Geſtaltung der Dinge, die zu unſern mannichfaltigen Bedürfniſſen gehören, ſich eigne Künſte und

Lebens-

ihre Immagination, oder nach neuen Ideen für ihren Verstand begierig ist; — eine Nation, die in der Bewegung, im Gespräch, im Spiel, kurz in Unterhaltung des Geistes, oder in Beschäftigung des Körpers und der Sinne ihr einziges Vergnügen, und in Stunden der Muße ihre Erhohlung findet; eine solche Nation wird auch Kleider, Hausrath, besonders alles, was zum Schmucke und zum Zeitvertreibe gehört, alles, was im gesellschaftlichen Umgange andern zur Schau ausgestellt wird, oder ihnen Vergnügen verschaffen soll, oft ändern. Sie scheut die lange Weile mehr, als die Mühe; und erträgt die Unbequemlichkeit des Ungewohnten gern, wenn sie nur durch eine lebhaftere Sensation, dergleichen das Neue immer erregt, schadlos gehalten wird, oder hoffen kann, eine solche bey andern zu erregen.

2. Wenn wir am Schönen Geschmack finden, und die Formen der Dinge auf uns einen Eindruck machen, dessen wir uns bewußt sind, und indessen Feinheit oder Richtigkeit wir eine Ehre setzen; so ist es eine natürliche Folge, daß wir über diese Formen nachdenken, und unsern Geschmack zu einem Gegenstande der verständigen Beurtheilung und des Räsonnements machen. Sobald man aber über das Schöne und Häßliche in Dingen, die keiner absoluten Regel der Schönheit fähig sind, räsonnirt, und diese Beurtheilung oft erneuert: so entstehen vielerley Aussichten; so zeigen sich mannigfaltige Gesichtspuncte. Und durch diese wird die Vorstellung vom Schönen, anstatt fixirt zu werden, wie man von einem anhaltendern Studium erwarten sollte, schwankend. Das, was uns unter der Idee der eleganten Einfalt gefiel, macht in unsrer Neigung und in unsern Begierden dem Platz, was durch Pracht die

Sinne

ren, kann es nicht fehlen, daß nicht auch die Neigung der genießenden, neue Moden anzunehmen, und durch dieselben zu glänzen, unterhalten werde.

Die genannten drey Ursachen liegen in Umständen, welche dem ganzen Körper einer Nation zugehören. — Man kann noch eine vierte hinzusetzen, die nur auf den höhern oder glücklichern Theil wirkt, aber eben deswegen auf die allgemeine Veränderlichkeit der National-Moden von großem Nutzen ist, weil alle beträchtliche Neuerungen eben bey jener Classe den Ursprung nehmen, und von da zu den übrigen herab steigen. Diese Ursache ist die Begierde der Reichen, ihren Reichthum, und der Vornehmen, ihren Rang äußerlich zu zeigen. Denn da die Niedrigen sich durch Nachahmung immer an sie hinan drängen, und sie durch Stolz bewogen werden, sich immer wieder von denen, die unter ihnen sind, zu entfernen: so wird bey ihnen die allen Menschen natürliche Begierde nach dem Neuen durch Eitelkeit und Hochmuth geschärft. Das Schöne und das Zweckmäßige selbst verliert seinen Werth in ihren Augen, sobald sie sich nicht mehr in dem ausschließenden Besitze desselben sehen; und Veränderungen, die sich nicht von Seiten ihrer Nützlichkeit oder ihrer Eleganz empfehlen, können ihnen schon deswegen willkommen seyn, weil das Neue, wenigstens eine Zeitlang, nicht das Allgemeine ist.

Wie sehr die Denkungsart und der Charakter der Reichen auf die Abwechselung der Moden Einfluß habe, kann man auch daraus sehen, daß fast in jeder Nation der Gang der Abwechselungen dieser ist, daß immer theurere Moden auf wohlfeilere folgen. Dies kann zum Theil daher kommen, daß, indem die Kunst mehr an den Dingen vervollkommnet, die Arbeit des Künstlers zu

gleich

gleich länger und ſchwerer wird, und alſo auch ſein Lohn größer ſeyn muß. Aber das iſt nicht die einzige Urſache jenes Factums. Da der Reiche der erſte und beſte Kunde des induſtriöſen Mannes und des Erfinders neuer Moden iſt, ſo muß dieſer letztre auf die Neigung deſſelben bey ſeinen Arbeiten und Erfindungen vorzüglich Rückſicht nehmen. Aber er weiß, daß ſchon die bloße Koſtbarkeit einer Waare ihr einen größern Werth in den Augen der Reichen giebt. Er ſieht, daß dieſe ſo vieles um und an ſich haben, was ganz unnütz iſt, bloß weil es Geld koſtet, und andern zeigt, wie viel ſie Geld aufwenden können. Er ſchließt alſo, daß ſie ſich viel lieber gefallen laſſen werden, daß das, was nützlich iſt, durch auſſerweſentliche Zierrathen, durch Seltenheit des Materials, oder durch Künſtlichkeit der Fabrication, koſtbar werde, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, ihren guten Geſchmack und ihren Reichthum zugleich ſehen zu laſſen.

Vielleicht iſt dies eine der ſchädlichſten Eigenheiten der Moden, weil dadurch der Luxus und die Nachahmungsſucht den ärmern Claſſen zum Verderben gereicht. Da es die Reichſten ſind, welche den Gang der Moden reguliren, und doch dieſe Moden, wenn ſie einmahl herrſchend geworden ſind, auch unter die weniger wohlhabenden Claſſen kommen: ſo werden dieſe durch die Begierde, mit ihrem Zeitalter fortzugehn, zu immer größerm und größerm Aufwande bewogen, und oft zu Anſtrengungen über ihr Vermögen verleitet, die ſie zuletzt in Armuth ſtürzen.

So viel von den **Urſachen der Veränderlichkeit in den Moden**, und von den Graden derſelben. Aber in der **Art und Weiſe, wie dieſe Veränderungen geſchehen**, zeigen

ſich ebenfalls gewiſſe Geſetze, deren Entwickelung nicht unnütz iſt, weil ſie die Natur des Menſchen und den Einfluß des geſellſchaftlichen Zuſtandes auf ihn ſchildert.

Der Urſprung neuer Moden kommt immer von der Nation her, welche, außer dem erfinderiſchen Genie, oder einer von dem Gewöhnlichen gern abgehenden Phantaſie, auch noch dasjenige Anſehn oder die Gunſt unter den übrigen Völkern beſitzt, wodurch das von ihr Erfundene dieſen zur Nachahmung empfohlen wird.

Mit der Anzahl der auf dem politiſchen Schauplatz glänzenden, oder in der Cultur fortgeſchrittenen Nationen, und mit der Verbindung dieſer Nationen unter ſich wird das Reich der Moden erweitert. So lange jedes Volk ein von andern Völkern ganz abgeſonderter Körper war, von dem, was bey dieſen vorging, wenig erfuhr, über das, was ſie hervor brachten oder thaten, nicht urtheilte; ſo lange jedes auf die Erfindungen und auf die Sitten eingeſchränkt war, die es aus ſich ſelbſt geſchöpft hatte: ſo lange waren alle Bedürfniſſe noch einfach, die Induſtrie eingeſchränkt; und neue Veränderungen des Ueblichen waren ſchwer und ſelten. — Wenn unter rohen und unaufgeklärten Völkern ein einziges ſich der Kunſt und der Wiſſenſchaft näherte, und nach Schönheit in ſeinen Producten und in den Befriedigungsmitteln ſeiner Bedürfniſſe ſtrebte: ſo ward dieſes, durch ſeinen Charakter und ſeine Lage, gemeiniglich auf einen einzigen Weg geleitet, der es zu einem beſtimmten Ziele führte. Oder wenn auch, mit der Länge der Zeit, dieſer Charakter und dieſe Lage ſelbſt einige Aenderungen litt, die auf die Producte des Kunſtfleißes und auf die Gewohnheiten der Nation Einfluß hatten;

ten; oder wenn einzelne große Genies unter ihr auftraten, deren Erfindungen neue Ideenreihen veranlaßten, und den Grund zu Abänderungen in der Lebensart und in der Gestalt der den Menschen angehörigen äußern Dinge legten: so war doch der Fortgang vom Aeltern zum Neuern langsam, und die Revolutionen des Ueblichen folgten nur in langen Perioden auf einander. Jenes war der Fall in den Zeiten allgemeiner Barbarey; dieses im griechischen Alterthume. — Wenn aber, (so wie die gegenwärtige Lage der Dinge in Europa ist) auf einem Erdstriche von mittlerm Umfange eine Anzahl von Völkern neben einander wohnt, wovon jedes auf Sittlichkeit und Geschmack Anspruch macht, jedes die Verschönerung der äußern Dinge sucht, und nach Beförderung des Kunstfleißes strebt; — wenn diese Nationen mit einander in beständigem Verkehr sind, und die eine in kurzem alles zu sehen und zu hören bekommt, was in der andern Aufmerksamkeit erweckendes producirt oder gethan worden ist; dann ist mit dem schnellern Umlaufe der Erfindungen auch die Thüre zu Neuerungen bey allen geöffnet. Jeder Winkel dieses Welttheils liefert seinen Beytrag zu der allgemeinen Masse neuer Erfindungen, neuer Bequemlichkeiten, neuer Werkzeuge, neuer Zierrathen und neuer Moden. Es ist eine beständige Wirkung und Zurückwirkung, ein Wettstreit der Industrie zwischen allen europäischen Völkerschaften. Jede empfängt die aus den Werkstätten der Fremden kommenden Waaren, und gibt die ihrigen dafür zurück. Kein Wunder, daß so wie der Luxus sich zu gleicher Zeit so vieler Dinge bemächtigt hat, und Putz und Bequemlichkeiten unsrer Reichen und Großen aus so vielen Ländern und Naturreichen zusammen gesucht

werden, eben dieſer Luxus auch in einem Reichthume von Abwechſelungen ſchwelgt, und ſich, durch eben ſo mannigfaltige Ideen und Einfälle der Fleißigen und Erfindſamen aus allen Gegenden Europens, immer neu und glänzend erhält.

Aber ſo wie die größere Anzahl der Völker, die ſich einander ihre Producte, ihre Erfindungen und ihre Gewohnheiten mittheilen, die Abwechſelungen der Mode beſchleuniget: ſo iſt es hinwieder, wenn in dieſer Veränderlichkeit auch eine Regel und eine Gleichförmigkeit, wenigſtens für kurze Zeiträume, Platz finden ſoll, nothwendig, daß unter dieſen wetteifernden und mit einander correſpondirenden Völkern, Eines, in den Hülfsquellen und Talenten der Induſtrie einen Vorzug vor den übrigen, oder durch ſein Anſehn, es ſey das Anſehn des Vorurtheils oder der verdienten Achtung, einen Einfluß über ſie habe.

In Sachen der Mode wird dieſen Vorzug und dieſes Anſehn nicht diejenige Nation erhalten, die den andern bloß an Fleiß, an Genie zu Erfindungen, an Geſchicklichkeit in der Ausarbeitung überlegen iſt, ſondern die, welche eine fröhliche und veränderliche Phantaſie mit einem feinen Gefühl des Anſtändigen verbindet; die, reich an Combinationen eines leichten Witzes, ſehr geſellig, und beſonders ſchnell und fruchtbar in Einfällen iſt. So war die franzöſiſche Nation bis auf unſere Zeit. Auch hatte ſie ſich der Herrſchaft der Moden in Europa, wenigſtens bis zur Revolution, ohne allen Widerſpruch bemächtigt. Ob Frankreich in dieſer Hinſicht ganz wieder den vorigen Einfluß erhalten werde, muß die Zukunft lehren.

Doch vorzügliche Geſchicklichkeit, die Gabe, in dieſem Gebiethe der Kleinigkeiten das Schöne

in

in allen seinen Abarten zu fühlen, es selbst bis auf die Extreme, wo es ins Abentheuerliche übergeht, zu verfolgen, und es durch Arbeit der Hände rein und vollkommen darzustellen, — diese Geschicklichkeit allein sichert einer Nation noch nicht die Herrschaft in den Gegenständen der Mode und des Luxus, wenn nicht noch durch größere Vorzüge, oder einen wesentlicheren Einfluß diese Nation die Augen der andern auf sich gezogen, oder sie sich gewissermaßen unterwürfig gemacht hat. Das hatte die französische Nation durch ihre Politik, ihre Siege und durch die Cultur der Wissenschaften gethan, und eben die Ursachen, welche ihre Sprache allgemein machten, haben auch dazu beygetragen, ihre Kleidung, ihre Nippen und ihre Höflichkeitsbezeugungen durch ganz Europa auszubreiten.

Vielleicht ist es in dem Fortgange der Dinge nothwendig, daß diese Herrschaft einer Nation über die übrigen wegfalle. Aber alsdann wird höchst wahrscheinlich die Herrschaft der Mode selbst abnehmen. Ihre Blüthe dauert in der That nur so lange, als die Begierde nach Schmuck, Eleganz und Artigkeit zwar allgemein, die Zahl derer aber, die zu Mustern dienen können, noch klein ist. Zu gewissen Zeiten sahen alle modische Leute aus allen Ländern nach Paris, nach London, oder nach irgend einem solchen fixen und gemeinschaftlichen Puncte hin, von wo aus sie die Bestimmung ihrer schwankenden Wahl erwarteten. Und indem die einen erfanden und vorschrieben, die andern sich aufs Nachahmen und Befolgen einschränkten, ward aus dem, was an dem Orte seines Ursprungs nur ein glücklicher Einfall eines guten Kopfs, die augenblickliche Laune einer angesehenen Person, oder die Ausschweifung eines Phantasten war, an frem-

den Oertern und in entfernten Ländern Gesetz und Regel, weil diese nur unter dem Stempel ausländischer Billigung und Empfehlung das Neue, welches ihnen dargebothen wird, für schön erkannten. Aber wenn nun die Zeit kommt, — und sie ist vielleicht nicht mehr fern, — wo jede Nation auf Künstler-Genie und Geschmack Anspruch macht, wo jede in ihrem Schooße Arbeiter erzeugt, die ihren Werken die Achtung ihrer Mitbürger, troß deren eingewurzelten Vorliebe für das Ausländische, zu erwerben wissen; dann wird jede, auch in dem, was schön und galant heißt, Erfinderinn zu seyn anfangen. Wenigstens werden sich die Muster der Nachahmung vervielfältigen, und die Möglichkeit der Auswahl unter mehrern wird die europäischen Moden von dem Zwange befreyen, von welchem sie bis jetzt eingeengt werden. — Schon sehen wir seit geraumer Zeit die englischen und französischen Sitten sowohl, als ihr Costume, mit einander bey der galanten Welt der übrigen Nationen wetteifern. Der deutsche Kunstfleiß und der deutsche Geschmack treten schon als Rivale von jenen auf; und bald wird der Fortgang der allgemeinen Cultur die Nationen in diesem Puncte wieder dahin bringen, von wo sie zur Zeit der ersten Rohigkeit ausgegangen waren, daß jede sich freyer ihrem Naturell und ihrem Genie überläßt; — daß eine von der andern in dem Außerwesentlichen ihrer Sitten und Kleidungen sich mehr unterscheidet, indeß alle, durch eine gleich richtige Beurtheilung des Schönen und Anständigen, in der Hauptsache einander näher kommen.

Das, was jetzt von Nationen gesagt worden, ist auch von Individuen wahr. So lange wenige in einer Nation eignen Geschmack haben, und diese einen entschiedenen Vorzug, oder ein anerkann-

erkanntes Ansehn in den Angelegenheiten des Schmuckes und des guten Anstandes besitzen: so richten sich Viele sklavisch nach diesen wenigen, die Sitten werden pedantisch einförmig, die Moden mit einer knechtischen Genauigkeit nachgemacht. — Insbesondre, wenn der Mittelstand in einem Staate, in Erziehung und feiner Geistesbildung, hinter dem höhern zurück ist, ohne daß deshalb seine Eitelkeit, und seine Begierde, den Großen gleich zu glänzen, gemindert sey: so wird die Gesetzgebung der Mode bey dieser Nation ausnehmend heilig, und der Gehorsam gegen ihre Vorschriften strenge seyn. Aber wenn sich dieser reiche Bürgerstand, an Sinn und Erfahrung des Schönen, eben so empor hebt, wie er an Wohlstand gewachsen ist: dann beurtheilen seine Kinder und Zöglinge, jeder für sich selbst, was ihnen wohl oder übel steht, was sie putzt oder entstellt. Der erste Schritt verfeinerter Sitten ist die Nachahmung dessen, was andre für schön halten: der letzte ist die eigne Wahl dessen, was man als schön erkennt.

Was nun die Gegenstände betrifft, welche bey gesitteten Nationen, deren Lage und Cultur der gegenwärtigen der Europäer gleich ist, unter die Herrschaft der Mode gehören: so scheinen sie vorzüglich unter zwey Hauptclassen gebracht werden zu können.

Die Mode regulirt entweder die Sachen, die zu Befriedigung unsrer körperlichen Bedürfnisse dienen, oder die gesellschaftlichen Gebräuche. Jene sind Kleider, Wohnung, Hausgeräthe Equipage, und alle Arten von Schmuck: diese sind von zweyerley Art, entweder Uebereinkommungen über Zeit, Ort und Form aller der im geselligen Umgange gemeinschaftlich vorzunehmenden Verrich-

tungen und zu genieſſenden Vergnügungen; al es ſind die veränderlichen Zeichen unſrer Geſinnu gen gegen andre *).

In der erſten Gattung des Modeſchen gi es einen höheren Grund der Beſtimmung für d Sache, ein ältres Geſetz für ihre Form, de welchem die Mode nicht abweichen darf. Dieſe Grund, dieſes Geſetz, liegt in der Natur jedes Bedürfniſſes, und in der unveränderlichen und ausſchlieſſenden Schicklichkeit gewiſſer Mittel, daſſelbe zu befriedigen. — Der Menſch will ſich nähren, er will ſeinen Körper bedecken, ohne an der freyen Bewegung ſeiner Glieder gehindert zu werden; er verlangt einen Aufenthalt, der vor dem Ungeſtüm der Witterung geſchützt, hell, geſund, und zu ſeinen verſchiedenen Verrichtungen aptirt ſey: — er will ſich ſo gemächlich und ſo geſchwind, als es möglich iſt, von einem Orte zum andern bewegen. Jedes Stück des Hausgeräthes bezieht ſich auf eine körperliche Nothdurft, auf eine Arbeit, oder auf einen Zeitvertreib und eine Art der Erhohlung des Menſchen. Alles was uns umgiebt, und was unſre Wohnungen anfüllt und ſchmückt, ſind Werkzeuge: aber nicht Werkzeuge beſondrer Künſte, ſondern des allgemeinen menſchlichen Lebens. Hierdurch wird nun für die Veränderungen in allen dieſen Gegenſtänden eine gewiſſe Gränzlinie gezogen. Die Wahl der Speiſen muß innerhalb der Naturproducte ſtehen bleiben, welche zu Nahrungsmitteln dienen können; ihre

*) Es gibt übrigens auch noch Moden in geiſtigen Angelegenheiten, die nicht gerade zu mit den geſellſchaftlichen zuſammenfallen, z. B. Moden auf der Kanzel; Modeſtudium; Modeſchriftſtellerey; Modetitel auf Büchern ꝛc. Hier wird es indeſſen genug ſeyn, auf die oben angegebenen beſondere Rückſicht zu nehmen.

ihre Zurichtung muß ſich nach der Natur unſers Geſchmack-ſinns, und unſrer Verdauungskraft richten. Stoff und Schnitt der Kleider muß der Geſtalt unſes Körpers, ſeinen Bewegungen und ſeinen Gefühlen angemeſſen ſeyn. Die Materialien und Form unſrer Häuſer, — wenn ſie durch die weſentliche Natur des Geſchöpfs, das darin wohnen ſoll, weniger beſtimmt ſind —, werden es nach und nach durch die Ausbildung, die der Menſch in jedem Zeitalter, und an jedem ſeiner Wohnorte erhält, und durch die Endzwecke und Verrichtungen, mit welchen er, dieſer Ausbildung zu Folge, beſchäftigt iſt.

Aber innerhalb dieſer Gränzen, welcher weite Spielraum zu Veränderungen bleibt nicht noch übrig!

Erſtlich, die Zwecke ſelbſt, wozu wir die Mittel wählen, verändern ſich, vervielfältigen ſich, werden beſſer von uns erkannt, oder werden wenigſtens anders von uns beurtheilt. Je zärtlicher unſre Leibesbeſchaffenheit, je leckrer unſer Gaumen wird: deſto eckler werden wir in der Wahl unſrer Speiſen, und deſto ſorgfältiger und erfinderiſcher in der Zurichtung derſelben. Ein rauheres Klima oder ein weniger abgehärteter Körper erfordert eine andre Art der Bekleidung. Der active und bewegliche Abendländer mußte ſeinen Kleidern, in denen er ungehinderte Freyheit ſeiner Hände und Füße verlangte, einen andern Schnitt geben, als ſie bey dem Morgenländer hatten, der die Ruhe und das Stilleſitzen liebt. Unſre Häuſer müſſen eine neue Einrichtung bekommen, ſo wie unſre Lebensart ſich verändert, wozu ſie uns Raum und Bequemlichkeit gewähren ſollen. Jedes neue Geſchäft, jeder neu erfundne Zeitvertreib bringt einen neuen Hausrath in unſere Zimmer. Wie leer

ſieht

em an, und finden endlich seine Schönheit, oder überreden uns wenigstens dessen. Auf eben die Weise nehmen die Leute nach der Mode sich vor, Gefallen an den Farben, Kleidungen und Meubeln zu finden, die aus Frankreich oder aus der Hauptstadt kommen; und es gelingt ihnen.

Die wahre Ursache, warum wir bey den Empfindungen des Gesichts mehr, als bey den Empfindungen anderer Sinne, durch unsern Vorsatz, unser Vergnügen oder Mißvergnügen bestimmen können, ist, weil wir bey ihnen durch unsere Aufmerksamkeit unsere Vorstellungen mehr zu leiten und abzuändern vermögen. Und die Aufmerksamkeit hat deswegen bey ihnen mehr Einfluß, weil die Gegenstände des Gesichts länger und ununterbrochner unserer Betrachtung ausgesetzt sind, als die Gegenstände anderer Sinne. Töne gehen schnell vorüber, unsere Zunge schmeckt nicht länger, als sie von der Speise berührt wird; aber Gestalten und Farben schweben fortdauernd vor unsern Augen, wir können so lange bey ihnen verweilen, und so oft zu ihnen zurückkehren, als wir wollen. Eben deswegen können wir auch mehrere Seiten von ihnen erforschen, können einen Theil von ihnen nach dem andern in Betrachtung ziehn. Und so wird es möglich, daß wir nach und nach Sachen in ihnen entdecken, die wir anfangs nicht wahrnahmen, daß wir die ersten Eindrücke, die uns mißfielen, durch neue angenehme verdunkeln, — und überhaupt unsere deutlichen Vorstellungen durch das Urtheil unsers Verstandes abändern.

Was nun auch die Ursache sey, so ist der Erfolg gewiß. Unser Urtheil über Schönheit, und also auch über das, was schmückt und putzt, ist weniger instinctartig, und kann daher öfter bey den scharfsinnigen und erfinderischen Menschen durch

durch neue Betrachtungen und gewählte Gesichtspunkte, bey den trägen durch Nachahmung und allmählige Angewöhnung abgeändert werden.

Und wenn dies von der Schönheit der Formen überhaupt wahr ist, so ist es noch mehr von denjenigen Formen wahr, welche allein die Mode regulirt.

Mode wird in Dingen nicht statt finden, oder wenig Veränderungen leiden, die gar keiner Schönheit empfänglich sind, und bey welchen der Nutzen oder die Wahrheit ganz allein ohne Rücksicht auf den Geschmack gebiethet. Sie wird gleichfalls ausgeschlossen seyn von Dingen, die eine innere, absolute und in ihrer Natur gegründete Schönheit besitzen, — welches, beyläufig zu sagen, immer zugleich diejenigen sind, welchen eine gewisse Würde zukommt. Aber in dem ganzen weiten Gebiethe von solchen Gegenständen der Natur, und noch mehr der Kunst, wird sie herrschen, bey welchen der Mensch, vermöge seines innern Triebs nach Vollkommenheit, oder vermöge des Wunsches zu gefallen, Schönheit sucht, aber von ihr keine ganz deutlichen und unwandelbaren Begriffe auffinden kann. Hier wird er alles zu Hülfe nehmen, was seine Wahl nur immer bestimmen, und was ihm den Beyfall anderer zusichern kann. Und so wie bey der wesentlichen Schönheit die richtige Empfindung des Mannes von Geschmack zugleich die Uebereinstimmung der übrigen Menschen fordert, und, wenn kein Mißverstand obwaltet, erhält: so wird bey diesen zufälligen Schönheiten die Einhelligkeit vieler selbst für eine Regel des Geschmacks gelten, und die Empfindung sich in der Beurtheilung der Formen dem Beyspiele und der Gewohnheit der Menge oder der Angesehenern unterwerfen.

Moden geben aber nicht bloß den Sachen ihre Form, mit welchen wir angethan oder umgeben sind, sondern sie reguliren auch gewisse unsrer Handlungen. Das ist die zweyte Hauptgattung der Moden, welche auch mit dem Nahmen der Gebräuche bezeichnet werden. Diese lassen sich wieder in zwey Unterarten abtheilen.

Wenn nähmlich die Menschen in Gesellschaft leben, so entstehen von selbst gewisse stillschweigende Verträge unter ihnen, wie sie die Sachen, die sie gemeinschaftlich vorzunehmen haben, auch gleichförmig thun wollen; andere Verabredungen werden vorsätzlich und mit Bedacht zum Besten der Gesellschaft gemacht. Eine zweyte noch wichtigere Wirkung der Gesellschaft, und zugleich ein noch nothwendigeres Hülfsmittel, die errichtete Gesellschaft aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen, ist, daß die Menschen eine Sprache unter sich einführen, wodurch sie sich einander die Gedanken und die Gesinnungen mittheilen, die, den Endzweck der Verbindung zu erreichen, ein Mensch von dem andern erfahren muß. In der besondern und engern Art der Verbindung, die wir den gesellschaftlichen Umgang nennen, der eigentlich zur Erholung bestimmt, aber bey den cultivirten Völkern des neuern Europa eine wichtige Angelegenheit des Lebens für einen großen Theil, und vornehmlich für die höhern Classen der Menschen geworden ist, haben sich natürlicher Weise beyde Sachen gleichfalls eingefunden, Conventionen, — und eine eigne Sprache des Umgangs. Jene sind vornehmlich bestimmt, die Zeit, die Art und Weise, und die Folge der gesellschaftlichen Zeitvertreibe, die Ordnung und äußern Verar[illegible]haltungen bey den gesellschaftlichen Zusammenkünf[illegible]en zu regu[illegible]ren; diese besteht aus allen den Wor[illegible]rmeln und [illegible]brau

bräuchen der Politesse, welche im Grunde nichts anders als Zeichen sind, wodurch Menschen, die mit einander umgehen, sich wechselsweise die Gesinnungen allgemeiner Liebe oder einer besondern Achtung, nach den Verhältnissen des Verdienstes oder des Standes, ausdrücken wollen. — Beyde aber, jene gesellschaftlichen Gebräuche, und diese Sprache der Höflichkeit, da sie kleinere und veränderlichere Gegenstände betreffen, als die Conventionen des bürgerlichen und Geschäftlebens, oder als die eigentliche Sprache, welche die Mittheilung unserer sämmtlichen Ideen zur Absicht hat; — da sie zugleich zum Umgange, d. h. zu demjenigen Theile des menschlichen Lebens gehören, bey welchem man am meisten Schmuck und Anstand sucht, und nach dem Wohlgefallen anderer strebt, — sind auch unter verschiedenen Nationen sowohl, als in verschiedenen Zeiten einer so großen Mannigfaltigkeit fähig; sie werden durch Beyspiel und Nachahmung während gewisser Perioden so gleichförmig bestimmt, und in auf einander folgenden Epochen so gleichförmig abgewechselt: daß sie mit Recht unter den allgemeinen Nahmen der Moden begriffen werden, und die Natur derselben annehmen.

Beyspiele von jenen Conventionen sind folgende. Daß an dem einen Orte ein Fremder, der ihn zum ersten Mahle besucht, und Bekannte darin hat, nach seiner Anmeldung die Besuche derselben zuerst empfängt, an einem andern sie zuerst machen muß; daß zu der einen Zeit, unter der einen Classe, dieser Besuch nothwendig in Person gemacht und nicht ohne Unhöflichkeit versagt werden kann, in der andern eine mit dem Nahmen des Besuchers beschriebene und abgegebene Charte die Stelle des Besuches vertritt; daß die

Höflichkeit der alten griechischen Heldenzeit, wie wir aus dem Homer sehen, erforderte, daß der Wirth nicht eher nach dem Nahmen und Stande eines ihn besuchenden Fremden fragte, als bis er ihn gesättigt hatte, dahingegen bey uns schlechterdings der Besuch, welcher den Fremden bekannt macht, vor der Ausübung der Gastfreyheit gegen ihn vorhergehen muß; — daß die Gesellschaften in unsern großen Städten des Abends ungefähr um dieselbe Stunde zusammen kommen; daß diese und keine andere Erfrischungen gegeben werden; daß die Zeit, die man der Unterredung, und die, welche man dem Spiele oder andern Zeitvertreibe widmet, bestimmt ist, daß jedesmahl und in jedem Orte gewisse Spiele und Zeitvertreibe herrschen, und selbst nach den Tages- und Jahreszeiten vertheilt sind; daß in der ganzen Art der Bewirthung, der Folge der Gerichte, der Anordnung der Speisen, in allen Häusern von guter Lebensart ungefähr dieselbe Regel beobachtet wird: das gehört unstreitig unter die Moden; aber es sind Moden für Handlungen, nicht für Sachen; es sind Arten von stillschweigenden Verträgen, welche die von allen wahrgenommene Bequemlichkeit veranlasset, — oder es sind Nachahmungen eines Beyspiels, welche das Ansehn der Person, die es gab, allgemein gemacht hat. — An dem einen Orte, in dem einen Jahre sind in der artigen Welt die Dejeuners, und in einem andern die Nachmittags-Collationen im Gebrauche. Von jeder solcher Zusammenkünfte ordnet die Mode nicht nur die Zeit, sondern auch die Art der Bewirthung und der Zeitvertreibe an, durch welche sie sich unterscheiden soll.

In den großen Hauptstädten verbinden sich die öffentlichen Lustbarkeiten des Schauspiels, der

Opern,

pern, der öffentlichen Spaziergänge mit den Pri-
at-Unterhaltungen; und die Mode ist es wieder,
e alle diese Mannigfaltigkeit von Zerstreuungen
eine gewisse Ordnung bringt, und den Leuten,
e nichts anders zu thun haben, vorschreibt, in
elcher Jahres- und Tageszeit sie an jedem Or-
erscheinen müssen, um sich allenthalben mit
er so genannten guten Gesellschaft zusammen zu
nden.

Die zweyte Art der modischen Handlungen
nd die Höflichkeitsbezeugungen, die, wenn sie
urch Worte geschehen, Complimente heißen, und
ir welche das Gesetzbuch bald mehr, bald weni-
er weitläuftig, aber immer nach den Oertern,
ändern und Nationen verschieden, — von Zeit
u Zeit veränderlich, in jeder einzelnen Nation
nd Epoche hingegen bestimmt und entscheidend
t.

Zufällige Ursachen müssen auf die Bestim-
ung dieser Formen, dieser Gebräuche Einfluß ha-
en; so wie wir auf der andern Seite aus der
Einförmigkeit, mit welcher zu einer und eben der-
elben Zeit die Menschen ganzer Länder und Erd-
riche oft in den willkührlichsten Stücken jener
Formen übereinstimmen, erkennen, daß das allge-
eine Principium der Mode, der Nachahmungs-
rieb vieler, und das Ansehn des Beyspiels eini-
er auch hier das Unbestimmte fixirt habe.

Wir Männer im christlichen Europa entblö-
en das Haupt, wenn wir anderen die Ehrerbie-
hung bezeugen wollen. Das Bedeutende in die-
em Zeichen ist nicht schwer zu finden. Das ent-
löße Haupt nimmt dem Manne das ernsthafte,
martialische Ansehn, welches uns die Bedeckung
desselben giebt. Ueberdies stellen wir uns dadurch
demjenigen gleichsam schutz- und wehrlos dar, den

wir über uns setzen. Dieser Zusammenhang ist dessen ungeachtet nicht so deutlich, noch so wesentlich, daß nicht ein anderer Gesichtspunct, in welchem andere Völker die Sache faßten, sie auf eine entgegengesetzte Art, ihre Höflichkeit zu bezeugen, hätte führen können. In der That bedecken die Orientaler ihr Haupt vor dem, welchem sie Achtung beweisen wollen. Ohne Zweifel glauben sie das, was sie für das wichtigste Stück der Kleidung halten, weil es den edelsten Theil des Körpers bedeckt, am wenigsten dann weglassen zu können, wenn das Ansehn der Person, vor welcher sie erscheinen, fordert, daß sie ihren vollständigen Schmuck anlegen. Der Vorzug der rechten Hand vor der linken, und einer gewissen Stelle an der Tafel vor den übrigen; — die verschiedenen Verbeugungen jedes Geschlechts, die Titel, durch die wir im Umgange die verschiedenen Stände unterscheiden, die mannigfaltigen Arten mündlicher und schriftlicher Begrüßung; und alles, was wir unter dem Nahmen Complimente begreifen, gehört hierher.

Unter diesen Sachen, ob sie gleich alle, so wie andere Gebräuche, von der Willkühr, die sie eingeführt hat, auch in ihrer Dauer abhängig bleiben, sind doch einige den Veränderungen weit weniger, als andere unterworfen, oder schreiten auf der Bahn ihrer Abwechselungen weit langsamer fort. So ist z. B. die Geberdensprache der Höflichkeit, die wir jetzt in Europa brauchen, sehr alt, und scheint vor merklichen Aenderungen noch sehr lange sicher zu seyn. Das bloß sinnliche und körperliche Ceremoniel des Umgangs ist aus eben den Ursachen beständiger, als die wörtlichen und deutlichen Ausdrucksarten desselben, um welcher willen auch die gottesdienstlichen Gebräuche

bräuche länger dauern, als die eigenthümlichen Dogmen, oder Religionspartheyen. Je weniger man zur Einführung einer Sache durch deutliche Begriffe bestimmt wird; desto weniger und desto später reflectirt man auch hinterdrein darüber, nachdem sie einmahl eingeführt ist. Gewohnheiten, die mehr den Körper als den Geist beschäftigen, werden mechanisch, und setzen sich eben deswegen desto fester. Solche Conventionen mögen im Anfange größere Schwierigkeiten finden, ehe sie allgemein eingeführt werden, weil die Gründe, warum sie angenommen werden sollen, nicht einleuchten; aber nachdem sie einmahl herrschend geworden sind, wird es eben so schwer, sie abzuschaffen, weil alle eine große Bequemlichkeit darin finden, in diesen Nebensachen der Gewohnheit blindlings folgen zu können; weil der Vernünftige gar nicht mehr sein Nachdenken damit beschäftigt, und der thörichte Neuerer selten Nachahmer genug findet, um eine Revolution zu bewirken.

Titel hingegen, Complimente, alle diejenigen modischen Höflichkeitsbezeugungen, welche deutlicher unsre Verhältnisse gegen andre, oder die denselben gemäßen Gesinnungen ausdrücken; die, bey welchen man sich immer, so oft man sie wiederhohlt, des Endzwecks und der Bedeutung bewußt bleibt: diese werden auch öfter von neuem in Untersuchung gezogen, und leiden von Zeit zu Zeit Reformen der Einschränkungen.

Eine allgemeine Bemerkung, in Absicht dieses ganzen zweyten Hauptzweiges des Modischen, oder der Gewohnheiten, ist diese. Je zahlreicher und zusammengedrängter, und je verfeinerter zugleich dadurch die Gesellschaft wird; je mehr der Luxus und der Hang zu Vergnügungen zugleich mit dem Geschmacke und der Wissenschaft in denselben

wir über uns ſetzen. Dieſer Zuſammenhang iſt deſſen ungeachtet nicht ſo deutlich, noch ſo weſentlich, daß nicht ein anderer Geſichtspunct, in welchem andere Völker die Sache faßten, ſie auf eine entgegengeſetzte Art, ihre Höflichkeit zu bezeugen, hätte führen können. In der That bedecken die Orientaler ihr Haupt vor dem, welchem ſie Achtung beweiſen wollen. Ohne Zweifel glauben ſie das, was ſie für das wichtigſte Stück der Kleidung halten, weil es den edelſten Theil des Körpers bedeckt, am wenigſten dann weglaſſen zu können, wenn das Anſehn der Perſon, vor welcher ſie erſcheinen, fordert, daß ſie ihren vollſtändigen Schmuck anlegen. Der Vorzug der rechten Hand vor der linken, und einer gewiſſen Stelle an der Tafel vor den übrigen; — die verſchiedenen Verbeugungen jedes Geſchlechts, die Titel, durch die wir im Umgange die verſchiedenen Stände unterſcheiden, die mannigfaltigen Arten mündlicher und ſchriftlicher Begrüßung; und alles, was wir unter dem Nahmen Complimente begreifen, gehört hierher.

Unter dieſen Sachen, ob ſie gleich alle, ſo wie andere Gebräuche, von der Willkühr, die ſie eingeführt hat, auch in ihrer Dauer abhängig bleiben, ſind doch einige den Veränderungen weit weniger, als andere unterworfen, oder ſchreiten auf der Bahn ihrer Abwechſelungen weit langſamer fort. So iſt z. B. die Geberdenſprache der Höflichkeit, die wir jetzt in Europa brauchen, ſehr alt, und ſcheint vor merklichen Aenderungen noch ſehr lange ſicher zu ſeyn. Das bloß ſinnliche und körperliche Ceremoniel des Umgangs iſt aus eben den Urſachen beſtändiger, als die wörtlichen und deutlichen Ausdrucksarten deſſelben, um welcher willen auch die gottesdienſtlichen Gebräuche

bräuche länger dauern, als die eigenthümlichen Dogmen, oder Religionspartheyen. Je weniger man zur Einführung einer Sache durch deutliche Begriffe bestimmt wird; desto weniger und desto später reflectirt man auch hinterdrein darüber, nachdem sie einmahl eingeführt ist. Gewohnheiten, die mehr den Körper als den Geist beschäftigen, werden mechanisch, und setzen sich eben deswegen desto fester. Solche Conventionen mögen im Anfange größere Schwierigkeiten finden, ehe sie allgemein eingeführt werden, weil die Gründe, warum sie angenommen werden sollen, nicht einleuchten; aber nachdem sie einmahl herrschend geworden sind, wird es eben so schwer, sie abzuschaffen, weil alle eine große Bequemlichkeit darin finden, in diesen Nebensachen der Gewohnheit blindlings folgen zu können; weil der Vernünftige gar nicht mehr sein Nachdenken damit beschäftigt, und der thörichte Neuerer selten Nachahmer genug findet, um eine Revolution zu bewirken.

Titel hingegen, Complimente, alle diejenigen modischen Höflichkeitsbezeugungen, welche deutlicher unsre Verhältnisse gegen andre, oder die denselben gemäßen Gesinnungen ausdrücken; die, bey welchen man sich immer, so oft man sie wiederhohlt, des Endzwecks und der Bedeutung bewußt bleibt: diese werden auch öfter von neuem in Untersuchung gezogen, und leiden von Zeit zu Zeit Reformen der Einschränkungen.

Eine allgemeine Bemerkung, in Absicht dieses ganzen zweyten Hauptzweiges des Modischen, oder der Gewohnheiten, ist diese. Je zahlreicher und zusammengedrängter, und je verfeinerter zugleich dadurch die Gesellschaft wird; je mehr der Luxus und der Hang zu Vergnügungen zugleich mit dem Geschmacke und der Wissenschaft in denselben

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ziehenden Höflichkeitsbezeugungen regulirt, hängt mit der Organisation des Staats, mit der Vertheilung der Macht, mit der Würde und dem politischen Einflusse der verschiednen Stände und Aemter zusammen, oder scheint wenigstens damit zusammen zu hängen.

Die obige Eintheilung führt uns noch zu einigen andern Betrachtungen.

1. Unter den **Sachen**, welche die Mode regulirt, (insofern sie den **Handlungen** entgegengesetzt sind), stehn keine so unmittelbar und so allgemein unter ihrer Herrschaft, als die Kleider. Gemeiniglich denkt man nur an Form und Farbe von diesen, wenn man von den Moden reden hört. In der That sind, im Putze der Menschen die Abwechselungen weit schneller, und die Uebereinstimmung zu jedem Zeitpuncte größer: zwey Sachen, die zu dem Begriffe des Wortes Mode zu gehören scheinen.

Die Ursache, warum die Kleidung unter den modischen Sachen eine so vorzügliche Stelle einnimmt, liegt ohne Zweifel darin, daß sie öfter erneuert, und daß sie mehr gesehen wird.

Auch die Neuerungssucht der Menschen muß zuerst durch Nothwendigkeit rege gemacht werden. Die Sachen, welche wir oft erneuern müssen aus Bedürfniß, weil sie sich schnell abnutzen, werden von uns auch ihrer Form am öftersten, bloß unsers Geschmack wegen, und aus Neigung verändert, es sey um ein erhöhtes Vergnügen an ihnen zu haben, oder um mehr damit zu gefallen. Das ihm bequeme Hausgeräthe, so lange es ganz und reinlich ist, vertauscht auch der wohlhabende Mann nicht leicht: oder er erwartet außerordentliche Gelegenheiten, wo er dazu aufgefordert wird. Die mittlere und noch mehr die untere Classe ist froh,

ſen Hochachtung wegnähmen, oder äußerſt abkürzen. Einige dergleichen weitläuftigen Bezeigungen, nach welchen man die eine Perſon beſonders ſchätzt, eine andre gleichgültig läßt, werden dem Seite geſetzt, oder gänzlich verborgen, und alle Glieder derſelben für durch kalte, aber gleiche Aeußerungen einer bürgerlichen Achtung gegen einander. Dies alles verkürzt und vereinfacht die ceremoniellen Regeln, die unter dem Nahmen der Complimente den letzten Zweig des Menſchen ausmachten.

Nirgends bekommen dieſe Zeichen des Ranges und der Achtung, verbunden mit der Anordnung der Geſellſchaft, einen größern Umfang, eine ſtrere Beſtimmung, und eine höhere Wichtigkeit, als an den Höfen, wo ſie unter dem Nahmen der Etiquette zugleich ein Gegenſtand des Rechts geworden ſind, worüber ernſthafte Streitigkeiten vor den ehrwürdigſten Tribunälen geführt werden, und ein Gegenſtand einer Wiſſenſchaft, welche man eines weitläuftigen Studiums würdig ſchätzt. — Die Hoheit der Perſonen iſt es nicht allein, die hier den Kleinigkeiten einen Glanz giebt, und Thorheiten, die wir bey Geringern verlachen, in unſern Augen ehrwürdig macht: ſondern es giebt auch eine reelle Urſache, warum bey Perſonen, welche die Regierung eines Staats führen, oder an derſelben mehr oder weniger Theil nehmen, die Beſtimmung des Rangs der einen, und die Art, wie die andern ihn anerkennen ſollen, — beſonders bey öffentlichen Gelegenheiten, wo das Volk Zuſchauer und Theilnehmer iſt, — eine größere Aufmerkſamkeit verdient, als bey Privatperſonen, die ohne Auctorität, bloß Achtung in der Welt zu fordern haben und genießen. Die Etiquette, welche jene Rangordnung, und alle darauf ſich beziehenden

Schauſpielhauſe, auf den Spaziergängen in den Straßen der Stadt, ſtellt der Reiche und Vornehme ſeine Kleider und ſeinen Putz zur Schau aus. Ihn von dieſer Seite ſeiner Pracht oder ſeines Geſchmacks kennen zu lernen, dazu hat jeder Zutritt: dahingegen das Uebrige ſeines Wohllebens, ſo wie ſeiner Gewohnheiten nur denjenigen bekannt wird, die ihn in dem Innern ſeines Hauſes ſehen. Daher geht dort die Bewunderung, welche das Neue, beſonders bey den Zuſchauern der wohlhabenden Mittelclaſſe, erregt, bald in Bekanntſchaft mit der Form und der Beſchaffenheit der Sache, und dieſe in Begierde und Nachahmung über. Dieſe weniger unterbrochne, und ſchnellere Mittheilung jeder neuen Erfindung in der Form und Farbe des Kleiderſchmucks, vom Höhern zum Niedrigern, vom Reichen zum Mittelmanne, reizt auch die arbeitſame Claſſe mehr, auf ſolche neue Erfindung zu denken.

Man kann noch als eine dritte Urſache hinzuſetzen, daß alles übrige, was nach dem Geſchmack der Mode ſich verändert, nur zu den Zierrathen der Dinge gehört, die uns umgeben, die Kleidung zur Ausſchmückung unſrer Perſon ſelbſt. Das Intereſſe, welches uns dieſe verſchönern heißt, iſt eben ſowohl das größte als das allgemeinſte. Eben in dem Verhältniſſe wächſt alſo auch die Aufmerkſamkeit auf das Neue, welches in dieſer Gattung erſcheint, und der Trieb, es nachzuahmen.

Man könnte eine Stufenleiter von Dingen angeben, auf welcher der Eigenſinn und die Willkühr der Moden, nach und nach, in die unwandelbaren Geſetze der Schönheit übergeht. Die Arbeiten des Schneiders und Putzmachers würden die erſten Glieder dieſer Progeſſion ſeyn, die Werke der bildenden Künſte die letzten: zwiſchen beyden

den würden, in einer unabsehlichen Reihe, die Producte der Handwerker stehn, welche die verschiedenen Arten des Hausraths und der Werkzeuge liefern, und denen die Formen ihrer Werke von der Zeichenkunst, die Endzwecke von den menschlichen Bedürfnissen vorgeschrieben werden. Die Baukunst würde vielleicht in der Mitte dieser Reihe ihren Platz finden, da, wo Gesetze der Proportion allgemeine Bedürfnisse des Lebens, und besondere Gewohnheiten der Zeit und der Gesellschaft ihre Forderungen fast in gleichem Grade mit einander vereinigen. Man würde finden, daß der menschliche Geist allenthalben nach Schönheit und Zweckmäßigkeit strebet, aber sie nicht allenthalben mit gleicher Bestimmtheit finden kann. Da, wo er sie am unvollkommensten entdeckt, schwankt der Geschmack am meisten hin und her, durchläuft ohne Ende alle mögliche Abwechselungen von dem einen Extrem zu dem andern, und sucht sich für das höhere Vergnügen an Schönheit, das er vermißt, durch das niedrigere an Neuheit und Abwechselung schadlos zu halten. Zuweilen geräth er bey diesen Versuchen zufällig auf Formen, die eine größere innere Angemessenheit zur Absicht, oder eine dem Auge gefälligere Proportion haben, und dann steht auch das sich umwälzende Rad der Mode eine Zeitlang stille. Wir sehen daher Kleidungsstücke und Kopfzeuge dieser Art, zum Lobe der männlichen Vernunft und des weiblichen Geschmacks, noch immer im Gebrauche, indeß andere gleichzeitige Moden schon längst neuen Erfindungen Platz gemacht haben.

In dem Maße, als die Natur der Sachen an sich bestimmter ist, oder das, was wahrhaft schön an ihnen ist, deutlicher eingesehen wird, in eben dem Maße treten sie aus dem Gebiethe der

Mode

Mode heraus, und gehen in das der Kunſt über. Aber die höchſte Kunſt ſelbſt, die Nachahmung der Natur durch Bildnerey oder Zeichnung, macht ſich eben ſo wenig ganz von dem Einfluſſe der Mode los, ſo wenig auf der andern Seite in den frivolſten Stücken des Putzes und bey den willkührlichſten Abänderungen deſſelben ohne Rückſicht auf Kunſt oder Proportion ausgeſchloſſen wird. Iſt dies nicht vielleicht ſelbſt ein Beweis, daß in dem Wohlgefallen, welches wir für eine Wirkung der objectiven Schönheit halten, etwas unſrer eignen Denkkraft, und, in ſo fern dieſe durch freywillige Aufmerkſamkeit geleitet wird, unſrer Willkühr zuzuſchreiben ſey?

2. Vergleicht man die beyden Hauptgattungen der Moden, die in den Handlungen, oder die Gebräuche des Wohlſtandes, mit denen der Sachen in Kleidung und Equipage: ſo findet man, daß jene bey weitem nicht ſo geſchwind von den höhern Ständen zu den niedrigern übergehn, als dieſe. Augenſcheinlich deswegen, weil die erſtern in der Geſellſchaft ſelbſt, in welcher ſie herrſchen, gleichſam eingeſchloſſen bleiben, und denen nicht ſichtbar werden, die zu ihr nicht Zutritt haben; die letztern aber auch außer dem Hauſe, auf allen öffentlichen Plätzen, in den Zuſammenkünften des größern Publikums geſehen werden, und der Beobachtung aller ausgeſetzt ſind. In den Hauptſtädten Europens iſt daher der gute Bürgerſtand von dem Adel in ſeiner Kleidung, wie in ſeinem Mobiliar, wenig unterſchieden, aber er weicht noch ſehr in den Regeln der Höflichkeit von demſelben ab. Die bürgerliche Dame fordert vielleicht an eben dem Orte den Handkuß von einem Fremden, als eine allgemeine Höflichkeitsbezeugung, an welchem die adliche es ihm als einen Fehler gegen den

Wohl-

Wohlstand auslegt, wenn er dieses Zeichen einer besondern Vertraulichkeit mit einer bloßen Begrüßung verwechselt.

Das ist auch die Ursache, warum in der sogenannten guten Gesellschaft ein Verstoß gegen das Uebliche in Absicht des Wohlstandes, und gegen die hergebrachten Regeln des Betragens mehr mißfällt, als eine unmodische Tracht. Die Gesellschaft setzt nothwendig einen größern Werth auf das, was ihr ausschließend zugehört. Ueberdies ist die Art, wie man handelt, ein sichereres Anzeigen von den Menschen, unter welchen man gelebt, von den Mustern, die man täglich vor Augen gehabt hat, als die Art, wie man sich kleidet. Gewohnheiten nimmt man unmerklich und fast unvermeidlich an, wenn man Sachen immer auf eine gleichförmige Weise machen sieht; aber in seiner Kleidung kann man aus Wahl und Vorsatz, von den Beyspielen derer, unter welchen man lebt, abgehn, oder auf der andern Seite, ohne es zu wissen, die Regeln des Ueblichen verletzen, weil man darauf keine Aufmerksamkeit wendet. Jeder Mensch zeigt die Classe, zu der er gehört, durch den Wohlstand an, welchen er beobachtet. Und derjenige also, der unter der Gesellschaft der obersten Classe erscheint, und die Conventionen derselben übertritt, oder mangelhaft und unschicklich beobachtet, kündigt sich bey ihr entweder als einen Menschen von niedrigerm Stande an, oder als einen, der freywillig sich mit schlechterer Gesellschaft verbunden hat, und in beyden Fällen verliert er von ihrer Achtung.

Hierdurch wird zugleich ein Umstand erklärt, der von mehreren aufmerksamen Beobachtern der Sitten der verschiedenen Stände angemerkt worden ist, der, daß der Luxus in Kleidern in dem

reichen

reichen Mittelstande mehr, als in dem vornehmen herrscht, und durch jenen mehr, als durch diesen, zu einem gewissen Uebermaße getrieben wird. Wenn die Modesucht ein den reichen Bürgerfamilien vorzüglich eigner Fehler ist: kommt es nicht daher, weil die Eitelkeit derselben, die sich in andern Gegenständen des Luxus von dem Adel übertroffen sieht, und weder Mittel noch Gelegenheit hat, das Glänzende seiner ganzen Lebensart nachzuahmen, sich mit desto größerer Hitze auf den einzigen Zweig der Ueppigkeit wirft, in welchem sie hoffen kann, es dem höhern Stande gleich zu thun, und selbst durch Geld und Aufwand einen Vorzug über ihn zu erhalten. So viel ist gewiß, daß in Handlungsstädten im Durchschnitte mehr Pracht in Kleidern, und ihrer Menge und Mannigfaltigkeit getrieben wird, als in Residenzen. Tafel und Dienerschaft ist beym reichen Kaufmanne selten derjenigen gleich, die man in den Häusern der Großen findet; aber der Staat, mit welchem er und seine Familie erscheint, sticht oft gegen die Einfachheit des Anzugs der letztern ab.

Es giebt einen Gesichtspunct, unter welchem die Moden dem Beobachter der menschlichen Natur einen noch wichtigern Gegenstand für seine Untersuchungen darbiethen. Ohne Zweifel ist diese Natur selbst, so wie sie sich in der Geschichte des ganzen Geschlechtes, zeigt, nicht stillstehend, sondern fortschreitend. Ohne Zweifel gehn in den wichtigern Angelegenheiten der Menschheit, in Politik und Moral, in Wissenschaften und Künsten, eben so unaufhörliche Veränderungen vor, als in den Kleinigkeiten ihres Schmucks oder ihrer Zeitvertreibe. Aber jene Fortschritte des menschlichen Geschlechts mit eignen Augen zu beobachten, die Gesetze dieser Veränderungen aus selbst gemachten

Erfah-

geben, deren Wahl von andern gemeiniglich gebilligt wird, oder deren Beyspiel durch ihr Ansehn zur Nachahmung bewegt. Diese untergeordneten kleinen Partheyen mit ihren Anführern stehen unter dem Einflusse der größern: und das ganze System der Mode-Erfinder und der modischen Leute in Europa bildet eine Art von großem Staate, der unsichtbar, von unbekannten Obern, aus der Ferne regiert wird, in dessen mannichfaltigen Unterabtheilungen aber sich der Einfluß des allgemeinen Gesetzgebers mit der Autorität der kleinern Regenten und Dynasten jedes Districts vereinigt.

Die Moden und ihre Geschichte zeigen uns zweytens, was die Verbindung mehrerer Nationen unter einander für Wirkungen auf die einzelnen Menschen in jeder habe, und welche Folgen daraus für das gesellige Leben der Privatpersonen entstehen. Eine von andern Völkern abgesonderte Nation ist fast immer in ihren Gewohnheiten unveränderlich. In der Nation selbst ist oft kein Muster so erhaben oder so beliebt, daß es gegen die Verehrer des Alterthums mit einer neuen Erfindung durchdringen könnte. Das Neue leuchtet aus der Ferne mit einem weit hellern Glanze. Die Nachahmung kostet unsrer Eitelkeit weniger, wenn das Modell entfernt ist: und sie schmeichelt ihr sogar, wenn dasselbe uns allein bekannt ist. Auf der andern Seite wird der Erfindungsgeist der die Mode beherrschenden Nation mehr belebt, wenn er für die Einwohner mehrerer Länder arbeitet.

Bey der so genauen Verbindung, welche heut zu Tage unter den europäischen Nationen obwaltet, sind es doch vorzüglich nur die vornehmern Stände, die durch dieses Band verknüpft werden,

und

und der Zusammenhang verliert sich bey dem gemeinen Manne fast gänzlich. Die Höfe kennen einander am genauesten durch die Nachrichten der Gesandten, und durch den Zusammenhang der Staatsgeschäfte. Briefe und Boten gehen unaufhörlich von einem Fürsten zu dem andern. — Der Adel der verschiedenen Länder kennt sich durch Heyrathsverbindungen, durch Gesandtschaften, durch Reisen, durch die öffentlichen Geschäfte, an deren Verwaltung er Antheil nimmt, endlich selbst durch die Geschichte und das genealogische Studium. — Die Kaufleute aller Länder machen ein anderes, aber minder verbundenes Corpus aus. Weniger bekümmert um die Person und die Familie, als um den Reichthum und den Credit ihrer sogenannten Freunde, haben sie weniger Anlaß, weniger Reitz, fremde Sitten und Gewohnheiten, als fremde Waaren kennen zu lernen. — Der Handwerker eines Landes weiß von den Handwerkern andrer Länder nur, was wandernde Gesellen ihm mittheilen; der Tagelöhner und der eigentliche Pöbel weiß gar nichts von seines Gleichen in der Fremde. Diese Classen haben oft unter den nächsten Nachbaren die gröbsten Vorurtheile gegen einander, weit entfernt, daß sie sich nachahmen sollten.

Dieser Zustand der Dinge macht, daß es ein Gegenstand der Eitelkeit wird, mit ausländischen Sitten und Moden bekannt zu seyn, und noch mehr, von allen darin vorgehenden Veränderungen schnell Nachricht zu haben. Man sieht dieses als das Eigenthum und das Unterscheidende eines höhern Standes an, der sich dazu mehrere Hülfsmittel zu verschaffen weiß, oder man schließt daraus überhaupt auf die größere Bekanntschaft und einen weitern Wirkungskreis des Menschen; indem derjenige wahrscheinlich in fremden Ländern

bekannt ist, der von dorther schnell Nachricht erhält. So haben die französischen Sitten bey uns und bey vielen Nationen größern Eingang gefunden, weil sie zuerst bloß adeliche Sitten unter diesen gewesen sind. Wenn sie den Beyfall der Nation, von welcher sie herkamen, um ihrer Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit willen erhalten hatten: so erhielten sie den Beyfall derer, zu welchen sie gebracht wurden, auch durch den Glanz, welchen sie mittheilten.

Sobald mehrere Nationen mit einander in beständigem Verkehr stehen, und eine Art von Gesellschaft ausmachen: so wird unter ihnen eben der Fall sich ereignen, der unter mehreren zu einem gesellschaftlichen Ganzen verbundenen Individuen eintritt. Eine oder etliche werden über die andern einen Vorzug und eine gewisse moralische Herrschaft erhalten. So viel ist gewiß, daß, seitdem die europäischen Nationen durch Religion, Politik und Handel in nähern und ununterbrochenen Umgang mit einander gekommen sind, immer eine unter den übrigen den Ton angegeben hat, und für sie in Dingen, die von einem willkührlichen Geschmacke und einer vielseitigen Beurtheilung abhangen, Muster gewesen ist.

Eine solche Herrschaft einer Nation über andere hat auf dieselben einen ähnlichen Einfluß, als die Macht eines Monarchen oder das Ansehn eines Hofes auf die Sitten in der bürgerlichen Gesellschaft hat.

In der Demokratie sind die Sitten unveränderlicher, und neue Gebräuche finden schwerer Eingang, weil, da jeder sich so gut dünkt, als der andre, auch jeder nur seinen eigenen Geschmack zu seiner Regel macht.

In der Monarchie hingegen ist sowohl die Gleichförmigkeit der Mode zu derselben Zeit, als die Abwechselung der Mode in verschiedenen Zeiten größer, indem alle ihre Blicke auf die Obersten und Ersten des Staats richten, und Aenderungen, die diese aus Einsicht oder Eigensinn machen, wie Gesetze befolgen.

Auf gleiche Weise ist die Herrschaft der Mode bisher nirgends fester gegründet, und ihre Abwechselungen sind nie so häufig gewesen, als in Europa, und in dem Zeitalter, wo mehrere Nationen auf eine, als ihre Lehrmeisterinn und ihr Muster, hingesehen haben, von deren Litteratur bezaubert, und für deren Geschmack mit günstigen Vorurtheilen eingenommen gewesen sind. Denn indem alsdann jede neugierig darnach forschte, was bey dieser geehrten Nation vorgehe, was bey ihr Sitte sey, was ihre Industrie oder ihre Kunst neues hervor bringe; bekamen insbesondere die Großen einer jeden einen neuen Bewegungsgrund, die von dort herkommenden Verfeinerungen der Lebensart und des Costume anzunehmen, weil sie sich dadurch von ihren geringern Landsleuten unterscheiden konnten.

Es erklärt sich aber aus dieser Schilderung der Sachen, warum nach dem Zeugnisse der besten Beobachter in Frankreich, dem Lande, aus welchem andere Völker ihre Moden so lange herhohlten, die Mode weniger gebietherisch herrschte, als bey denen, zu welchen sie durch Nachahmung überging. Dort fiel der Grund weg, welcher den Ausländern die ihnen zugeführten Erfindungen der Galanterie so sehr empfahl. Dort nahm überdies jeder mehr oder weniger an dem Erfindungsgeiste Antheil, durch den sich die Nation auszeichnete, und durch den sie sich das Ansehn in Sachen des

Geschmacks erworben hatte. Es gab bey ihr viele Erfinder und wenige Nachahmer; — also weniger Gleichförmigkeit, welche das Wesen der Mode ausmacht. Endlich sind bey der Nation, deren Moden von ihr selbst erfunden worden, und bey welcher die Gewohnheiten der höhern Stände die allgemeinen nur verfeinerten National-Gewohnheiten sind, diese höhern Stände in Tracht und Sitten von dem Mittelstande weniger unterschieden. Die Mode ist also hier weniger ein Kennzeichen des Ranges. Wenn demnach die Modesucht bey denjenigen Nationen, welche ihre Neuerungen aus der Fremde hohlen, durch zwey Triebfedern unterstützt wird, durch den Stolz der sich unterscheiden, und durch die Eitelkeit, welche gefallen will: so hat dieselbe bey den Nationen, wo diese Neuerungen einheimisch sind, nur die letzte Leidenschaft allein zu ihrer Stütze.

Wenn die alten Völker das, was Mode heißt, weniger gekannt haben; wenn die Asiaten sie noch nicht kennen: so liegt die Ursache darin, daß weder im Alterthum, noch je in Asien, — daß überhaupt zu keiner Zeit und in keinem Welttheile ein System so vieler, so gesitteter und so genau mit einander verbundener Staaten existirt hat, als in den letzten Jahrhunderten in Europa. So wie die öftere Mittheilung der Gedanken, und unter einer größern Anzahl von Menschen einen schleunigern Fortgang der Meinungen hervor bringt: so entstehen auch desto mehr Abwechselungen in Sitten und Sachen des Geschmacks, in einem je größern Bezirke sich die Menschen einander zum Muster dienen.

Ein drittes Gesetz, welches man für die Revolutionen der menschlichen Dinge überhaupt von den Moden abstrahiren kann, ist, daß es in die-

sen

ſen, wie im Laufe der Geſtirne, Perioden giebt, wo die Veränderlichkeit derſelben ſtille zu ſtehn ſcheint, und andere, wo ſie mit beſchleunigter Geſchwindigkeit forteilt. Zuweilen erhalten ſich gewiſſe Moden lange; andere gehen ſchnell vorüber.

Die Erfindungen in den Moden ſind denen in den Künſten und Wiſſenſchaften ähnlich. Die Genies zu denſelben werden nicht zu allen Zeiten in gleicher Anzahl gebohren. — Aber das iſt noch nicht alles. Zuweilen ſind die Wiſſenſchaften bis zu einem gewiſſen Schlußpunct gebracht worden, wo ſie gleichſam ruhen müſſen. Man hat nähmlich entweder die Aufgaben, welche ſeit geraumer Zeit die Welt beſchäftigten, aufgelöſet; man hat gefunden, was man ſuchte: und ehe man wieder neue Fortſchritte thun kann, müſſen erſt wieder neue Fragen aufgeworfen, neue Beobachtungen geſammelt werden. Oder eine Reihe kleiner Erfindungen hat ſich endlich mit einer großen, welche das Reſultat von allen iſt, geendigt; die Frucht iſt aus ihrem Keime nach und nach hervorgewachſen. Aber nun gehört Zeit und eine Reihe neuer Vorbereitungen dazu, ehe ein neuer Keim ſich entwickelt, — ehe eben ſo merkwürdige neue Aufſchlüſſe können gefunden werden. Auf eben die Weiſe gelangen die Moden in Sitten und Kleidungen der Menſchen, mitten durch ihre Abwechſelungen hindurch, zuweilen auf einen fixen Punct. Man erkennt nähmlich, daß die Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit der Sache, nach welcher man bey den mehrmahligen Abänderungen derſelben ſtrebte, ohne ſie finden zu können, wirklich durch die letztre Neuerung etwas gewonnen habe. Man iſt vielleicht auf eine Kleidung, auf eine Form des Hausgeräthes, auf eine Auszierung der Wohnung, eine Anordnung der geſelligen Tafel gerathen, die

keinem und jedem gleich ist. Von solchen Moden sagt, so zu sagen, der veränderliche Genius der Zeit, — frey, in seinen zufälligen Launen etwas wirklich schönes und dem Zweck gemäßes hervorzubringen. Es muß einige Zeit vergehen, ehe man über die neue, allgemein gewordene Tracht oder Gewohnheit so sehr zu Herzen kommt, um Mängel an ihr zu entdecken, oder ehe man des Guten und des Bequemen satt überdrüßig wird, und anfängt, nur nach einer Veränderung zu verlangen, wenn es auch eine Verschlimmerung wäre.

Die Geschichte der Mode lehrt uns viertens, welchen Gang Neuerungen nehmen, wenn sie in einer Gesellschaft Eingang finden und das Alte verdrängen. Das erste ist, daß sie Aufsehn machen und Widerspruch erregen. Einem großen Theile der Menschen ist das Fremde, das Ungewohnte, an und für sich zuwider. Ein anderer mißbilligt die Freiheit, die unter immer veränderten Gestalten von neuem die Augen auf sich ziehen will. Ein dritter hat sich in die alte Mode so hineingelebt, und findet sie seinen besondern Bedürfnissen und Eigenheiten so angemessen, daß er sie sich, als ein Stück der ihm nothwendig gewordnen Bequemlichkeiten, nicht will rauben lassen. — Diese Vorurtheile Partheyen ist anfangs die zahlreichere und die geschrieenen, vernunftigsten Leute gehören gemeiniglich zu derselben. Zwar ist es gemeiniglich nur der dieses Vorurtheil, wodurch ihre Mißbilligung veranlaßt wird; aber dieses Vorurtheil selbst steht mit der Vernunft in Verbindung. Der Weise nähmlich wünscht Einförmigkeit und Beständigkeit in Kleinigkeiten, um seine Aufmerksamkeit ganz auf das Wichtigere beysammen haben zu können. In Gewohnheiten, die

die er ſich einmahl zu eigen gemacht hat, läßt er ſich nicht gern ſtören, weil eine neue anzunehmen, ihm immer wieder einige Zeit und Mühe koſtet.

Indeſſen eben dieſe Widerſetzlichkeit, welche die Neuerung bey dem größern Haufen findet, verbunden mit dem Beyfall, den ſie bey dem kleinern und eitlern erhält, ſetzt die Gemüther in die Bewegung, wodurch ſie zu einer Aenderung vorbereitet werden. Die Sache wird debattirt: viele berathſchlagen ſich darüber mit ſich ſelbſt und mit andern; und die noch nichts von ihr wußten, lernen ſie zuerſt durch den lauten Tadel ihrer Gegner kennen. Nun dürfen nur die, welche die Mode zuerſt aufbrachten, ſtandhaft bey derſelben bleiben, — vorgeausſetzt, daß ſie durch ihren Rang oder aus andern Urſachen im Anſehn ſtehn, — oder das Neue mag etwas gefälliges und angenehmes haben, welches nach und nach die Vorurtheile beſiegt: ſo wird ſie am Ende um deſto ſchneller um ſich greifen, je mehr ſie im Anfange angefochten wurde.

Ich ſetze noch eine vierte Analogie zwiſchen der Abwechſelung der Moden, und den Fortſchritten der Politik, der Wiſſenſchaften, und der Sitten hinzu.

In Meinungen, die keiner Demonſtration und keiner ſinnlichen Evidenz fähig ſind, — und in Sitten, die keinen unwandelbaren Grund und keinen abſoluten Maßſtab des Guten in unſrer Natur haben, werden immer Verſchiedenheiten unter den Menſchen entſtehn. Dieſe Verſchiedenheiten werden Partheyen erregen: und dieſe Partheyen werden, nachdem der Gegenſtand wichtig iſt, oder nachdem die Leidenſchaften einer Nation finſtrer oder fröhlicher ſind, ſich entweder haſſen, oder ſich über einander luſtig machen. In der

Religion, in der Philoſophie, in der Politik, in den moraliſchen Grundſätzen, — endlich in den Moden, haben ſich die Menſchen immer in Factionen getheilt, die mit Waffen der einen oder der andern Art gegen einander zu Felde gezogen ſind. Die Folgen davon ſind, wenn nicht allemahl verderblich, doch unangenehm, und den Genuß des Lebens und der geſelligen Freuden zu vermindern fähig.

Indeß ſehen wir auch hier einen Fortſchritt zum Beſſern; und er iſt eben aus der Vervielfältigung der Partheyen, und aus der ungebundnern Freyheit, mit welcher man vom Gewöhnlichen abweicht, entſtanden.

So lange man noch wenige theologiſche und philoſophiſche Meinungen kannte, und jeder über der ſeinigen, als der einzigen, hielt, wobey Rechtſchaffenheit und Glückſeligkeit beſtehen könnte: ſo lange war dieſe Verſchiedenheit eine Quelle von Verfolgungen und bürgerlichen Kriegen. Nachdem man alles verſucht, alle Arten von Meinungen, auch die ungereimteſten und die kühnſten behauptet, geprüft, widerlegt, und von neuem hervorgeſucht hat: — hat man einzuſehen angefangen, daß in dunkeln und ſpeculativen Materien gleich vernünftige und gut denkende Leute ſehr weit von einander abgehn, — und daß mit allen Syſtemen ein ehrliches Herz und tugendhafte Geſinnungen beſtehen können. Seitdem bringt dieſe Uneinigkeit der Menſchen weniger Haß, und alſo weniger Unheil hervor.

Auf gleiche Weiſe, wenn in einer Nation das geſellige Leben gleichſam aufzukeimen anfängt, und die Menſchen zuerſt auf Kleidung, Putz, Stellungen und Formeln der Höflichkeit, und alles was zum Wohlſtande gehört, aufmerkſam werden:

den: so ist anfangs die Herrschaft der Gewohnheit sehr tyrannisch. Weil man noch wenig Verschiedenheiten in diesen Dingen kennt, wenig Abänderungen erlebt hat: so scheint das, was einmahl in Absicht derselben eingeführt ist, so gut, als nothwendig zu seyn. Und es ist eine Folge hiervon, daß, wer diese für so heilig gehaltenen Regeln des Wohlstandes nicht kennt, oder übertritt, für einen verächtlichen, oder für einen hassenswürdigen Menschen gehalten wird. Diesen Zwang, diese Pünktlichkeit des Wohlstandes finden wir in den frühern Perioden der Cultur bey allen Nationen, selbst bey der, von welcher wir die Regeln des guten Geschmacks bekommen haben, den Griechen. In Lucians Werken kommt ein Aufsatz vor, wo der Verfasser sich gegen den, an welchen die Schrift gerichtet ist, mit den ausgesuchtesten Gründen darüber entschuldiget, daß er bey einem Morgenbesuche seinen Gönner nicht mit dem rechten Worte begrüßt hatte *). Eben deswegen, weil die Sineser in ihrer Cultur auf dem Puncte, wo das Ceremoniell des Umgangs sich ausbildet, aber noch steif und unnatürlich ist, stehn geblieben sind, haben sie so verwickelte Gesetze des Wohlstandes, und beobachten dieselben mit einer größern Genauigkeit, als die wesentlichsten Pflichten der Moral. Noch jetzt werden wir in allen kleinen Orten, in allen abgelegnen Provinzen, — allenthalben, wo die Geselligkeit schwach, der Umgang eingeschränkt ist, und die Einwohner gegen andere ihrer Zeitgenossen zurück sind, gewahr, daß daselbst ein gegen die eingeführten Wohlstandsregeln begangener Fehler weit härter geahndet, und um nicht von dem Ueblichen abzuweichen, eine weit größere

*) Er hatte ὑγιαίνειν für χαίρειν gebraucht.

größere Behutsamkeit angewandt wird, als in den feinsten Gesellschaften der Hauptstädte. In diesen, die gleichsam die Mittelpuncte der großen Geselligkeit sind, läuft das Rad der Moden und Gebräuche weit schneller um. Der Veränderungen, welche man hier einander folgen und sich verdrängen gesehen, — der Versuche, die man zu Verfeinerungen oder zu Abwechselungen in Sachen des Geschmacks gemacht hat, sind schon so viele gewesen; man ist so oft von dem Natürlichen ins Gezwungene gerathen, und von dem Künstlichern wieder zu dem Natürlichen zurückgekommen, daß man endlich gegen alle Moden, Manieren, Kleidungen, und gegen alles, was keine wesentliche Schönheit oder Schicklichkeit in sich hat, gleichgültiger geworden ist. Aus allen versuchten und wieder verlassenen Thorheiten ist, — so wie in dem vorhergehenden Falle aus der Menge vertheidigter und vergessener Irrthümer zuletzt — zwar nicht allgemeine Uebereinstimmung — aber allgemeine Toleranz entstanden.

Diese Toleranz beruht darauf, daß man in Beurtheilung der Menschen und ihrer Handlungen das Wesentliche vom Willkührlichen, und die Sachen von ihren Zeichen unterscheiden lernt. Man sieht mit der Länge der Zeit durch die Vergleichung der sich häufenden Erfahrungen ein, im geschäftigen Leben sey Klugheit und Rechtschaffenheit — im geselligen ein gebildeter Verstand und Menschenfreundlichkeit das wahre und einzige Nothwendige. Zwar müssen sich diese Eigenschaften durch gewisse äußere Formen in Worten, Geberden und Handlungen ausdrücken. Diese Formen müssen schicklich und verständlich seyn, als Zeichen; sie müssen nicht mißfällig und unanständig seyn, in so fern sie als körperliche Bewegung

in

in die Sinne fallen; jenes, weil man sonst aus ihnen auf das Innere nicht richtig schließen kann; dieses, weil sonst der Eindruck der geistigen Schönheit durch den sinnlich unangenehmen Anblick verdunkelt wird. Uebrigens sind sie den Sprachen ähnlich, bey welchen vieles willkührlich ist. Je mehr Umgang jemand mit der Welt gehabt hat, desto geschwinder wird er sich an eine ihm fremde Bezeichnung sittlicher Gedanken und Gesinnungen gewöhnen. Dies macht dann am Ende den Mann vom feinsten Wohlstande und der vollkommensten Höflichkeit, wenn, mit dem Besitze jener wesentlichen Gesellschaftstugenden und der Fertigkeit, sie auf die anmuthigste Weise an den Tag zu legen, zugleich Nachsicht gegen andere, und die Bereitwilligkeit verbunden ist, ihren Reden und Handlungen die vortheilhafteste Auslegung zu geben.

Noch ist der moralische Gesichtspunct übrig, unter welchem sich die Moden betrachten lassen.

Erstlich, was ist der Nutzen oder Schaden, den sie und die Leidenschaften, die von ihnen erregt werden, — die häufigen Abwechselungen derselben auf der einen, die Anhänglichkeit an ihre Vorschriften auf der andern Seite, — den Menschen und den Staaten bringen? Zweytens, was ist das pflichtmäßige, oder, welches einerley ist, das vernünftigste Betragen der einzelnen Menschen in Absicht der Moden? Welches ist der National-Charakter, der, in Beziehung auf sie, einem Volke zu wünschen wäre?

Die Antwort auf die erste Frage läßt sich aus folgenden Grundsätzen beurtheilen.

Es ist sicher, daß jeder Mensch so viel vollkommner ist, je mehr er alles, was er thut, nach seinem eignen Urtheile thut. Also je weiter die

Herr-

Herrschaft der Mode um sich greift, desto mehr schränkt sie das eigene Urtheil der Menschen ein, desto weniger Wahl, Festigkeit und Mannigfaltigkeit findet in seinen Handlungen.

Wenn der Tadel der Lächerlichkeit bey den Einzelnen wirklich so wirksam, und von so hohem Ansehn ist, als die Moralschreiber sagen; wenn er so viele ihrer Schritte und Handlungen, die bey uns einfach und willkührlich sind, bestimmten und zusammengesetzten Formalitäten unterwirft: so ist er gewiß eines der größten Hindernisse, welche diese so zeitig policirte Nation in ihrem Fortgange zur Vollkommenheit aufgehalten haben.

Auf der andern Seite, da es dem Menschen nicht möglich ist, auf viele Dinge zugleich seine Aufmerksamkeit zu richten: so ist es eine Erleichterung für den denkenden Mann und den, welcher mit wichtigen Dingen zu thun hat, wenn die unwichtigern schon zum voraus bestimmt sind, oder von der Gewohnheit regulirt werden. Er überläßt sich also gern in gewissen Stücken einer blinden Nachahmung, um in andern desto ungetheilter seinen Verstand und seine Urtheilskraft anwenden zu können. Moden billigt er also aus eben den Ursachen, aus welchen ihm positive Gesetze überhaupt willkommen sind.

Es ist in der That etwas äußerst seltnes, und es läßt sich auch kaum gedenken, daß sehr vernünftige, d. h. nachdenkende Männer (denn, wie kann die Vernunft sich thätig erweisen, als im Denken?) sehr modisch seyn sollten. Die Gelehrten und die Leute von Genie sind von jeher der Vernachlässigung ihres Aeußern, und besonders einer Unbekanntschaft mit den Sitten und Gewohnheiten der Zeit beschuldiget worden. Dies

ist

ist auch eine der Ursachen, durch welche sie oft von der Gesellschaft ausgeschlossen worden sind, als welche diese Mängel in Absicht des conventionellen Anständigen oft mehr verachtet, als sie die Vorzüge des Verstandes und der Wissenschaft schätzet.

Es ist ein Hang zu Kleinigkeiten, und eine Aufmerksamkeit auf solche nöthig, wenn man, in Absicht der Stücke, welche unter der wandelbaren Herrschaft der Mode stehn, immer gehörig unterrichtet seyn, und ihre Vorschriften schicklich befolgen soll. Wichtige Geschäfte, ernsthafte Studien entfernen den Menschen immer etwas von den Schauplätzen, wo Luxus und Eitelkeit ihre Muster und ihre neuen Erfindungen aufstellt. Sie wenden überdies die Aufmerksamkeit des Geistes von denselben ab, indem sie das Gemüth mit Gegenständen und Bestrebungen ganz andrer Art anfüllen. Der Mensch, der die öffentlichen Angelegenheiten, oder seine eignen mit Ernst und Eifer verwaltet, der, welcher die Wissenschaften anbaut oder lehrt, und in irgend einem wichtigen, vom Staate ihm aufgetragnen, oder von seiner Lage ihm angewiesenen Berufe dem Publicum zu nutzen, arbeitet, behält unter diesen Umständen weder Gelegenheit, noch Muße, noch Unbefangenheit des Gemüths genug, um die Beobachtungen anzustellen, oder den Fleiß anzuwenden, welche der Mann nach der Mode nothwendig braucht, wenn er diesen Titel mit Ehren tragen soll.

Nicht nur das geschäftige Bestreben, die neusten Moden kennen zu lernen, sondern auch die Nachgiebigkeit des Geschmacks, sie immer schön zu finden, kann nur in einem schwachen Geiste statt finden.

Ein jedes ſelbſt denkendes und lebhaft empfindendes Weſen hat ſeine Eigenheiten, und läßt ſich nicht ſo ſchnell in ſeinen Neigungen durch Andrer Billigung oder Beyſpiel lenken, — es ſey denn in den Gegenſtänden, welche außer ſeiner eigentlichen Sphäre liegen, und gegen die es alſo gleichgültiger iſt. Aber eine Sache für wichtig halten, und doch in ihr ſich ganz nach anderer, nicht nach eignem Urtheile richten; — ſich viel und lebhaft damit beſchäftigen, und doch immer nur durch die herrſchenden Meinungen regiert werden, zeigt Schwäche und Kleinheit an.

Dies gehört demnach unter die übeln Folgen häufig abwechſelnder Moden, daß ſie die Frivolität und den Leichtſinn nähren; daß ſie eine unrichtige Schätzung des Werths der Menſchen veranlaſſen: daß ſie oft den Weiſen von der Geſellſchaft entfernen, und dem Thoren darin ein Anſehn geben.

Wo Kleidung und Sitten einfach, gleichförmig und weniger veränderlich ſind: da herrſcht ſicher unter den Bürgern Ernſthaftigkeit des Charakters, und ein gewiſſer Geiſt der Gleichheit; aber auch vielleicht weniger Geſelligkeit und weniger Induſtrie. Was für eine reichhaltige Materie wird dem Geſpräche entzogen, wenn niemand über die Moden und über die Etiquette Rath geben kann, oder ſich Raths zu erholen braucht. Welcher Reiz fehlt den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften, wo die Eitelkeit in neuem und wohlgewähltem Putze nicht mehr wetteifern kann!

Und wie viel weniger Beſchäftigung muß die arbeitende Claſſe haben, wo die Diſtinctionen des Ranges und des Reichthums ſich mehr durch dauernde Koſtbarkeiten, als durch oft erneuerten und veränderten Schmuck zeigen!

Es

Es ist oben schon noch eine andre schädliche Seite der Moden bemerkt, daß, da die Reichsten gemeiniglich die Mode bestimmen, (weil sie es sind, auf die der große Haufe sieht), die Abänderungen derselben oft keine andre Absicht haben, als neue Mittel zu suchen, Reichthum zu zeigen. Daher die theurern Moden so oft die wohlfeilern, eben so guten, verdrängen. Und dies hat die schlimme Folge, daß sie die Glücksumstände des Mittelstandes immer mehr und mehr zerrütten, und bey einem zu eiteln Volke den Ruin vieler Familien hervorbringen.

Wenn die Moden unverändert bleiben: so kann Reinlichkeit und Sorgfalt den Unterschied zwischen dem alten Kleide oder Hausgeräthe des Unbegüterten, das nur wohl erhalten worden ist, und zwischen dem neuen des Reichen unmerklich oder doch weniger auffallend machen. Aendert sich aber Schnitt und Form der Sachen: so wird es auf den ersten Augenblick sichtbar, welche von ihnen in der gegenwärtigen Zeit verfertigt worden sind, und welche aus einer ältern herstammen: und der Abstand zwischen dem Reichen, der seinen und seines Hauses Schmuck immer wieder erneuern kann, und dem weniger Vermögenden, der sich mit dem einmahl angeschafften lange Zeit behelfen muß, fällt sogleich ins Auge, als beyde zusammenkommen. Daher wird der Stolz des einen genährt, der andre findet sich gedemüthigt, und die Absonderung zwischen ihnen wird größer. Oder wenn der Aermere der falschen Schaam die Klugheit und die Sparsamkeit aufopfert, und das noch Brauchbare seiner Sachen so oft vertauschen will, als es unmodisch wird: so zieht er sich wirkliche Noth zu, indem er einem Uebel der Einbildung abzuhelfen sucht.

Die Moden, — um diese Betrachtungen unter einfache Gesichtspuncte zusammenzufassen, — sind zu betrachten, entweder insofern sie ein Theil des Luxus, oder insofern sie Producte des Fleißes und der Erfindsamkeit, oder insofern sie Beschäftigungen für die Aufmerksamkeit und Gegenstände der Begierden für die modischen Menschen sind.

In der ersten Beziehung kommt es hauptsächlich auf die Fragen an, 1) in wiefern bey einer Nation die Veränderlichkeit der Moden selbst den Luxus befördere, und wie viel Schuld die erstre habe, wenn der letztre seine Gränze überschreitet. 2) ob der Luxus, der mit größern aber seltner zu erneuernden Kostbarkeiten getrieben wird oder ob der, welcher seinen Glanz und seinen Genuß in der häufigen Abwechselung und Umgestaltung der Zierrathen findet, der bessere sey.

Allerdings wird Prachtliebe von der Mode nicht erst erzeugt: aber sie hat ohne dieselbe weniger Nahrung, — sie bleibt mehr eingeschlossen in den Ständen und Familien, die durch ihre Vorzüge im Staate zu schimmern verbunden sind, und vermöge ihrer ererbten Reichthümer alte Kleinodien besitzen. Da der Mensch, der seine alten, ihm längst bekannten Kostbarkeiten zur Schau ausstellt, selbst keinen Genuß von ihrem Anblicke haben kann, sondern lediglich, wenn ihn etwas dabey freut, durch die Eitelkeit vergnügt wird, andern seine Schätze zu zeigen: so wird der Trieb, dieselben zu vermehren, oder neuen Aufwand in Anschaffung ähnlicher zu machen, wenig erweckt. Auch dem Zuschauer und Bewundrer aus dem größern Haufen werden endlich diese Sachen alltäglich. Er sieht ohne das den Besitz derselben als etwas an, welches gar nicht für ihn gehört:

und wenn er nie oder selten Veränderungen darin bemerkt, so wird auch endlich seine Aufmerksamkeit auf dieselben matt, womit seine Begierde also zugleich wegfällt. Hingegen wenn der Reiche an jeder neuen geschmackvollen, oder für geschmackvoll gehaltnen Form seines Putzes und der sein Haus schmückenden Gegenstände, schon im Anschauen derselben sich selbst vergnügt, indem er sich zugleich dadurch geschmeichelt findet, daß er andern zeigt, wie viel er aufwenden könne: so wirken zwey Triebfedern auf ihn, ihn zu einem immer größern und größern Aufwande zu bewegen. Und damit vermehrt sich zugleich der Reitz für andre, ihm nachzuahmen: — wie denn jeder das, was andre seit undenklicher Zeit besessen haben, weit weniger beneidet, und weniger selbst zu haben wünscht, als das, was sie eben jetzt sich anschaffen.

Aber eben hieraus kann man beurtheilen, welcher Luxus an sich der bessre sey. Der mit Ausstellung unveränderlicher, aber sehr kostbarer Dinge getriebne, ist der Luxus roher Völker und barbarischer Zeitalter. Er befriedigt weder die Sinne, noch beschäftigt er die Einbildungskraft. Gold, Silber und Edelgesteine aufzuhäufen, dazu gehört weder Verstand noch Geschmack; und sie vorzuweisen, kann weder ein angenehmes Gefühl erregen, noch das mindeste zu denken geben. Aber der Luxus, der mit den unaufhörlich sich verändernden Producten des Kunst- und des Handwerksfleißes getrieben wird, setzt voraus, daß man über seine Gefühle und Bedürfnisse raffinirt habe, und zieht einen wirklichen Genuß neuer Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten nach sich. Er vergnügt das Auge durch schönere Gestalten, oder erquickt es wenigstens durch den Glanz der Neuheit. Er ist nicht nur ein Werk der Kunst, son-

dern bringt auch Kunstgefühl und die an dasselbe geknüpfte Geistescultur bey denjenigen hervor, für welche er arbeitet. In einem bloß prächtigen, goldreichen Pallaste kann ein ungebildeter, geschmackloser Mensch wohnen. Aber umgeben von allen den fein ausgedachten Bequemlichkeiten, und den mannigfaltig schönen Formen, welche unser modischer Luxus fordert, und immer aufmerksam darauf erhalten durch neue Erfindungen und eine unaufhörliche Veränderung der decorirten Scene, — kann der Reiche unsers Zeitalters nicht ohne alle Bildung des Geistes bleiben, selbst wenn er sich nur dem Genusse des Vergnügens widmet. Es wird nicht ohne Grund von den Großen gesagt, daß sie alle Künste zu wissen scheinen, ohne eine gelernt zu haben. Indem der Kunstfleiß ihnen seine Producte zuerst und in der größten Menge und Abwechselung vorweiset, weil sie sie am besten bezahlen können, bringt er ihnen zugleich Begriffe von unzähligen Dingen bey, die sie zuvor nicht kannten, und bildet ihren Geschmack durch die mannigfaltigen Vergleichungen, zu denen er sie nöthigt. Nie wird also Eitelkeit und Prachtliebe bey einer Nation, die eine einfache und stets gleichförmige Lebensart, wenige Bedürfnisse und unveränderliche Mittel zu deren Befriedigung, — die mit einem Worte keine Moden hat, weder so hoch steigen, noch sich unter alle Stände so weit ausbreiten, — als bey einer, wo der Luxus eben sowohl zusammengesetzter, als durch die Mode abwechselnder ist. Aber nie werden auch jene Leidenschaften der ersten Nation zu ihrer Aufklärung und Bildung so nützlich werden, nie sie zu so vielerley Beschäftigungen des Geistes veranlassen, noch das Fehlerhafte, das in ihrem Wesen liegt, durch gelegentliche gute Folgen so reichlich bey ihr vergüten

güten. Dort trennt der Luxus die Stände, hier vereinigt er sie, indem die niedern bald für den Geschmack der höhern arbeiten und ihn bilden helfen, bald ihn nachahmen. Dort dient die Pracht der Großen, die nie verändert, und selten zur Schau ausgestellt wird, nur ihren Stolz zu unterstützen, und selbst den Despotismus zu befestigen, weil das Volk von der Bewunderung des ihm ganz unbekannten und ihm unerreichbaren Prunks, zur Unterwürfigkeit unter den, welcher darin erscheint, leicht übergeht. — Hier wird sie ein Zunder für den Ehrgeiz aller Classen, ein Gegenstand der Untersuchung oder der Nacheiferung, — eine Veranlassung zur Arbeitsamkeit für die eine, zur Kenntniß und zum Geschmack für die andere. — Kurz, wie die Unmäßigkeit im Essen, wenn der Mensch sich mit einer einfachen Speise überfüllt, zugleich unedler, und nach dem Zeugnisse einsichtsvoller Aerzte auch schädlicher ist, als wenn er, durch eine Mannigfaltigkeit von Gerichten und Zurichtungen gereizt, das Maß seines Bedürfnisses überschreitet: so hat die Unmäßigkeit im Aufwande auf die äußere Lebensart überhaupt an sich einen rohern und geschmacklosern Charakter, und einen minder vortheilhaften Einfluß durch ihre Folgen, wenn sie das Prächtige bloß in einzelnen wenigen und nie veränderten Kostbarkeiten, als wenn sie es in mannigfaltigen und stets abwechselnden Verschönerungen der täglichen Bedürfnisse sucht.

Hieraus erhellet zugleich, daß unter dem zweyten Gesichtspuncte, — als Producte der Kunst oder der Handarbeit betrachtet, — die Gegenstände der Moden durch ihre Veränderlichkeit selbst der Gesellschaft Nutzen bringen, und den Individuen am wenigsten schädlich werden. Für das bloße Bedürfniß arbeiten nur wenige Hände. Um

die wirklich verbrauchten Sachen wieder herzuſtellen, oder die abgenutzten Bequemlichkeiten zu erneuern; dazu reicht eine viel kleinere Anzahl fleißiger Menſchen zu. Aber wenn auch für das bloße Vergnügen des Auges, das nach Salomo ſich nimmer ſatt ſieht, und nie lange an demſelben Anblicke ſich ergötzt, erfunden und gearbeitet wird; wenn eine veraltete Form den Kleidungen und dem Hausgeräthe allen Werth in den Augen der Reichen und Modiſchen benimmt, ſo tauglich und unverſehrt auch der Stoff ſeyn mag: ſo kann die induſtriöſe Claſſe im Staate weit zahlreicher werden; ſie kann weit ununterbrochner mit Arbeit beſchäftigt ſeyn; und, welches ein Hauptmoment iſt, ſie gelangt in ihrem Gewerbe zu einer weit größern Geſchicklichkeit. Sich noch weiter in die hiermit gränzenden Unterſuchungen einzulaſſen, — ob dieſe ſo große Vervielfältigung und Vertheilung der Handarbeiten auch glückliche Menſchen mache, ſo wie ſie viele Menſchen ernährt: — dies würde von dem Gegenſtande dieſer Abhandlung zu weit entfernt liegen. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß, was die Bevölkerung vermehrt, und dieſe Vermehrung fortdauernd erhält, auch der Menſchheit überhaupt nicht nachtheilig ſey.

Die beyden bisher betrachteten Beziehungen der Moden ſind eigentlich politiſche. Und unter denſelben zeigen ſie ſich von ihrer vortheilhafteſten Seite. Der Geſetzgeber, welcher den Luxus aus ſeinem Staate nicht gänzlich verbannen kann, wird ihn lieber in mannigfaltige Arten, und unter eine große Anzahl von Gegenſtänden vertheilt, als ihn auf einige wenige concentrirt, — ihn lieber in immer veränderten Geſtalten ſich gleichſam erneuern und fortpflanzen, als in einer einzigen unverändert fortdauern ſehen. Er wird den Hang zu

Dingen

Dingen, welche die Kunſt hervor bringt, und welche nur durch ihre Form und die Fabrication koſtbar werden, bey ſeiner Nation lieber ſehn, als die Begierde nach den bloßen koſtbaren Natur-Producten und Sachen, deren Werth lediglich in ihrem Stoffe liegt, dergleichen Gold, Silber und die edlern Steine ſind. Und beyde Wünſche erreicht er leichter, wenn in den Bequemlichkeiten und in der Lebensart bey ſeinem Volke, die einen immer etwas neues erfinden, und die andern es nachmachen; alle aber einander ähnlich ſeyn wollen, indeß ſie ſich zugleich nach Veränderung ſehnen; das heißt, wenn es Moden und modiſche Leute unter ihm giebt.

Aber in dem Verſtande und Herzen der einzelnen Menſchen, welche von der Mode beherrſcht werden, iſt die Wirkung derſelben zweydeutiger.

Der erſte Umſtand, der hierbey in Betrachtung kommt, iſt, daß die Mode die Dinge, welche die Begierden reitzen, ſo erſtaunlich vervielfältigt.

Bey jedem Wechſel in den Methoden, oder in Werkzeugen zu der Befriedigung unſerer Bedürfniſſe, werden die letztern immer zugleich erweitert. Durch eben das Raffinement, welches neue Formen des alten Putzes ausfindig macht, kommt man auch bald auf ganz neue Arten des Schmuckes. Indem wir die Geräthe unſrer Wohnungen und unſrer Tafeln oft erneuern, lernen wir Bequemlichkeiten und Zierrathen beyder Arten kennen, die wir zuvor gar nicht begehrten. Das Gefühl, das beym Alten nach und nach ſtumpf wird, erwacht und belebt ſich wieder bey dem Neuen; und ſo wird es in der Nation, die ſtets neue Moden hat, nach und nach immer zarter und weichlicher, — unterſcheidet das Angenehme und

Unangenehme immer gemeiner, und fodert immer vielfachere und sorgfältigere Anstalten zu seiner Befriedigung. Die Moden gehen daher immer von dem Einfachern zu dem Künstlichern und Zusammengesetztern fort; und die Menge der Dinge vermehrt sich täglich, welche zu besitzen, oder mit denen sich auszuzieren für den Mann nothwendig wird, der, auch im besten Sinne des Worts, ein Mann nach der Mode seyn will.

Wie sehr werden dadurch die Gegenstände der sinnlichen Begierden vervielfältigt, und wie sehr also auch die Veranlassungen zu allen den unsittlichen Leidenschaften vermehrt, zu welchen jene Begierden Anlaß geben, sobald sie entweder unzeitig, und den Glücksumständen des Menschen nicht angemessen, oder unmäßig sind! Die großen Vorwürfe der Habsucht und des Ehrgeizes, bleiben sich nur selten gar. In Zeitalten und bey Nationen, wo die Menschen beynahe darauf eingeschränkt sind, sich Ländereyen und Geld, oder Herrschaft zu wünschen, und die in ihre täglichen Haushaltung Einförmigkeit und Einfalt haben, kann das Gemüth der Menschen zuweilen ruhig werden, und hat, wenn edlere Anlagen der Wißbegierde oder der Tugendliebe in ihm sind, Zwischenzeiten, wo es, von niedrigen Wünschen ungestört, an der Erreichung dieser Zwecke arbeiten kann. Aber in einer Nation, wo der Luxus der Moden eingeführt, und dieser in alle Theile des einsamen und des geselligen Lebens eingedrungen ist: da ist die Anzahl der Dinge, welche die Begierden der Menschen reitzen, unendlich; und jeder Tag biethet ihnen etwas neues dar, wonach sie entweder mit Heftigkeit streben, oder dessen sie mit Unzufriedenheit entbehren. Bald macht uns ein modisches neues Putzstück, bald ein geschmackvolleres

volleres oder bequemeres Meubel lüstern und unruhig. Der, welcher heute mit der Auszierung seines Hauses, oder mit den Anstalten zu seinen künftigen Gastgebothen eben fertig geworden ist, lernt morgen vielleicht in den Häusern der noch reichern und vornehmern Leute, als er ist, oder in den Magazinen der Manufacturisten und Kaufleute schönere, oder doch neumodischere Modelle von allem dem, was er angeschafft hat, kennen; und nun ist ihm seine ganze Herrlichkeit auf einmahl verleidet. Er muß entweder durch neuen Aufwand die entdeckten Lücken seines Apparats ausfüllen und diese Flecken wegwischen, oder er muß mit Mißvergnügen und einiger Schaam dasjenige behalten und anderer Augen zeigen, was ihm nun weder selbst mehr das gehoffte Vergnügen macht, noch bey andern die erwartete Ehre bringt. Da nun, vermöge des unaufhaltbaren und nie versiegenden Stroms der Mode, dieser Veränderungen kein Ende ist; — da alle diese mannigfaltigen Gegenstände der Begierden unsern Bestrebungen, sie zu erreichen, stets zuvorlaufen, indem die industriösen Menschen vieler Länder schon immer wieder arbeiten, neue Wünsche in uns zu erregen, indeß wir noch beschäftigt sind und Geld aufwenden, um die alten zu befriedigen: wie wäre es dann den Menschen, die in dieser Atmosphäre leben, und von dem Hange zu modischer Eleganz angesteckt sind, möglich, je ein ganz freyes und unbekümmertes Gemüth zu haben?

Diese Gegenstände der Begierden, welche das modische System der Europäischen Lebensart aufstellt, sind erstaunlich zahlreich: und sie sind zugleich klein. Das ist ein zweyter Umstand. Sie beschäftigen den Geist der Menschen, deren Aufmerksamkeit einmal auf sie gerichtet ist, unaufhör-

lich, aber nie oder selten sehr stark und lebhaft. Sie entzünden alle Augenblicke kleine Aufwallungen von Begierde oder Unmuth, aber sie erregen selten große Leidenschaften. Sie machen also den Geist zugleich klein, indem sie ihn beunruhigen.

Vielleicht vergüten sie den Schaden, welchen sie thun, indem sie noch größere Uebel verhüten. Vielleicht ist es dieser zusammengesetzte und veränderliche Luxus unsrer Tage, welcher dazu beyträgt, uns andre Tugenden und andre Laster zu geben, als die Alten hatten. Er hat nähmlich alle die Wirkungen aufs Gemüth, welche die auf vielerley Gegenstände zerstreute oder von einer Kleinigkeit zur andern übergehende Aufmerksamkeit hervorbringt. Dadurch werden zugleich die Begierden gleichsam getheilt: und concentrirte, und also sehr gewaltsame und wüthende Leidenschaften kommen seltner zum Vorschein. Auf der andern Seite aber wird das Gemüth auch eben so unfähig, sich den ernsthaftern Angelegenheiten des Berufs oder der Pflicht mit ungetheilter Kraft zu widmen; oder sich von der Herrschaft der Begierden, die der Verfolgung seiner edlern Endzwecke im Wege stehn, ganz los zu machen. Vielleicht giebt es in einer Nation, die mit Kleidung, Ameublement und Equipagen, und endlich mit der Etiquette sehr viel zu thun hat, — weniger Menschen von einem brennenden Ehrgeitze, oder von einer unauslöschlichen Rachsucht. Aber die ganz uneigennützigen und unbestechlichen Patrioten, die, welche ihr ganzes Leben dem gemeinen Besten aufopfern, und mit ihm allein beschäftigt sind, werden in derselben eben so selten seyn.

Die Mode ist aber nicht nur eine Verführerinn, die in uns beständig neue Begierden entzündet: sie ist auch eine Gesetzgeberinn, die uns vor-

vorschreibt, was wir thun oder lassen müssen, wenn wir auf einen gewissen Grad der Achtung in der Gesellschaft Anspruch machen; sie ist eine Richterinn, welche unsern und andrer Werth in unsern Augen entscheidet. In diesem dritten Gesichtspuncte kann sie den Individuen nicht weniger nachtheilig werden.

Schon ist überhaupt die Pünctlichkeit in Kleinigkeiten, (und das ist der Charakter des modischen Mannes), etwas, welches den Geist der Menschen erniedrigt und verengt, indeß es sein Leben beschwerlich macht. Die menschlichen Handlungen sollen, von Rechtswegen, durch Pflicht und Gesetze nur in großen Sachen gebunden seyn, wobey es auf Wohl und Weh der Gesellschaft, auf Ausbildung oder Verschlimmerung des Gemüths ankommt: aber bey kleinen sollen sie frey, und dem auf der Stelle gefällten Urtheile, und der individuellen Willkühr eines jeden überlassen bleiben. Der modische Luxus kehrt es um: er giebt sehr bestimmte Regeln für das Aeußre des Anzugs, für die Anordnung der Zimmer, der Tafel, der Equipagen, für die Art der Bewirthung bey jeder feyerlichen oder fröhlichen Zusammenkunft und — welches das schlimmste ist, — er ändert diese Regeln oft ab, obgleich immer mit gleich strenger Forderung des Gehorsams gegen die, welche eben gelten; aber er macht dafür oft die öffentliche Meinung nur allzu nachsichtig gegen Handlungen, wobey wirkliche Gesetze des Landes oder der Moral übertreten werden.

Eine Sache, welche auf hunderterley Art geschehen kann, nur auf eine einzige Art thun zu müssen: eine, welche vielerley gleich zweckmäßiger Gestalten fähig ist, nur in einer einzigen sehen zu wollen: ist an sich ein Vorurtheil, und ein Eigensinn.

ſinn. Und wer an dieſen ſolchen Vorurtheilen klebt, iſt ſchon dadurch von der richtigen und ſolidern Denkungsart abgewichen, welche den vernünftigen Mann unterſcheidet: der dadurch ſchon ſein Gemüth überhaupt dem freien Wahne, der Einbildung und der Laune gebürtig macht. Aber wenn er nun noch in ſeinen Gedanken eine beſondre Ehre damit verbindet, jene ſo willkührlich beſtimmte Art und Gedicht zu tragen und nachzuahmen; wenn er ſich deswegen über andre erhebt, weil er in dieſen Dingen beſſer unterrichtet, und weil er in ihrer Beobachtung genauer iſt; wenn er geneigt iſt, diejenigen geringer zu ſchätzen, oder ſich von denen zu entfernen, die, unwiſſender oder gleichgültiger in Abſicht der Geſetze der Mode, ſie öfter als er übertreten: denn verſtimmt er ſowohl ſeinen Charakter, als ſeinen Zuſtand. Indem er ſich einen ganz falſchen Maßſtab des Werths macht, hindert er ſich in der Arbeit an ſeiner eignen Vollkommenheit, und beraubt ſich des Genuſſes und des Vortheils, den ihm die Vollkommenheiten andrer gewähren würden.

Aus dem Triebe der Geſelligkeit ſind, wie ich eben geſagt habe, die Moden entſtanden. Um andrer Menſchen willen putzt man ſich, nicht für ſich ſelbſt. Um der Geſellſchaft willen, die man in ſeine Zimmer führen will, ziert man ſie mit koſtbaren Meubeln aus. Was ſoll uns mehr mit andern Menſchen verbinden, als unſre Tafel? Blos um ihnen einen angenehmen Anblick, oder uns vor ihnen durch unſre Einrichtung Ehre zu machen, nehmen wir zu ihrer Beſetzung ſo viele Künſte zu Hülfe, und ſind dabei ſo genau in Beobachtung aller Geſetze der Mode. — Aber eben dieſe mannichfaltigen Zierrathen und Vorkehrungen, welche beſtimmt waren, das geſellſchaftliche

liche Leben angenehmer zu machen, und durch einen neuen Reiz, den sie dem Umgange geben, die Menschen öfter und näher zusammenzubringen, haben, indem sie zu zahlreich, zu künstlich, und besonders zu veränderlich geworden sind, und ein zu gesetzgeberisches Ansehn erworben haben, das gesellschaftliche Leben beschwerlich und mühsam gemacht, den Umgang von seinem wahren Endzwecke, der Austauschung der Ideen, abgelenkt, die Menschen von einander getrennt, und den Saamen zum Neide und zum Stolze, zwey der ungeselligsten Leidenschaften, unter sie ausgestreut.

Zwischen den Menschen von verschiedenem Stande und verschiedenem Vermögen ist dadurch eine größere Scheidewand aufgeführt worden. Reichthum und Rang geben dem, welcher sie besitzt, einen entschiedenen Vorzug in allen Artikeln des modischen Luxus: der Rang, insofern er den Menschen den besten und glänzendsten Mustern näher bringt; der Reichthum, insofern er ihn in den Stand setzt, sie nachzuahmen. Der Einfluß hiervon erstreckt sich, so wie der Luxus selbst, auf alle Theile des menschlichen Lebens, und erhält also den Abstand jener Classen beständig sichtbar. Diese Scheidewand, die durch lauter Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, die in die Augen fallen, oft Leute von einander trennt, die nach ihren innern und wesentlichen Eigenschaften gemacht waren, Freunde zu seyn, ist ein großes Uebel. Aber es ist dem Luxus nicht allein zuzuschreiben, da der Grund dazu schon in den Verfassungen der bürgerlichen Gesellschaft liegt. Die Hindernisse hingegen, die durch ihn der Umgang auch bey denjenigen Menschen leidet, welche Stand und äußere Verhältnisse mit einander verbunden haben, kommen ganz auf seine Rechnung. Er ist es, welcher

cher die Zurüstungen dazu so weitläuftig und mühsam gemacht hat, daß die Sorge dafür oft das gesellige Vergnügen selbst, wozu sie abzwecken, vernichtet, und fast immer vermindert. Wie viel hat nicht der gastfreye Mann, welcher modische Leute in seinem Hause bewirthen will, — zu bedenken, zu veranstalten, anzuordnen! — Wie viel hat er nicht bey aller seiner Kenntniß des Ueblichen, und bey seiner angestrengtesten Aufmerksamkeit von der Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit seiner Bedienten zu befürchten! Aus einem Gegenstande der Lust ist eine Sache der Eitelkeit geworden; und wo Eitelkeit ist, da ist Kummer und Sorge. Unter der Herrschaft der Moden und der Etiquette tritt jeder, wenn er in Gesellschaft erscheint, oder wenn er Gesellschaft zu sich einladet, gleichsam auf einen Schauplatz von Zuschauern auf, deren Beyfall er einärnten will, deren Tadel und Satyren er sich aber zugleich Preis giebt. Jeder ist mit sich beschäftigt, um nicht Blößen zu geben, oder mit andern, um ihre Blößen auszuspähen. Die Aufmerksamkeit aller wird auf Nebensachen gezogen, und die Hauptsachen im Umgange, das vertrauliche Gespräch, die Mittheilung der Gedanken, die Ergießungen des Herzens sind oft so gut als vergessen.

Das gilt von dem Modischen in den Sachen, die man um und an sich hat, daß gilt von dem Modischen in dem Anstande und dem Betragen, welches einen Theil von uns selbst ausmacht. In derjenigen Gesellschaft, die diesen Anstand am feinsten gleichsam ausgearbeitet, und ihn den meisten und den bestimmtesten Regeln unterworfen hat, wird es oft für ein größeres Verdienst gehalten, diese Regeln zu wissen, und mit Geschicklichkeit und Leichtigkeit beobachten zu können, als

einen

einen ausgebildeten Verstand und ein gutes Herz zu haben. Man nennt das erstere Welt haben. Zwar wenn diese Conventionen wohl ausgedacht, wenn die Regeln des Ueblichen so geschmackvoll gewählt sind, wie dies in den obersten Classen cultivirter Nationen am ersten zu erwarten steht, so bekommt allerdings der Mann, dessen Sitten sich nach denselben gebildet haben, dadurch einen gewissen Glanz, der alle seine andern persönlichen Vorzüge ins Licht setzt, und auch in Ermangelung derselben an sich noch gefällt. Es ist also die Achtung nicht grundlos, die man jener Eigenschaft bezeigt. Aber die übertriebene Schätzung derselben ist ohne Zweifel ein Hinderniß größerer Tugenden. Indem die adliche Jugend den verdienstvollen Mann, dem es an diesem Firnisse der Weltsitten fehlt, zurückgesetzt, und andere dadurch allein mitten unter dem Genusse aller Arten von Vergnügungen ohne Wissenschaft und Arbeitsamkeit ihr Glück machen sieht: so wird ihr Hang zur Frivolität genährt; das Motif, welches sie zu ernsthaften Bemühungen antreiben sollte, wird geschwächt, und die feine, artige, modische Welt wird eben durch das, was sie in allen diesen Puncten vollkommner macht, in dem, was den wahren Werth des Menschen bestimmt, unvollkommner und schlechter.

Kein Stand aber ist, dem der Hang zum Modischen so sehr schadet, und bey welchem dieser Luxus dem Glücke und der Ruhe der Menschen so gefährlich wird, als der Mittel- oder der gute Bürgerstand.

Die Galanterie, in den Moden sowohl, als in den Sitten, hat ihren eigentlichen Sitz an Höfen und beym Adel, wo ererbter Reichthum und ererbte Würde mit Muße und dem Triebe nach

Ver-

Vergnügungen zusammen kommen. Hier kann sie sich am geschmackvollsten ausbilden, weil die vergnügtesten Muster, die besten Producte der Kunst und des Fleißes dieser Classe von Menschen, die Geld und Ehre zugleich auszutheilen hat, am ersten zugeführt werden, und unter ihr, wegen des öftern und ununterbrochnen Zusammenhangs derselben, geschwinder in Umlauf kommen. Hier kann die Beschäftigung damit weniger Uebel anrichten und weniger Gutes stören, theils weil sie den Großen leichter wird, und ihnen weniger Mühe und Zeit kostet, theils weil sie dieselben schon völlig müßig, oder nur mit den Angelegenheiten der Haushaltung und der Regierung beschäftigt verändert, zwey Gegenstände, wovon der eine viele Unterbrechungen leidet, der andere vielen Umgang mit Menschen erfordert. Der höhere Bürgerstand, welcher jener obern Classe nahe genug ist, um ihren Staat und Putz sowohl, als ihre Sitten kennen zu lernen, und dessen Eitelkeit immer aufgeregt wird, beyde nachzuahmen, ist doch in einer viel ungünstigern Lage, um in beyden zu einer gleichen Vollkommenheit, mit eben so wenigen Inconvenienzen, zu gelangen.

Er ist auf der einen Seite nicht so leicht im Stande, sich von allem, was modisch und galant, was in jeder Sache die neuste Erfindung und die anständigste Sitte sey, zu unterrichten. Er sieht nicht so gute Muster, sieht sie nicht so beständig, und lernt die Veränderungen, die in den Meinungen der Menschen vom Anstande, oder in den Arbeiten und Producten ihrer Industrie vorgehen, nicht so geschwind kennen. Es sind also gemeiniglich bey seiner Einrichtung Lücken, es sind in seinen Sitten Widersprüche. Die verschiedenen Theile seiner Haushaltung, so wie die Gewohnheiten

heiten seiner Etiquette, passen selten vollkommen zu einander. Seine und der Seinigen Kleider sind vielleicht prächtig und ausgesucht modern, und seine Wohnung ist gemein und altväterisch ausgeziert: oder seine Zimmer sind glänzend, und sein Tisch ist bürgerlich; oder die Tafel ist mit einem lästigen Ueberflusse besetzt, und die Gäste werden übel bedient. — Gemeiniglich lernt der wohlhabende Bürger die Etiquette und den Luxus der vornehmen Welt erst nach und nach kennen; so wie sein wachsender Reichthum ihn in den Stand setzt, mehr zu kaufen, oder seine zunehmenden Verbindungen ihm Gelegenheit geben, mehr zu sehen. Eben so stufenweise also staffirt er sich und seine Haushaltung aus. Fast immer bleiben daher noch Spuren des ersten Zustandes, von dem er ausgegangen ist, zurück. Das Alte und das Moderne, das Gemeine und das Vornehme mischt sich bey ihm mehr, als bey demjenigen, der schon in einem üppigen und auf modischem Fuße lebenden Hause gebohren und erzogen ist. — So sind auch oft die Ausdrücke seiner Politesse. Er ist vielleicht pedantisch genau in Beobachtung gewisser Regeln guter Lebensart, und übersieht andre, oder verbindet zuweilen eine zu demüthige Höflichkeit mit einer falsch angebrachten Würde.

Sobald eine bürgerliche Familie Anspruch darauf macht, genau modisch zu seyn: sobald ist die größere Schwierigkeit, welche sie hat, dazu zu gelangen, und das öftere Mißlingen der Bemühungen, die sie darauf wendet, für sie eben so wohl eine Quelle von Sorgen und Mißvergnügen, als eine Veranlassung zu Fehltritten. Entweder wird ihr häusliches und gesellschaftliches Vergnügen gestört, indem sie, bey der größten Aufmerksamkeit auf die Beobachtung des Anständigen und

des Ueblichen, ſich doch alle Augenblicke in Gefahr ſieht, daſſelbe zu verfehlen: oder, wenn ſie allen Reſt des Alterthums und des bürgerlichen Weſens von ſich abreiben, und ſich durchaus und gänzlich moderniſiren will, ſo wird ſie zu einem Aufwande genöthigt, und zu Zerſtreuungen veranlaſſet, die ihrem Wohlſtande oder der Tugend ihrer Glieder nachtheilig ſind.

Denn nun kommt noch der zweyte Umſtand in Betrachtung, der dem bürgerlichen Mittelſtande das modiſche Weſen nachtheilig macht. Der größte Theil dieſes Standes hat ſeine Zeit mit Geſchäften beſetzt, die Brot bringen ſollen. — Er iſt nicht dazu beſtimmt, bloß ſeinem Vergnügen nachzugehn: er ſoll arbeiten, und iſt zum Arbeiten gewöhnt. Bleibt er dieſem ſeinem Berufe getreu, ſo wird ſeine Galanterie unfehlbar darunter leiden. Es bleibt ihm alsdann nicht Muße genug übrig, auf alle Forderungen der feinen Lebensart zu denken, alle dazu nöthigen Dinge anzuſchaffen, oder ſich die dazu nöthigen Fertigkeiten zu erwerben. Ueberdies geben alle bürgerlichen Geſchäfte dem Menſchen einen gewiſſen eignen und charakteriſtiſchen Geiſt, und Sitten, die damit zuſammenhängen, — die aber von den eigentlich modiſchen Sitten der feinern und vornehmen Welt abweichen. Mit den Sitten ſteht hinwiederum der Geſchmack in Verbindung: — und ſo wird der gute und ſeine Pflicht erfüllende Geſchäftsmann, wenn er doch zugleich der Mann nach der Mode ſeyn will, ſich ſelbſt und ſeine Haushaltung immer mit Unzufriedenheit betrachten. — Geht er aber aus ſeiner Sphäre gänzlich heraus, um ſich in eine höhere zu erheben; entzieht er ſich den Geſchäften und widmet er ſich der Frivolität und dem Luxus, um nur vollkom-

men

men artig zu werden: wie oft bereitet er alsdann nicht ſein und der Seinigen Verderben vor? Oder, wenn er auch ſein Vermögen nicht verſchwendet, ſo bildet er doch ſelten ſeinen Geiſt auch nur ſo gut aus, als Ueppigkeit und geſellſchaftliches Wohlleben die Höfe und die vornehme Welt ausbildet. Der Mittelmann muß zwiſchen Arbeit und Geſellſchaft ſeine Zeit theilen, oder er muß ſich gefallen laſſen, auch mit ſchlechten und ſittenloſen Menſchen umzugehen. Seine Claſſe biethet nicht genug wohlhabende und wohlerzogne Müſſiggänger dar, um einen großen Kreis von eleganter Geſellſchaft auszumachen. Will er alſo immer unter modiſchen Zerſtreuungen leben: ſo muß er auch die Unbeſonnenen, die Verſchwender, die Liederlichen ſeines Standes, oder die der vornehmern Stände, mit in ſeinen Umgang ziehn. — Und ſo verſchlimmert er ſein Inneres, ſeinen Kopf und ſein Herz, indem er ſein Aeußeres glänzend machen will.

Die letzte Folge aus der Vervielfältigung modiſcher Bequemlichkeiten und modiſcher Zierrathen, und aus der auf den Beſitz beyder gerichteten Sinnlichkeit und Eitelkeit der Menſchen, iſt die Liebe zum Gelde und die Hochſchätzung des Reichthums.

Wenn der Wünſche viele ſind, die man mit Hülfe des Geldes befriedigen kann; wenn dieſe oft vorkommen; wenn deren Befriedigung eben ſo wohl den Weg zur Achtung und zum Anſehn, als den zum ſinnlichen Genuſſe bahnt: ſo muß man nothwendig nach und nach anfangen, das Geld als das vornehmſte Mittel zur Glückſeligkeit, und als die ſolideſte Baſis der Ehre anzuſehen. Jene Bedingung wird durch den Luxus der Moden erfüllt. Für Geld kann man alle die Sachen, wel-

che zu einer eleganten Haushaltung gehören, haben. Mit Gelde, wenn man desselben viel besitzt, kann man sich sogar den Geschmack gewissermaßen erkaufen, indem man entweder die Künstler und Kenner bezahlt, die uns denselben lehren, — oder indem man so vielmahl seine Einrichtung verändert, und so mannigfaltige Sachen anschafft, bis man durch die immerwährende Vergleichung auch endlich sein Urtheil berichtiget. — Modischer Luxus ist es hauptsächlich, der den Reichthum gleichsam sichtbar macht, und ihn aus den Kästen seines Besitzers vor die Augen des Publikums bringt. Dadurch allein aber kann er zu einem Mittel werden, sich Ansehn zu verschaffen. Die Bewegungsgründe sind alsdann verdoppelt, welche der Liebe zum Gelde ihren Ursprung geben.

Zwar finden wir, daß auch bey denjenigen Nationen die Geldbegierde statt findet, welche sich nur wenige Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten für ihr Geld zu verschaffen wissen, und weder in ihren Erfindungen, noch in ihrem Geschmacke Fortschritte machen. So unverändert das türkische Costume, so wenig zahlreich ihr Hausgeräthe, so einfach und abwechselungslos ihre ganze Lebensart und häusliche Einrichtung ist: so gehören dessen ungeachtet Geiz und Gewinnsucht unter die Charakterzüge dieser Nation. Selbst der Tartar, in dessen Gezelte, außer seinem Pferdeschmucke und seinen Waffen, wenig andere Dinge des Bedürfnisses oder der Pracht Platz finden, ist deswegen nicht ohne Begierde, Geld zu sammeln; und wenn er es nicht zu brauchen weiß, so vergräbt er es, und ist mit dem bloßen Bewußtseyn eines andern Menschen verborgnen und ihm unnützen Schatzes zufrieden.

Viel-

Vielleicht verhält sich die Sache so, daß die Begierde nach Eigenthum einer der ältesten und der natürlichsten Triebe des menschlichen Herzens ist, der sich zuerst bloß auf die Liebe zum Leben und die Furcht vor dem Mangel gründet. Dieser Habsucht des rohen uncultivirten Menschen macht die Entdeckung neuer Bedürfnisse gleichsam eine Diversion. Die Begierde wird auf mehrerley Gegenstände gerichtet, und verliert also etwas von ihrer ersten Heftigkeit, die ihr eigen war, da sie nur noch einen einzigen hatte. Auf dem Fortgange der Cultur giebt es einen Zeitpunkt, wo die Menschen an Kunst, Schönheit und dem Anständigen Geschmack gewinnen, und doch noch einfach in ihrer Lebensart sind; — wo sie den geselligen Umgang und Reinlichkeit lieben, aber noch die Pracht verschmähen, und ihr Wohlleben aus wenigen Genüssen zusammensetzen. — In dieser glücklichen Periode, welche die Griechen um die Zeit des Sokrates erreicht zu haben scheinen, ist der Umgang der Menschen mit einander der freyste und traulichste, und der Genuß des geselligen Lebens am reinsten. Die Menschen gesellen sich dann zusammen nach den Aehnlichkeiten, die sich zwischen ihren Charakteren oder den Gegenständen ihrer Wißbegierde finden, nicht nach der Aehnlichkeit ihres Aufwandes, ihrer Moden und ihrer Etiquette. — Der Geist wird unter ihnen durch Ehrbegierde, Gefühl des Schönen, und gesellige Freuden abgelenkt von dem trocknen und seelenlosen Geschäfte des Geldsparens und Gelderwerbs; und wird doch noch nicht, durch eben diesen Ehrgeiß und eben diese Geselligkeit, wieder auf die Begierde nach Reichthum zurückgeführt. — Dies letztere geschieht am Ende der verschiedenen Perioden der Cultur, wenn während derselben sich der

Luxus immer mehr vervielfältigt hat, indeß der Geschmack aufs äußerste verfeinert worden ist, nach welchem Verhältnisse dann auch die Moden häufiger abwechseln und ihre Herrschaft auf mehrere Dinge verbreiten. Dann kann man mit andern Menschen nicht anders zum Umgange sich vereinigen, als wenn man in allem Flitter des modernen Putzes gleich ihnen schimmert. Der, welcher seiner Haushaltung diesen Glanz nicht geben kann, hält sich selbst der Vertraulichkeit mit denjenigen, welche davon umgeben sind, nicht würdig, oder wird von ihnen zurück gestoßen. Gleichviel eingebildete und erkünstelte Bedürfnisse, und einen gleich großen Vorrath von Hülfsmitteln zu ihrer Befriedigung haben: das ist das Band, welches die Menschen an einander knüpft, und von dem übrigen Haufen absondert. — Diejenige Achtung, welche dem Menschen den Eintritt in die beste Gesellschaft seines Wohnorts verschafft, hängt, unter diesen Umständen, guten Theils von der modischen Eleganz und Artigkeit seines Aeußern und seiner Haushaltung ab. Und da diese nur von dem, welcher den dazu nöthigen Aufwand zu machen im Stande ist, erlangt werden kann; von dem aber, welcher viel darauf wendet, auch leicht erlangt wird: so erwacht nun die Begierde reich zu seyn, von neuem in aller Herzen, selbst in den Herzen derer, welche den gebildetsten Verstand haben, und die Gegenstände geistiger Unterhaltung am besten kennen.

Mit der Begierde nach Eigenthum fangen die Menschen ihre Thätigkeit an; die Begierde nach Gelde scheint unglücklicher Weise eine der letzten Leidenschaften zu seyn, in die sich alle andern auflösen.

Noch

Noch iſt unter den oben angegebenen Puncten der Unterſuchung der letzte zurück, — die Beſtimmung der **Regeln, welche die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Perſonen in Abſicht der Moden vorſchreibt.**

Zwar Nationen in irgend einer Sache, und vornehmlich in dieſer, Regeln zu geben, iſt vergebliche Mühe. Es iſt keine, in welcher die Entſcheidung ſo ganz demokratiſch geſchähe, und ſo wenig durch die Vorſtellungen einzelner Perſonen gelenkt werden könnte. In keiner kommt es ſo ſehr auf die allgemeine Denkungsart, und zwar auf die Denkungsart mehrerer Länder zugleich an. So wie die Moden, durch die Mittheilung der Gewohnheiten und Erfindungen des einen Volks an das andere entſtanden: ſo richtet ſich auch der Geſchmack an denſelben, und die Leidenſchaft, mit welcher ſie geſucht werden, nach Geſetzen des Anſtandes, in welchen die Meinungen und Geſinnungen dieſer mit einander correſpondirenden Nationen ſich gleichſam vereinigen. Das Geſetzbuch der Mode iſt, wie das der Ehre, ein allgemeines Geſetz für ganz Europa, und muß, wenn es Verbeſſerungen bedarf, in allen Ländern zugleich abgeändert werden. Die Reformen, die man in einem Lande allein zu machen verſucht, indeß die andern dem alten Syſtem ergeben bleiben, werden auch in jenem nicht lange beſtehen.

Der Moraliſt kann alſo nur ſagen, welcher Charakter, nach ſeiner Meinung, einer Nation zu wünſchen wäre. Er kann ſich das Ideal eines Volks entwerfen, welches zu gleicher Zeit Genie und Erfindungsgabe mit Einfachheit in den Sitten und Mäßigung in den Begierden beſitze, — welches in allem, was wahre Bedürfniſſe, und die Werkzeuge zu nützlichen Verrichtungen betrifft,

neue und beſſere Methoden ohne Unterlaß erdenke, und in dem, was bloßer Putz iſt, und nur durch die Koſtbarkeit gefällt, die Unveränderlichkeit und die Einfalt liebe; — das Ideal eines Volks, das für ſeine Bequemlichkeiten, und denjenigen Sinnengenuß, der mit dem Wohlgefallen am Schönen, und mit den moraliſchen Empfindungen zuſammenhängt, ſehr große Empfindlichkeit habe, und für beyde viel arbeite, verſuche, erfinde; — aber das dem bloßen Eigenſinne der Gewohnheit, der Prachtliebe der Eitelkeit ſo wenig als möglich einräume, und auf ihre Erfindungen ſo wie auf ihre Entſcheidungen wenig Werth lege. Er kann ſich vorſtellen, daß dieſe Nation frey und ungebunden in ihren Sitten, und doch zugleich artig ſey, viel wahre Höflichkeit und wenig Etiquette habe; — und das Anſtändige der äußern Sitten mehr in dem wahren und warmen Ausdrucke guter Geſinnungen, als in der Beobachtung conventioneller Regeln ſuche; — daß bey ihr die Sitten und der Luxus der Großen keine ſolche Unterſcheidung verurſachten, wodurch der rechtſchaffene und verſtändige Mittelmann von ihrer Geſellſchaft ausgeſchloſſen würde; — und daß endlich dieſer letztere weder durch den Mangel an modiſcher Eleganz gedemüthigt, noch durch übelgelingende Verſuche, ſie zu erlangen, beunruhiget, — mit ſeiner einfachern Lebensart doch Würde zu verbinden wiſſe.

Aber was kann er thun, um das Ideal realiſiren zu helfen? Nichts als auf ſich ſelbſt und die einzelnen Perſonen zurück zu gehn, auf die er durch ſeine Vorſtellungen Einfluß zu haben hoffen kann, und zu unterſuchen, was ihm und ſeines Gleichen die Pflicht befiehlt und die Klugheit anräth. Nur dadurch verbeſſert ſich das Sittliche der Natio-

Nationen, indem die Individuen, jedes für ſich, das Ziel der Vollkommenheit aufſuchen, und darnach hinſtreben.

Die bekannteſte, und in der That die nothwendigſte Regel für dieſe in Abſicht der Moden iſt, nicht zu langſam und nicht zu ſchnell den Abwechſelungen derſelben zu folgen; — weder durch Alterthum, noch durch Neuheit, ſich in ſeinem Aeußern auszuzeichnen. Es verräth eben ſo ſehr einen Geiſt der Kleinigkeiten, ein Verdienſt in den Widerſtand zu ſetzen, den man der Einführung unbedeutender Aenderungen, im Ueblichen der Kleidung oder des Betragens thut, als ſich mit der ſchnellen Nachahmung derſelben zu brüſten. Iſt es Eigenſinn oder Nachläſſigkeit, welche unſern Putz und unſere Sitten altväteriſch macht: ſo vergiebt dies die Geſellſchaft noch weniger, weil ſie immer Aufmerkſamkeit auf ſich, und Nachgiebigkeit gegen ihren Geſchmack und ihre Entſcheidungen fordert.

Es giebt hierin einen **dreyfachen Abweg**, der von den Vernünftigen gemißbilligt wird.

Der **erſte** iſt eine eigenſinnige Anhänglichkeit an das Alte. Sie entſteht entweder aus Geſchmackloſigkeit, oder aus Unzufriedenheit des Menſchen mit ſeinem Zeitalter, oder aus Geiz, oder endlich aus bloßem Mangel an Aufmerkſamkeit. Nachdem die Quelle iſt, aus welcher das altmodiſche Weſen entſteht, nachdem ſind auch die Modificationen deſſelben.

1. Das Neueſte in den Moden iſt nicht allemahl das Schönſte. Aber in einem Zeitalter, das in der Cultur allgemeine Fortſchritte macht, gehn doch viele der Veränderungen, welche durch den allgemeinen Beyfall, den ſie erhalten, modiſch werden, wirklich vom Schlechtern zum Beſſern

neue und beſſere Methoden ohne Unterlaß erdenke, und in dem, was bloßer Putz iſt, und nur durch die Koſtbarkeit gefällt, die Unveränderlichkeit und die Einfalt liebe; — das Ideal eines Volks, das für ſeine Bedürfniſſen, und denjenigen Sinnengenuß, der mit dem Wohlgefallen am Schönen, und mit den moraliſchen Empfindungen zuſammenhängt, ſehr große Empfindlichkeit habe, und für beyde viel arbeite, verſuche, erfinde: — aber das dem bloßen Eigenſinne der Gewohnheit, der Prachtliebe der Eitelkeit ſo wenig als möglich einräume, und auf ihre Erfindungen ſo wie auf ihre Entſcheidungen wenig Werth lege. Er kann ſich vorſtellen, daß dieſe Nation frey und ungebunden in ihren Sitten, und doch zugleich artig ſey, viel wahre Höflichkeit und wenig Etiquette habe; — und das Anſtändige der äußern Sitten mehr in dem wahren und warmen Ausdrucke guter Geſinnungen, als in der Beobachtung conventioneller Regeln ſuche; — daß bey ihr die Sitten und der Luxus der Großen keine ſolche Unterſcheidung verurſachen, wodurch der rechtſchaffene und verſtändige Mittelmann von ihrer Geſellſchaft ausgeſchloſſen würde; — und daß endlich dieſer letztere weder durch den Mangel an modiſcher Eleganz gedemüthigt, noch durch übelgelingende Verſuche, ſie zu erlangen, beunruhiget, — mit ſeiner einfachern Lebensart doch Würde zu verbinden wiſſe.

Aber was kann er thun, um das Ideal realiſiren zu helfen? Nichts als auf ſich ſelbſt und die einzelnen Perſonen zurück zu gehn, auf die er durch ſeine Vorſtellungen Einfluß zu haben hoffen kann, und zu unterſuchen, was ihm und ſeines Gleichen die Pflicht befiehlt und die Klugheit anräth. Nur dadurch verbeſſert ſich das Sittliche der

Natio-

2. Was die Schwäche oder Verkehrtheit der Urtheilskraft bey dieſer Claſſe thut: das thut das Vorurtheil und vorgefaßte Meinung bey der Claſſe der Unzufriednen. Sie entfernen ſich mit Fleiß von den Trachten und Gebräuchen der gegenwärtigen Zeit, weil ihnen nichts von dem, was vorhanden iſt, gefällt, und weil ſie es einmahl für allemahl bey ſich ausgemacht haben, daß ihre Zeitgenoſſen Thoren ſind. Alte Leute finden ſich oft in dieſem Falle, und man vergiebt es ihnen am leichteſten. Sie haben ſo viele Urſachen, die Zeiten ihrer Jugend ihrem jetzigen Zuſtande vorzuziehn; daß man die kleine Täuſchung überſieht, nach welcher ſie die Verſchlimmerung, die nur in ihrer eigenen Natur vorgegangen iſt, in den Dingen und Menſchen außer ſich ſuchen. — Ueberdies iſt auch der Greis von derjenigen Nachgiebigkeit gegen die Meinungen und den Geſchmack anderer, welche man von dem jüngern Manne fordert, losgeſprochen. Aber wenn grämliches Weſen und allgemeine Tadelſucht dieſen letztern unmodiſch macht: ſo thut der Fehler des Charakters, welcher ſich dadurch offenbaret, dem tadelſüchtigen Sonderlinge in den Augen der Welt weit mehr Schaden, als der Uebelſtand ſeines altfränkiſchen Aeußern.

Es iſt ein Zeichen der Heiterkeit ſowohl, als der geſelligen Gemüthsart, wenn der Menſch geneigt iſt, in der Geſellſchaft, worin er ſich befindet, mitzumachen, was die andern ihm vorſchlagen, und woran ſie Vergnügen finden, wenn es auch ſeinem eignen Geſchmacke nicht vollkommen gemäß iſt. Auf gleiche Weiſe wird der Menſch, der, gutlaunig und gutherzig zu gleicher Zeit, über die Welt, unter welcher er lebt, weder zu zürnen noch zu klagen Urſache hat, ſich auch die Gewohnhei-

ten

ten derſelben leicht gefallen laſſen, und ſelbſt ſich mancher ihrer Phantaſien, die er nicht billigt, unterwerfen.

3. Entſteht das altfränkiſche Weſen aus Geiz, welcher den Aufwand nicht machen will, den die Anſchaffung der neuen modiſchen Sachen erfordert, ſo hat es wieder einen andern Charakter, der vielleicht nicht ſo mißfällig, aber verächtlicher iſt. Um dieſen Urſprung zu erkennen, muß man Stand und Vermögen eines Menſchen wiſſen, und ſeine ganze übrige Aufführung mit dieſem Theile derſelben vergleichen können. Der Reiche hat einigermaßen die Verbindlichkeit, den Kunſtfleiß zu unterſtützen, indem er ſeine Producte ihm abkauft, — und der Vornehme, welcher die Augen der Welt auf ſich zieht, iſt auch zu einer gröſſern Sorgfalt verpflichtet, ſich nach dem Geſchmacke derſelben zu richten. Wenn wir in den Häuſern der Perſonen, welche beyde Vortheile vereinigen, von der einen Seite die Spuren von Stolz und Eitelkeit ſehen, — von der andern aber, einen altmodiſchen Geſchmack finden: ſo können wir keck glauben, nicht, daß dieſe Menſchen über die Kleinheit der modiſchen Galanterie erhaben ſind, ſondern daß ſie von einer noch ſtärkern Geldliebe, als ihre Eitelkeit iſt, beherrſcht werden. Der, welcher mit Anſtand altmodiſch ſeyn will, muß ſich im Ganzen gleichgültiger gegen den Beyfall der Welt zeigen. Der, welcher bey groſſem Vermögen, die dem Geſchmacke des Zeitalters gemäße Auszierung ſeiner Perſon und ſeines Hauſes vernachläſſiget, muß durch die anderweitige wohlthätige oder nützliche Anwendung ſeiner Reichthümer, durch wichtige Beſchäftigungen, oder durch einen Charakter von groſſer Würde, dieſen Uebelſtand gut machen. Derjenige Reiche und Groſſe hingegen, welcher

nur

nur ein gewöhnlicher Menſch iſt, muß auch durchaus die üblichen Sitten haben, und ſich dem allgemeinen Geſchmacke, ſo wie den gewöhnlichen Aufforderungen der Geſellſchaft, in der er lebt, gemäß bezeigen, wenn er irgend etwas darin gelten ſoll. Der, welcher der Welt nicht durch große Arbeiten oder wichtige Dienſte nützlich iſt, muß wenigſtens ſein Geld und ſeinen Fleiß, ihrem Vergnügen und der Beförderung der Induſtrie, durch einen geſchmackvollen Luxus widmen.

4. Es giebt endlich Leute, die ſich ſonderbar kleiden, und in ihrem Anſtande und ihrer häuslichen Einrichtung von allem abweichen, was durch die ſtillſchweigenden Conventionen der Mode unter ihren Zeitgenoſſen zur Regel geworden iſt, — weil ſie dieſe Conventionen gar nicht wiſſen, — weil ſie auf das Aeußere der Menſchen, unter denen ſie leben, ſo wenig Achtung geben, daß ſie unmöglich das ihrige darnach bilden können. Einige derſelben leben von der Welt ſo entfernt, und ſind, durch Unglücksfälle oder aus Wahl, auf einen ſo kleinen Kreis von Geſellſchaft eingeſchränkt, daß ſie weder Gelegenheit haben, die Moden und Sitten der Zeit zu erfahren, noch Urſache finden, es ſich Geld oder Mühe koſten zu laſſen, um dieſelben anzunehmen. Andre ſind mit ihrem Geiſte auch von den Dingen und Menſchen abweſend, von welchen ſie umgeben ſind: oder werden wenigſtens von ihrem ſinnlichen Anblicke wenig gerührt. Entweder hat ſich irgend ein intereſſantes Studium ihrer Aufmerkſamkeit gänzlich bemächtigt, und ſie für jeden Gegenſtand, der nicht darauf Beziehung hat, blind und taub gemacht: oder es iſt bloße Zerſtreuung, welche ſie hindert, auf irgend etwas Acht zu geben, — ein Zuſtand, der immer eine gewiſſe Schwäche des

Geiſtes

Geiſtes verräth. Alle dieſe Menſchen, die nicht wiſſen, was in dem Gebiethe der Mode Neues vorgenommen iſt, bleiben natürlich beym Alten. Und je länger ſie leben, und jemehr der Zeitraum anwächſt, den ſie ſo abweſend, dem Körper oder dem Geiſte nach, von der menſchlichen Geſellſchaft zubringen: deſto weiter wird der Abſtand, der ſich am Ende derſelben zwiſchen ihrer Tracht, ihrer häuslichen Einrichtung, und ihren Complimenten, und zwiſchen der in der übrigen Welt gewöhnlichen Art ſich zu kleiden, zu wohnen und ſich zu betragen findet. Aus welcher Urſache auch dieſe Unwiſſenheit des Ueblichen und des Modiſchen entſtehe; ſo iſt ſie doch immer dem Menſchen nachtheilig. Sie ſey ein Unglück oder ein Fehler: ſo ſtört ſie immer, mehr oder weniger, die Verbindung des Menſchen mit ſeinen Zeitgenoſſen, in deren Umgange er doch allein ſein Vergnügen, oder die Gelegenheiten Gutes zu thun finden kann. Sie macht ihn bald verlegen und mißmüthig, bald verdrüßlich und ungeſellig. Hängt er noch an dem Urtheile andrer, und wird er gewahr, daß über ſein Aeußeres ein nachtheiliges Urtheil gefällt wird: ſo wird er durch die Unruhe, welche ihm dieſes verurſacht, gehindert, ſeine übrigen guten Eigenſchaften zu ſeinem Vortheile zu zeigen. Vielleicht wendet er nun fruchtloſe Bemühungen an, ſich nach den Meinungen und Sitten der Geſellſchaft zu fügen, und wird abgeſchmackt und affectirt, weil er zu ſpät artig zu werden ſucht. Oder ergreift er die Parthey, das ſelbſt zu tadeln und als lächerlich darzuſtellen, wovon er abgewichen iſt: ſo iſt er in Gefahr, der Geſellſchaft, welche er doch niemals bekehrt, noch überdies läſtig zu werden, da er ihr ſonſt nur mißfallen hätte.

Den Gelehrten hat man in vorigen Zeiten den Fehler vorzüglich Schuld geben, daß sie ihr Aeußeres vernachläßigten, und durch Sonderbarkeiten in ihrem Putze oder in ihren Höflichkeitsbezeugungen sich auszeichneten. Dies wird immer der Fall seyn, wenn entweder das gelehrte Studium auf keine Gegenstände geht, welche die übrigen Stände beschäftigen und vergnügen, oder wenn die Welt- und Geschäftsleute gar keinen Geschmack an den Wissenschaften finden. — Durch beydes wird der Gelehrte natürlicher Weise von der Gesellschaft ausgeschlossen. Und in seiner Studierstube. oder in dem engen Kreise seiner Zunftgenossen, kann er nicht anders als altfränkisch und unmodisch werden. Dieser Zustand der Dinge hat sich heut zu Tage in Europa sehr geändert. Der Geschmack an Kenntnissen ist allgemeiner geworden: und die Wissenschaften haben alles in ihr Gebieth gezogen, was nur irgend einen beträchtlichen Zweig des praktischen Lebens ausmacht. Die Verbindung zwischen der Gelehrsamkeit und den Geschäften ist jetzt größer als jemahls: also auch die zwischen den eigentlichen Gelehrten und den Weltleuten. In eben dem Maße verliert sich also auch die altmodische Tracht und das linkische Wesen der ersten.

Es ist gewiß, daß man unter den Sonderlingen, die sich lächerlich kleiden, und in Sachen des Wohlstandes sich seltsam betragen, zuweilen Leute von ausgezeichnetem Genie findet. Theils tritt bey ihnen der Fall ein, den ich zuvor berührte, daß die auf ihre eignen Ideen concentrirte Aufmerksamkeit, daß ihre mit lebhaften Dichtungen angefüllte Imagination, oder ihr an eine Kette von Schlüssen geheftetes Nachdenken, die Eindrücke der Sinne schwächt, und sie deswegen

sowohl

Gefühl verletzt. Wir diese Menschen, die nicht weiter, weil sie dem Gesetze der Mode Genüge geleistet haben, sicher zufrieden dem Ihrigen. Und wie dieser für seine, und jener der Zierrathen wegen sich, den sie abmessend, dem Künstler und dem Geize auch, von der menschlichen Gesellschaft getrennet: denn wissen wird der Weise, der sich am Guten derselben gewöhnen ihrer Tracht, ihrer häuslichen Einrichtung, und ihren Lustbarkeiten, und gewöhnen der er der übrigen Welt gemächlichen Art sich zu kleiden, zu wohnen und sich zu bewegen suchet. Aus welcher Ursache auch diese Unzufriedenheit des Unklugen und des Thörichten entstehe; so ist sie doch immer dem Menschen nachtheilig. Sie sey ein Ungefähr oder ein Fehler: so übet sie immer, mehr oder weniger, die Verbindung des Menschen mit seinen Zeitgenossen, in deren Umgange er doch allein sein Vergnügen, oder die Gelegenheiten Gutes zu thun finden kann. Sie macht ihn bald verlegen und mißmuthig, bald verdrießlich und ungerecht. Hänget er noch an dem Urtheile anderer, und wird er gewahr, daß über sein Aeußeres ein nachtheiliges Urtheil gefällt wird: so wird er durch die Unruhe, welche ihm dieses verursacht, gehindert, seine übrigen guten Eigenschaften zu seinem Vortheile zu zeigen. Vielleicht wendet er nun fruchtlose Bemühungen an, sich nach den Meinungen und Sitten der Gesellschaft zu fügen, und wird abgeschmackt und affectirt, weil er zu früh artig zu werden suchte. Oder ergreift er die Parthey, das selbst zu tadeln und als lächerlich darzustellen, wovon er abgewichen ist: so ist er in Gefahr, der Gesellschaft, welche er doch niemals bessert, noch überdies lästig zu werden, da er ihr sonst nur mißfallen hätte.

Den

Moden und Sitten der Zeit, auf jene höheren Geisteskräfte zu schließen, oder auch nur beyde oft vereiniget zu glauben. Die eigentlichen Genies, — die, welche mit großem Verstande oder großer Einbildungskraft auch etwas so Eigenthümliches verbinden, daß sie dadurch zur Erfindung des Neuen geschickt, aber zugleich zur Nachahmung des Ueblichen unfähig werden, sind überhaupt selten. Auch unter den Genies giebt es immer noch viele, welche originell in ihrem Denken, und ganz gemein in ihrer Kleidung und in ihrem Decorum sind; — welche in den Werken ihrer Kunst, oder in der Betreibung ihrer Geschäfte sich über die übrigen Menschen erheben, und in ihrem alltäglichen und geselligen Leben sich denselben völlig gleich stellen. Die Leute hingegen von bloß gesunder Vernunft, die jenes Eigenthümliche nicht haben, sind, eben durch ihren Verstand, auch zur Beobachtung der Regeln des Wohlstandes, welche die allgemeine Gewohnheit vorschreibt, sowohl geschickter als aufgelegter. Diese Classe, — die schätzbarste und unentbehrlichste von allen, — findet man also am ersten unter einem Aeußern, welches sich weder durch Alterthum noch Neuheit auszeichnet. Der größte Theil derjenigen Menschen hingegen, welche, auf eine auffallende Weise, sich von der Gesellschaft, in welcher sie leben, in Sachen der Moden und der Gewohnheit, unterscheiden, zeigt sich eben so abgeschmackt in seinen Reden, und eben so widersinnig bey seinen Unternehmungen, als seine Kleidung oder das Ameublement seiner Zimmer gothisch, und als sein Wohlstand veraltert ist. Sey es Mangel des Beobachtungsgeistes, sey es Eigensinn und Steifheit des Charakters: dieselbe Mischung intellectueller und moralischer Mängel, die sie so unfähig

ſowohl unachtſamer gegen die äußern Verzierungen andrer, als gleichgültiger in Abſicht ihrer eignen macht. Theils iſt mit der Originalität des Genies nicht ſelten ein Hang zum Außerordentlichen, und etwas Bizarrerie im Charakter und in der Handlungsweiſe verbunden. Der, welcher in ſich natürliche Eigenſchaften zu entdecken glaubt, welche Bewunderung erregen, ſpricht ſich leicht von der Aufmerkſamkeit und der Mühe los, welche es koſtet, andern durch die Befolgung ihres Geſchmacks, und durch die Nachahmung ihrer Sitten zu gefallen. Noch natürlicher ſcheint es, daß, wer mit ſeinen Ideen einen eignen Gang geht, oder in ſeiner Einbildungskraft ganz neue Geſtalten der Dinge zuſammenſetzt, auch in ſeinem Geſchmacke und ſeinen Neigungen etwas auszeichnendes habe, und daher auch in ſeinem Coſtume und in ſeiner Aufführung von dem Uebrigen abweiche. Ein Genie, den die Natur nicht mit einem eignen Genius bezeichnet hat, nimmt eher das Gepräge der ganzen Sitten und der herrſchenden Mode an: mit größern Kräften hingegen iſt auch eine beſtimmtere Form und Richtung derſelben verbunden, wodurch dergleichen äußre Bildung der Sitten, welche der Geſellſchaft und der Nachahmung gegeben ſoll, weniger möglich wird.

Es giebt daher ſehr ſchätzbare Menſchen in altfränkiſcher und geſchmackloſer Kleidung: vortreffliche Köpfe unter einem dicken oder vernachläſſigten Haarwuchſe: und Geiſt und Herz eines Mannes können zu aller der Ausbildung gelangt ſeyn, deren ihn ſeine Natur fähig machte, indeß der Mode, welche er haßt, und der Regeln des Wohlanſtandes, nach denen er ſich richtet, noch eine verſäumten Jahrhunderten ſind. — Aber es würde ſehr wenig ſeyn, aus der Vernachläſſigung der

Moden

Moden und Sitten der Zeit, auf jene höheren Geisteskräfte zu schließen, oder auch nur beyde oft vereiniget zu glauben. Die eigentlichen Genies, — die, welche mit großem Verstande oder großer Einbildungskraft auch etwas so Eigenthümliches verbinden, daß sie dadurch zur Erfindung des Neuen geschickt, aber zugleich zur Nachahmung des Ueblichen unfähig werden, sind überhaupt selten. Auch unter den Genies giebt es immer noch viele, welche originell in ihrem Denken, und ganz gemein in ihrer Kleidung und in ihrem Decorum sind; — welche in den Werken ihrer Kunst, oder in der Betreibung ihrer Geschäfte sich über die übrigen Menschen erheben, und in ihrem alltäglichen und geselligen Leben sich denselben völlig gleich stellen. Die Leute hingegen von bloß gesunder Vernunft, die jenes Eigenthümliche nicht haben, sind, eben durch ihren Verstand, auch zur Beobachtung der Regeln des Wohlstandes, welche die allgemeine Gewohnheit vorschreibt, sowohl geschickter als aufgelegter. Diese Classe, — die schätzbarste und unentbehrlichste von allen, — findet man also am ersten unter einem Aeußern, welches sich weder durch Alterthum noch Neuheit auszeichnet. Der größte Theil derjenigen Menschen hingegen, welche, auf eine auffallende Weise, sich von der Gesellschaft, in welcher sie leben, in Sachen der Moden und der Gewohnheit, unterscheiden, zeigt sich eben so abgeschmackt in seinen Reden, und eben so widersinnig bey seinen Unternehmungen, als seine Kleidung oder das Ameublement seiner Zimmer gothisch, und als sein Wohlstand veraltert ist. Sey es Mangel des Beobachtungsgeistes, sey es Eigensinn und Steifheit des Charakters: dieselbe Mischung intellectueller und moralischer Mängel, die sie so unfähig

macht, das System modischer Sitten zu lernen, und das Gute, welches in der Uebereinstimmung mit ihren Nebenmenschen liegt, zu schätzen, — eben diese Mischung hindert sie auch überhaupt, richtig zu denken, und bey ihren Handlungen mit sich selbst, oder mit den Regeln der gemeinen Menschenvernunft zusammen zu stimmen.

Der zweyte Abweg in Absicht der Moden ist, eine übermäßige Pünctlichkeit in Befolgung aller ihrer Veränderungen.

Es giebt Personen, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, welche glauben, ihre ganze Achtung bey der Gesellschaft stehe auf dem Spiele, wenn nur eine Falte ihres Kleides anders gelegt, und eine Nadel in ihrem Kopfzeuge anders gesteckt sey, als es die strengste Mode erfordert; — Personen, die sich so sehr fürchten, mit einer neuen Mode etliche Tage zu spät zu kommen, als immer ein Feldherr nur fürchten kann, sich mit seinen Operationen zu verspäten, und sich vom Feinde, in Besetzung eines vortheilhaften Postens, zuvor kommen zu lassen.

Eine Folge davon ist, daß auch die Wißbegierde und die Thätigkeit dieses modischen Schönen durch den Gegenstand völlig erschöpft wird, welcher ihren Ehrgeitz so sehr in Bewegung setzt. Ihre unaufhörliche Nachforschungen gehen darauf, zu erfahren, was Mode sey, und ihr vornehmstes Geschäft ist es, das, was sie in dieser Absicht den einen Tag gelernt haben, den andern in Ausübung zu bringen. Jenes macht den Gegenstand ihrer Gespräche und ihrer Beobachtungen aus, wenn sie in Gesellschaft sind; und mit diesem füllen sie ihre einsamen Stunden aus. Sie sind immer in Berathschlagungen über ihren Putz, entweder mit ihren Gespielinnen, oder mit ihrem Schneider und

Galan-

Galanteriehändler. Das Studium der Mode ist weitläuftig und schwer, wenn man dieser eigensinnigen und veränderlichen Führerinn auf allen ihren Schritten und Tritten nachgehn, und ihre Vorschriften, bis auf ihre flüchtigsten Grillen, verfolgen will.

Wie kann aber in einem Geiste, der ohne Nachlaß mit diesen Kleinigkeiten angefüllt ist, Raum zu dem Wichtigen übrig bleibt; — es sey zu den Gegenständen der Erkenntniß, welche ihn selbst zieren und anbauen sollen, es sey zu den Geschäften des Lebens, welche seine Pflichten ausmachen? — Und wie ist es möglich, daß nicht der ganze Maßstab, nach welchem der Mensch den Werth der Dinge bestimmt, verfälscht, und also seine Urtheilskraft mit seinem Geschmacke zugleich verdorben werde, wenn er sich gewöhnt, das Außerwesentlichste und Willkührlichste in den Auszierungen seiner Person und seiner Sachen für etwas unentbehrliches und gesetzliches zu halten.

Es ist ein wirkliches Verdienst für ein Frauenzimmer, sich gut zu putzen. — Da es zu den Endzwecken, welche die Natur sich mit diesem Geschlechte vorgesetzt hat, gehört, daß es gefallen soll, so ist jede Bemühung, die es anwendet, sich wirklich zu verschönern, seiner Bestimmung gemäß. Und es ist allerdings den Frauenzimmern erlaubt, mehr Zeit und Sorgfalt auf die Wahl und Anordnung ihrer Kleidung zu wenden, als wir Männer ihr widmen dürfen. — Aber worin besteht dieses Verdienst? Eben darin, daß sie in dieser Wahl ihren Verstand und ihren guten Geschmack zeigen; — nicht darin, daß sie die Moden, — sondern darin, daß sie sich selbst kennen; daß sie wissen, was ihnen wohl, und was ihnen übel steht; daß sie Formen und Farben der Kleider nach ihrem

Geſichte, nach ihrem Wuchſe, auch ihrem
und ihren Umſtänden gemäß, wählen; daß ſie
re natürlichen Mängel geſchickt zu verbergen,
ſchönen Theile ans Licht zu bringen wiſſen,
Affectation zu verrathen; — daß ſie mit
Worte ihrer Natur treu bleiben oder derſelb
Hülfe kommen, indes ſie doch von dem Uebl
auf keine auffallende Weiſe abweichen. —
ſes Verdienſt nun kann ſich ein Frauenzimm
werben, welches ſtrenge der Mode folgt.
iſt alles pünctlich vorgeſchrieben. Alles was
Vorrechten oder die Galanteſten ſeines Geſchl
tragen, iſt ein Geſetz, welches es befolgen
es mag dadurch verunſtaltet oder verſchönert
deit. Die Modethörinn urtheilt nicht über
Putz, ſie wählt nicht: ſie äfft nur nach.
ſchmückt ſich nicht ſelbſt, — ſie übergiebt ſich
ihrem Caſſetier und ihrem Schneider, ſie el
ſtaffiren.

Doch dieſe eigene Wahl ſeines Anzugs,
che einem Frauenzimmer ſehr rühmlich iſt, n
es unter mehreren üblichen Trachten die ihm
gemeſſenſte ausſucht; wenn es, ohne nach
Neuheit zu haſchen, bey dem an ſich ſchö
welches die Mode zuweilen hervorbringt, am
ſten aushält, und am ſchnellſten zu demſelben
rück kehrt; wenn es weiß, ſich nach der allge
nen Gewohnheit zu richten, und doch etwas e
thümliches beyzubehalten; wenn es, mit ei
Worte, immer den klügſten und beſten ihres
ſchlechts ähnlich erſcheint, indeß es doch keine kn
tiſche Nachahmung verräth: dieſe Wahl, ſage
gränzt an einen Fehler, der eben ſo, wie die
her geſchilderten, zu vermeiden iſt. Er iſt
den drey Abwegen, die ich oben angekündigt h
der letzte. Indeß der altfränkiſche Sinder

das Coſtüme der Vorwelt eigenſinnig und geſchmacklos beybehält, — der Modethor ſein Verdienſt in der pünctlichen Gleichförmigkeit ſeines Aeußern mit den neueſten Modellen der Galanterie ſetzt: ſucht eine dritte Claſſe, der es mehr darum zu thun iſt, die Augen auf ſich zu ziehn, als zu gefallen, und die nur Aufſehen machen, nicht gerade Beyfall erhalten will, das Neue, welches die zweyte Claſſe von andern copirt, ſelbſt zu erfinden, und andern zur Nachahmung aufzuſtellen. Das ſind Sonderlinge einer andern Gattung, als jene Altmodiſchen. Sie weichen auch von allem Ueblichen ab, — aber durch das Neue und Außerordentliche. Entweder übertreiben ſie die Moden auf eine ausſchweifende Weiſe, und die ihnen nur allein eigen iſt: oder ſie ſelbſt ſetzen Farben und Formen der Dinge zuſammen, wie ſie vor ihnen noch niemand ſah, niemand trug. — Reichthum und Pracht kann ſolche Thorheiten erträglich machen. Denn wenn das Ausſchweifende nur glänzt, wenn es nur oft neu und verändert erſcheint: ſo läßt die große Welt es ſich gefallen, und der Pöbel ſtaunt es an, obgleich die klugen Leute darüber lachen. Aber wenn Zeichen der Armſeligkeit, oder auch nur eines mittelmäßigen Vermögens, ſich mit ſolchen ſelbſt erfundnen und ausſchweifenden Moden verbinden: ſo iſt die kahle, nackte Abgeſchmacktheit der letztern ſo ſichtbar, daß die Perſon, welche ſie trägt, der allgemeinen Verachtung nicht entgehen kann.

Für einen Mann iſt es durchaus unſchicklich, ſich mit Erfindung von neuen Moden abzugeben. Einem Frauenzimmer hinwiederum thut alles Ausſchweifende und Außerordentliche in der Kleidung und in dem Betragen deswegen mehr Schaden, weil es von den dem weiblichen Cha-

rakter unentbehrlichsten Tugenden mehr abweicht. Jener verräth durch eine solche Originalität in Kleinigkeiten, daß er nichts besseres zu thun hat; daß seine Aufmerksamkeit auf eben so unwichtige Gegenstände gerichtet ist, als sein Ehrgeitz; — daß er sehr wünscht, bemerkt zu werden, und doch daran verzweifelt, durch seine persönlichen Eigenschaften oder seinen Rang in der Gesellschaft es zu erhalten. Wenn seine neuen Erfindungen, wie dies gemeiniglich der Fall ist, noch dazu auf eine widersinnige Art zusammen gesetzt, seltsam in der Form, und grell in den Farben sind: so veranlaßt er zugleich ein nachtheiliges Urtheil über seinen Geschmack. Das Frauenzimmer hingegen, welches sich von seines Gleichen durch einen seltsam erfundenen und ihm eigenen Putz auszeichnet, erregt gegen sich entweder den Argwohn der Koketterie, da man doch Sittsamkeit von ihm fordert, oder den einer Gleichgültigkeit gegen die Urtheile des Publikums, die man diesem Geschlechte weit weniger als dem unsrigen verzeiht. Das Weib soll sich nicht bemühen, Aufsehn zu machen, und der Mann soll es nur durch die Werke seines Verstandes oder seines Fleißes erregen. Jenes soll mehr das Schöne und das Gefällige, als das Originelle und Unterscheidende suchen; dieser soll sich nur durch wichtige und persönliche Eigenschaften auszeichnen.

Doch findet sich nicht immer durch die Erfahrung bestätigt, was man aus allgemeinen Gründen vermuthen sollte, daß nur schwache Köpfe, und Leute ohne Verstand diesen Ehrgeitz haben könnten, Erfinder ausschweifender Moden zu seyn. Es vereinigen sich im menschlichen Charakter oft die widersprechendsten Züge. Die Thorheit mancher Menschen ist, wie der wirkliche Wahnwitz andrer,

andrer, nur auf einzelne, oder wenige Gegenstände eingeschränkt. Sie reden und handeln klug in allen Theilen ihres öffentlichen und Privatlebens; aber in einem einzigen Puncte betragen sie sich wie Kinder, oder wie Schwachsinnige.

Bey dieser Art Thoren, von der ich hier rede, ist es oft eine verlängerte Kindheit, die ihre Ausschweifungen veranlaßt. Sie haben die Gränze zwischen dem Jünglings- und dem männlichen Alter nicht wahrgenommen; und, was ohne großen Tadel zu verdienen, das Spielwerk ihrer ersten Jugendjahre gewesen war, ist unvermerkt die Beschäftigung ihres Lebens geworden. Andre glauben vielleicht wirklich, am besten dabey zu fahren, wenn sie zuerst durch etwas Narrheit die Augen andrer auf sich ziehn, und dann sich den Gaffern als gescheite Leute zeigen. Indessen ist es mit einer Vernunft, die sich nicht auf die gesammte Aufführung erstreckt, immer eine mißliche Sache. Eine solche einzelne Thorheit ist wie ein böser Schaden an einem äußern Theile des Körpers, der zwar mit der Gesundheit des Ganzen bestehen kann, aber doch immer dieselbe bedroht, und gegen sie bey andern Verdacht erregt.

Der Schluß aus diesem allem ist folgender. Der Erfindungsgeist, wenn der Himmel einen Menschen damit begabt hat, soll nur auf das gerichtet seyn, was entweder sein Beruf von ihm fordert, oder was an sich groß und gut ist: in allem was klein ist, oder was für ihn zu Nebensachen gehört, ist die Nachahmung am rechten Orte. Besonders wenn der Endzweck dieser Nebensachen ist, sich auszuzieren, so muß man, da man sich nur für andere putzt, auch den Geschmack andrer dabey zu Rathe ziehn. Man beleidiget aber denselben durch jede auffallende Verschiedenheit, sie

ſeyn werden, noch weit ſpäter eintreten wird, als das, worin die Philoſophen ſich über allgemein geltende und unabänderliche Principien der Metaphyſik und Moral vereinigen werden.

Ich ſchließe mit einer allgemeinen Betrachtung, die allen vorigen zum Grunde liegt.

Die Vernunft iſt ein ehrwürdigerer Geſetzgeber, als die Gewohnheit; und die Einſicht des Guten ein höheres Princip als der Nachahmungstrieb.

Dieſe Vernunft lehrt mich aber die großen und fortdauernden Verhältniſſe, in denen ich als Menſch, als Bürger, als Vater, als Ehemann, als Beamter des Staats, als Reicher oder Armer — ſtehe, und die Pflichten, die mir vermöge dieſer Verhältniſſe obliegen, den flüchtigen Verbindungen, die ſich nur auf den Umgang beziehn, und den kleinern Obliegenheiten, die ich nur als angenehmer Geſellſchafter zu beobachten habe, vorziehn.

Aber alles, was die Mode reguliert hat nur ſeinen Bezug auf das Gefallen in der Geſellſchaft und auf die Erleichterung und Vermehrung des geſellſchaftlichen Vergnügens. Alles hingegen, was den modiſchen Luxus einſchränkt, und uns in Befolgung der modiſchen Veränderungen Mäßigung vorſchreibt, hat ſeinen Bezug auf Tugend und Glückſeligkeit, und iſt zur Aufrechterhaltung der Ehre und des Glücks der Familien nothwendig, wodurch es mittelbar auch für das Wohl des Staates wichtig wird.

Gewohnheit und Sitte muß allerdings in unſerm Leben die Kleinigkeiten regieren, damit Vernunft und Ueberlegung für das Große übrig bleibe. Aber auch nicht weiter als auf Kleinigkeiten muß dieſe Gewohnheit ihre Rechte erſtrecken.

Ansprüche ankündigen, ehe man die Macht hat, dieselben durchzusetzen, heißt ihnen auf immer ein Hinderniß in den Weg legen.

Zum andern ist es klein und verächtlich, den Schein einer Sache anzunehmen, wovon die Wirklichkeit uns fehlt. Man lügt eben sowohl, wenn man sich über seinen Stand kleidet, oder die Moden eines höhern Standes an sich trägt, als wenn man sich einen vornehmen Nahmen giebt. Man kann in beyden Fällen nur die Absicht haben, Unbekannten eine falsche Idee von sich beyzubringen. Und wie unerlaubt, wie vergeblich selbst, ein solches Bestreben sey, leuchtet ein.

Was die gesellschaftlichen Gewohnheiten, was insbesondre die Formen der Höflichkeit und des guten Anstandes betrifft: so muß derjenige, welcher zur guten Gesellschaft gehören, oder von ihr zugelassen werden will, auch die Sitten der höchsten Classe kennen, und eine Fertigkeit haben, ihre Regeln zu beobachten. — Und da es unleugbar ist, daß, im Ganzen, der Wohlstand dieser Classe der beste, ihre Gewohnheiten am vernünftigsten ausgedacht, ihre Sitten dem geselligen Vergnügen am meisten angemessen sind: so ist es dem vernünftigen und cultivirten Manne aus jedem Stande sehr natürlich, sie vorzuziehn, und sehr erlaubt, sie selbst nachzuahmen. Indessen muß er sich wohl hüten: dieselben in alle Gesellschaften mitzubringen. Es ist ein besondrer Vorzug, wenn ein Mensch Biegsamkeit genug hat, sich in mehrere Sitten und Gewohnheiten zu schicken; — Aufmerksamkeit genug, um diese Verschiedenheiten zu bemerken, und genug Achtung für die Gesellschaft, in welcher er ist, um sich nie vor ihr auszeichnen zu wollen.

Dies scheint mir die wahre Lebensart des Weltmanns, — im besten Verstande des Wortes, — zu seyn: wenigstens ist es die einzige, welche von ihm studirt seyn will, bey der er denken muß; und auf die also sein Geist und Herz einen Einfluß hat. Denn das bloß mechanische Nachmachen der Gewohnheiten und Sitten, die man von Jugend auf gesehen hat, wenn sie auch die vortreflichsten wären, kann keine große Tugend seyn, so wie es keine großen Talente fordert. Daß also ein vornehmer Mann die Sitten vornehmer Leute an sich trägt, das giebt von der Beschaffenheit seines Innern, worauf es doch beym Fürsten und beym Bettlern zuletzt ankommt, wenig oder nichts zu erkennen. Etwas mehr Verdienst ist bey dem Menschen von geringerem Herkommen, und einem seltnern Umgang mit der großen Welt, der doch den darin schicklichen Wohlstand ohne Affectation beobachtet. — Aber was einen höhern Grad sowohl von Beobachtungsgabe, als von feiner und menschlicher Empfindung anzeigt, ist, wenn man sich in gleichgültigen und willkührlichen Dingen, die doch zugleich in jeder Classe durch ihr eigne Conventionen ausgemacht sind, den Personen, unter denen man ist, gleichstellt, und verschiedene Rollen, höhere und niedrigere, auf eine gleich anständige, edle und natürliche Art zu spielen weiß; — wenn man die bürgerlichen Sitten unter Bürgern beybehält, indem man das Gemeine davon absondert, — und dem Adel durch adliche Sitten näher tritt, ohne die Anmaßungen zu zeigen, die der Stolz oft damit verbindet.

Noch **einige zerstreute Anmerkungen** über die ganze Materie, welche in den verschiedenen Abtheilungen des vorhergehenden nicht ihren beque-

bequemen Platz fanden, mögen hier am Ende derselben stehen.

Die erste betrifft die modischen Sitten oder die Etiquette. Die Vollkommenheit derselben ist nach folgendem Maßstabe zu bestimmen: „je weniger sie künstlich und zusammengesetzt, und je angemessener sich zugleich dem Zwecke sind, die gesellige Einigkeit zu unterhalten und die Mittheilung des Vergnügens zu erleichtern; je weniger sie die Freyheit einschränken, und je mehr sie doch Geselligkeit und gesellige Tugenden ausdrücken, desto vollkommner sind sie."

Denn von der einen Seite muß der Umgang frey seyn, wenn er angenehm seyn soll: weil nur bey der Freyheit der ungehinderte Gebrauch aller Seelenkräfte statt findet; und weil insbesondre Imagination, Witz und Zärtlichkeit, die drey Sachen, welche die Würze jedes gesellschaftlichen Vergnügens ausmachen müssen, durch Zwang getödtet werden.

Auf der andern muß der Umgang artig seyn. Das heißt erstlich, er muß alles vermeiden, was durch seinen sinnlichen Eindruck, oder durch seine Nebenidee anstößig ist, was den Augen und Ohren mißfällt, oder was in der Imagination, (sey es aus welcher Ursache es wolle) unangenehme Bilder erregt. Das heißt zweytens, er muß alles enthalten, was als Ausdruck, oder als Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nöthig ist, welche die Glieder der Gesellschaft gegen einander hegen sollen. So viele verschiedene Verhältnisse es in der bürgerlichen Gesellschaft giebt, so verschiedne Pflichten eines Menschen gegen den andern daraus erwachsen: so vielfach modificirt sich auch dieser Ausdruck. Um desto zusammengesetzter wird also auch die Wort- und Gerberdensprache der

Poli-

Politesse. Aber eine gemeinschaftliche Gesinnung muß durch alle die mannichfaltigen Höflichkeitsbezeugungen hindurchschimmern, welche die Abstufung der Stände, und die natürliche und gesellschaftliche Ungleichheit der Menschen so vervielfältiget hat: das ist die Gesinnung einer mäßigen Selbstschätzung, welche aus dem Bewußtseyn der Rechtschaffenheit entsteht; und die Gesinnung eines allgemeinen Wohlwollens, — welches auch dem Respecte gegen Höhere zum Grunde liegen muß. Dadurch allein bekommen die abwechselnden und zusammengesetzten Formen der Politesse diejenige Einheit, durch welche sie einer wahren Schönheit fähig werden. Und derjenige ist der artigste Mann, der in seinen Antrieben und in seinem ganzen Betragen, das, was er jedem Alter, Range und Verdienste zu leisten hat, am besten mit dem zu vereinigen weiß, was er sich selbst als einem Manne von Charakter und Ehre, und was er der allgemeinen und großen menschlichen Gesellschaft schuldig ist, deren Glieder, trotz aller zufälligen Unterschiede, doch durch eine wesentliche Gleichheit und durch gemeinschaftliche Rechte verbunden sind.

Der Gang der Natur in Verfeinerung der Politesse ist sonderbar. Aber er befremdet weniger, wenn man ihn mit der Geschichte der Wissenschaften vergleicht. Denn fast durch gleich krumme Wendungen haben die Menschen sich dem Ziele in jeder Art der Vollkommenheit genähert.

Zuerst sind die Sitten roh. Der Mensch ist natürlich, aber grob; — er affectirt nicht, aber er ist unhöflich und ungefällig. Er ist in seinen Complimenten lakonisch und mahr; — aber er läßt es auch an den nöthigen Zeichen von Aufmerksamkeit und Achtung ermangeln.

Dann

Dann kommen die weitläuftigen Complimente, die Ziererey und das gezwungne Wesen. Das Gesetzbuch der Artigkeit wird sehr complicirt. Alle Gradationen des Ranges erhalten ihre eigne Sprache, sowohl für die, welche ihren Rang zu behaupten, als für die, welche den Rang andrer zu respectiren haben. Der Umgang wird steif, und das Wesen desselben, das Gespräch wird über der Form fast vergessen.

Zuletzt vereinfachen sich wieder diese Regeln; die Forderungen der verschiedenen Stände werden weniger pünctlich und mannichfaltig; die Titel kürzen sich ab, die Geberden und Stellungen werden freyer, die Sitten nähern sich von neuem der ersten Einfalt, aber einer Einfalt, die, da sie mit einem feinen Gefühl aller Verhältnisse und aller Obliegenheiten des menschlichen Lebens verbunden ist, nun den Charakter der Eleganz bekommt.

Dieser schnelle Uebergang der Sitten von grober Einfalt, zum Studirten, — und vom Mangel aller Höflichkeit, zu einer sehr prunkvollen und beschwerlichen, würde mehr befremden, wenn wir nicht in der Succession der wissenschaftlichen Fortschritte des Menschen etwas ähnliches wiederfänden. In der Philosophie folgt die äußerste Subtilität fast unmittelbar auf die Unwissenheit; und das Grübeln über die unbeantwortlichsten Fragen, auf die völlige Gleichgültigkeit gegen alle Erkenntniß. — In allen menschlichen Handlungsarten geht das Natürliche erst hinter dem Künstlichen her, und das Schwere und Zusammengesetzte muß dem Leichten und Einfachen Bahn machen. So ist es in den Formen von Kleidung, Hausgeräthe und Equipage, welche die eigentlichen Moden ausmachen, so in denen des Umgangs, welche zur Etiquette gehören.

Der

Der menschliche Geist ist wie eine elastische Feder. Wenn der Druck, welcher ihn zuerst in völliger Unthätigkeit erhielt, aufhört, und die Feder ihre Kraft zu äußern anfängt, so treibt sie den Menschen allenthalben, mit unwillkührlicher Gewalt, über sein Ziel hinaus. Es gehört Zeit dazu, daß er gleichsam Herr von sich selbst, von seiner Thätigkeit und von seinen Bewegungen werde. Dann erst mißt er seine Mittel gegen seine Zwecke ab: und nur dann lernt er eine Verrichtung und ein Studium mit den übrigen ins Gleichgewicht bringen: und nur dadurch schränkt er sie alle in gewisse Gränzen ein, und macht sie simpler, indem er sie zugleich zweckmäßiger macht.

Es giebt eine Art Menschen, die nicht sowohl der Mode in Befolgung aller ihrer Veränderungen getreu, als nur sehr sorgfältig sind, die von ihnen einmahl gewählte, in ihrer völligen Genauigkeit und Eleganz zu beobachten. Das sind die Leute, welche die Franzosen tirés à quatre épingles nennen. — Sie geben auf ihre Kleidung, auf jede Kleinigkeit in der Anordnung ihrer Wohnzimmer und ihrer Tafel, auf ihre Stellungen und auf ihre Complimente, genau Achtung: nicht, um allen diesen Dingen die Formen der neuesten Erfindung und des modernsten Geschmacks zu geben; sondern um nur das Ideal von Artigkeit und gutem Ton zu erfüllen, welches sie sich selbst gebildet haben. Wenn dieses alte und im übrigen verständige Leute thun, so gefallen sie gemeiniglich; — selbst wenn einige Schwäche dabey sichtbar wird. Man rechnet ihnen diese Aufmerksamkeit, andern zu gefallen, als ein Verdienst an, da sie selbige in einem Alter und unter Umständen beweisen, wo andre nur ihre Bequemlichkeit suchen. Die meisten talentvollen Menschen sind

um ihr Aeußeres unbekümmert, und die Greise werden es nach und nach. Wenn also die Gesellschaft, einen aus beyden Classen, von dieser Regel abweichen, und sich der Mühe unterziehn sieht, welche eine pünctliche Eleganz, sie sey alt- oder neumodisch, verlangt: so erkennt sie diese ihr bewiesene Achtung mit einiger Dankbarkeit. Es ist auch wirklich ein angenehmer Anblick, einen, ohne Affectation, nettgeputzten alten Mann, und einen in seinem Hauswesen elegant eingerichteten Philosophen zu sehen.

Aber zu weit muß diese Sorgfalt nicht getrieben werden, oder zu sichtbar muß wenigstens diese Aufmerksamkeit nicht seyn: sonst verräth der Mensch entweder einen Geist der Kleinigkeiten, oder eine Eitelkeit, die sich weder mit wahren Verdiensten verträgt, noch dem Alter wohl ansteht. Reinlichkeit und guter Geschmack sind zwey Gesetze, wovon das eine unerläßlich für jeden Menschen ist, der in der Gesellschaft gelitten werden will, das andre von großem Ansehn für den seyn muß, der von ihr aufgesucht zu werden wünscht. Aber die Vorschriften derselben sind nicht genau bestimmt, sie können auf mehr als eine Art beobachtet werden; sie verlangen weder eine immer gleiche Regelmäßigkeit, noch machen sie eine ununterbrochne Aufmerksamkeit nothwendig. Sie schließen so gar nicht die gratam negligentiam aus, welche selbst der weiblichen Schönheit einen neuen Reitz giebt, aber dem männlichen Ernst und der männlichen Anmuth so vorzüglich angemessen ist. — Wenn es, in Kunstwerken, der Zweck und der Triumph des großen Meisters ist, die Kunst zu verbergen: so ist es noch mehr nothwendig, in dem, was das edelste Werk der Natur, den Menschen, nur bekleiden und schmücken soll, die Zwanglosigkeit

keit der Natur, und den Anſchein der Zufälligkeit, den ſie ihren Producten zu geben weiß, beizubehalten. Das, was in der Kleidung, wie im Anſtande, der Beobachtung allgemeiner, vorher beſtimmter und unabänderlicher Regeln zu ähnlich ſieht, es mögen Regeln ſeyn, welche uns bloß die Mode und die Etiquette aufgedrungen hat, oder ſolche, die wir ſelbſt uns vorgeſchrieben haben, iſt ohne Anmuth und Grazie, ſo ſchön oder ſo zweckmäßig es an ſich ſeyn mag; und nur das gefällt, in dieſen kleinen Verſchönerungen der Perſon oder des Betragens des Menſchen, was auf der Stelle erfunden und gedacht, die Folge immer neuer Ueberraſchungen, aber leichter und zwangloſer Ueberlegungen zu ſeyn ſcheint.

Die Modeſucht mit Prachtliebe verbunden, und von dem Reichthume, der ihr ein Genüge thun kann, unterſtützt, hat etwas verführeriſch reitzendes: aber Modeſucht im armſeligen Gewande iſt äußerſt lächerlich. Das Neumodiſche muß durchaus auch neu und ſchön ſeyn, wenn es gefallen ſoll: und die Veränderung der Form bey einem abgenutzten Stoffe dient nur dazu, deſſen Mängel noch mehr ins Licht zu ſetzen. — Dieſer Umſtand, verbunden mit vielen andern, macht alſo für die, durch die Unterſchiede des Reichthums, und der dadurch veranlaßten Rangordnungen der bürgerlichen Geſellſchaft, einen ähnlichen Unterſchied ihrer Mode, auch zu Zeiten der Moden, nothwendig. Es giebt Stände und Lagen im bürgerlichen Leben, welche Pracht erfordern, weil — wenigſtens nach der herrſchenden Meinung der Menſchen, und der dem Umfange des großen Haufens. — von dieſer Pracht ein Theil des übrigen ſtehenden Credits abhängt, um welchem dieſe Glieder, zum Beſten des Staats und zur allgemeinen

meinen Sicherheit, bekleidet seyn müssen. Es sammeln sich ferner in einem blühenden Lande bey einzelnen Personen und Familien so große Reichthümer, daß sie ohne irgend einer andern ihrer Pflichten den für sie nöthigen Aufwand entziehn zu dürfen, noch genug übrig behalten, ihrer äußern Lebensart den möglich größten Glanz zu geben. — Diejenigen nun, denen vermöge des Ranges, welchen sie unter ihren Mitbürgern einnehmen, erlaubt, und fast gebothen ist, Pracht zu zeigen; und die durch ihr Vermögen dazu in den Stand gesetzt sind, können sowohl mit mehr Recht, als mit mehr Ehre, allen Abwechselungen der Mode folgen, und jede neue Erfindung der Industrie, so wie sie aus den Werkstätten des Künstlers kommt, annehmen und nutzen. Da sie dem Neuen immer zugleich Glanz geben: so erscheint es, wenn es wirklich schön ist, in seinem vortheilhaftesten Lichte; und selbst das Thörichte und Ausschweifende wird bey dem Schimmer, der es umgiebt, weniger anstößig. — Der Reiche von minderem Range, der vermöge seiner Einkünfte den Luxus der Vornehmsten mitmachen kann, aber vermöge seiner Lage im bürgerlichen Leben dazu nicht aufgefordert wird, und zu einem gewissen Prunke nicht einmahl berechtigt ist, wird eben den Grad der Mäßigung in Absicht des Modischen beobachten müssen, mit welcher er überhaupt die Pracht seiner Kleidung, die seiner Wohnung und seiner Equipage einzuschränken verbunden ist. Das prunklose Schöne hat fixere Regeln, und ist wenigern Veränderungen unterworfen; so wie hingegen das Neumodische, von Pracht entblößt, oft allen seinen Werth verliert, und für den Anblick eben so wenig Anziehendes behält, als es beym Gebrauche Bequemes hat. Der Mann endlich,

dessen Rang und Vermögen gleich mittelmäßig sind, wird in allen den Dingen, die unter das Gebieth der Mode gehören, aus Pflicht sowohl, als des guten Geschmacks wegen, oft beym Alten bleiben, wenn die vornehmere und reichere Welt Neuerungen macht. Nicht nur hat er etwas anderes und nothwendigeres zu thun, als sich um alle diese neuen Moden zu bekümmern, und für die Herbeyschaffung der dazu nöthigen Sachen zu sorgen; nicht nur hält ihn eine weise Oekonomie ab, sein mäßiges Einkommen auf das Ueberflüssige zu wenden, da vielleicht noch dringendere Bedürfnisse seiner selbst und der Seinigen unbefriedigt sind, sondern auch selbst die Begierde, Beyfall zu erhalten, wenn sie bey ihm von Ueberlegung geleitet wird, weiset ihn an, den Sachen seines Putzes und seiner Haushaltung, die er sich nicht kostbar an innerm Werthe anschaffen kann, auch ein bescheidnes äußeres Ansehn zu geben; wozu dies mit gehört, daß sie sich nicht durch das Neumodische in Form und Farben unterscheiden. Eine Kleidung, ein Hausrath, eine Equipage, die wohlfeil und von gemeinem Stoffe sind, müssen auch einfach und gemein in ihrem Schnitt und Verzierungen seyn, sonst fehlt es ihnen an derjenigen Uebeinstimmung, welche das Wesen des Geschmackvollen ausmacht. Der Mittelmann, welcher nicht im Stande ist, alles um sich herum schön und glänzend zu machen, muß doppelt sorgfältig seyn, Harmonie zwischen den verschiedenen Theilen seiner Haushaltung und seiner Lebensart hervor zu bringen, — welches er am ersten erreicht, wenn er nichts außerordentlich verzieret, also auch den Glanz der Neuheit an seinen Sachen zu vermeiden sucht, und nur alle Flecken des Schmutzes und der Vernachlässigung von ihnen abwischt.

Eine

Eine gewisse Nachsicht gegen die Thorheiten der Menschen gehört unter die schätzbaren Eigenschaften. Wer könnte wohl mit einiger Zufriedenheit unter den Menschen leben, der alles mit ihnen so genau nehmen, und über jeden unrechten Schritt, den er sie thun sieht, bitter oder traurig werden wollte? Und wer könnte hoffen, der Gesellschaft, unter der er zu leben hat, angenehm zu bleiben, wenn er alle Augenblicke etwas an ihr zu tadeln findet?

Und unter allen Thorheiten verdient vielleicht keine diese Nachsicht mehr, als die, welche die Menschen begehn, um herrschende Moden mitzumachen. Sie sind deswegen verzeihlicher, weil sie weniger freywillig sind. Ich gebe es zu, daß der Gehorsam, mit welchem sich viele Personen der Mode unterwerfen, sklavisch ist, und von ihnen nicht gefordert wird. Aber sich ihrer Herrschaft ganz zu entziehn, ist den meisten, die noch in der Welt zu leben gedenken, unmöglich. Niemand kann also mit Recht das Ausschweifende, welches sich von Zeit zu Zeit in Stücken des weiblichen Putzes findet, den Schönen allein zur Last legen, die mit denselben ausgeschmückt erscheinen. Vielleicht mißbilligt ihr erstes richtiges Gefühl, so wie das unsrige, die ungeheure Höhe ihrer Kopfzeuge und Hüte, die etwas wilde Unordnung ihres Haarputzes, die den Gang verhindernde Länge ihrer Schleppkleider, ihre bis an das Kinn aufgepaußten Halskrausen. Aber anfangs richteten sie sich nur aus Gefälligkeit und Nachgeben nach Gewohnheiten, die sie, trotz ihrer Mißbilligung, immer allgemeiner werden sahen. Endlich gewöhnte sich ihr Auge daran; der Uebelstand verschwand, so wie die Unbequemlichkeit, bey genauerer Bekanntschaft der Sache; und die Nebenidee der Ar-

tigkeit oder des Ranges aller der Personen, welche sie einstimmig in diesen Anzügen erscheinen sahen, verband endlich selbst in ihren Augen eine gewisse Annehmlichkeit oder Würde damit, die sie dafür einnahm. Warum haben wir, die wir uns zu ihren Richtern aufwerfen, uns der natürlichen Folge der Eindrücke, welche diese neuen Moden auf menschliche Augen und Gemüther machen, nicht eben so ungehindert überlassen? Was können die Schönen, die wir tadeln, dafür, daß unsere Entfernung von der Welt, unser Geschlecht, unser Alter, uns die mißfälligen Moden nicht so oft als sie sehen läßt, viel weniger unsere Eitelkeit eben so rege macht, sie nachzuahmen? In gleichen Umständen würden wir gerade so urtheilen, gerade so uns betragen, wie sie.

Ueberdies, da es in dem Wesen der Mode liegt, veränderlich zu seyn, und stäte Veränderungen nur möglich sind, wenn die Sache durch alle Formen hindurchgeht, deren sie fähig ist, ohne ganz ihren Endzweck zu verfehlen: so ist es natürlich, daß, in diesem ewigen Kreislaufe, das Unschickliche zuweilen auf das Passende, und das Ausschweifende und Uebertriebne auf das Angemessene und Zweckmäßige folge. Immer bey dem Alten zu bleiben, ist wider die Natur des Menschen, wenigstens des Menschen in Zeitaltern der blühenden Industrie, und eines ausgebreiteten geselligen Verkehrs. Der Wunsch nach Neuheit aber zerstört eben so oft das Schöne, das wirklich gefunden war, als er, nach vollendetem Zirkel der Thorheiten, das Vernünftige wieder herbeyführt. — Es fragt sich nun, welches fürs menschliche Geschlecht vortheilhafter, welches eine Anzeige größrer Vollkommenheit sey: — ob diese Festigkeit des Urtheils und diese überwiegende Herrschaft des gu-

ten

ten Geſchmacks, welche machen würde, daß die Menſchen bey dem Schönen und Zweckmäßigen, wenn ſie es einmahl gefunden haben, feſt hielten, und das Langweilige eines immer gleichen Anblicks um der wirklichen Proportion, oder der innern Güte der Sache willen, ertrügen; — oder dieſe raſtloſe Thätigkeit des Geiſtes, welche ſie immer nach neuen Ideen, und nach Hervorbringung veränderter Formen in den Dingen außer ſich, lüſtern macht, geſetzt auch, daß ſie von richtigern Ideen zu verkehrten, und von ſchönern Formen zu häßlichern übergehen ſollten? — Auf dieſem letztern Wege ſind die Menſchen doch, in allen Sachen, ihrer Vollkommenheit immer näher gerückt; nicht auf einer geradlinichten Bahn, ſondern in einer Art von Schneckengange. Sie entfernen ſich immer periodenweiſe von dem Puncte der Wahrheit und Schönheit, den ſie ſchon erreicht zu haben ſchienen; aber auf ihrem Rücklaufe kommen ſie demſelben doch wieder um ein Stück näher. So hat der Kreislauf der Moden in Kleidungen und Meubeln durch alle Abentheuerlichkeiten, durch welche er in der Reihe vergangener Jahrhunderte bis auf unſere Zeit hindurch gegangen iſt, doch im Ganzen unſere Kleidung bequemer, und unſern Hausrath zweckmäßiger und einfacher gemacht, als beydes bey unſern Vorfahren geweſen iſt.

Giebt es irgendwo einen Endpunct oder ein Ziel der Vollkommenheit, wo der menſchliche Geiſt, wenn er es erreicht, ruhen wird? Und wird er es je erreichen? Fragen, die aus der Erfahrung nicht beantwortet werden können, und die nach der Analogie verneint werden müſſen. Wenigſtens glaube ich, daß das Zeitalter, in welchem die ewig dauernden und unwandelbaren Moden erfunden

zierlichen Herrn gehörte, und daß man sie am weiblichen Nachttisch mit eben dem wichtigen Anstande, wie jetzt eine Riechflasche herauszog. Als Madame de Motteville den Hof der Infantinn und künftigen Gemahlinn Ludwigs XIV. sah, war es Mode, bey den spanischen Damen die Brust zu bedecken, und den Rücken zu entblößen.

Es verdient bekannter zu werden, daß vor einigen Jahren eine Französinn, auf dem Spaziergange des Pallastes von Orleans, mit lilasfarbner Schminke erschien, und es ist unbegreiflich, daß der Versuch ohne Nachahmung blieb.

Die Geschichte des Menschen ist oft dem Tageregister eines Bedlams ähnlich; sie erzählt die Visionen der Kranken. Was uns heute als Triumph des guten Geschmackes vorkommt, sinkt vielleicht morgen zum Unsinn herab. —

Beschreibungen und Abbildungen der modernsten Formen in Kleidungen, Hausgeräthen ꝛc. wird übrigens niemand hier erwarten, da eine Mode immer von einer andern verdrängt wird, und nur so kurze Zeit die neueste seyn kann. Wer keine Gelegenheit hat, auf eine anderweitige Art zur Kenntniß der neuesten Moden zu gelangen, dem werden vorzüglich folgende Zeitschriften hierzu gute Dienste leisten.

Journal des Luxus und der Moden. Herausgegeben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus. Mit ausgemahlten und schwarzen Kupfern. Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs. Seit 1786. (Der Jahrg. von 12 Stücken in 8 kostet 4 Rthlr. Sächs.)

Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode. Leipzig jetzt bey Chr. Hempel. Seit 1794. *). (Der Jahrgang, aus 12 St. in 8. bestehend, mit Zeugproben, schwarzen und illum. Kupfern kostet 5 Rthlr.)

Leipzi-

*) Die schon früher nähmlich seit 1791 erschienenen Jahrgänge dieses Journals haben den Titel: Journal für Fabrik, Manufactur und Handlung.

Leipziger Modemagazin, für das Neueste in Kunst, Geschmack, Mode, Lebensgenuß ꝛc. herausgegeben von Gruber und Berrin. Im Industrie-Comptoir zu Leipzig, seit 1796. 4. (Der Jahrg. aus 12 Heften bestehend mit 50 illum. Kupfern kostet 6 Rthlr.)

Hamburgisches Journal der Moden und Eleganz. Hamburg bey Meyn und Mahncke, seit 1802. Der Jahrg. kostet 6 Rthlr. Sächs.

Auch haben in den letztern Jahren die beyden berlinischen Zeitungen angefangen, öfters Nachrichten von neuen ausländischen und einheimischen Moden zu liefern, und als einen Beweis, wie wenig sklavisch man jetzt in Ansehung dieses Punctes in dieser Hauptstadt denkt, theile ich zum Schlusse des gegenwärtigen Artikels noch eine Stelle aus einem Stücke vom vorigen Jahre der in der Ungerschen Druckerey herauskommenden Zeitung mit, wo der Verfasser sich über die hiesigen Moden auf folgende Weise äußert:

Wir erhalten häufig Anfragen aus der Provinz, was denn in Berlin Mode sey, und warum wir nur aus Paris und London die Neuigkeiten der Mode meldeten. Aber, meine schönen Leserinnen, wir haben keine allgemeine Moden; wir richten uns nach den Gebräuchen anderer Moden, und verändern unsre Kleidungen, nachdem Witterung, Anstand und besonders dasjenige es fordert, was der Deutsche mit dem Ausdruck: es kleidet mich oder es kleidet sie, verbindet. Wirklich ist eine allgemeine Mode ein Ding, das sich nicht gut mit der allgemeinen Zufriedenheit verträgt. Weder Farben noch auch der Kleiderschnitt sind jedem Gegenstand angemessen, und selbst das Einförmige der Moden immer in jeder Gesellschaft gleich und überhäuft zu sehen, ist ein Anblick, der einem endlich widrig werden muß. Wir sehen daher in unsern Zirkeln Helme, Hüte, Hauben, Spitzen, Blumen, Federn. Wir sehen alles, was die fremde Mode uns bringt, manchmal ganz nach ihr geformt, manchmal in einer lieblichen Veränderung, welche die reizende Schöpferinn selbst sich schuf. Wir haben schwarze und blonde Perrücken,

Die Ohren des menschlichen Geschlechts haben gemeinhin keine Bewegung, weder willkührliche, noch unwillkührliche, obgleich Muskeln da sind, die sich in denselbigen endigen. Man sagt, daß die kleinsten Ohren die schönsten sind; allein die größten, und die zugleich gut abgerundet sind, hören am besten. Es giebt Völker, die die Oeffnung der Ohren unmäßig groß machen, indem sie Stücke Holz oder Metall hinein drängen, die nach und nach immer durch größere Stücke ersetzt werden, und mit der Zeit wird das Loch der Oeffnung ungeheuer groß, und das Ohr wächst beständig nach dem Maße, als die Oeffnung sich erweitert. Man weiß nicht, worauf dieser sonderbare Gebrauch, das Ohr so schrecklich zu vergrößern, sich gründet; und es scheint eben so unbekannt zu seyn, woher der fast allgemeine Gebrauch komme, der unter allen Nationen gewöhnlich ist, die Ohren, bisweilen auch die Nasenlappen, zu durchbohren, um Ringe, Buckeln und dergleichen zu tragen; ob wir gleich den Ursprung davon einem wilden und nackten Volke zuschreiben, das gesucht hat, solche Sachen, die ihm am kostbarsten schienen, auf die am wenigsten unbequeme Art mit sich auf die Weise herum zu tragen, daß es sie an diese Theile fest macht.

Die Sonderbarkeit und Verschiedenheit der Gebräuche erscheinet noch klarer in den mancherley Arten die Haare des Kopfes und Bartes aufzusetzen. Einige, als die Türken, schneiden ihre Kopfhaare ab, und ihren Bart lassen sie wachsen; andere, als die meisten Europäer, tragen ihr eigenes, oder geborgtes Haar, und lassen ihren Bart scheeren; Wilde reißen ihren Bart aus, und hüten sorgfältig die Haare auf dem Kopfe. Die Negern scheeren sich Figuren auf dem Kopfe, bisweilen wie Sterne, ein andermahl Kränze, wie die Mönche, und am gewöhnlichsten in wechselweisen Streifen, so daß eben so viel beschoren ist als besetzt bleibet; und eben so machen sie es auch mit ihren kleinen Jungen. Die Talapoins in Siam scheeren den Kindern, die sie in ihrer Erziehung haben, den Kopf und die Augenbraunen. Jedes Volk hat hierin andere Gebräuche. Einige setzen einen größern Werth auf die Haare des Barts an der Oberlippe, als auf die am Kinn; andere ziehen die auf den Backen und dem Kinn vor; einige

geben. **Modewaarenhändler** heißt man beſonders die Kaufleute, welche mit den verſchiedenen Sachen, die zum Frauenzimmeranzuge und Putz gehören, Handel treiben. Dieſes Fach erfordert, wie man ſich leicht vorſtellen kann, Geſchmack, Urtheilskraft und eine gewiſſe Thätigkeit. Der Modehändler muß den günſtigen Zeitpunct wahrzunehmen wiſſen, und bey ganz neuen Artikeln verhältnißmäßig größern Gewinn ſuchen; aber bey ſolchen, die nicht mehr ganz neu ſind, räth die Klugheit, daß er losſchlage, und mit einem geringen Vortheile fürlieb nehme; endlich bey ſolchen, deren Zeit ſchon vorüber iſt, ſey er zufrieden, wenn er nur die Koſten wieder erhält, damit am Ende nicht gar Ladenhüter daraus werden, die ihrem Mann offenbaren Verluſt bringen.

Die Arbeit der Modehändlerinn wird von Herrn Grauſand im XIV. Theile der Deſcription des arts et metiers beſchrieben.

Modedocken, ſ. **Modepuppen**.

Modehändler, ſ. unter **Modeartikel**.

Modekrankheiten, ſ. im Art. **Krankheit**, Th. 47, S. 674. Auch Unzer's Arzt, Th. 5, S. 241 fl. in der zweyten Ausgabe.

Model, der, (der Ton auf der erſten Sylbe) ein Wort, welches in den bildenden Künſten und bey einigen Handwerkern, beſonders in einer dreyfachen Bedeutung üblich iſt. Es bedeutet nähmlich

1. ein Maß, in welchem Verſtande es doch nur bey den Säulenordnungen und andern Verzierungen an Gebäuden vorkommt, wo man das Maß, nach welchem man alle Glieder und Theile der Ordnungen und ihre Weiten von einander auszumeſſen pflegt, den **Model** nennt. Der Model iſt aber keine beſtimmte Größe, wie ein Fuß oder eine Elle, ſondern er iſt unbeſtimmt, die gan-

ze oder halbe Dicke einer Säule. Ist die Säule sehr hoch, und folglich auch sehr dick, so ist der Model groß; ist die Säule klein, so wird auch der Model klein. Wenn also der Baumeister den Aufriß gewisser Gebäude zeichnet, so mißt er die Theile nicht nach der absoluten Größe in Fußmaß, sondern bloß nach der verhältnißmäßigen in Modeln und dessen kleineren Theilen.

Vitruvius und seinem Beyspiel zufolge Palladio, Serlio und Skammozzi nehmen überall die ganze Dicke der Säule; nur in der dorischen nehmen die drey ersten die halbe Säulendicke zum Model an. Andere nehmen, nach dem Beyspiel vieler anderer, die halbe Säulendicke zum Model an.

Da in jedem Gebäude Theile vorkommen, deren Größe weit unter dem Model ist: so muß dieser in kleinere Theile eingetheilt werden. Die meisten Baumeister theilen ihn in 30 Theile ein, die sie Minuten nennen; Goldmann, dem auch Sulzer folgt, hat ihn in 360 Theile eingetheilt, um dadurch die vielen Brüche zu vermeiden, welche bey der obigen Eintheilung vorkommen. Man hat aber dessen ungeachtet die Eintheilung des Models in 30 Theile beybehalten, weil die Brüche nicht viel zu sagen haben, und übrigens auch die Höhen der Glieder sich leichter behalten lassen, wenn man sie durch kleine Zahlen ausspricht, als wenn man so viele Zahlen merken soll, wie sie bey der goldmannischen Eintheilung vorkommen.

Der Baumeister, welcher einen Plan macht, hat zwey Maßstäbe, nach denen er sich richten muß, den, welcher die absoluten Größen angiebt, und der folglich nach Ruthen, Fuß und Zoll eingetheilt ist, und den, wodurch er die Verhältnisse bestimmt, und der nach Modeln und dessen Theilen

len abgetheilt ist. Er muß also wissen, den Modelmaßstab mit dem andern zu vergleichen. Gesetzt, es wäre einem aufgegeben, ein Gebäude von jonischer Art aufzuführen; der Platz, den es einnehmen soll, wird ihm gezeigt; er mißt denselben nach Ruthen und Fuß aus. Aus der Größe dieses Platzes wird auch die Höhe des Gebäudes von ihm dergestalt bestimmt, daß es nach Maßgebung seines Gebrauchs und des Platzes, den es einnimmt, wohl proportionirt werde; die Höhe wird also zuerst nach Ruthen- und Fußmaß bestimmt, und daraus muß hernach die Größe des Models hergeleitet werden.

Man nehme an, der Baumeister habe gefunden, daß sein Gebäude von einer durchgehenden jonischen Ordnung, von der Erde bis oben an den Kranz, 60 Fuß hoch seyn müsse. Um nun die Zeichnung machen zu können, muß er nothwendig einen Maßstab nach Modeln haben, folglich muß er wissen, wie viel Fuß und Zoll der Model sey. Er weiß, daß die ganze Ordnung vom Fuß der Säule bis oben an den Kranz 21 Model seyn muß *); mithin müssen 60 Fuß 21 Model geben, wenn nähmlich die Säulen mit ihren Füßen gerade auf dem Boden stehen. In diesem Fall also nimmt man den 21sten Theil von 60 Fuß, das ist, 2 Fuß 10 Zoll $3\frac{6}{21}$ Linie für den Model. Hieraus ist offenbar, wie in andern Fällen zu verfahren wäre.

Wollte man dem Gebäude einen durchlaufenden Fuß von 6 Fuß hoch geben, und die Säulen erst auf diesen Fuß stellen: so würde die Säulenordnung nur noch 54 Fuß hoch werden; mithin wäre alsdenn der Model nur der 21ste Theil

*) S. Säulenordnung.

Ein anderer bekam den Einfall: er ließ sich den halben Kopf bestreuen, und mit Puder bestreuen. Einige nachahmende Männer trugen sich also die Haare abscheeren, und nannten diese Gesellschaft eine Bergerie.

Eine vornehme Dame hatte ungefähr vierte Blätter an Gemälde — wegen? das weiß ich nicht. Es hat es aber für gut befunden, durch kleine Fliegenfänger zu bedecken. Seit der Zeit ist kein Frauenzimmergesicht schön, wenn es nicht damit ist: und man mag nicht eher Sonne, Mond und Sterne im Gesicht, welche uns anzeigen, daß hier ein Mensch sey, wo nicht gegen Bezahlung aufgenommen würde.

Es ward eine Hofmode, lange Schleppen zu tragen. Die Damen saßen und gingen nur in geputzten Zimmern: wer wäre sonder, daß auch diejenigen, welche den besten Koch durchwaten, Schleppen trügen, und sich und andern zur Last fallen würden? Aber gleichwohl thun es nicht die, welche das Geld zu einer Schleppe haben müssen; und von dieser Klasse sind gewöhnlich die Weiber der Friseurs und die Putzmacherinnen, weil diese Klassen von Menschen versichert zu sein glaubt, alles mitzumachen. Wie abgeschmackt es aber ist, wenn ein dergleichen Weib, das vor Armuth und Hunger oft rohe Bohnen essen möchte, Schleppen trägt, ist leicht zu erachten.

Es ist unstreitig für das schöne Geschlecht sehr bequem, sich des Morgens in einen Mantel einzuhüllen, und diejenigen, welche sich aus verschiedenen Absichten nicht schnüren, sind unter einer Tuneloppe sehr zuträglich gepuzt. Man verbesserte seit einiger Zeit diese Erfindung durch eine Art von Kappen, welche man Capuchons nennet. Diese Verbesserung hat auf der Reise, oder bey üblem Wetter ihren Nutzen: aber wie lächerlich ist sie nicht, wenn sie ins kleine gearbeitet, in der Gestalt eines Beutelchens am Halskragen hänget. —

Ein Toupee mag noch so fürchterlich aufgethürmet, ein Kopfputz eines Frauenzimmers noch so abgeschmackt und verstellend seyn, — haben einige vom ersten Range nur erst ein solches, so wird es im Augenblick nachgemacht, denn es ist nach dem Ausspruch des Friseurs und der Putzmacherinn Mode.

Alles,

nung 24 Model, der höhern aber 28 Model seyn*). Mithin müssen die 24 Model der niedrigen und die 28 Model der höhern Ordnung hundert Fuß ausmachen. Allein dabey muß auch diese Bedingung statt haben, daß die obern Model zu den untern sich verhalten wie 4 zu 5. Denn so verhält sich die untere Dicke der niedrigen Säule zu der obern Dicke. Wenn man also für den untern Model x setzet, und für den obern y, so müssen diese beyden Bedingnisse erfüllt werden:

1) daß $x : y = 5 : 4$

2) daß $24x + 28y = 100$.

Daher findet man x oder den untern Model $2\frac{9}{17}$ Fuß; den obern aber 1 Fuß und $\frac{2}{2}\frac{1}{9}$. Diesemnach würde das untere Geschoß 24 mal $2\frac{9}{17}$, oder $51\frac{21}{29}$ Fuß, das obere $48\frac{25}{29}$ Fuß hoch werden.

Wiewohl der Model keine bestimmte Größe hat, so hat man doch noch kein so großes Gebäude gesehen, dessen Model über vier Fuß, noch ein so kleines, dessen Model unter einem Fuß gewesen wäre. Außer dem Model, wodurch die Verhältnisse der Haupttheile bestimmt werden, giebt es noch einen andern, der bloß zur Verzierung der Thüren und Fenster gebraucht wird. Sind an diesen Oeffnungen Säulen, so wird der Model, so wie der Hauptmodel nach der Säulendicke genommen. Werden aber diese Oeffnungen bloß mit Einfassungen verziert, so kann füglich die Höhe des Gesimses zum Model genommen werden.

S. Sulzer's allgem. Theorie der schönen Künste. III Th. S. 406.

Stieglitz Encyklopädie der bürgerlichen Baukunst. III. S. 676 fl.

II. **Model** bedeutet ferner eine Figur, ein Bild, eine Bedeutung, welche besonders bey den Nähte-

*) S. Säulenordnung.

Nähterinnen und Webern angetroffen wird. **Allerley Model in ein Tuch nähen.** Indessen ist das Zeitwort **modeln** in diesem Verstande üblicher.

III. Eine vertiefte Form, einen andern Körper darein zu gießen oder zu drücken, um ihm dadurch die verlangte Gestalt zu geben; **eine Gießform, Form** oder **Patrone. Ein Gießmodell,** einen flüssig gemachten Körper darein zu gießen, um ihm eine gewisse verlangte Gestalt zu geben. **Der Knopfmodel, Kugelmodel, Schrotmodel Blumenmodel** ꝛc. Knöpfe, Kugeln, Schrot, Blumen ꝛc. zu gießen. **Der Töpfermodel,** worein die Töpfer ihre Arbeiten drücken, wenn sie solche bilden. **Etwas in einen andern Model gießen. Im Ital.** Modello.

So sehr dieses Wort auch mit dem Lat. Modulus überein kommt, so ist es doch wahrscheinlicher, daß es mit demselben aus einer einzigen Quelle herkommt, als daß es unmittelbar von demselben abstammen sollte. In der letzten Bedeutung gehört es zu dem Geschlechte der Wörter **Muth,** ein oberdeutsches Maß, **Mutter,** ein vertiefter Raum, dem Lat. Modius, dem mittlern Latein. Modellus, ein Lägel, Gefäß, und anderer dieser Art. Da die Wörter, welche eine Vertiefung bezeichnen, gemeiniglich auch eine Erhöhung bedeuten, so erhellet daraus zugleich die Verwandtschaft mit dem mittlern Lat. Modulus und Franz. Moule, ein Holzhaufen von bestimmter Größe, dem Deutschen **Mandel, Malter** u. a. m. In der ersten Bedeutung eines Maßes scheint es zunächst zu **messen,** Nieders. **meten,** und dessen Hauptworte **Mat.** das Maß, zu gehören. In beyden Fällen bedeutet das Suffixum el ein Werkzeug oder Subject.

Modelbret, in den Stückgießereyen, ein an einer Seite mit einem eisernen Bleche beschlagenes Bret, worein die Friesen und Stärke des Metalles eingefeilet sind, und welches auch das **Formbret** genannt wird.

Modell,

Modele, Franz. ſ. **Modell.**

Modelgeer, das, im gemeinen Leben einiger Gegenden, beſonders Oberdeutſchlandes, ein Nahme des **Kreuzkrautes** oder der **Kreuzwurz**, Senecio vulgaris Linn. Nach andern führt der **Kreuzenzian**, Gentiana cruciata Linn. dieſen Nahmen.

Modellholz, Franz. Trouſſau, auf den Eiſenhütten die eiſerne Stange mit dem Holze, worin die Stange bey dem großen Durchſchnitt einer Röhre, die gegoſſen werden ſoll, ſtecket. Sie bildet eigentlich den Kern zu derſelben. Sie iſt viereckig, und nur an beyden Enden, wo ſie zum Rahmen heraus reichet, rund, um umgedrehet werden zu können. Man umwindet ſie mit einem Bande oder Strick von Heu gemacht, recht feſt, den man mehr oder weniger dick macht, nachdem der Durchſchnitt der Röhre groß oder klein iſt. Zu den Röhren von großen Durchmeſſern paßt man den eiſernen Baum in ein Stück Holz an der eiſernen Stange mit Vorſteckhaken an jedem Ende. Der Durchſchnitt von dem alſo zuſammen geſetzten Modellholz muß $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll kleiner, als der ſeyn, den der Kern haben ſoll, damit man noch 8, 10 bis 12 Linien Erde um denſelben thun kann, daß er den verlangten Durchmeſſer der Röhre erhalten möge.

Modell, das, *) in der weiteſten Bedeutung, ein jeder Gegenſtand, welcher nachgeahmt wird, beſonders, welcher in den bildenden Künſten nachgeahmt

*) Die im Deutſchen ſonſt ungewöhnliche Verlegung des Tones von der Stammſilbe beweiſet, daß dieſes Wort zunächſt aus dem Franzöſiſchen Model, welches wieder von dem Lat. Modulus abſtammet, oder vielmehr mit dem obigen Model eines Geſchlechts iſt, entlehnt worden. Im Engl. lautet dieſes Wort Mould, und da ſtammet es zunächſt von Model, Mulde, Malter ꝛc. ab.

ze oder halbe Dicke einer Säule. Iſt die Säule ſehr hoch, und folglich auch ſehr dick, ſo iſt der Model groß; iſt die Säule klein, ſo wird auch der Model klein. Wenn alſo der Baumeiſter den Aufriß gewiſſer Gebäude zeichnet, ſo mißt er die Theile nicht nach der abſoluten Größe in Fußmaß, ſondern bloß nach der verhältnißmäßigen in Modeln und deſſen kleineren Theilen.

Vitruvius und ſeinem Beyſpiel zufolge Palladio, Serlio und Scamozzi nehmen überall die ganze Dicke der Säule; nur in der doriſchen nehmen die drey erſten die halbe Säulendicke zum Model an. Andere nehmen, nach dem Beyſpiel vieler anderer, die halbe Säulendicke zum Model an.

Da in jedem Gebäude Theile vorkommen, deren Größe weit unter dem Model iſt: ſo muß dieſer in kleinere Theile eingetheilt werden. Die meiſten Baumeiſter theilen ihn in 30 Theile ein, die ſie Minuten nennen; Goldmann, dem auch Sulzer folgt, hat ihn in 360 Theile eingetheilt, um dadurch die vielen Brüche zu vermeiden, welche bey der obigen Eintheilung vorkommen. Man hat aber deſſen ungeachtet die Eintheilung des Models in 30 Theile beybehalten, weil die Brüche nicht viel zu ſagen haben, und übrigens auch die Höhen der Glieder ſich leichter behalten laſſen, wenn man ſie durch kleine Zahlen ausſpricht, als wenn man ſo viele Zahlen merken ſoll, wie ſie bey der goldmanniſchen Eintheilung vorkommen.

Der Baumeiſter, welcher einen Plan macht, hat zwey Maßſtäbe, nach denen er ſich richten muß, den, welcher die abſoluten Größen angiebt, und der folglich nach Ruthen, Fuß und Zoll eingetheilt iſt, und den, wodurch er die Verhältniſſe und der nach Modeln und deſſen Theilen

dern edeln Steinen zuſammen geſetzt iſt. Das Modell von der Paulus-Kirche zu London ſoll, nach Goldmann's Zeugniß, 2000 Pfund Sterling, und das von der St. Peters-Kirche zu Rom, mehr als 5000 Cronen gekoſtet haben. Man hat Maſchinen-Modelle aus dem ſchönſten indianiſchen Holze, aus geſchliffenem Stahl, aus Meſſing und aus vergoldetem Kupfer. Zu Schwechat bey Wien ſiehet man die ganze Kattunfabrik mit allen Handgriffen und Maſchinen künſtlich aus Wachs vorgeſtellt. Es werden ganze Bergwerke aus den koſtbarſten Stuffen, und die ſich darauf befindenden Bergwerksmaſchinen aus geſchlagenem Silber zuſammen geſetzt.

Wenn man durch das Modell nur ſeinen Gedanken zeigen, oder einen vorläufigen Entwurf machen will: ſo läßt man daſſelbige, um die Koſten zu erſparen, anfangs gemeiniglich nur ſchlechtweg und obenhin aus gemeinem Holze, aus Erde oder Gyps verfertigen, ohne auf das wahre Maß, und die Proportion Acht zu haben. Nachdem aber der erſte Gedanke Beyfall gefunden, oder nachdem man aus mehrern vorgelegten Modellen eins erwählt hat, das ins Große gebracht werden ſoll, pflegt man um ein genaues Verhältniß beſorgt zu ſeyn, welches nach dem Umſtande des Orts eingerichtet, und nach dem verjüngten Maßſtabe ausgearbeitet iſt. An einem ſolchen genauen Modelle werden diejenigen Theile, die an der großen Maſchine von Holz, Eiſen oder Meſſing ſind, auch im Kleinen aus eben dieſer Materie, aus gleichem Holz, Eiſen oder Meſſing gemacht, oder wenn das ganze Modell hölzern iſt, läßt man doch diejenigen Theile, die aus Eiſen oder Meſſing ſeyn ſollten, mit ähnlichen Farben unterſcheiden.

Die

Die Größe des Modells ist willkührlich. Das oben gedachte von der St. Peters-Kirche in Rom, welches in dem Vatican aufbehalten wird, ist, wie es Goldmann beschreibet, 22 Fuß lang, 16 breit und 14 hoch. Von der Größe, die man dem Modelle geben will, oder geben kann, hängt die Bestimmung des verjüngten Maßstabes ab; wie sich nähmlich die Länge oder die Breite der Maschine zur erwählten Länge oder Breite des Models verhält, eben so muß das wahre Maß sich auch zum verjüngten Maßstabe verhalten. Bey einem Modelle das ein ganzes Gebäude vorstellen soll, kann man, nach Goldmann's Rath und Anweisung, füglich den hundertsten Theil des wahren Maßes für den verjüngten Maßstab annehmen. Die gewöhnlichen Maschinenmodelle bekommen eine bequeme Größe, wenn man einen, oder einen halben, wenigstens einen Viertelzoll für einen Fuß gelten läßt. Bey einem kleinern Maßstabe, besonders wenn die Maschine sehr zusammen gesetzt ist, werden einige Theile gar zu klein, und können nicht deutlich genug entworfen werden. Der Maßstab, an den man sich bey Verfertigung des Modells gehalten hat, soll demselben so beygesetzt seyn, daß er gleich bey dem ersten Anblick des Modells in die Augen fällt, damit man, wenn es beliebet, von einem jeden Theile sogleich das Maß nehmen könne.

In einigen Umständen muß man sich bey dem nähmlichen Modell eines doppelten Maßstabes bedienen, und einige Theile nach einem größern, oder nach einem kleinern Maße bestimmen, als andere. Z. B. Es soll von einer Wassermaschine, von einem Druckwerke, das mit 3 zolligen Stiefeln, das Wasser gegen 80 Klafter hoch hinauf treibet, ein genaues Modell gemacht werden,

und an dem Maßſtabe ſoll ein Viertelzoll einen Schuh gelten; wenn dieſes Modell wirklich Waſſer ſchöpfen ſoll, kann man die Stiefeln und Kolben nicht ſo klein machen, als es die Proportion erfordert, denn bey ſo kleinen Stiefeln, die nur eine Linie im Durchmeſſer halten, würde es ſchwer ſeyn, ſolche Ventile anzubringen, die wirklich ſpielen; den Steigeröhren hingegen kann man die proportionirte Höhe nicht geben. Man macht alſo die Stiefeln etwas weiter, und die Steigröhren nur ſo hoch, als es die Bequemlichkeit zuläßt; bemerket aber dabey, wie hoch dieſe und wie weit jene hätten ſeyn ſollen. Wenn das Modell von einer ganzen Fabrik, die ein weitſchweifiges Werk enthält, und mehrere Umſtände, mehrere Maſchinen erfordert, z. B. das Modell von einer ganzen Meſſingfabrik, nach einem kleinen durchaus gleich großen Maßſtabe, hat müſſen eingerichtet werden: ſo pflegt man von denjenigen Theilen, die zu klein ausgefallen ſind, und folglich nicht deutlich genug vorgeſtellt werden konnten, z. B. von den Meſſinghammern, Drathmühlen, Stockſcheeren, und dergl. ein beſonderes Modell von einem größern Maßſtabe zu machen. Diejenigen Theile aber, die an der Maſchine aus Eiſen geſchmiedet, oder aus Metall gegoſſen werden, wie die krummen Zapfen an der Waſſermaſchine, die Stiefeln an einem Druckwerke und dergleichen pflegt man zuvor, in ihrer natürlich wahren Größe, aus Holz zu machen, damit ſie den Arbeitern zu einem Muſter, zu einer Lehre dienen können. Ein Hammerſchmidt, wenn er einen geſchnitzten krummen Zapfen vor Augen hat, wird die Figur und das Maß nicht leicht verfehlen; der Gießer aber muß das Modell zuvor abformen, um das flüſſige Metall in die gemachten Formen gießen zu können.

Wenn man sich von der Einrichtung eines Gebäudes oder Maschine einen vollkommenen Begriff machen will, thut auch ein schlechtes Modell öfters bessere Dienste, als der genaueste Riß. Wer von der Richtigkeit dieses Satzes nicht überzeuget ist, darf nur den Abriß von einer Maschine gegen das Modell halten. Der Abriß befindet sich auf einer ebenen Fläche, und hat nur eine einzige Stellung; man siehet auf demselben niemals alle Theile zugleich und diejenigen, die man sehen kann, siehet man selten ganz, und allezeit nur von einer Seite. Wenn man auch neben dem Aufrisse, einen Grundriß und einen Durchschnitt hat, und neben diesen dreyen noch einige einschichtige Theile besonders gezeichnet hat; so wird doch eine große Uebung erfordert, um sich aus diesen Zeichnungen eine rechte Vorstellung von dem ganzen Werke zu machen. Das Modell aber hat wirkliche Erhöhungen und Vertiefungen, wie sie im Großen vorkommen; es kann selbiges in verschiedene Stellungen gebracht und auf allen Seiten betrachtet werden. Es verdeckt nicht ein Theil die andern, und wenn sich etwa einer nicht so deutlich zeigen sollte: so läßt sich das ganze Modell so leichtlich aus einander legen, daß man alle übrigen Theile hinweg setzen, und einen jeden insonderheit stehen lassen, untersuchen, abmessen und auf diese Art das wahre Verhältniß, welches ein Theil mit den übrigen hat, deutlich und richtig einsehn kann. Man kann das Gleichgewicht zwischen der wirkenden Kraft und dem Widerstand ohne Mühe berechnen; man kann mit einem Worte von dem ganzen Werke beynahe so vollkommen aus dem Modell, als aus der Maschine selbst belehret werden.

In vielen Umſtänden wird man leichter aus dem Modelle, als aus der Maſchine ſelbſt klug; die Maſchinen ſind oft weitläuftig, ihre Theile ſind nicht an einem Orte beyſammen, ſondern ſie nehmen ein ganzes Gebäude ein; folglich kann man das ganze Werk auf einmal nicht überſehen, man muß durch verſchiedene Orte herum gehen, wenn man alle Theile der Maſchine zu Geſicht bekommen will. Man betrachte nur eine der bekannteſten Maſchinen, eine Kornmühle. Das Waſſerrad iſt außer dem Gebäude; der Mehlkaſten ſtehet innerhalb auf ebener Erde, und fällt bey dem erſten Eingang in die Augen; das Kammrad und das Mühlſteingetriebe ſind hinter dem Mehlkaſten gleichſam verborgen; zu den Mühlſteinen muß man in das oberſte Stockwerk gehen, u. ſ. w. und nachdem man alle Theile, einen nach dem andern, geſehen hat, geſchiehet es gar oft, daß man zuletzt doch nicht weiß, worin die weſentliche Einrichtung des ganzen Werks beſtehe, wie die Theile mit einander verbunden ſind, und einander bewegen. Bey dem Modell aber überſiehet man mit einem Blick alles, was zur Maſchine gehört; man hat alle Theile, die durch das ganze Gebäude zerſtreut ſind, zugleich vor Augen, mithin ſiehet man den ganzen Zuſammenhang und die ganze Einrichtung. Weil ſich das Modell wirklich bewegen läßt: ſo ſiehet man, wie die Kraft angebracht iſt, und die Maſchine in Bewegung bringet, wie ſich die Geſchwindigkeiten der bewegten Theile gegen einander verhalten, wie oft der Mühlſtein bey jedem Umlaufe des Waſſerrades herum läuft, wie die Arbeit, der Ordnung nach, fortgehet, und nach den Regeln der Mechanik erleichtert oder beſchleuniget wird.

Wenn man ein neues unbekanntes Werk, eine Fabrik, ein wichtiges Gebäude aufzuführen gesonnen ist, sind die Unkosten, die auf ein genaues Modell verwendet werden, gut angelegt, und sie werden durch die vielfältigen Dienste, die ein solches Modell dem Bauherrn sowohl, als dem Baumeister leistet, gewiß mit Vortheil ersetzet. Weil man an dem Modell das ganze Werk und alle seine Theile auf einmahl übersiehet: so kann der Bauherr, wenn er nur eine geringe Einsicht hat, gleich bey dem ersten Anblicke bemerken, ob ein jeder Theil am rechten Orte angebracht ist, seinen gehörigen Platz einnimmt, und eine gute Stellung bekommt? Ob zur Arbeit, zu gewissen Handgriffen, zu andern Geschäften ein genugsamer Raum übrig bleibet? Er kann dem Baumeister, wenn sie beyde auf das Modell sehen, seine Meinung deutlicher erklären, und der Baumeister kann ihm durch das Modell vieles begreiflich machen, das er sonst niemahls würde eingesehen haben; er kann die vorfallenden Zweifel, und die gemachten Einwürfe auf eine begreifliche Art widerlegen; er kann, wenn es nöthig zu seyn scheint, das ganze Werk ohne Unkosten abändern, das Modell einrichten, und die beobachteten Fehler noch in der Zeit verbessern, bevor das Gebäude angefangen ist; er kann endlich, nachdem er das Modell mit dieser Vorsicht vollkommen hergestellt, und nach reifer Ueberlegung mit dem Bauherrn darüber einig geworden, sicher zur Ausführung schreiten, und den Bau ungehindert fortsetzen, ohne zu befürchten, daß etwa, wie es nicht selten geschiehet, schon nach vollendetem Werke noch einige nothwendige Aenderungen mit vielen Unkosten vorgenommen werden müssen.

Auch den Werkleuten leistet ein genaues Modell unter dem wirklichen Baue gute Dienste; es erleich-

erleichtert und verkürzt ihre Arbeit sehr viel. Es wird ihnen, wenn sie das Modell vor Augen haben, so leicht kein wichtiger Zweifel vorfallen, oder sie werden denselben ohne vieles Nachdenken sich selbst leicht auflösen; sie werden sich in allen Fällen und Umständen zu helfen wissen, und bey etwa sich ereignenden Schwierigkeiten, auch in Abwesenheit des Baumeisters, allezeit zu rechte kommen.

Ueber die eigentliche Verfertigung der Modelle läßt sich im Allgemeinen übrigens nicht viel sagen, da sie aus so verschiedenen Materien bestehen, und eben so verschieden und mannigfaltig eingerichtet sind, als die Maschienen, Gebäude ꝛc., die sie im Kleinen vorstellen. Um ein Modell zu machen, muß man Meister in der Kunst seyn, die sich mit der Verfertigung oder dem Bau des Originals beschäftiget; wenigstens muß man die Fertigkeit haben, das Modell mit der größten Genauigkeit auf dem Papier zu entwerfen, um es von solchen Künstlern machen zu lassen, die in derjenigen Materie arbeiten, wovon das Modell seyn soll.

Fast alle Künstler und Handwerker gebrauchen zu gewissen Theilen ihrer Arbeiten Modelle, um desto sicherer die verlangten Sachen darzustellen. Bey einigen sind sie ganz unentbehrlich. Dahin gehören zum Beyspiele die Modelle der Gießer und der Schmiede.

Die Modelle für die Schmiedearbeiten verfertiget man aus Holze, und beobachtet dabey, daß man an den Orten, welche bloß auf der Drehbank oder mit der Feile bearbeitet werden können, nur Holz stehen läßt. Uebrigens dringet man darauf, daß das Maß in allem so genau, als möglich ist, beybehalten werde, daß die Oberfläche des Eisens, wenn es aus der Schmiede kommt, rein und nicht schuppicht sey, daß es keine Risse habe, und daß man es

nach dem Ausglühen unter die Asche stecke, und es langsam erkalten lasse.

Auch die Modelle, welche man dem Gießer schickt, werden aus Holz verfertigt, wenn die Arbeit massiv und einförmig seyn, d. i. bloß mit der Feile und auf der Drehbank bearbeitet werden soll. Allein soll sie mit getriebener Arbeit verzieret werden: so muß man diese Theile auf dem Holze in Wachs abformen, wenn man damit umzugehen weiß; wo nicht, so lasse man sie von einem Bildhauer oder Ciselirer modelliren. Wenn man es recht gut machen will, muß man das Modell zuerst in Bley abgießen, das Stück von einem Ciselirer ausbessern, und es hernach in Messing abgießen lassen.

Bey allen Modellen, die man dem Gießer giebt, muß man darauf sehen, daß, wenn sie in dem Sande abgeformet worden, man sie wegnehmen könne, ohne daß an der eingedruckten Gestalt dadurch etwas verdorben werde. Es müssen daher die eingedruckten Theile kleiner seyn, als die obern. Will man eine cylindrische Höhlung machen, so mache man sie in dem Modell unten enger als oben.

Die Gießer gießen diejenigen Theile, welche hohl seyn sollen, über Kerne, die sie in der Form befestigen. Die Größe des Kernes bestimmt alsdann die Dicke des gegossenen Stückes. Man trage Sorge, selbige durch einen hervorstehenden Theil anzudeuten. Wenn man z. B. eine Pumpenröhre haben will, und von dem Gelbgießer einen hohlen Cylinder verlangt, so gebe man ihm einen hölzernen Cylinder, und lasse an jedem Ende einen cylindrischen Theil stehen, nach welchem er den Kern einrichtet, damit das Stück die verlangte Dicke bekomme.

Man vergesse bey Verfertigung der Modelle nicht, daß das Messing beym Erkalten einkriecht, und daß daher das gegossene Stück allemahl kleiner wird, als das Modell. Folglich muß man dieses ein wenig stärker machen, als die Arbeit werden soll.

Aber eben diese Ursache, welche das Stück von außen kleiner macht, macht es inwendig, wenn es hohl ist, zugleich weiter, und folglich wird die Dicke vermindert. Man muß daher auch hierauf Acht haben.

Endlich ist das Modell, wenn es aus dem Gusse kommt, rauh; es muß also die Oberfläche, sowohl

In vielen Umſtänden wird man leichter aus dem Modelle, als aus der Maſchine ſelbſt klug; die Maſchinen ſind oft weitläuftig, ihre Theile ſind nicht an einem Orte beyſammen, ſondern ſie nehmen ein ganzes Gebäude ein; folglich kann man das ganze Werk auf einmal nicht überſehen, man muß durch verſchiedene Orte herum gehen, wenn man alle Theile der Maſchine zu Geſicht bekommen will. Man betrachte nur eine der bekannteſten Maſchinen, eine Kornmühle. Das Waſſerrad iſt außer dem Gebäude; der Mehlkaſten ſtehet innerhalb auf ebener Erde, und fällt bey dem erſten Eingang in die Augen; das Kammrad und das Mühlſteingetriebe ſind hinter dem Mehlkaſten gleichſam verborgen; zu den Mühlſteinen muß man in das oberſte Stockwerk gehen, u. ſ. w. und nachdem man alle Theile, einen nach dem andern, geſehen hat, geſchiehet es gar oft, daß man zuletzt doch nicht weiß, worin die weſentliche Einrichtung des ganzen Werks beſtehe, wie die Theile mit einander verbunden ſind, und einander bewegen. Bey dem Modell aber überſiehet man mit einem Blick alles, was zur Maſchine gehört; man hat alle Theile, die durch das ganze Gebäude zerſtreut ſind, zugleich vor Augen, mithin ſiehet man den ganzen Zuſammenhang und die ganze Einrichtung. Weil ſich das Modell wirklich bewegen läßt: ſo ſiehet man, wie die Kraft angebracht iſt, und die Maſchine in Bewegung bringet, wie ſich die Geſchwindigkeiten der bewegten Theile gegen einander verhalten, wie oft der Mühlſtein bey jedem Umlaufe des Waſſerrades herum läuft, wie die Arbeit, der Ordnung nach, fortgehet, und nach den Regeln der Mechanik erleichtert oder beſchleuniget wird.

Modelle der Watten ſind die vom Hanfwerge verfertigte Watte, welche zum Muſter der baumwollenen oder ſeidenen Watten dienet. Der Wattenmacher nimmt nähmlich eine Hand voll Hanfwerg, kämmt ſolches in der feſtſtehenden Kardätſche überall gleichviel, alsdenn kardätſchet er dieſes Werg mit der andern Kardätſche ſoviel, wie möglich, durch, und ſucht dadurch das Werg ſowohl zu reinigen, als auch dahin zu bringen, daß die Fäden deſſelben ſo gleich, wie möglich, liegen. Hiernächſt nimmt er Wattenleim, nachdem er das recht kardätſchte Werg in dem Wattenrahmen ausgebreitet, und mit den Fingern überall gleich und dünne ausgezogen hat, und reibt damit die im ganzen Rahmen ausgebreitete Watte, indem er ſelben mit einem Pinſel von ſtarken Borſten überall gleich beſtreicht, ſo, daß ſich von dem Leim auch etwas einzieht. Der Leim iſt ſehr flüſſend, denn er muß zwar das Ganze wohl zuſammen halten, aber auch nicht, wenn er trocken iſt, ſo hart werden, daß er gleichſam breche. Denn die Watte muß nicht ſteif, ſondern ſanft und weich ſeyn. Nachdem dieſe beſtrichene Seite trocken geworden, ſo beſtreicht er auch auf die nähmliche Art die andere Seite. Eine ſolche Watte iſt ſelten dicker, als 4 oder 5 Linien, und ein Wattenmacher muß dieſe Regeln recht im Vorrath haben, wenn er gute Watten, oder ſolche Watten nicht machen kann.

Ueber jenen der Modelle, ſo wie für den den Künſten und Handwerken vorſtehenden, zu beſchreiben, würde hier unnöthig ſeyn, indem ihre nähere Anzeige an verſchiedene beſonderer Artikeln gehört. So wird man z. B. von den Modellen zu den Porzellan-Manufakturen, der Bildhauer, der Zinngießer ꝛc. in den Artikeln

Artikeln Porzellan-Manufactur, Nadler, Zinngießer ꝛc. das nöthige finden.

Zu den besonders merkwürdigen Modellen, die sich durch die daran gewendete Mühe und Kunst, oder durch die Kostbarkeit des Materials, woraus sie verfertiget sind, auszeichnen, gehöret unter andern das im Art. Kunstkammer, Th. 55, S. 394 schon erwähnte Modell des Tempels Salomon's, welches sich in der Modellensammlung zu Dresden befindet. An diesem schönen Modelle ist sechs Jahr, und zwar in den ersten Jahren von acht Gesellen gearbeitet worden, und es soll zusammen an 12000 Thaler, oder, nach anderer Bericht, 8000 gekostet haben. Der Tempel hat 24 Fuß im Quadrat. Der Grund und das meiste Inwendige ist Eichenholz, das Aeußere aber und die Zierrathen sind von Birnbaum, und die Festons sind von Birkenrinden, welche in Formen geschlagen sind. Am Tempel sind 6726 Säulen, die eben so viele zierliche Capitale haben, welche letztere alle von Bley gegossen und von Goldschmieden verschnitten sind. Die Gitter sind von sauberem Draht. Das ganze Werk ist hohl, und hat viele künstlich gemachte Gewölbe. Man kann alles stückweise von einander nehmen und recht besehen. Die Treppen sind alle nach den Regeln der Baukunst. Das ganze Werk steht auf hohen Böcken, oder auf einem Gerüste, darin man eine Treppe heruntersteigen muß, und alsdenn den Boden überall aufmachen, und alles inwendig von unten herauf besehen kann. Alles ist nach der Bibel und Villalpandi Beschreibung des Tempels gemacht. Der Räuch- und Brandopferaltar sind von Metall gegossen, die übrigen goldenen Gefäße sind von Kupfer, Silber oder Zinn, die kleineren Gefäße

aber, als Schaufeln, Zangen ꝛc. ſämmtlich von Silber, welches allein 2000 Mark gekoſtet haben ſoll. Die Prieſter ſind nach ihren verſchiedenen Kleidungen und Geſchäften von Holz geſchnitzt und zum Theil angeſtrichen und ihre Bilder ſind eine Viertelelle hoch. Das Allerheiligſte iſt noch einmal im Kleinen gemacht, wo auch die Geiſtshüte und Bundeslade, genau nach der Bibel. Bretter und Stangen ſind vergoldet, die Vorhänge und Decken ſo vielfarbig, als ſie wirklich waren. Um die Decke von Dachsfellen natürlich vorzuſtellen, hat Hr. Schott, der alles angegeben hat, Felle von ungebohrnen Kälbern aus England kommen laſſen *). Neuerlich iſt ein ähnliches Modell des Salomoniſchen Tempels von Schiffnern bekannt geworden, welches zwar weniger koſtbar, aber doch ſehr künſtlich und ordentlich iſt.

S. die Beſchreibung in des Hr. von Bibra Journal von und für Deutſchland vom 1785. 2 B. 3 S.

Im Kaufhauſe zu Bremen ſind zwey Modelle von Kriegsſchiffen nach allen Theilen und Zubehör ſehr artig gemacht. Das größeſte iſt etwa drey Ellen lang, mit drey Verdecken und 61 kleinen meſſingenen Kanonen: das andere iſt drey Ellen lang mit 40 Stücken **). Zu Dresden im grünen Gewölbe iſt ebenfalls ein künſtliches und zugleich kriegbares Kriegsſchiff, deſſen Tau- und Segelwerk von Gold gemacht iſt. Die Segel ſind aus Elfenbein ſehr fein, wie Pergament geſchnitzt, und auf dem einen iſt das Sächſiche Wappen. Das Schiff hat beyderſeits über einander ſtehende Kanonen von Meſſing, jede drey Zoll lang. Es ſteht auf einem Poſtamente von Marmor getragen, und

*) S. von Riesbeck's Reiſen 3 Th. 111 S.
**) S. von Uffenbach's Reiſen 2 Th. 134 S.

und ſegelt mit klingendem Spiele um dieſes Poſtement herum, wobey die Matroſen die Anker lichten und rudern.

S. Beſchreibung des grünen Gewölbes zu Dresden und der kaiſerl. Schatzkammer zu Wien, 5 S.

Unter den vielen in den verſchiedenen Kunſtſammlungen in Berlin befindlichen Modellen zeichnet ſich vorzüglich das Modell von einer Strecke des Schleſiſchen Rieſengebirges, von etwa 2½ Quadrat-Meilen, aus, welches in dem Kabinet des Bergwerks- und Hütten-Departements befindlich iſt. Der Holzſchneider Sigismund Kahl in Steinſeiffen hat ſolches auf Veranlaſſung des Freyherrn von Heinitz Excellenz in Holz ausgearbeitet, und es iſt dies Modell, welches 6½ Fuß lang und 2 Fuß 4 Zoll breit iſt, mit aller nur erdenklichen Genauigkeit ſowohl in Beobachtung der Natur überhaupt, da alle Höhen und Tiefen auf das richtigſte abgemeſſen und nachgebildet ſind, als auch in Rückſicht der kleinſten Nebenumſtände bearbeitet. Ja man kann behaupten, daß von den in der ganzen vorgeſtellten Gegend belegenen Dorfſchaften und einzelnen Wohnungen, gewiß kein einziges Haus zu finden iſt, das nicht auch auf dieſem Modell an ſeinem gehörigen Ort ſtände; eben ſo ſind auch alle übrige wichtige Theile, als Waldungen, hervorragende Steinklippen, Gebirgswaſſer, Teiche, Wege, einzelne Fußſteige, die Landesgränze, ja ſogar einzelne große Steine, und ſelbſt die verſchiedenen Holzarten, durch Hülfe der Farben, mit höchſter Treue dargeſtellt. Die Gegend, welche dies Modell umfaßt, iſt von dem Mittagsſtein und dem Anfang des Dorfs Brünekenberg über der Schneekoppe als dem höchſten Punkt dieſes Gebirgs, angerech-

ner,

ner, bis zu Ende des Dorfs Hennersdorf in der Breite, und von den böhmischen Grenzbergen bis zum Bärdenwerk und dem obern Theil der Stadt Schmiedeberg in der Tiefe.

S. Berliner Monatsschrift 1785. Jun. S. 536 f. Nicolai's Beschreibung von Berlin und Potsdam II B. S. 805 f.

Dieses Modell ist eine Nachahmung des berühmten von Pfeffer'schen Modells von der Schweiz, welches letztere aber bey weitem größer ist, und den größten Theil der Schweiz gleichsam wie eine in erhabener Manier gearbeitete Landkarte vorstellt. In Ansehung in Hinsicht der Arbeit und der Ausführung aller Theile werden sie von Kennern gleich geschätzt, nur steht bey dem Pfefferschen die Materie der Gebirge, (wie einige Reisende es anmerken) immer aus eben der Entfernt besehn, aus welcher die Gebirge selbst genommen gesetzt sind, oder scheinet nur zu bestehen scheint. Von dem Pfefferschen Modelle, welches sich in Luzern befindet, geben unter andern folgende Schriftsteller Nachricht:

Herrmann, in seinem historischen Handbuche der Schweiz.

Meiners, in den Briefen über die Schweiz.

Fried. Leop. Graf zu Stolberg's Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien I B. Königsberg und Leipzig bey Nicolovius. 1794. 8. S. 120 f. Derselbe sagt über dieses Modell:

Von diesem gehört zum französischen Gesandtschaftsrathe, dem Herrn von Pfeffer, welcher ein geborner Luzerner ist, und vor zwanzig Jahren an einer Beschreibung der innern Schweiz arbeitete. Er hat seine Landschaft zum Mittelpunkte genommen; es ist auch ungefähr der Mittelpunkt des ganzen Landes. Dieser Mann hat seine Arbeit mit Geist unternommen, mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und Geduld ausgeführt. Auf einer ungeheuren Tafel übersieht man in erhabener Arbeit

Arbeit die Vorstellung von zweyhundert und zwanzig Quadratstunden. Man sieht, in ihrer wahren Proportion, alle Berge und Thäler, die in diesem Raume liegen. Man erstaunt zu sehen, welch ein Maulwurfshügel der Albis, der bey uns für einen ansehnlichen Berg gelten würde, gegen den Rigi; welch ein Hügel dieser gegen den Pilatus; wie viel höher als der Pilatus die Reihe von Schneegebirgen sey, welche mit gleich hohen Gipfeln sich zackig vom Krispalt, aus dem der Rhein entspringt, bis zu den savoyischen Gebirgen erstrecket. Diese letztern sind nicht mit auf der Tafel, aber der Krispalt und ein Theil des viel minder hohen Gothard. Jede Landstraße, und die Fußpfade, welche über die Gebirge führen, sind ausgezeichnet; jeder Wasserfall, jeder Strom mit seinen Brücken, jede Stadt und jedes Dorf, ja die einzeln zerstreuten Häuser. Deutlich sind die Wälder des Laubholzes von Tannenwäldern unterschieden. Man stelle sich vor, welche Schwierigkeiten der Mann zu überwinden hatte, um alle diese Höhen und Tiefen genau aufzunehmen, in Gegenden, wo einzelne Felsen und Haine ihm oft so viel Zeit nahmen als Gebürge und Forsten. Diese Schwierigkeiten wurden noch durch die für ihre Freyheit so eifersüchtigen Bewohner der kleinen Kantone vermehrt, welche ihm oft die Aufnehmung und Abzeichnung wehrten, aus Furcht, daß dereinst ein Feind sie nutzen möchte. Er machte daher viele dieser Arbeiten bey Mondschein. Thäler, welche für unzugänglich gehalten wurden, und unbestiegne Gipfel besuchte der unverdrossene Mann, der doch weit über funfzig Jahr alt war, als er diese Unternehmung anfing. Die ganze Masse ist mit so vielem Fleiß als Kunst aus Mastix bereitet. Die Farben sind natürlich. Ich glaubte, die Nadelhölzungen wären aus Schlacken gemacht, er lächelte, ging in sein Kabinett, und kam zurück mit einer umgekehrten zottigen Nachtmütze von Baumwolle.

Aus solchen Zotten, sagte er, die ich mit Mastix überkleide, mache ich die Tannenwälder, welche Sie hier sehen.

Hinter der Seite, wo die hohen südlichen Gebirge abgebildet sind, hat er in der Entfernung von einigen Schritten ein kleines abgestuftes Gerüste stellen lassen. Von diesem nimmt sich die ganze Arbeit vorzüg-

vorzüglich schön aus. Hier übersah ich im Kleinen Gebirge, wie ich einst auf der Hochwang, einem Berge in Graubünden, rechts die Tiroler Gebirge, links den Gothard, und zwischen ihnen zahllose Gipfel dieses großen Zwischenraumes überschaute.

Der General Pfyffer ist ein gefälliger, lebhafter Greis von beynahe achtzig Jahren *).

Sehr interessant und belehrend für jeden Freund des Alterthums, besonders aber der Bau- und bildenden Künste, sind die Korkmodelle, welche die noch in und um Rom befindlichen Ruinen von Tempeln und Monumenten im Kleinen mit der täuschendsten Aehnlichkeit vorstellen, wie man sie in Cassel zu bewundern Gelegenheit hat, und die der verstorbene Rost in Leipzig in seiner Kunsthandlung zum Verkaufe ausbot, und die jetzt mit außerordentlicher Treue und Geschicklichkeit von dem Herrn Conditor Mey in Erfurt verfertiget und den Liebhabern für verhältnißmäßig sehr billige Preise überlassen werden. „Bis jetzt, sagt Rost in seiner Anzeige aller Kunstwerke in der Rostischen Kunsthandlung zu Leipzig, I. Abth. S. 43—56, sind nur wenige dieser in ihrer Art einzigen und herrlichen Modelle bekannt. Nur ein einziger berühmter Künstler und Architect zu Rom hat die noch in und um Rom befindlichen Ruinen von Tempeln und Monumenten des Alterthums, in Größe von 12 bis 20 Zoll, nach den großen Originalen mit der bewundernswürdigsten Genauigkeit nachgeahmt."

Diese in Rom verfertigten Modelle in Kork, von denen verschiedene in Cassel befindlich sind, waren die vorzüglichsten Muster, die Herr Mey kopierte. Er reisete nach Cassel und Leipzig, um sich eines geschickten Mannes zu versichern, der sie richtig

*) Dieses schrieb der Herr Graf im September 1791.

richtig aufnehmen und nachzeichnen könnte. Er verglich mit dem Maße, das bey jedem Stücke nach römischen Palmen angegeben ist, und mit der ganzen Ausführung die Werke eines Piranesi und Palladio, und so entstanden die seinigen, die von allen Freunden der Kunst und von Kennern, die an Ort und Stelle waren, wegen ihrer Treue in der Nachbildung, wegen ihres architektonischen Ebenmaßes, wegen ihrer meisterhaften Vollendung bewundert werden. Herr Mey gehört daher unter die ersten deutschen Künstler, welche die Anwendung des Korkes zur Nachbildung der alten Monumente im hohen Grade vollendet zeigten.

Seine Kunstwerke tragen überhaupt das Gepräge der höchsten Vollkommenheit, die sich mit dieser Masse erreichen läßt. Das Monument scheint durch seine Masse — den löcherigen Kork, und die Farben, die der Künstler der mahlenden Zeit gleichsam abgestohlen hat, — für das Alterthum zu sprechen, wohin es gehört. Alle Schattirungen, Figuren, Mauern, Thüren, Pfosten, Säulen, Gänge, Wölbungen, Bogen, Inschriften, Auszierungen, der ganze innere und äußere Schmuck, alle verfallene, verwitterte, bemooste Theile, kurz alles, was die Zeit übrig gelassen und was sie angehängt hat, alle Einsenkungen in die Erde, Verschüttungen oder Verstümmelungen sind mit der wahrsten Nachbildung dargestellt; nichts gehört verloren, von dem kleinsten und schmächtigsten Gesimse bis auf die stärksten Massen, von dem kleinsten ausgefallenen Steine bis auf die Hauptpfosten und Schlußsteine; von der Art, Steine zu schichten, bis auf die Füllung ist alles angegeben. Die genauste Verjüngung erstreckt sich auf die kleinsten und zartesten Theile. Nach dem i i

der

der Specification angeführten Maße, welches das Gestelle mit begreift, und nach dem auf dem Gestelle angedeuteten und in römische Palmen aufgelösten Maßstabe lassen sich alle Monumente auf Verlangen entweder vergrößern oder so weit verkleinern, als es die Natur der Sache erlaubt.

Wer kennt nicht den Vorzug richtiger Modelle vor allen Abbildungen und Kupferstichen, wenn diese auch noch so getreu und täuschend wären? Wie sehr müssen also selbst die sorgfältigsten architektonischen Zeichnungen eines Desgodetz, Piranesi, le Roy, Stuart ꝛc. gegen diese mit unglaublicher Genauigkeit ausgeschmückten Korkmodelle zurückstehn? Wenn der Kupferstecher oder Mahler in Darstellung der bedeckten Schönheiten z. B. an den Gewölben in den Gängen, seine Zuflucht zu Vereinzelungen nehmen, und so das unzertrennlich Verbundne trennen muß, so sieht man hier jeden Theil an das große Ganze nach der Ordnung geknüpft, die ihr der Künstler, seinem Vorbilde gemäß, so bestimmt geben konnte. Wenn die heilige Legende nur ein einziges Monument der Baukunst, das sich weniger durch seinen Geschmack, als durch die Heiligkeit seiner Bestimmung empfiehlt, — die Kapelle von Loretto, durch Engel an ihren jetzigen Ort hintragen läßt, so muß man über die hohe Wirksamkeit und die himmlische Magie der Kunst erstaunen, die alle Monumente des Alterthums, ohne dem Orte seine Zierde zu rauben, transportabel gemacht, und die Mittel der Möglichkeit, an ihrer Bewunderung Theil zu nehmen, den Kunstsinn durch Anschauen und Vergleichung zu schärfen, wahren Kunstgeschmack zu verbreiten, und den Begriffen von architektonischen Kunstwerken mehr Klarheit, Deutlichkeit

lichkeit und Bestimmtheit zu geben, unter dem Publikum vervielfältigt hat.

Kein Werk der Kunst kann deswegen würdiger seyn, einen Platz in den Kunstkabinetten zu finden, als diese Modelle; keins hat mehr Anspruch unter den Verzierungen geschmackvoller Zimmer zu glänzen; keins mehr, die Tafeln großer Herrn zu schmücken, da diese oft durch die geschmacklosesten und widersinnigsten Aufsätze entstellt sind, und dem Kunstliebhaber, bey der nicht selten an diesem Orte gewöhnlichen Langeweile, gar keinen Stoff zu belehrenden Gesprächen gewähren.

Obgleich die Masse so leicht ist, darf man doch wegen ihrer Dauer und Festigkeit ganz unbesorgt seyn. Der treffliche Künstler weiß jedes einzelne Stück der Korkmasse nicht nur mit seinen Theilen, sondern auch mit dem Ganzen so zu befestigen, daß jedes Monument ohne die geringste Gefahr an die entferntesten Orte versendet werden kann, und es auch zu verhüten, daß sich der Kork in der Hitze nicht wirft. Auch die kleinen Figuren, die an diesen Monumenten nicht von Kork gemacht werden, weil sie handelnde Personen vorstellen, werden von einer Masse verfertigt, die mit dem Kork allen Einwirkungen widersteht.

Specification aller Monumente von Kork, die der Conditor Mey in Erfurt verfertigt hat, und die bey den Gebrüdern Gädicke in Weimar um beygesetzte äußerste Preise in Commission zu haben sind.

1) Arco di Constantino, lang 2 Schuh 2 Zoll; breit 1 Schuh 1 Zoll; hoch 9 Zoll. Preis 35 Dukaten; in der rostischen Kunsthandlung in Leipzig kostet dieses 58 Dukaten.

2) Arco di Settimo Severo, 2 S. 3 Z. l.; 1 S. br.; 1 S. 10 Z. h.; 36 Duk.; bey Rost 50—58 Duk.

33) Theatro di Marcello, h. 1 S. 4 Z.; l. 3 Sch. 8 Z.; br. 1 S. 8 Z. 50 Duk. bey Roſt 55 – 65 Duk.

34) Panteon, h. 1 S. 8 Z.; br. 2 S.; l. 2 Sch. 8 Z.; 120 Duk. bey Roſt 150 – 168.

35) Colliſeo, h. 1 S. 8 Z.; ovalförmig lang 3 S. 4 Z.; br. 2 S. 4 Z. 120 Duk. bey Roſt 150–168 Duk.

Kann noch halb und noch einmahl ſo groß verfertigt werden.

36) Tempio della Pace, h. 1 S. 6 Z.; l. 3 Sch. 6 Z.; br. 1 Sch. 3 Z. 30 Duk. bey Roſt 30–35 Duk.

37) Der Tempel von Päſtum, 1 S. 3 Z. h. 5 S. l.; 1 Sch. 4 Z. br. 45 Duk.

38) Ein kleines gothiſches Monument, welches ſich vor dem Brühler Thor zu Erfurt befindet, 1 S. 5 Z.; 1 Sch. br. 12 Duk.

39) Die Bildſäule des Churfürſten von Mainz, die ſich in Erfurt auf dem Graben befindet.

40) Mehrere Uhrgehäuſe in antikem Geſchmacke.

Der größere Theil dieſer Monumente iſt wirklich fertig, und kann an die Liebhaber um beygeſetzte Preiſe alsbald abgeſendet werden. Pack- und Frachtkoſten trägt der Käufer. Vorräthig ſind Nr. 1. 3. 4. 7. 8. 8. nach kleinerem Maßſtabe. 9. 9. nach kleinerem Maßſtabe. 10. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 37. 38. 39. 40.

Auf ſichere Beſtellungen können auch die nicht vorräthigen binnen kurzer Zeit abgeliefert werden, da viele einzelne Theile, die nur zuſammen geſetzt werden dürfen, vorräthig liegen.

Da die Korkmodelle des Herrn Mey denjenigen, welche in der roſtiſchen Kunſthandlung zu haben ſind, nicht nur gleich kommen, ſondern ſie noch übertreffen ſollen, ſo zeugt der billigere Preis ſehr von der Anſpruchloſigkeit und Beſcheidenheit des Künſtlers. Mehrere Nachricht von dieſen Meyiſchen Kunſtwerken findet man in

Wieland's Neuem Teutſchen Merkur. IV. St. 1800. S. 325. Ueber Herrn Mey's Felloplaſtick*).

Herr

*) Die Griechen nannten die Korkeiche φελλος. Felloplaſtik heißt alſo Bildnerey in Kork.

Herr Karl Löscher, vormals Gräfl. Thunischer Bergmeister, jetzt wohnhaft in Freyberg, empfiehlt den Freunden der Bergswerkswissenschaften die von ihm vollkommen nach der Natur verfertigten **Modelle vom praktischen Grubenbau.** Das Innere des Grubenbaues ist an diesen Modellen so deutlich und richtig nach dem verjüngten Maßstabe vorgestellt, daß auch ganz Unwissende sich eine deutliche Vorstellung davon machen können. Das Gestein ist mit dem Freybergischen Gneisgebürge vollkommen täuschend, man sieht alle Arbeiten in dem Gestein, die Baue sind in einzelnen Piecen vorgestellt, daß man jedes Stück bequem vor sich nehmen und betrachten kann. Die ganze Anzahl der Modelle beläuft sich auf 28 Stück, z. B. Straßenbau, Firstenbau, Kunstschacht, u. s. w. desgleichen die sämmtliche Stollen- und Schacht-Zimmer- und Mauerung; es befindet sich auch ein Markscheiderszug mit dabey, wo man die Operation des Markscheiders auf dem Stollen sehen kann; desgleichen ein sehr lehrreiches Stück vom Streichen und Fallen der Gänge. Alle diese Modelle sind sehr dauerhaft und können zusammen in einer Kiste sehr gut eingepackt und auf dem Postwagen versendet werden. Eine solche Suite von Modellen kostet, mit Beschreibung und Emballage, 65 Rthlr.

Intelligenzblatt der allgemeinen Literaturzeitung, 179[illegible]. Nr. 10.

Von sehr umfassendem Nutzen sind übrigens die **Modellsammlungen,** welche man an mehreren großen Orten zum Behuf der Bildung junger Handwerker, Künstler und Baumeister und anderer Liebhaber der Wissenschaften veranstaltet hat.

36) Tempio della Pace. H. 1 F. 6 Z.; 6 Z.; br. 1 Sch. 3 Z. 30 Duk. bey 35 Duk.

37) Der Tempel von Päſtum, 1 F. 3 Z. l.; 1 Sch. 4 Z. br. 45 Duk.

38 Ein kleines gothiſches Monument, n vor dem Brühler Thor zu Erfurt beſi 5 Z.; 1 Sch. br. 12 Duk.

39) Die Bildſäule des Churfürſten von S ſich in Erfurt auf dem Graben befind

40 Mehrere Uhrgehäuſe in antikem Ge

Der gröſsere Theil dieſer Monumente lich fertig, und kann an die Liebhaber um te Preiſe alsbald abgeſendet werden. F Frachtkoſten trägt der Käufer. Vorräthig 1. 2. 4. 7. 8. 8. nach kleinerem Maſsſtab nach kleinerem Maſsſtabe. 10. 12. 13. 1 17. 18. 19. 20. 21. 22. 25. 37. 38. 39. 40.

Auf ſichere Beſtellungen können auch vorräthigen können kurzer Zeit abgeliefer da viele einzelne Theile, die nur zuſamm werden dürfen, vorräthig liegen.

Da die Kochmodelle des Herrn W ſungen, welche in der roſtlichen Kunſthal haben ſind, nicht nur gleich kommen, ſ noch übertreffen ſollen, ſo zeugt der billig ſehr von der Industriöſität und Beſcheid

geräumigen Säle und Nebengebäude der ehemaligen Abtei St. Martin verlegt. Eine groſse Anzahl Maſchinen aus Vauconſon's Sammlung in der Antons-Vorſtadt, ſo wie die ganze Sammlung der aufgehobenen Akademie der Wiſſenſchaften, und die herrlichen Modelle und Kunſtwerke aus der Gallerie des Herzogs von Orleans wurden dahin abgeliefert. Ungeachtet des ſchlechten Finanz-Zuſtandes wurde doch mit dem Bau und der Anordnung der Gallerien ununterbrochen fortgefahren, ſo daſs die Gallerien des Erdgeſchoſſes jetzt ganz vollendet ſind, und man bereits an denen des erſten Stockwerks arbeitet. Die unermeſslichen Schätze dieſer Sammlung, die auch aus vielen Privatſammlungen in Paris und den Departemets ſehr beträchtlichen Zuwachs erhalten haben, und durch die Kommiſſaire bey den ſiegreichen Armeen, beſonders aus den Kabinetten des Erbſtatthalters und aus Italien vergröſsert worden ſind, ſollen unter dem Nahmen Muſéum d'Induſtrie dem Genuſſe und Unterrichte des Publikums geöffnet werden. In der geräumigen Kirche der genannten Abtei ſollen die Maſchinen von gröſserm Umfange aufgeſtellt, in den Höfen und Gärten aber die hydrauliſchen Maſchinen, die Feuerſpritzen u. ſ. w. angebracht werden. Eine zahlreiche Bibliothek aller zur Technologie und Naturkunde gehörigen Werke iſt gleichfalls ſchon in Bereitſchaft, und ein ſchöner und geräumiger Saal bleibt ganz eigentlich für die jährliche groſse Ausſtellung aller neu erfundenen oder verbeſſerten Fabrikate und Kunſt-Produkte im ganzen Umfange der Republik beſtimmt. Die Konſervatoren werden dann ein eigenes Bulletin des arts in jeder Dekade herausgeben, und mehrere chemiſche und techniſche Vorleſungen, die jetzt nur durch Subſkrip-

tion in dem Lycée des arts oder der polytechnischen Schule Statt fanden, werden hier auf Unkosten des Staats mit der größten Bequemlichkeit und Versinnlichung gehalten werden können. Von diesem Central-Museum sollen sich dann durch alle Präfektur-Städte ähnliche Museen ausbreiten, wozu auch schon in Gregoires erstem Bericht die Grundlinien vorgezeichnet sind.

Von den Modellsammlungen in Petersburg s. Georgi's Beschreibung der Russ. Kais. Residenzstadt St. Petersburg. St. Petersburg 1790. 8. S. 313. 317.

In Cassel, — außer dem, was im Art. Kunstkammer, Th. 55, S. 394 davon gesagt worden, Bernoulli's Reisen, III. S. 161.

In Göttingen, — s. Hollenberg's Reise, S. 22.

In Stockholm, — s. Deutsches Magazin 1795. Febr. S. 153.

Vom Nutzen der Modelle zum Unterrichte in der Kriegswissenschaft, s. im Art. Kriegsschule, Th. 52, S. 27 ff.

Von Modellen von Gebäuden und nützlichen Maschinen, als einer angenehmen und nützlichen Beschäftigung für Kinder, s. im Art. Kinderspiel, Th. 37. S. 854 ff.

Von der Verfertigung der Modelle, welche die Bildhauer zu den Statuen gebrauchen, s. den Art. Modellieren.

Von den Modellen zu den gegossenen Statuen, s. den Art. Statue.

Da unser Zeitalter übrigens so geschäftig ist, nützliche Erfindungen gemeinkündig zu machen, so haben wir dem Fleiße unserer Schriftsteller auch verschiedene Werke zu verdanken, die dazu bestimmt sind, die neuen Maschinen und neuen Formen in

Meublen

Meublen und Hausgeräthen durch Abbildungen und Beschreibungen bekannt zu machen. Außer den am Schlusse des Artikels **Mode** schon genannten Zeitschriften, welche zu diesem Behufe gleichfalls sehr brauchbar sind, gibt es noch verschiedene, die für die eine oder andere Kunst und Handthierung insonderheit bestimmt sind, wohin vorzüglich folgende gehören:

Modell-Magazin für Gold- und Silberarbeiter. Leipzig im Industrie-Comptoir. Erste Sammlung mit 7 Kupfertaf. in klein Folio 1 Rthlr. (1802?).

Modell-Magazin für Porzellan- und Fayance-Fabriken, wie auch für Zinngießer und Töpfer. Eben das. 1. Heft mit 1 Kupf. Querfol. 1 Rth.

Abbildung der eisernen Waaren, welche auf den Königl. Preuß. Eisenwerken zu Malapane, Gleiwitz und Kreutzberg in Schlesien gegossen werden. Erstes Heft (1801?) kl. Fol. Mit 13 Kupfertaf. und ½ Bogen Erklär. derselb. 1 Rth. (Es sind Modelle von eisernen Thorwegen, Fenstergittern, Brücken, Einfassungen, die vielen Beyfall finden. S. Jen. Lit. Zeit. 1801. May. St. 147.)

Neues Modellbuch eleganter Wäschzeichen zu Tafeltüchern, Servietten und Taschentüchern, mit 26 Medaillons, als Einfassungen zu Buchstaben und Nummern; nebst 2 Alphabet verschiedener schöner Schrift, gezeichnet von Emilie Berin. Leipzig, im Industrie Compt. 1801. 6 gr.

Modelltuch, oder auserlesene Desseins zum Zeichnen und Stricken, nebst einem englischen und französischen Alphabet, auf einem Foliobogen. Leipzig bey Böhme, 1799. 12 gr.

Modell-Magazin für Oekonomen, oder Abbildung und Beschreibung der nützlichsten und bequemsten Geräthschaften, Werkzeuge und Geschirre für Haushaltungen, Landwirthschaften, Viehzucht, Feld-, Garten- und Wiesenbau, Brauerey und Branntweinbrennerey. Nach den neuesten in- und ausländischen Erfindungen und Verbesserungen von Johann Riem, Kurfürst. Sächsischem und Fürstl. Anhalt-Pleßischem Kom-

mannsrath, und F. A. Heine, Architekten in Dresden, in Verbindung mit mehreren Landwirthen herausgegeben. Erstes Heft. Leipzig, bey Voß und Compagnie (1803). Preis 1 Thlr. 8 Gr. Dieß erste Heft enthält: 1) Beschreibung und Abbildung eines Kalkiren-Karrens; 2) desgl. eines Streuschaufel-Karrens; 3) desgl. einer Hacks- und Hanfbrechmaschine; 4) desgl. einer Schwingel oder Wäschreife; 5) desgl. einer Häckel oder Stockmaschine; 6) desgl. zweyer Waschmaschinen und 7) eine neu erfundene Dreschmaschine mit Stampfen. Die dazu gehörigen Kupfertafeln sind von dem geschickten Künstler Heine nach den Modellen selbst gezeichnet und sauber in Kupfer gestochen worden.

Magazin alter und neuer Erfindungen. Leipzig, bey Baumgärtner 1801 f. mit vielen Kupfern. Bis jetzt 10 Hefte in gr. 4. jedes 1 Rthlr.

Modellbrett bey den Lederverfertigern und Perückenmachern, s. im Art. Leder, Th. 65. S. 685.

Modell-Cabinet, s. Modellsammlungen, im Art. Modell, eben. S. 549.

Modellbeil, s. eben. S. 525.

Modelliren, am verb. regul. act. et neutr. aus dem Franz. Modeler, ein Modell machen. In Thon, Wachs modelliren, ein Modell aus Thon, aus Wachs verfertigen. Imgleichen so viel als abformen, franz. Mouler. Eine Bildsäule modelliren.

Wer mit einem geschickten Künstler täglich den Umgang genießet, und einen Blick hat nach seiner angenommenen Fachbeschäftigkeit zu einer Figur geschickt, der kommt nachmahls mehrer seine Gedanken, und weiß die Erfindung seiner Figur in einem Modell aus. Er entwirft ein Dutzend mahl eine Figur, ehe er sich an die Ausarbeitung eines Gedichts macht. Es ist aber unmöglich, daß der Künstler seinem Modell Ebenmaß, Richtig-

Leichtigkeit, und Geschmack ertheilen kann, wenn er nicht in das Innerste der Zeichnungskunst eingedrungen ist. Daher läßt man zwar einen Lehrling dieser Kunst anfänglich nach Vorschriften zeichnen, wenn er sich aber in Zeichnungen dieser Art geübet hat, so hält man ihn an, nach Modellen (nach dem Runden) der alten griechischen Kunstwerke Zeichnungen zu entwerfen. Dis ist um so viel nöthiger, da der Mahler eine Figur nur aus einem einzigen Gesichtspunkt vorstellet, der Bildhauer aber sein Kunstwerk der Beurtheilung des Kenners von allen Seiten ausetzet. Zuletzt muß der Lehrling nach der Natur zeichnen. Allein man verlanget noch mehr von einem Figuristen. Er soll die Spannung der Muskeln bey der angenommenen Stellung der Figur so ausdrucken, wie es die Natur der Handlung mit sich bringet u. d. m. Daher ist ihm eine anatomische Kenntniß des menschlischen Körpers unentbehrlich. Durch alle diese Uebung vorbereitet bringt man den Lehrling endlich zum Modelliren, wobey er, wie in der Zeichnungskunst, mit einzelnen Theilen den Anfang macht, und von diesen zum Ganzen übergehet.

Die Erfindung einer Figur bleibt zwar dieselbe, sie mag nun in Thon, Holz, Stein, oder in irgend einer andern Materie ausgedruckt werden: Unterdessen muß der Künstler doch eine solche Masse zum Modelliren wählen, die sich leicht unter seiner Hand nach den gefaßten Gedanken bilden läsiet, und wovon er ohne Schaden abnehmen und hinzusetzen kann. Modelle zu Figuren verfertigt er daher aus Thon, Wachs, oder auch aus Stuck. Am liebsten wählt der Bildhauer aber zu Modellen dieser Art den Thon, weil er in dieser Masse die feinen Züge mit Beyhülfe eines

nassen

nessen Schwamms und eines Pinsels, weit bes-
ser ausdrucken kann, als in Wachs. Daher wol-
len wir uns auch vorzüglich mit der Verfertigung
eines Modells aus Thon beschäftigen.

Der Künstler nimmt zu einem Modelle ent-
weder Töpfer- oder Pfeifenthon. Der letzte giebt
dem Modell blos ein besseres Ansehen, denn übri-
gens ist eine Thonart zu diesem Zweck gerade so
brauchbar, als die andere. Doch kann der Künst-
ler nur solche Thonarten wählen, die von Natur
geschmeidig sind, und nicht zu stark schwinden.
Ueberdem muß er den Thon jedesmal von allem
Sande und andern fremden Körpern reinigen.
Aus der letzten Ursache wird er zerstoßen, gesie-
bet, und alle Beymischungen werden bey dieser
Arbeit weggeschaft. Man verwandelt ihn endlich
in eine steife Masse.

Bey der Ausbildung der Stüke aus Thon
muß das Genie des Künstlers, eine genaue Be-
kanntschaft mit der Zeichnungskunst, und seine er-
langte Fertigkeit das Beste thun, Dinge die man
entweder nicht beschreiben, oder füglich voraus-
setzen kann. Ein Poußir-Stuhl und einige Pou-
ßir Hölzer erleichtern das Mechanische dieser Ar-
beit. Der Poußir-Stuhl bestehet aus zwey Thei-
len, aus einem 4 Fuß hohen hölzernen Gestelle
oder Fuß und einer Scheibe, die auf dem Fuß
ruhet. Die Scheibe hängt durch einen langen
hölzernen Zapfen mit dem Fuß zusammen. Man
kann also diese Scheibe vermittelst des Zapfens
nicht nur nach allen Seiten umdrehen, ohne den
Fuß zu bewegen, sondern auch erhöhen und er-
niedrigen. Der Leser wird leicht errathen, daß
der Thon beym Modelliren auf seinem Lager oder
der Scheibe ruhen, und daß der Poußir-Stuhl
die Bequemlichkeit verschaffen muß, daß man das Mo-
dell

dell bequem nach allen Seiten drehen kann, ſo wie es Schatten und Licht mit ſich bringet. Die Pouſſir-Hölzer ſind theils rund, theils halbrund, andre ſind wieder hohl, und von jeder Art ſind einige gerade, andre an einem Ende aufgeworfen. Es iſt gleichgültig, ob man Pouſſir-Hölzer von hartem Holz, oder von Elfenbein wählt.

Der Künſtler bildet einen Theil der Skitze von Thon nach dem andern im Groben mit der Hand aus, nimmt ab und ſetzt nach Befinden hinzu, und arbeitet jede Fläche mit den Pouſſir-Hölzern, mit dem naſſen Schwamm und mit dem Pinſel weiter aus, wie es ihm in jedem einzelnen Fall am ſchicklichſten ſcheint. Daher trift es ſich, daß der eine Künſtler auf dieſe, der andre auf eine andre Art zu Werke gehet, und beyde doch zu einem Zweck gelangen, wenn ſie nähmlich beyde Meiſter in ihrer Kunſt ſind. Die Handgriffe, zu welchen ſich jeder Künſtler von Jugend auf gewöhnet hat, ſind ihm natürlicher Weiſe die geläufigſten. Aus der zahlreichen Menge Pouſſir-Hölzer wählt er jederzeit dasjenige, das ſich am beſten zu jeder Vertiefung oder Wölbung paſſet. Wenn er einen Theil des Modells zur Vollkommenheit gebracht hat, ſo ebnet er den Thon mit einem naſſen Pinſel, und ſucht hierbey das Feine mancher Züge noch zu erheben. Trift es ſich, daß er Fehler bemerkt, wenn er den Thon mit dem Pinſel gewaſchen hat, ſo muß er den modellirten Theil, oder auch das Ganze von neuem umarbeiten. Unterbrechen Zeit und Umſtände die Arbeit, ſo bedeckt er die Skitze mit einem naſſen Tuch, und hindert hierdurch, daß der Thon nicht trocken wird. Damit aber das Modell nicht von dem Tuche verletzet werde, ſo entfernt er dieſes in etwas durch ein paar Nadeln, die er in den Thon ſteckt,

ſteckt, oder beſſer, durch ein kleines Gerüſte, welches den Thon umgiebet.

Was ſoll man noch weiter von dem Modelliren einer Skitze ſagen? Etwa daß die Skitze von der Erfindungskraft und dem Geſchmack ihres Meiſters zeugen, daß ſie der Natur gemäß Ebenmaß, Handlung, eine ſchickliche Stellung haben muß? Alles dis gehört zu der Kunſt des Bildhauers, wovon anjetzt die Rede nicht iſt. Dis aber kann man nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß ſich der Meiſter bey kleinen Mängeln nicht verweilet, wenn er eine Skitze verfertiget, und ſeine Gedanken nicht ſogleich ſammeln kann, gerade wie der Schriftſteller bey dem erſten Entwurf ſeiner Schrift kleine Unvollkommenheiten der kaltblütigen Ausbeſſerung überläſſet. Bey einem ausgearbeiteten Modell, oder bey der Verfertigung der Figur ſelbſt verbeſſert der Bildhauer gleichfalls die überſehenen Mängel der Skitze. Ja geſchickte und ſorgfältige Meiſter, die nicht bloß ums Brot arbeiten, entwerfen wohl zuweilen von eben der Figur zwey bis dreymahl eine Skitze, wenn die erſten Verſuche ihren Beyfall nicht erhalten, und wenn der Kenner oder auch wohl der künftige Beſitzer der Figur in Stein Abänderungen wünſchet. Die Forderungen des Beſitzers iſt aber für einen geſchickten Künſtler insgemein eine unangenehme Verſuchung, zumal wenn jener kein Kenner iſt. Läßt man dem Künſtler Zeit, ſo bildet er die Skitze mit aller Vollkommenheit aus, daß ſie ihm zugleich zum Modell bey der Verfertigung der Figur in Stein dienet. In dieſem Fall muß er freylich nicht nur die Wirkung des Ganzen, ſondern auch das Verhältniß der Theile gegen einander genau prüfen.

Soll die vollständig ausgearbeitete Skitze zugleich der Leitfaden bey der Arbeit in Stein seyn, so läßt sie der Künstler, wenn sie völlig trocken ist, in einem Töpferofen brennen. Man ertheilt hierdurch dem Modell Haltbarkeit und Dauer, damit es nicht nur nicht bey der langwierigen Bearbeitung des Steins zerfällt, sondern damit man es auch zum Andenken, und vorzüglich zum Unterricht künftiger Lehrlinge dieser Kunst aufbehalten kann. Der Töpfer muß das Modell in seinem Ofen mit einem großen Topf, oder mit einer Kapsel von Thon bedecken. Die Glasur der benachbarten Töpferarbeit springt häufig ab, und dis würde die unbedeckte Figur verletzen.

Sieht sich aber der Künstler genöthiget, die Skitze in Eil zu verfertigen, so bildet er sie nur in so weit aus, daß man daraus seine Gedanken und überhaupt seine Erfindung ersehen kann. Bey Skitzen dieser Art erwartet man nicht Genauigkeit, sondern vielmehr Feuer der Einbildungskraft und der Erfindung.

Bey den vollkommen ausgearbeiteten Modellen hängt es von der Willkühr des Künstlers ab, ob er ein solches verjüngt, oder nach der Größe der künftigen Größe ausbilden will.

Der Künstler sieht sich in diesem Falle genöthiget, ein Modell in der gedachten Größe von Thon zu verfertigen. Das ausgearbeitete Modell von Thon muß nun zwar gleichfalls mit dem Poußir-Griffel, wie die Skitze, ausgearbeitet werden, allein allerdings mit mehrerer Sorgfalt und Richtigkeit. Die Skitze ist, so zu sagen, nur die erste Anlage des Modells, und der Künstler kann sie mit einer zwanglosen Freyheit ohne alle mühsame Bearbeitung verfertigen. Sorgfalt und Genauigkeit muß er aber anwenden, wenn er ein vollkommenes

menes Modell verfertiget. Insbesondere muß a jedem Theile ein schickliches Verhältniß gegen di übrigen Theile und gegen das Ganze geben, und wenn sein Auge einen entdeckten Fehler nicht e grünben kann, den Zirkel gebrauchen.

Die Proportion der Theile wird in der Zeich nungskunst gelehret. Man kann hier die Regeln dieser Kunst füglich voraus setzen, zumahl da die Bildhauer in dieser Sache nicht übereinstimmen. Die mehresten folgen zwar der Proportion, die einige Kunstverständige bey einigen Antiken bemerkt haben, aber doch mit einigen Abänderungen. Einige machen die Figur acht Köpfe, andre zehen Gesichtslängen hoch. Beyde theilen jeden Hauptheil in kleinere Theile, nach welchen sie die Länge, Breite, und Dicke jedes Gliedes und überhaupt jedes Theils ausmessen. Allein, wie gesagt, die Bildhauer stimmen in diese Sache nicht völlig mit einander überein, und daher giebt es noch verschiedene andre Abtheilungen. Das geübte Auge thut in den mehresten Fällen das Beste, und nur in zweifelhaften Fällen nimmt man zu den Vorschriften der Zeichnungskunst seine Zuflucht.

Auch in Absicht der mechanischen Handgriffe, womit man den Thon zu einem Modell umbildet, weichen die Künstler verschiedener Gegenden von e ab. Der Italiäner macht anfänglich en einen kantigen Körper in erforderlicher und bildet diesen dergestalt zu einem Mo daß er von den äußern Theilen zu den n übergehet. Er siehet also die Thonmasse einen Marmorblock an, nimmt daher nach und das Ueberflüssige mit den Poußir-Griffeln arbeitet die angelegten Theile endlich voll aus. Der französische Künstler schlägt ntgegengesetzten Weg ein, denn er

arbeitet

arbeitet das Modell von dem Innern nach dem Aeußern aus. Er verfertiget ſich nähmlich anfänglich nur eine magere und nackte Skitze, legt nach und nach die Muskeln, das Gewand u. d. g. an, und arbeitet zuletzt alle Theile vollkommen mit dem Poußir-Griffel aus. Im Grunde betrachtet folgt der deutſche dem franzöſiſchen Künſtler nur mit dem Unterſchiede, daß einige ſogleich das Gewand, und kurz die ſämmtlichen Theile des Modells anlegen, nach und nach weiter ausbilden, und hierbey nach Befinden abnehmen und hinzuſetzen.

Iſt das Modell nicht ſonderlich groß, ſo läßt man es in einem Töpferofen brennen. Allein der Thon hat leider den Fehler, daß er ſchwindet und aufſpringet. Das erſte nöthiget den Künſtler, das Modell um ſo viel größer zu verfertigen, als er glaubt, daß der Thon ſchwinden werde, wenn nähmlich das Modell ſo groß ſeyn ſoll, als die künftige Figur von Stein. Denn bey einem verjüngten Modell ſchadet das Schwinden des Thons nicht, da das Modell in allen Theilen ziemlich gleich verkleinert wird. Weit ſchädlicher iſt es aber, wenn der Thon Riſſe bekommt, denn dieſe bleiben ſich in allen Theilen gleich. Einige Künſtler glauben dieſem Fehler vorzubeugen, wenn ſie das Modell dergeſtalt über einem Stabe verfertigen, daß in der Are des Modells eine Oeffnung entſtehet, wenn man es von dem Stocke abnimmt. Die Riſſe entſtehen durch die eingeſchränkte Luft, der man durch dieſes Loch einen freyern Ausgang verſchafft. Bey dem Modell von Thon zu einer großen Statue entſteht noch die Schwierigkeit, daß man es in einem Töpferofen nicht brennen kann, wegen ſeiner Größe. Man könnte es zwar ſtückweiſe brennen, z. B. die Arme, die Füſſe, den

Kopf und den Rumpf, jedes beſonders, und die ausgebrannten Stücke wieder zu einem Ganzen zuſammen ſetzen; allein die Arbeit iſt mühſam, und es könnten auch leicht Fehler entſtehen.

Der Künſtler ſchlägt daher bey einem großen Modell einen andern Weg ein, und verfertiget über dem ungebrannten Modell von Thon eine ſogenannte **verlorne Form**, in welcher er ein Modell von Gyps gießet. Er überziehet nähmlich das ganze Modell, die Grundfläche der Plinte ausgenommen, mit einer Rinde von Gypsbrey, die etwa einen Zoll dick iſt. Die ganze Rinde beſtreicht er mit einer Schwärze, die er aus zerſtoſſenen Kohlen und Waſſer verfertiget, und über dieſen Anſtrich trägt er durchgängig noch Gypsbrey einige Zoll dick auf, wodurch die Form Haltbarkeit erhält. Sobald der Gyps anfängt zu binden, theilt er mit einem Meiſſel die Rinde dergeſtalt ab, wie er meinet, daß ſich die Stücke dieſer Rinde bequem von dem Runden des Modells von Thon werden abnehmen laſſen. Nach Maßgabe des gezeichneten Umriſſes der abgetheilten Stücke hauet er mit dem Meiſſel in die Gypsrinde ein, aber nur bis auf den ſchwarzen Anſtrich der innerſten Gypsrinde. Der Meiſſel beſchädiget die Gypsrinde ſowohl, als das Modell von Thon, wenn er tiefer eindringet. Sobald der Künſtler alle Stücke der Rinde mit dem Meiſſel abgeſondert hat, ſo ſchlägt er endlich noch mit der Hand gegen die Gipsrinde, und durch die Erſchütterung zerſpringet die innere Rinde, welche das Modell unmittelbar berühret, nach Maßgabe der Einſchnitte.

Man [illegible] ſich nunmehr ein
Stück [illegible] dern von der
M[illegible] Allein
[illegible] bleib

bleiben hin und wieder an dem Gyps Stücke Thon hangen, die ſich von dem Modell ablöſen, und hierdurch wird das Modell beſchädiget und unbrauchbar. Die Stücke Thon nimmt man von der Gypsrinde mit einem ſcharfen Eiſen ab. Auf dieſe Art entſtehet nun aus den zuſammengeſetzten Stücken der Gypsrinde eine Form, worin der Bildhauer ſein beſchädigtes Modell nach ſeiner ganzen Größe in Gyps wieder herſtellen kann. Der Künſtler übertüncht nähmlich die innere Fläche der Gypsform, vermittelſt eines Pinſels, mit einer klebrichten Materie, die den Gypsbrey nicht hindert, in die feinſten Züge der Form einzudringen. Er nimmt hierzu entweder Seifenwaſſer, oder Seifenwaſſer und Baumöhl in gleichen Theilen, oder auch gewöhnlich bloß Baumöhl. Die zuſammengeſetzten Stücke der Form werden hierauf ſämmtlich wieder mit einer ſtarken Schnur vereiniget, die Form wird auf den Kopf geſtellt, und der Gypsbrey in diejenige Oeffnung eingegoſſen, die unter der Plinte entſtehet, wie aus dem obigen erhellet. Man ſchüttet nähmlich in ein Gefäß mit Waſſer ſo viel Gypsmehl, bis ein ganz dünner und flüſſiger Brey entſtehet, wenn man dieſe Miſchung umrühret. Der flüſſige Gyps hat die Eigenſchaft, daß er in kurzer Zeit in einen dickern und ſteifern Brey übergeht, und daß er endlich völlig bindet. Er dringt aber nur alsdenn in die feinſten Züge der Form ein, wenn man ihn ganz flüſſig eingießet. Daher entſteht ein unvollſtändiger Guß, wenn der Bildhauer nicht den erforderlichen Zeitpunkt beobachtet, und den Gyps in die Form gießet, wenn er bereits anfängt, in dem Gefäße zu binden, worin er zubereitet iſt. Der Künſtler kann den Gyps zwar wieder mit hinzugegoſſenem Waſſer flüſſig machen,

allein eine Gypsfigur, die mit ſolchem Gyps gegoſſen wird, iſt mürbe und zerbrechlich.

Sobald der Gypsbrey in die Form gegoſſen iſt, wird dieſe dergeſtalt nach allen Seiten gedrehet, daß ſich der Gypsbrey auf ihrer ganzen innern Fläche verbreitet. Dies beobachtet der Künſtler jederzeit, wenn er von neuem Gyps in die Form gießet, und die gegoſſene Gypsrinde nimmt hierdurch nach und nach an Stärke zu. Der Künſtler ſetzt dieſe Arbeit ſo lange fort, bis die Gypsrinde die erforderliche Dicke hat, die bey einem großen Modell etwa drey bis vier Zoll, bey kleinen Figuren aber höchſtens nur einen Zoll beträgt. Selten wird ein Modell maſſiv gegoſſen, denn man kann bey einem hohlen Modell den Gyps ohne merklichen Schaden ſparen. Daher wurde das Modell von Gyps zu der Statue Schwerin's gleichfalls hohl gegoſſen. Sobald man merkt, daß der Gyps durchgängig bindet, ſo werden die Stücke der Form von dem Ausguß abgenommen, und wenn dieſer vollſtändig ausfällt, ſo hat der Künſtler nichts weiter bey dem gegoſſenen Modell zu thun, als daß er den Grad abnimmt, der auf dem Gypsmodell durch die Fugen der Form entſteht. Am leichteſten läßt ſich dieſer Auswuchs mit einem feinen Meiſſel abnehmen, wenn der Gyps nur noch bindet.

Iſt aber das Modell von Thon nicht zu groß, und der Künſtler befindet ſich in einer ſolchen Lage, daß er Zeit und Mühe auf eine Form verwenden kann, ſo verfertigt er ſtatt der verlornen Form eine, die dauerhaft iſt, und mehr als [illegible] verträgt. Dieſe dauerhaften [illegible] Kunſtwerken um ſo viel [illegible] Modell vervielfältigen, um [illegible] Kenner bei

gen. Nie kann eine Form dieſer Art aus wenigen Stücken zuſammen geſetzt werden. Jede Figur hat ihre Vertiefung, und ihre eingehenden und zurückgezogenen Winkel, welche hindern, daß man eine Form, die aus wenigen Stücken beſteht, bequem wieder von dem Ausguß abnehmen kann. Eben dieſer Fall findet ſtatt, wenn ein Theil der Figur eine Rundung hat, die einen halben Zirkel überſteigt, wie z. B. der Arm oder der Fuß bey der Figur eines Menſchen.

Dieſe und verſchiedene ähnliche Fälle nöthigen den Künſtler, jede Form aus einigen groſſen Schalen oder Rinden von Gyps zuſammen zu ſetzen, in welchen einige Kernſtücke liegen. Mit den letzten formt der Bildhauer die Vertiefung, die Winkel, und die Biegungen der Figur beſonders ab. Zum Beyſpiel mag eine Form zu dem Kopf eines Apollo dienen, welche ein ehedem in Berlin lebender Bildhauer, Herr Caſpar Adam, nach der Antike zur Uebung copiret und geformet hat, als er noch zu Rom Penſionnaire des Königs von Frankreich war. Die ganze Form beſtehet aus drey Haupttheilen oder Schalen, in welchen die nöthigen Keil- oder Kernſtücke liegen. Der eine Theil iſt der Hinterkopf, und die andern beyden Theile bilden zuſammengeſetzt den Vorderkopf. Das Ganze reicht nur bis an die Schultern. Die Form von Gyps wird auf dem copirten Modell von Thon folgendergeſtalt verfertiget. Wegen der Rundung des Kopfs muſte der Künſtler die Form wenigſtens in zwey Stücken verfertigen. Er wählte aber, um ſicherer zu gehen, drey Stücke, da das Geſicht viele Vertiefungen hat, und überdem noch den Rand des Halſes ein Stück des Gewandes umgiebt, wodurch einſpringende Winkel entſtehen.

Man versenkt daher das Modell von Thon soweit in Sand oder weichen Thon, daß nur derjenige Theil des Modells aus dem Thon oder Sand hervorraget, den man mit einer einzigen Formschale überkleiden will. Das Modell mag z. B. zuerst soweit versenkt seyn, daß nur der Hinterkopf vorspringt, das übrige aber in der gedachten Masse steckt. Doch wählt jeder Künstler bey dieser Arbeit diejenigen Handgriffe, die ihm am geläufigsten sind. Statt das Modell zum Theil in Thon oder Sand zu versenken, umwickeln daher einige den Theil des Modells, der bedeckt seyn soll, mit einem Tuch, andre zeichnen sich den Theil des Modells ab, den sie mit einer einzigen Formschale bedecken wollen, und umgeben ihn nach Maßgebung der Zeichnung mit einem Wall oder einer Leiste von Thon.

Der Künstler muß nunmehr die Vertiefungen, Winkel, und Biegungen des abgesonderten Theils seines Modells untersuchen, und mit Ueberlegung erwägen, ob eine oder die andre Vertiefung nicht etwa hindert, die Formschale bequem in der Folge wieder von dem Gypsguß abzunehmen. Findet er, daß eine Vertiefung hinderlich seyn möchte, so formt er sie mit einem besondern Kernstück ab, das beym Guß abgesondert in der Formschale lieget.

Wir wollen mit dem Hinterkopf des Modells den Anfang zu Formen machen. Unten am Halse bildet das Gewand einige winklichte Vertiefungen, und jede wird daher mit einem besondern Kernstück abgeformet. Der Künstler zeichnet daher jede Vertiefung und jeden Winkel ab, so wie er wahrscheinlich vermuthet, daß sich die Kernstücke leicht wieder von dem künftigen Gypsguß ablösen lassen. Die äußerste abgezeichnete Stelle

belegt er mit einer Rinde von Gypsbrey, die etwa 1 Zoll dick ist. Sobald das gegossene Stück Gyps bindet, nimmt er es von dem Modell ab, und beschneidet es nach seinem ganzen Umfange mit einem Messer, aber nicht senkrecht hinab, sondern schräge. Denn die benachbarten Kernstücke passen sich auf diese Art am füglichsten an einander. Er legt dieses Stück wieder auf das Modell an seinem Ort, und belegt die benachbarte abgezeichnete Stelle auf dem Modell gleichfalls mit Gyps. Dieses zweyte Kernstück beschneidet er abermals, so bald der Gyps bindet, nach seinem Umfang, wie vorher, nur nicht an derjenigen Seite, wo es sich an das erste Kernstück anschließet. Denn diese Seite des zweyten Kernstücks bildet sich schon hergestalt auf der schräge beschnittenen Seite des ersten Kernstücks, daß eine genaue Zusammenfügung oder ein Schluß beyder Stücke von selbst entstehet. Auf diese Art werden alle Vertiefungen am Rande des Halses abgeformet. Man kann leicht erachten, daß die Biegung des Halses gleichfalls mit einem Kernstücke geformet werden muß, so wie auch das Haupthaar. Diese beyden Vertiefungen haben keine winklichten Vertiefungen, wie der Rand der Halses, und lassen sich daher mit einem einzigen Kernstück abformen.

Sobald nun auf diese Art alle Vertiefungen mit Kernstücken belegt sind, so giebt man jedem Kernstück ein Zeichen, etwa durch ein oder ein paar vertiefte Striche, um die Stücke wieder zusammen zu finden. Endlich werden alle diese Kernstücke mit einer Rinde von Gypsbrey belegt, welche die kleinen Kernstücke sämmtlich zusammen hält. Diese Formschale ist etwa 2 Zoll dick.

Aus der ganzen Beschreibung erhellet, daß sich für jedes Kernstück in der Gypsschale ein Lager abdrucket, und da sich das Zeichen jedes Kernstücks in dem Innern der Schale gleichfalls ausdrucket, so kann man diesen kleinen Stücken in der größern Gypsschale leicht wieder ihren Ort anweisen. Nur noch dies einzige ist zu bemerken, daß die großen Kernstücke, z. B. das Kernstück des Haupthaares, durch ihre eigene Schwere leicht bey dem Ausguß einer Gypsfigur in die Form zurückfallen. Daher setzt man in diese Kernstücke eine kleine Oese von Draht auf ihrer äußern Seite ein, wenn der Gyps nur noch bindet. An diese Oese wird ein dünner Bindfaden angeknüpfet, den man durch ein Loch ziehet, das der Künstler durch die Formschale an dem erforderlichen Ort durchbohret. Außerhalb der Formschale befestigt der Künstler an dem Bindfaden einen kleinen hölzernen Knebel, womit er das große Kernstück anziehet, ehe er in die Form Gyps gießet.

Aus dieser Beschreibung wird sich denn nun die Verfertigung der bey den übrigen Hauptheilen der Form, die in der Mitte des Gesichts, nach der Länge gerechnet, zusammenstoßen, mit leichter Mühe übersehen lassen.

Der Künstler sondert abermals die Hälfte des Gesichts seines Modells, die er mit einer einzigen großen Schale belegen will, auf die oben beschriebene Art S. 565 ff. ab. Den Rand des Halses, den Hals selbst, die Nase, das Auge, das Ohr, kurz alle Vertiefungen, Biegungen und Winkel belegt er mit Kernstücken. Bey der Backe und der Stirn würden Kernstücke überflüssig seyn, weil diese Theile des Gesichts keine merkliche Vertiefungen haben, und sich einer ebenen Fläche nähern. Daher werden diese Theile bloß mit

der

der großen Formschale abgeformet. Mit dieser Gypsrinde belegt man abermals den abgesonderten Theil des Modells, dergestalt, daß sie nicht nur die Kernstücke, sondern auch diejenigen Stellen des Modells, die keine Kernstücke erhalten dürfen, durchgängig bedeckt. Die erste Gypsrinde liegt aber an ihrem Ort auf dem Modell, wenn man die zweyte gießet, denn beyde Stücke müssen genau an einander passen. Damit nun beyde Stücke gehörig an einander schließen, so bildet der Künstler vor dem Guß der zweyten Rinde auf dem Rande der ersten hin und wieder einige Buckeln oder Marken von Gyps. Diese drucken sich bey dem Guß auf dem benachbarten Rand der zweyten Rinde vertieft aus, und hierdurch wird die Zusammenfügung der Haupttheile einer Form erleichtert.

Einer solchen Form suchen die Künstler eine Dauer zu ertheilen, daß sie eine beträchtliche Anzahl Ausgüsse aushält. Sie lassen die Form so lange austrocknen, bis sie keine Spuren irgend einer Feuchtigkeit bemerken, und bis die Form klinget. In diesem Zustande überziehen sie die Form mit einem gut gesottenen und reinen Leinöhlfirniß drey bis viermal. Der Firniß wird erwärmet aufgetragen, und man wiederhohlet den Anstrich nicht eher, bis der vorhergehende völlig eingezogen und trocken ist. Eine solche gehärtete Form liefert 50 bis 70 und oft mehrere Ausgüsse, wenn der Künstler sie mit Behutsamkeit zu gebrauchen weiß. Will man in einer solchen Form einen Ausguß veranstalten, so werden die Formstücke inwendig vermittelst eines Pinsels mit Baumöhl bestrichen. Soll aber der Ausguß vorzüglich rein und weiß ausfallen, so wählt man nicht nur sehr feinen Gyps, sondern bestreicht auch die Form

nicht mit Baumöhl, ſondern mit reinem Mandelöhl, oder noch beſſer mit einer flüſſigen Salbe aus reinem Unſchlitt, reinem Baumöhl, und Schweinefett. Dieſe Salbe überziehet die Form mit einer dünnen Rinde, und der Künſtler darf nicht, wie bey dem bloßen Oehl, beſorgen, daß ſie vor dem Guß an einigen Stellen trocken wird. Wenn die Form überrücht iſt, ſo zieht der Künſtler die großen Kernſtücke mit ihrem Knebel an, und bindet die ſämmtlichen Stücke der Form mit Bindfaden zuſammen. Wie der Gyps zubereitet und gegoſſen wird, hat man oben bereits hinreichend gezeiget S. 563.

Noch etwas weitläuftiger iſt dieſe Arbeit, wenn man nicht bloß einen Kopf, ſondern die vollſtändige Figur eines Menſchen u. d. g. in Gyps formen will. Daß zu dieſer Arbeit vorläufig ein Modell von Thon oder Gyps verfertiget werden muß, läßt ſich leicht aus dem Verfolg der Beſchreibung errathen. Dieſes Modell zerſtückt der Bildhauer in kleinere Theile, und formt den Kopf, die Arme, Füße, und den Rumpf jedes beſonders ab. Wegen der Rundung aller dieſer Theile muß er jeden wenigſtens mit zwey Schalen abformen, in welchen, wenn es nöthig iſt, Kernſtücke zu liegen kommen. Weit ſicherer gehet er aber, wenn er jeden Theil mit drey Formſchalen belegt. Denn es hält bey zwey Formſchalen ſchwer, gerade die Mitte desjenigen Theils zu finden, den man abformen will. Der Bildhauer gießt jeden Theil beſonders, und ſteckt in den Ausguß ein Stück Drath, womit er z. B. den Arm an den Rumpf anſetzet. Iſt es möglich, ſo nimmt man die Theile aus der Form, und ſetzt ſie zuſammen, wenn der Gyps erſt bindet. Die Zuſammenfügung läßt ſich in dieſem Zuſtande des

Gypſes

Gypſes am füglichſten verbergen. Erlauben die Umſtände eine ſolche Zuſammenfügung nicht, z. B. wenn ein Modell ſtückweiſe in ferne Gegenden verſchickt wird, ſo macht man die Stellen, wo zwey Theile einander berühren, etwas naß, und ſetzt die Stücke mit einem ſehr dünnen Gypsbrey zuſammen. Alles übrige läßt ſich aus dem vorigen erklären.

Es wird dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, wenn man bey dem Gebrauch des Gypſes noch etwas verweilet, und einige Anmerkungen hinzufüget. 1) Es iſt bekannt genug, daß man hin und wieder von den ſchätzbarſten Antiken Modelle hat, welche die antike Figur in ihrer ganzen Größe darſtellen. Die Antiken werden zu dieſem Behuf folgendergeſtalt abgeformet. Der Gyps und insbeſondere das Oehl, womit man die Antike beym Formen überziehen muß, geben dem Marmor Flecke. Man überzieht daher die Antike mit Spiegelfolie, ſondert jedes Glied durch Leiſten von Thon in die erforderlichen Theile ab, und formet die Kernſtücke und Schalen, wie bereits gezeiget iſt. In die Form, die auf dieſe Art entſteht, gießet man zwar ein Modell von Gyps, verfertiget aber über dem ausgetrockneten Ausguß eine vollſtändige und dauerhafte Form.

2) Gleichfalls mit Gyps pflegen die Künſtler auch einen wohl proportionirten Theil in der Natur z. B. eine Hand abzuformen. Der Künſtler gelanget auf einem doppelten Wege zu dieſem Ziel. Er verſenkt erſtlich die eine, und hernach die andere Hälfte der Hand in Sand oder Thon, und gießt in beyden Fällen einen Gypsbrey über die Hand. Das übrige erhellet aus dem vorigen. Oder er läßt zweytens die Hand einigemahl in Wachs ſtecken, welches bereits ſo weit erkaltet iſt, daß

daß es nicht mehr brennet. Auf die Hand ſetzt ſich eine Rinde von Wachs, gleich einem Handſchuh, und dieſe nimmt man von der Hand ab, und gießet den flüſſigen Gyps hinein.

3) Einige haben es ſogar gewagt, ihr Geſicht bey ihrem Leben in Gyps abformen zu laſſen. Denn daß es bey Verſtorbenen geſchiehet, wenn man ſie in Wachs poußiret und zum Andenken aufbehalten will, iſt Jedermann bekannt. Anfänglich legte man den lebenden Menſchen, deſſen Geſicht man abformen wollte, auf einen Tiſch oder auf ein Bette, beſtrich das Geſicht mit Mandelöhl, und ſteckte in den Mund und in die Naſenlöcher einen Strohhalm oder eine Federſpule. Das Geſicht wurde endlich in aller Schnelligkeit mit Gyps überkleidet. Es ergab ſich aber bald eine doppelte Schwierigkeit. Theils wünſchten einige vornehme Perſonen, ſich auf dieſe Art in Gyps abformen zu laſſen, die aber die beſchriebenen Beſchwerden nicht übernehmen wollten; theils zeigte ſich auch bey den Verſuchen, daß der Gyps das Fleiſch durch ſeine Schwere niederdrückte, und die Geſichtszüge verunſtaltete. Daher erwarben ſich einige Künſtler zu Anfange des 18ten Jahrhunderts durch die Uebung eine Leichtigkeit, das Geſicht eines ſitzenden Menſchen mit aller Behendigkeit und Geſchwindigkeit in Gyps abzuformen. Sie ſonderten das Geſicht mit einem umgewickelten Tuche ab, überzogen es mit einer wohlriechenden Pomade, und belegten es ſchnell mit einem Gyps, der leicht bindet. Der Mund und die Augen waren verſchloſſen, die Naſenlöcher wurden aber erſt alsdenn mit Gyps bekleidet, wenn man die Gypslarve abnehmen wollte. Daher waren die Strohhalme überflüſſig. Die Augen mußte der Künſtler aus freyer Hand nach der Natur

öffnen.

öffnen. Einige Künſtler tragen auch die Larve in zwey Hälften auf, die unter den Augen nach der Breite zuſammen ſtoßen. Denn die Winkel neben der Naſe hindern, daß man eine Larve, die nur ein Stück ausmacht, bequem abnehmen kann. Eine ſolche Form härtet der Künſtler nur mit Seifenwaſſer, wenn ſchnell ein Ausguß verlangt wird. Das geſchmolzene weiße Wachs, womit der Künſtler den Ausguß veranſtaltet, verſetzt er mit etwas Schieferweiß, damit es beym Schmelzen ſeine weiße Farbe behält. Zuletzt wird das pouſſirte Geſicht nach der Natur mit trockenen Farben gemahlet.

Zu Anfange des 18ten Jahrhunderts wurde es dergeſtalt zur Mode, ſich auf dieſe Art in Wachs pouſſiren zu laſſen, daß ſelbſt gekrönte Häupter ſich in Gyps abformen ließen. Z. B. Carl 12., Auguſt 2. von Pohlen, Peter 1. und Friedrich 1. von Preußen. Auf dieſe Art entſtand die in Wachs pouſſirte Figur Friedrich 1., die noch bis jetzt auf der hieſigen Kunſtkammer gezeiget wird. Dagegen laſſen in unſern Tagen die Fürſten und ſelbſt Privatperſonen ihr Bruſtbild in Basrelief, im eigentlichen Verſtande genommen, in Wachs pouſſiren. Gewöhnlich wird ein ſolches Bruſtbild, gleich einem Medaillon, im Profil pouſſiret. Die Perſon, welche der Künſtler auf dieſe Art in Wachs pouſſiren ſoll, muß, wie bey einem gemahlten Portrait, vorſitzen, und der Bildhauer bildet das Bruſtbild aus freyer Hand mit dem Pouſſir-Griffel aus. Ueber dem pouſſirten Medaillon von Wachs gießt er eine Form von Gyps, und in dieſer veranſtaltet er mit Wachs mehrere Ausgüſſe. Das Wachs färbet er insgemein vor dem Ausguß mit etwas rother Farbe blaßroth.

S.

S. Sprengel's Handwerke und Künste in Tabellen. Fortgesetzt von D. L. Hartwig. IX Sammlung Berlin 772. S. 89 ff.

Kôremon gibt in seinem Werke: Natur und Kunst in Gemählden, Bildhauereyen, Gebäuden und Kupferstichen *) nachfolgende Anleitung zum Modellieren, die über einige besondere Puncte und Handgriffe noch mehr Licht verbreitet.

Es ist nicht genug, daß ein Bildhauer nur zeichnen kann, sondern er muß sich auch einer weit gröſsern Arbeit unterziehen. Diese besteht darin, daß er aus Thon ganze Figuren machen, formiren, abbilden oder gestalten, das ist, modelliren muß. Die Körper ganz erhaben, oder von allen Seiten herum frey vorstellen, ist eben so schwer, sagte mir ein groſser Bildhauer zu Rom, als rühmlich es ist, über tausend Menschen einen Sieg erfechten. Dadurch wollte er so viel zu verstehen geben, daß ein Gegenstand, er mag auch gezeichnet werden wie er will, allezeit nur in einem Augenpunkt erscheine; hingegen bekomme ein einziger Gegenstand durch das Modelliren unzählige Gesichtspunkte und Figuren, mithin, so viel solche Puncte in der ganzen Rundung herum wahrgenommen werden können, mit eben so viel verschiedenen Stellungen, Formen und Bildungen pranget auch eben derselbe Gegenstand, und stellet sich in jedem Punkt anders geformt vor Augen. Dieses verschafft dem Modelliren vor dem Zeichnen, vor dem Halberhabenen, und vor dem Flachen, wenn es gleich erhaben zu seyn scheinet, einen ansehnlichen Vorzug.

Wie oft hat ein Bildhauer eine Figur modellirt, an welcher das Hauptansehn, oder der Hauptgesichtspunkt gut geheiſsen ward? Wenn er aber die Nebenseiten oder die Profile rund herum betrachtete, und sie alle sehr unvollkommen und schlecht befand; so mußte er die ganze Figur ändern und umarbeiten, damit sie auf allen Seiten ein natürliches, ungezwungenes, verhältnißmäßiges Ansehn, und die herrlichen Contraste der Gliedmaaßen und der Falten bekomme.

Bis-

*) Leipzig und Wien bey Rudolph Gräffer, 770, S. 34 — 37.

Bisweilen kommt einem ein auf Papier gezeichnetes Gawand richtig und schön vor; wenn man es aber in das Runderhabene bringt, so beleidiget es das Nackende, und das ganze Werk geräth in Verwirrung.

Modelliren aber ist nichts anders, als das Erhabene oder Runde durch das Erhabene oder Runde nachahmen. Dazu braucht man alles, was zum Zeichnen gehört. Die Materie dazu ist Thon, (Töpfel), den die Italiäner Creta nennen. Dazu gehören die Modellstäbchen, meistens aber die Finger. Anstatt des Thons kann man auch das Wachs gebrauchen, zu beyden aber gehört auch ein Pinsel. Das Wachs wird also vorbereitet: man nimmt von demselben ein Pfund so rein, als es von Natur ist; dazu kommen zwey Unzen Terpenthin, eine Unze gemeines Oehl, eine Unze Unschlitt, und rothe geriebene feine Erde nach Belieben, dem Modell eine Farbe zu geben. Die Beschwerlichkeit in Wachs zu arbeiten besteht in der Zeit, welche durch die Leichtigkeit im Thon zu modelliren verkürzt, durch die Mühe aber, in Wachs zu formen, verlängert wird.

Der Thon oder die reine Erde muß sehr trocken, ohne allen Sand in Wasser geweicht, und wohl geschlagen seyn, damit er nicht zu hart und nicht zu weich bleibe.

Zum Ausarbeiten und Glätten dient ein Pinsel von feinen Borsten, den man in Wasser eintaucht. Die Poußir- oder Modellir-Hölzer und verschiedenen Stäbchen werden entweder von Buchsbaum oder Ebenholz, oder auch von Elfenbein 9 oder 10 Zolle lang, flach, an einem Ende mandelförmig, spitzig und rund, am andern Ende aber nach Belieben mit Zähnen gemacht.

Der Schüler fängt an, Gypsstücke zur Hand zu nehmen, welche vom Antiquen abgeformte Hände, Füße oder Köpfe vorstellen. Diese modellirt er, und kömmt endlich auf Arme, Beine, Schenkel, und auf diese Art nach und nach auf ganze Figuren.

Dieses Modelliren ist das Gegentheil von der Arbeit, welche im Marmor geschieht: denn Modelliren heißt, immer hinzusetzen; Bildhauen aber, beständig wegnehmen. Im Modelliren arbeiten große Meister alles mit den Fingern, wenig aber mit den Poußir-Stäben. Sie schneiden auch mit den Nägeln

geln vielfältiger, als mit den Hölzern. Alles wird anfangs ſkizzirt oder entworfen, welches aber gelind, aufmerkſam und mit Verſtande geſchehen muß. Man ſetzt hinzu oder nimmt weg, um etwas zu verbeſſern, wo es vonnöthen iſt. Am Ende wird durch gedachten naſſen Pinſel alles glatt gemacht, welches dann den Gegenſtand kenntlicher ausdrückt, kleine Fehler anzeigt, und zur Verbeſſerung Anlaß giebt.

Von den Modellen in Thon bey den alten griechiſchen und römiſchen Künſtlern handelt Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt des Alterthums *). Es erhellet daraus, daß die Alten ſich vorzüglich der Hände beym Formen und bilden der Geſtalten bedienet haben, und daß beſonders die Nägel dazu gebraucht wurden, den feineren Theilen ihre Vollendung zu geben. Er erklärt dabey zugleich die ſonſt nie verſtandene Redensart des Horaz, ad unguem factus homo, welches alſo überhaupt einen ſehr vollkommenen Menſchen bezeichnet, weil die Bildhauer ihren Modellen mit den Nägeln die letzte feinere Ausbildung gaben.

Den Erziehern und Kinderfreunden, welchen es darum zu thun iſt, ihre Untergebenen in den Nebenſtunden auf eine angenehme und nützliche Art zu beſchäftigen, wird übrigens folgendes Werk ſehr willkommen ſeyn.

Rockſtroh's Anweiſung zum Modellieren aus Papier; ein nützlicher Zeitvertreib für Kinder. Mit Fig. gr. 8. Weimar bey Bertuch 1802.

Modellierwachs, ſ. oben, S. 575.

Modellkunſt, die Kunſt Modelle zu machen, und in weiterer Bedeutung, die Kunſt andere Körper abzuformen, oder überhaupt, die Kunſt zu formen; bey den Alten mit einem griechiſchen Kunſtworte Plaſtice,

*) Wien 1776. 4. S. 508 ff.

Plaſtice, bey uns ſehr häufig auch **Modellierkunſt**. S. den Artikel **Modellieren**.

Modellmacher, ein Künſtler, welcher Modelle macht, d. i. nach dem vergnügten Maßſtabe kleinere zuſammen geſetzte Körper verfertiget, welche größern ähnlich ſind. Beſtehen dergleichen Modelle aus Tiſchlerarbeit, ſo wird der Verfertiger ein **Modelltiſchler** genannt.

Modellmagazin, iſt mehrentheils nur ein literariſches Werk, worin verſchiedene Modelle beſchrieben und abgebildet werden. Auch könnte man einen Vorrath von fertigen Modellen, welche zum Verkaufe beſtimmt ſind, mit dieſem Nahmen belegen. Die zum Behuf des Unterrichts oder überhaupt zur Befriedigung einer edlen Wißbegierde angelegten Sammlungen von allerley Modellen, werden gemeinhin **Modell-Cabinette** genannt. S. oben, S. 549 fl.

Modellſammlung, ſ. den vorſtehenden Artikel.

Modellſchneider, ſ. **Modelſchneider**,

Modellſchnitzel, **Proben**, Bords, ſo werden bey den Stickern die Enden einer Stickerzeichnung genannt, die ungefähr 10 Zoll lang, gereinigt, und mit den verſchiedenen Materien, womit ſelbige ausgeführt werden ſoll, bezeichnet ſind.

Modelmacher, die oberdeutſche Benennung der **Formſchneider**. S. Th. 14, S. 488 fl.

Modeln ein verb. regul. act. et neutr. welches im letzteren Falle das Hülfswort haben erfordert, und von dem Hauptworte **Model** abſtammet, ſo fern daſſelbe in der zweyten Bedeutung die Figur und Geſtalt eines Dinges überhaupt bedeutet.

1. Mit Figuren verſehen, beſonders bey den Webern. **Gemodeltes Band**, im Gegenſatze des glatten. **Ein gemodelter Zeug**, dergleichen z. B. der Damaſt iſt. **Zeug, Leinwand mo-**

deln. **Gemodelte Buchstaben**, bey den Schriftgießern, Schönschreibern, mit Figuren versehene Buchstaben. 2. Eine gewisse Gestalt geben. **Die Fregatten zur schnellen Fahrt modeln**, ihnen eine solche Gestalt geben, welche zu einer schnellen Fahrt bequem ist. 3. In noch weiterer und figürlicher Bedeutung, bilden überhaupt. **Die Sucht, uns nach dem Gallier zu modeln.**

Modelschneider, auch **Modelstecher**, ein Künstler, welcher die Model oder Formen zu den Abdrücken oder Abgüssen in Holz schneidet; der Formenschneider, s. Th. 14, S. 488 fl.

Modeltuch, bey den Nähterinnen, ein Tuch, worein sie Buchstaben, Figuren, Muster ꝛc. nähen, damit ihnen solche in vorkommenden Fällen zum Muster dienen können.

Modenaische Rechnungslire, werden zu 20 Soldi gerechnet. Die Würdigung ist 2, 4 holl. As fein Gold, 36, 7 As fein Silber, und 2 gr. 5 pf. Conventionsgeld.

Modenaischer Wein, eine schlechte italienische Weinsorte.

Moden-Cabinett, eine Sammlung von verschiedenen Kleidungsstücken, Geräthen, im Geschmack der Moden verschiedener auf einander folgender Zeiten, so daß man die Veränderungen, welche die Mode nach und nach hervorgebracht hat, hier gleichsam mit einem Blicke übersehen und mit einander vergleichen kann.

S. Journal der Moden. Sept. 1786. S. 335. Entwurf zu einem öffentlichen Vorrathshause, worin alle alte und neue Moden aufbewahret werden. Schedel's Comtoirblätter, 1792, St. 1. S. 5.

Auf dem Museum in Cassel befindet sich eine Sammlung von Wachsfiguren in Lebensgröße, welche alle seit 200 Jahren und länger auf einander

ander gefolgte Landgrafen von Heſſen und zum Theil auch ihre Gemahlinnen vorſtellen, und mit den eigenen Kleidern angethan ſind, welche dieſe Herren und Damen in ihrem Leben getragen haben. Dieſe Sammlung gewährt eine höchſt intereſſante Ueberſicht des Fortſchrittes in den Veränderungen in allen äußern Theilen, die der Mode unterworfen ſind, und kann als eins der erſten Moden-Cabinette angeſehen werden.

Modpuppen, auch **Modedocken**, ſind Figuren in menſchlicher Geſtalt, welche nach der neueſten Mode angekleidet und aufgeſetzt ſind, und von den Modehändlern von einem Orte zum andern verſchickt werden, um dadurch den Liebhabern des Neuen die vollſtändigſte Anſicht zu gewähren, wie ſich die modernen Leute kleiden. Solche Puppen wurden vordem ſehr häufig von Paris aus nach vielen andern Städten, beſonders nach den deutſchen Höfen geſchickt, und herrſchten über alles was zur Kleidung gehörte, zum Theil ſo deſpotiſch, wie irgend ein Machthaber in ſeinem Reiche nur gebieten kann. (Man ſehe den Artikel **Mode** oben, S. 513 ff.). Als die Franzoſen im Laufe der Revolution indeſſen die Extreme des Abgeſchmackten und Uebertriebenen hervorzuſuchen anfingen, um ſich auf eine recht auffallende Weiſe auszuzeichnen, hörte die Herrſchaft der Modepuppen, wenigſtens in Deutſchland, etwas auf; und dieſer Zeitpunct ſcheint überhaupt der Anfang einer glücklichen Beſonnenheit geweſen zu ſeyn, indem man in den neueſten Zeiten mehr wie je zu einer Art von Selbſtſtändigkeit, wenigſtens zu einer mehr freyen Wahl in Anſehung der Moden gekommen iſt, und dieſe Stimmung auch beybehalten zu wollen ſcheint.

nicht mit Baumöhl, ſondern mit reinem Mandelöhl, oder noch beſſer mit einer flüſſigen Salbe aus reinem Unſchlitt, reinem Baumöhl, und Schweinefett. Dieſe Salbe überziehet die Form mit einer dünnen Rinde, und der Künſtler darf nicht, wie bey dem bloßen Oehl, beſorgen, daß ſie vor dem Guß an einigen Stellen trocken wird. Wenn die Form überſtrichen iſt, ſo zieht der Künſtler die großen Kernſtücke mit ihrem Knebel an, und bindet die ſämmtlichen Stücke der Form mit Bindfaden zuſammen. Wie der Gyps zubereitet und gegoſſen wird, hat man oben bereits hinreichend gezeiget S. 563.

Noch etwas weitläuftiger iſt dieſe Arbeit, wenn man nicht bloß einen Kopf, ſondern die vollſtändige Figur eines Menſchen u. d. g. in Gyps formen will. Daß zu dieſer Arbeit vorläufig ein Modell von Thon oder Gyps verfertiget werden muß, läßt ſich leicht aus dem Verfolg der Beſchreibung errathen. Dieſes Modell zerſtückt der Bildhauer in kleinere Theile, und formt den Kopf, die Arme, Füße, und den Rumpf jedes beſonders ab. Wegen der Rundung aller dieſer Theile muß er jeden wenigſtens mit zwey Schalen abformen, in welchen, wenn es nöthig iſt, Kernſtücke zu liegen kommen. Weit ſicherer gehet er aber, wenn er jeden Theil mit drey Formſchalen belegt. Denn es hält bey zwey Formſchalen ſchwer, gerade die Mitte desjenigen Theils zu finden, den man abformen will. Der Bildhauer gießt jeden Theil beſonders, und ſteckt in den Ausguß ein Stück Drath, womit er z. B. den Arm an den Rumpf anſetzet. Iſt es möglich, [illegible] Theile aus der Form, [illegible] der Gyps erſt [illegible] it ſich in die [illegible]

Gypſes am füglichſten verbergen. Erlauben die Umſtände eine ſolche Zuſammenfügung nicht, z. B. wenn ein Modell ſtückweiſe in ferne Gegenden verſchickt wird, ſo macht man die Stellen, wo zwey Theile einander berühren, etwas naß, und ſetzt die Stücke mit einem ſehr dünnen Gypsbrey zuſammen. Alles übrige läßt ſich aus dem vorigen erklären.

Es wird dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, wenn man bey dem Gebrauch des Gypſes noch etwas verweilet, und einige Anmerkungen hinzufüget. 1) Es iſt bekannt genug, daß man hin und wieder von den ſchätzbarſten Antiken Modelle hat, welche die antike Figur in ihrer ganzen Größe darſtellen. Die Antiken werden zu dieſem Behuf folgendergeſtalt abgeformet. Der Gyps und insbeſondere das Oehl, womit man die Antike beym Formen überziehen muß, geben dem Marmor Flecke. Man überzieht daher die Antike mit Spiegelfolie, ſondert jedes Glied durch Leiſten von Thon in die erforderlichen Theile ab, und formet die Kernſtücke und Schalen, wie bereits gezeiget iſt. In die Form, die auf dieſe Art entſteht, gießet man zwar ein Modell von Gyps, verfertiget aber über dem ausgetrockneten Ausguß eine vollſtändige und dauerhafte Form.

2) Gleichfalls mit Gyps pflegen die Künſtler auch einen wohl proportionirten Theil in der Natur z. B. eine Hand abzuformen. Der Künſtler gelanget auf einem doppelten Wege zu dieſem Ziel. Er verſenkt erſtlich die eine, und hernach die andere Hälfte der Hand in Sand oder Thon, und gießt in beyden Fällen einen Gypsbrey über die Hand. Das übrige erhellet aus dem vorigen. Oder er läßt zweytens die Hand einigemahl in Gyps flecken, welches bereits ſo weit erkaltet iſt, daß

daß es nicht mehr brennet. Auf die Hand ſetzt ſich eine Rinde von Wachs, gleich einem Handſchuh, und dieſe nimmt man von der Hand ab, und gießet den flüſſigen Gyps hinein.

3) Einige haben es ſogar gewagt, ihr Geſicht bey ihrem Leben in Gyps abformen zu laſſen. Denn daß es bey Verſtorbenen geſchiehet, wenn man ſie in Wachs poußiret und zum Andenken aufbehalten will, iſt Jedermann bekannt. Anfänglich legte man den lebenden Menſchen, deſſen Geſicht man abformen wollte, auf einen Tiſch oder auf ein Bette, beſtrich das Geſicht mit Mandelöhl, und ſteckte in den Mund und in die Naſenlöcher einen Strohhalm oder eine Federſpule. Das Geſicht wurde endlich in aller Schnelligkeit mit Gyps überkleidet. Es ergab ſich aber bald eine doppelte Schwierigkeit. Theils wünſchten einige vornehme Perſonen, ſich auf dieſe Art in Gyps abformen zu laſſen, die aber die beſchriebenen Beſchwerden nicht übernehmen wollten; theils zeigte ſich auch bey den Verſuchen, daß der Gyps das Fleiſch durch ſeine Schwere niederdrückte, und die Geſichtszüge verunſtaltete. Daher erwarben ſich einige Künſtler zu Anfange des 18ten Jahrhunderts durch die Uebung eine Leichtigkeit, das Geſicht eines ſitzenden Menſchen mit aller Behendigkeit und Geſchwindigkeit in Gyps abzuformen. Sie ſonderten das Geſicht mit einem umgewickelten Tuche ab, überzogen es mit einer wohlriechenden Pomade, und belegten es ſchnell mit einem Gyps, der leicht bindet. Der Mund und die Augen waren verſchloſſen, die Naſenlöcher wurden erſt alsdenn mit Gyps bekleidet, wenn man die Gypslarve abnehmen wollte. Daher waren die Strohhalme überflüſſig. Die Augen mußte der Künſtler aus freyer Hand nach der Natur öffnen.

Er muß nähmlich den zur Sommersaat bestimmten Teichschlamm, sobald er sich fahren läßt, auf das Feld in kleine, vier bis acht Ellen im Umfange, und zwey bis vier Ellen Höhe haltende Haufen fahren, diese bey offener Witterung während des Winters zwey bis dreymahl durchstechen und in neue Haufen bringen lassen, und alsdann mit dem Rühren unterpflügen, damit er bey der Saatfahre oder Saatfurche, d. i. wenn zur Saat gepflügt wird, wieder etwas in die Höhe kommt, und den Getreide- und anderen Pflanzenwurzeln die volle Nahrung mittheilen kann.

Der Herr Doctor Thaer macht übrigens in seinem Werke über die englische Landwirthschaft*) über den Moder aus der See, Gräben und Teichen folgende Bemerkungen:

„Der Moder aus der See, aus Gräben und Teichen ist als ein sehr wohlthätiger und lange dauernder Dünger zwar allgemein anerkannt; indessen ist doch die Wirkung, die man davon verspüret, nicht allemahl gleich groß und augenscheinlich gewesen. Derjenige, welcher sich durch die Fluth und Ebbe an den Seeufern auf niedrigen Gründen abgesetzet, ist unter allen der wirksamste, und als solcher einstimmig anerkannt. Von demjenigen aber, der aus Gräben und Teichen aufs Land gefahren, hat man zuweilen sehr wenig Wirkung bemerkt. Ich selbst ließ aus einem Graben, wo alle Abflüsse aus der Stadt sich vereinigen, und wo sich dieser Moder seit Jahrhunderten angehäuft hatte, eine große Menge auf einen sandigen Boden fahren. Ein anderes Mahl versuchte ich den, welcher aus einem Fischteiche, wohin fast

*) S. Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft ꝛc. I. B. 2te Auflage. Hannov. 1801. 8. S. 185 f.

C. Sprengel's Handwerke und Künste in Tabellen. Fortgesetzt von D. L. Hartwig. IX Sammlung Berlin [illegible] S. 89 ff.

Krémon gibt in seinem Werke: Natur und Kunst in Gemählden, Bildhauereyen, Gebäuden und Kupferstichen *) nachfolgende Anleitung zum Modellieren, die über einige besondere Puncte und Handgriffe noch mehr Licht verbreitet.

Es ist nicht genug, daß ein Bildhauer nur zeichnen kann, sondern er muß sich auch einer weit größern Arbeit unterziehen. Diese besteht darin, daß er aus Thon ganze Figuren machen, formiren, abbilden oder gestalten, das ist, modelliren muß. Die Körper ganz erhaben, oder von allen Seiten herum frey vorstellen, ist eben so schwer, sagte mir ein großer Bildhauer zu Rom, als rühmlich es ist, über tausend Menschen einen Sieg erfechten. Dadurch wollte er so viel zu verstehen geben, daß ein Gegenstand, er mag auch gezeichnet werden wie er will, allezeit nur in einem Augenpunkt erscheine; hingegen bekomme ein einziger Gegenstand durch das Modelliren unzählige Gesichtspunkte und Figuren, mithin, so viel solche Punkte in der ganzen Rundung herum wahrgenommen werden können, mit eben so viel verschiedenen Stellungen, Formen und Bildungen pranget auch eben derselbe Gegenstand, und stellet sich in jedem Punkt anders geformt vor Augen. Dieses verschafft dem Modelliren vor dem Zeichnen, vor dem Halberhabenen, und vor dem Flachen, wenn es gleich erhaben zu seyn scheinet, einen ansehnlichen Vorzug.

Wie oft hat ein Bildhauer eine Figur modellirt, an welcher das Hauptansehn, oder der Hauptgesichtspunkt gut geheißen ward? Wenn er aber die Nebenseiten oder die Profile rund herum betrachtete, und sie alle sehr unvollkommen und schlecht befand; so mußte er die ganze Figur ändern und umarbeiten, damit sie auf allen Seiten ein natürliches, ungezwungenes, verhältnißmäßiges Ansehn, und die herrlichen Contraste der Gliedmaßen und der Falten bekomme.

Pis-

*) Leipzig und Wien bey Rudolph Gräffer, 1770, S. 34

ranist, einer, der solchen gemäßigten Grundsätzen zugethan ist.

Moderat, mäßig, enthaltsam, billigdenkend, bescheiden.

Moderata tutela, eine mäßige Schutzwehr, wenn man bey der Gegenwehr alle Vorsicht gebraucht, damit sie dem Gegner so wenig als möglich nachtheilig werde.

Moderatio expensarum, rechtliche Minderung der Unkosten. Moderatio poenarum, Milderung der Strafen.

Moderationis Jus, **Minderungs- oder Erinnerungsrecht**, ein Befugniß verschiedener Landstände, wenn von der Obrigkeit etwas vorgenommen wird, was ihr selbst oder den Ständen nachtheilig werden könnte, dagegen Vorstellungen zu machen.

Moderato, ital., in der Tonkunst, **gemäßigt**.

Moderator Disputationis, eine Person, welche an einigen Orten bey den Disputationen auf Schulen und Universitäten, außer dem Präses, zugegen ist, den Disputirenden, wenn sie sich zu sehr erhitzen, Einhalt zu thun, oder ihnen, nach Verhältniß der Umstände, Stillschweigen zu gebieten.

Moderatum Spatium, eine mäßige, billige Frist, welche jeder Parthey von dem Richter zugestanden werden soll.

Moderbiene, der Nahme der Apis carioſa Linn., welche sich an verfaultem moderigen Holze aufhält. Sie ist braun und etwas zottig, die Stirn und die Füße sind gelb.

Modererde, Sumpferde, eine im Wasser zergangene Stauberde, welche von vermoderten Pflanzen und deren Wurzeln entstanden, und zu Torf geworden. **Moderiger Boden**, auch **Waldboden**, darunter versteht man beym Forstwesen eine

Erde, welche mehrentheils aus verfaulten Blättern und andern vegetabilischen Theilen besteht, und die oberste bald dickere bald dünnere Schicht der Erde in einem Walde bildet. Diese Erde ist braun oder schwärzlich, schwammicht, weder zu zähe noch zu locker, warm und feucht, und dem Pflanzenwuchse sehr günstig, weil sie fast ganz aus vegetabilischen Theilen zusammen gesetzt ist. Trocken wird sie zu Staub.

Modererz, in einigen Gegenden, dasjenige Eisenerz, welches an manchen Orten in einem moderi d. i. morastigen und sumpfigen Boden gefunden, und daher auch **Sumpferz**, **Morasterz** und **Moraststeine** genannt wird. S. unter Eisen, Th. 10, S. 465.

Moderfisch, Amia calva Linn., ein Fisch, welcher sich in Carolina in süßen Wassern aufhält, seines moderigen Geschmacks wegen aber selten eßbar ist. Der Kopf ist knochich, nackt, rauh, und hat sichtbare Nähte. In den Kiefern und in den Gaumen stehen scharfe Zähne dicht an einander. An der Nase hangen zwey Bartfaden. Die Kiemenhaut hat zwölf Strahlen, und der Körper ist schuppig. Der Körper ist ziemlich rund. Die Seitenlinie geht gerade, die Kehle ist mit zwey schildförmigen Knochen besetzt, die aus dem Mittelpuncte Strahlen haben. Die Kiemendeckel sind steif und knochich. Die Brustflossen sind nicht größer als die Bauchflossen, und letztere stehen mitten am Bauche, die Rückenflossen hingegen sind länger; die Schwanzflosse aber ist abgerundet, und hat am obern Theile der Wurzel einen schwarzen Fleck. Der Linneische Nahme calva ist demselben gegeben, weil der Kopf gleichsam kahl ist, indem er auf selbigem keine Haut zu haben, und mit einer nackten Hirnschale bedeckt zu seyn scheint.

Im

Im Deutſchen heißt er ſonſt auch der kahle Wallerfiſch. Er iſt indeſſen der einzige dieſer Gattung. Die Engländer nennen ihn Mudfiſh, die Holländer Moddervisch.

Moderfleck die Benennung eines Fehlers an den Tüchern. Die Flecke entſtehen, wenn das gewebte Tuch zu lange unabgerellet auf dem Tuchbaume gelaſſen wird, ſo daß einige Stellen von der Fäulniß angegriffen werden.

Moderhamen ein Hamen, d. i. ein Netz an einem eiſernen Ringe, den Moder, d. i. Schlamm aus den Gräben, Canälen ꝛc. zu ziehen; Niederſ. **Mudderhamen**.

Moderholz, der Nahme eines Nachtſchmetterlings, Phalaena exſoleta Linn.

Moderig, 1. Moder enthaltend, aus Moder beſtehend. **Ein moderiger Boden. Moderiges Waſſer.** Das Niederſ. **modderig** und Holländ. modderig, wird auch für kothig und ſchlammig gebraucht, in welchem Verſtande aber das Hochdeutſche ungewöhnlich iſt. Am häufigſten 2. dem Moder ähnlich, beſonders dem Geſchmacke und Geruche nach. **Der Fiſch ſchmeckt moderig.** In den gemeinen, beſonders niederſächſiſchen Mundarten iſt das verwandte **muddig** in ähnlicher Bedeutung üblich.

Wie man den Fiſchen den moderigen Geſchmack benehmen könne, ſ. im Art. Fiſch, Th. 13, S. 524.

Modermühle, eine Maſchine in Geſtalt einer Mühle, mit Flügeln, welche von dem Winde beweget werden, den Moder oder Schlamm damit aus den Gräben und Teichen zu mahlen. Niederſ. **Muddermöle**, Holländ. Moddermeule. S. im Art. Hafen, Th. 21, S. 48 fl. mit Abbild.

Modern,

Modern, ein verb. regul. neutr. mit dem Hülfsworte haben, zu Moder werden, ſich in Moder auflöſen, von feſten Körpern, wenn ſie durch die Fäulniß aufgelöſet werden. **Die Leiche modert ſchon.** S. **Vermodern.**

Modern, Holländ. Modderen, iſt im gemeinen Leben auch als ein verb. act. gebräuchlich, in der Redensart **Kanäle modern**, und heißt ſo viel als ſchlämmen, vom Schlamm und Moder reinigen. Einen Kanal oder Waſſergraben vom Schlamme reinigen, beſonders einen Siel- und Schleuſengraben, oder Hauptwaſſerzug, beym Durchſturz des Waſſers mittelſt Aufrührung des darin ſich niedergelaſſenen Schlammes. Es iſt alſo dem, was man **Baggern** nennt, zwar ähnlich, aber nicht gleich.

Modern (der Ton auf der letzten Sylbe) adj. und adv., aus dem mittlern Lat. modernus, Franz. moderne, den neueſten Sitten, dem neueſten Geſchmacke, der neueſten Mode gemäß; im Gegenſatze des **antik** oder **veraltet**. Daher **moderniſiren**, eine alte Sache auf einen neuen Fuß, nach einem neuen Geſchmacke einrichten.

Moderprahm, oder **der Moderprahmen**, in den niedrigen Ländern an der See, ein Prahmen, d. i. niedriges flaches Fahrzeug, den Moder oder Schlamm aus den Kanälen und Häfen wegzuführen. S. im Art. **Hafen**, Th. 21, S. 40 fl.

Modertorf, eine der beſten Arten des Torfes, welcher keine Wurzeln und andere feſte Theile mehr enthält, ſondern aus lauter ſchon verfaulten Theilen beſteht. S. im Art. **Torf**.

Moderwaſſer, ein mit vieler Erde vermiſchtes Waſſer. In engerer Bedeutung iſt es ein ſolches moderiges Waſſer, welches über einem lehmigen Boden ſtehet, zum Unterſchiede von dem **Bruchwaſſer**,

ſer, oder Mehrwaſſer, welches über einem Torfboden ſtehet. Beyde ſind Arten des Sumpfwaſſers.

Moderzange, eine Maſchine, welche zur Vertiefung der Häfen gebraucht wird, und aus Kaſten oder Schaufeln beſtehet, welche wie eine Zange in den Grund faſſen und eine Menge Sand und Schlamm in die Höhe bringen. S. im Art. Hafen, Th. 21, S. 37 ff. mit Abbild.

Modes, eine Art pelziger Cottonaden, die Troyes in Champagne liefert. Breite $\frac{3}{4}$ oder $\frac{7}{8}$ Stab.

Modesne, in Frankreich, ein halbſeidener dünner Zeug, der von Floretgarn, Zwirn oder Baumwolle mit Wolle untermiſcht gewebt wird. Er iſt $\frac{7}{16}$ oder auch wohl $\frac{9}{16}$ eines ehemahligen pariſ. Stabs breit.

Modeſt, beſcheiden, ſittſam. Daher die **Modeſtie**, Beſcheidenheit, Sittſamkeit.

Modeſucht, die Sucht, d. i. ungeordnete Begierde, die Mode zu beobachten.

Modewaaren, ſ. **Modeartikel**, oben, S. 518.

Modice, mäßig, ſparſam.

Modification, Abänderung, nähere Beſtimmung, Einſchränkung. Daher **modificiren**.

Modiglione, (fallo) ſ. **Dielenkopf**, Th. 9, S. 244.

Modillon, ſ. **Sparrenkopf**.

Modimperator, war bey den römiſchen Schmauſereyen einer der Gäſte, welcher Regeln vorſchrieb, nach welchen man ſich verhalten mußte. Er wurde bey den Gaſtmahlen durch das Loos erwählt.

Modiolan, ein Kopfputz, den die griechiſchen Weiber in Conſtantinopel trugen, und welcher dem **Modius**, einem gewiſſen Trinkgeſchirr ähnlich ſah.

Modiolus, 1. ein kleines Maß bey den alten Römern, deren 4 auf einen Modius gingen. 2. Iſt

es

alte Rees, iſt aber in neuer Zeit auf 2400 neue Rees geſetzt worden; er wiegt und hält nach Verhältniß des Ganzen.

Moëlle, Franz., Mark in Knochen, Bäumen ꝛc.

Moenemolam Caatjes, ſind weiße oſtindiſche Kattune und Zitze, die durch die holländiſche Kompagnie aus Bengalen gebracht werden. Es giebt ihrer verſchiedene Gattungen; z. B. Moenemolam Caatjes Ponnicail, ſind 1 Elle und $\frac{7}{16}$ breit, und 21½ bis 22 Ellen lang; ſie gelten bey den Verkäufen 12 bis 13 Gulden das Stück; feine Moenemolam Caatjes Mannapaar, in Breite und Länge wie die vorgenannte Sorte, zu 14 Gulden; Moenemolam Caatjes, gemeiner Art, 12 Gulden das Stück.

Moeracco, ein Nahme des **Advagdo-Corbers**, ſ. Th. 80, S. 674.

Mofuma, der Aethiopiſche Nahme eines Baums, welches wahrſcheinlich derſelbe iſt, der auch Mapu heißt. S. dieſes Th. 84, S. 288.

Mögen, ein unregelmäßiges verb. neutr. mit haben. Es

I. **können**. 1) Im weiteſten Verſtande ſo wohl ſubjective als objective; Kraft, Macht ꝛc. haben, etwas zu thun; möglich ſeyn. 2) In engerer Bedeutung a) Urſache haben, etwas zu thun; z. B. er hätte es immer thun mögen. b) Erlaubniß haben, etwas zu thun. (In einigen Fällen des geſellſchaftlichen Lebens.) c) Von einer möglichen Sache, beſonders mit dem Nebenbegriffe der Gleichgültigkeit, von Seiten des Redenden; es mag ſeyn. Er mag ſagen, was er will. Bisweilen bezeichnet es auch eine mögliche Sache, welche unter gewiſſen Umſtänden leicht wirklich werden kann; z. B. ich fürchte, er möchte kommen. d) Eine Vermuthung anzudeuten: z. B.

im Grunde mag er es wohl wünschen. e) Den Optativ und Conjunctiv auszudrücken, da es denn die Gestalt eines wahren Hülfs-Verbi annimmt; z. B. er bat mich, ich möchte doch kommen. f) Einen Wunsch zu bezeichnen, da es denn jedes Mahl im Conjunctiv steht; z. B. möchte er doch kommen!

II. **Wollen**, doch nur in engerer Bedeutung. Neigung haben, etwas zu thun oder zu leiden. 1) Im Indicativ, am häufigsten mit einer Verneinung; z. B. ich mag es nicht. (Im gemeinen Leben.) 2) Im Conjunctiv mit dem Nebenbegriffe eines Wunsches; z. B. ich möchte es wohl haben. Ich möchte doch wissen, ob er da wäre.

Das Substantivum die Mögung ist völlig ungewöhnlich.

Es ist mit unserm Macht genau verwandt.

Mögende, war bey der vorigen Verfassung in Holland der Titel der Staaten von den einzelnen Provinzen.

Moges de Morue, in Frankreich, besonders zu Rochelle, das Eingeweide vom Stockfisch. Dieser Artikel wird als Köder zur Fischerey gebraucht und tonnenweise gehandelt.

Mogg, ist ein englischer, baumwollener, gedruckter, piqueartiger Zeug. Er liegt $\frac{1}{4}$ Elle breit, und wird von Mannspersonen zu Gilets getragen. Die Elle kostet (jetzt) etwa anderthalb Thaler.

S. Journal für Fabrik ꝛc. 1797. Jun. S. 472 mit einer Probe dieses Zeuges.

Moggia, Mogga, 1) ein Getreidemaß, nach Par. Cubikzollen in Corfu 5037, in Ferrara 30840, in Grosetto 27888, in Mailand 6976 und 7510, in Maremma di Siena 26857, so wie auch in Toskana. 2) Ein Oehlmaß, das in Mantua 5614 Par. Cubikzoll hält.

Möglich, Adj. und Adv. von dem Zeitworte **mögen**, und zwar von dessen ersten, weitesten Bedeutung, was seyn oder geschehen mag oder kann.

1. In Ansehung der Sache ist im schärfsten philosophischen Verstande ein Ding **möglich**, im Gegensatze des **unmöglich**, wenn es keinen Widerspruch in sich enthält, es sey nun wirklich da oder nicht. **Ein hölzerner Teller** ist ein mögliches Ding, nicht aber ein **ledernes Eisen**. In dem gemeinen Sprachgebrauche hingegen braucht man es auch in weiterm Verstande, von dem was unter gewissen Umständen seyn oder geschehen kann, und da ist oft eine Sache nicht möglich, wenn sie es gleich absolute oder an und für sich sehr wohl ist. Es ist nicht möglich, daß er eine **solche Niederträchtigkeit** begehen sollte, d. i. nicht wahrscheinlich, schlechterdings nicht glaublich. Wo es denn auch oft zur Begleitung einer Verwunderung gebraucht wird. **Ists möglich! Wie ist das möglich?** Zuweilen bedeutet es auch so viel als wirklich, wo es doch nur adverbialiter gebraucht wird. Z. B. ich will sehen, wie ich es **möglich** mache.

2. In Ansehung der handelnden Personen, oder subjective, sowohl keinen Widerspruch mit den Kräften, den Fähigkeiten derselben enthaltend, als auch in Ansehung der Gelegenheit und äußern Umstände, was neben denselben bestehen kann. Es ist mir nicht möglich. Seinen möglichsten Fleiß anwenden. Das Wasser möglichst abdämmen. **Moralisch möglich**, was durch kein Gesetz verbothen ist, keinen Widerspruch gegen ein Gesetz enthält.

3. Im Berg- und Hüttenwesen hat möglich eine besondere Bedeutung. So heißt nämlich ein Gang, welcher viel Erz giebt; reich, fündig.

Niederf.

Niederſächſ. möglich oder mäglich, Dän. muelig. Bey den älteſten oberdeutſchen Schriftſtellern ſucht man dieſes Wort vergebens. Ottfried gebraucht dafür das verwandte megi, Kero aber lanſt, und Tatian odi, Angelſ. ead, eath, welches noch in dem Engl. eaſy, leicht, möglich, und dem Franz. aiſe, wie auch in dem Niederdeutſchen unnode, vielmehr unode, zuſammen gezogen node, ungern, vorhanden iſt. Das Niederſ. möglich wird auch für mäßig, billig gebraucht, ein möglicher Schoß, ein mögliches Geld, ein mäßiges, billiges; imgleichen als ein Nebenwort für vielleicht, wie das Franz. peut-être.

Möglichkeit, das Hauptwort des vorigen Beywortes.

1. Als ein Abſtractum und ohne Plural, die Eigenſchaft einer Sache, nach welcher ſie möglich iſt, in allen Bedeutungen des Beywortes. Z. B. es war keine Möglichkeit, daß er ihn hätte einhohlen können. Nach meiner Möglichkeit, ſo viel mir möglich iſt, im gemeinen Leben.

2. Als ein Concretum, eine mögliche Sache, doch nur in engerer Bedeutung, eine bloß mögliche Sache, im Gegenſatze einer wirklichen. Das Reich der Möglichkeiten, bloß möglicher Dinge.

Mogol, Mogul, Groß-Mogul, der, der Nahme des Beherrſchers des mogoliſchen Reiches in Oſtindien. Zu Anfange des 18ten Jahrhunderts war er noch einer der mächtigſten und reichſten Fürſten, aber ſchon 1739 raubte ihm der perſiſche Eroberer, Kulichan, nebſt einigen Provinzen, den größten Theil ſeiner in der Reſidenz aufgehäuften Schätze; und die Maratten, welche, ſo wie die Engländer, ſchon vorher verſchiedene Ländereyen ſeines unermeßlichen Reiches an ſich geriſſen hatten, bemächtigten ſich zuletzt deſſelben ſo ganz, daß ihm im Jahre 1785, außer der Hauptſtadt Delhy, nichts weiter übrig blieb, als ein kleiner Bezirk um dieſelbe. Doch auch hiervon

alte Zeit, [illegible] in neuer Zeit auf 250 und Nara geſetzt werden; er wiegt 600 Pfund nach Verhältniß des Einen.

Moelle, franz. Mark in Knochen, Baumen ꝛc.

Moenemolam Canjes, ſind weiße oſtindiſche Zeuge aus Baumwolle, die durch die holländiſche Compagnie aus Bengalen gebracht werden. Es giebt ihrer verſchiedene Gattungen; z. B. Moenemolam Canjes Pounical, ſind 1 Elle 1/4 breit, und 21 bis 22 Ellen lang; ſie gelten bey den Verkäufen 12 bis 13 Gulden das Stück; ferner Moenemolam Canjes Mamapaut, in Breite und Länge wie die vorgenannte Sorte, zu 14 Gulden; Moenemolam Canjes, gemeiner Art, 12 Gulden das Stück.

Mögenio, ein Name des Adoalfo Lothers, ſ. Th. 80, S. 674.

Mohamed, der Arabiſche Name unſers Namens, welches wahrſcheinlich derſelbe iſt, der auch Mayn heißt. S. dieſes Th. 84, S. 288.

Mögen, ein unregelmäßiges verb. neutr. mit haben. Es

I. können. 1) Im weiteſten Verſtande ſo wohl ſubjective als objective; Kraft, Macht ꝛc. haben, etwas zu thun; möglich ſeyn. 2) In engerer Bedeutung a) Urſache haben, etwas zu thun; z. B. er hätte es immer thun mögen. b) Erlaubniß haben, etwas zu thun. (In einigen Fällen des geſellſchaftlichen Lebens.) c) Von einer möglichen Sache, beſonders mit dem Nebenbegriffe der Gleichgültigkeit, von Seiten des Redenden; es mag ſeyn. Er mag ſagen, was er will. Bisweilen bezeichnet es auch eine mögliche Sache, welche unter gewiſſen Umſtänden leicht wirklich werden kann; z. B. ich fürchte, er möchte kommen. d) Eine Vermuthung anzudeuten: z. B.

im

Niemand durfte in den Pallaſt kommen, als die Rajas oder Fürſten, und die oberſten Bedienten. Alle dieſe Perſonen erwieſen ihnen ſo große Ehrfurcht, daß es unmöglich iſt, gegen die heiligſten Dinge größere Achtung zu bezeigen. Alle Geſpräche wurden mit unaufhörlichen Verbeugungen begleitet. Wenn ſie von dem Groß-Mogol weggingen, warfen ſie ſich auf die Erde nieder, und legten ihre Hände auf ihre Augen, hernach auf ihre Bruſt, und zuletzt auf die Erde, um dadurch zu erkennen zu geben, daß ſie gegen ihn nur Staub und Aſche wären. Dabey wünſchten ſie ihm alle Arten von Glückſeligkeit, und gingen rückwärts aus dem Zimmer.

Um einigen Begriff von der Pracht zu geben, mit welcher ein Mogol erſchien, will ich aus des Thomas Roe's Beſchreibung von dem Staate, welchen er führte, einige Nachrichten mittheilen, welche zugleich in Rückſicht auf den neueſten bedauernswürdigen Zuſtand der Abkömmlinge dieſes ſo lange gleichſam vergötterten Stammes, ein vielſagendes Bild von der Hinfälligkeit menſchlicher Größe, beſonders wenn ſie ſich bloß auf den äußeren blendenden Glanz ſtützet, und nicht durch innere Vorzüge des Geiſtes und Herzens aufrecht erhalten wird, aufſtellen werden.

Es iſt zwar ſchon lange her, daß Roe an dieſem Hofe geweſen, denn er reiſete im Jahre 1615 auf Koſten und in Angelegenheiten der engliſchen oſtindiſchen Geſellſchaft dahin. Da bekanntlich aber die Morgenländer in ihren Sitten und Gebräuchen nicht ſo veränderlich, wie die Europäer ſind, und das altväterliche mit viel mehr Anhänglichkeit und Eigenſinn, als wir, beybehalten: ſo wird man ſich aus ſeiner Beſchreibung, welche aus einer der blühendſten Zeiten dieſer De-

Möglich. Adj. und Adv. von dem Zeitworte mögen, und zwar von dessen erstem, weitesten Bedeutung, was seyn oder geschehen mag oder kann.

1. In Ansehung der Sache ist im schärfsten philosophischen Verstande ein Ding möglich im Gegensatze des unmöglich wenn es keinen Widerspruch in sich enthält, es sey nun wirklich da oder nicht. Ein hölzerner Teller ist ein möglicher Ding, nicht aber ein ledernes Eisen. In dem gemeinen Sprachgebrauche hingegen braucht man es auch in weiterm Verstande, von dem was unter gewissen Umständen seyn oder geschehen kann, und da ist oft eine Sache nicht möglich, wenn sie es gleich absolute oder an und für sich sehr wohl ist. Es ist nicht möglich, daß er eine solche Niederträchtigkeit begehen sollte, d. i. nicht wahrscheinlich, schlechterdings nicht glaublich. Wo es denn auch oft zur Bezeichnung einer Verwunderung gebraucht wird. Wie möglich! Wie ist das möglich? Zuweilen bedeutet es auch so viel als wirklich, wo es doch nur elliptisch gebraucht wird. Z. B. ich will sehen, wie ich es möglich mache.

2. In Ansehung der handelnden Personen, oder subjective, sowohl keinen Widerspruch mit den Kräften, den Fähigkeiten derselben enthaltend, als auch in Ansehung der Gelegenheit und äußern Umstände, was neben denselben bestehen kann. Es ist mir nicht möglich. Seinen möglichsten Fleiß anwenden. Das Wasser möglichst abdämmen. Hieraus folgt möglich, was durch kein Gesetz verboten ist, keinen Widerspruch gegen ein Gesetz enthält.

3. Im Berg- und Hüttenwesen hat möglich eine besondere Bedeutung. So heißt nämlich ein Gang, welcher viel Erz giebt; reich, ſündig.

Adelung.

sind. Zuweilen lässet er sich auch von Menschen in einem prächtigen Palanquin tragen. Sein Gefolge bestehet aus den Hofbedienten, denen fünf- bis sechshundert Elephanten, Kameele, und Bagage-Wagen nachfolgen.

Zwey große Festtage werden jährlich in der Hauptstadt dem Mogol zu Ehren gefeyert. Das erste Fest ist mit dem Anfange des neuen Jahres, und währet achtzehn Tage. Vor dem Pallast wird eine Bühne errichtet, welche vierzehn Fuß hoch, sechs und funfzig lang, und vierzig breit, mit reichen Tapeten bedeckt, und mit einer Balustrade umgeben ist. Nahe dabey ist ein Gebäude von bemahltem Holze, mit Perlemutter ausgelegt, worin einige von den Vornehmsten des Hofes sitzen, obgleich ihre Zelter in dem ersten Hofe des Pallastes aufgeschlagen sind, wo sie sich bemühen, alle Reichthümer und Pracht zur Schau auszustellen. Vor Alters ging der Mogol in diese Zelter, und nahm, was ihm am besten gefiel. Seit einem Seculum aber begiebt sich dieser Fürst in Begleitung der sieben ersten Minister auf die Bühne, sitzet auf einem sammtnen mit Gold und Perlen gestickten Kissen, und wartet bis man ihm die Geschenke bringet, welche er sowohl von dem Volke, als den Großen des Reichs während den achtzehn Tagen, da diese Ceremonie dauert, annimmt. Gegen Ende dieser Zeit, theilt er seine Begnadigungen aus, welche darin bestehen, daß er denjenigen, die ihm die kostbarsten Geschenke gebracht haben, Aemter und Würden ertheilet. Tavernier versichert, daß er dem Mogol an einem dieser Feste Geschenke, deren Werth sich auf dreyßig Millionen Livres belief, an Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen, Gold, Silber, schönen Stoffen, Elephanten, Kameelen und Pferden hat annehmen sehen.

Das zweyte Fest ist am Geburtstage des Mogols. Er fängt solches mit allen Arten der Lustbarkeiten an, und begiebt sich darauf zu der Königinn seiner Mutter, wenn sie noch am Leben ist, und zeigt ihr seine Erkenntlichkeit dadurch, daß er die Großen des Reichs nöthiget, ihr kostbare Geschenke zu machen. Nachdem er gespeiset hat, zieht er seine schönsten Kleider, und seinen besten Schmuck von Gold und Juwelen an, und geht in einen prächtigen Papillon, wo ihm die Vornehmsten des Reichs ihre

Aufwartung machen. Da findet er die großen Wageschalen mit ihren Ketten, welches alles von massivem Golde, und mit Juwelen ausgezieret ist. In eine dieser Wageschalen stellet er sich selbst, und in die andere wird Gold, Silber, Juwelen, seidene Zeuge, feine Leinwand, Zimmet, Muscatenblumen, Pfeffer, Getreyde und Kräuter gelegt, und man hält alle Jahr ein genaues Regiſter vom Unterschied seines Gewichts. Es ist eine große Freude, wenn er in einem Jahre mehr wiegt; es ist aber auch große Betrübniß, wenn er am Gewicht abgenommen hat.

Auf diese Ceremonie folgt die große That der Barmherzigkeit, die der Mogol für das ganze Jahr ausübet. Er giebt nähmlich den Armen einige kleine Stücke Geld, und wirft unter die Großen Nüsse, Pistazien, Mandeln und andere Früchte, welche alle aus Gold gearbeitet, und so dünn und klein sind, daß tausend davon nicht mehr als sieben oder acht Pistolen werth sind. Man hat gefunden, daß ein mit dergleichen Kleinigkeiten gefülltes Becken nicht den Werth von zehn Kronen überstiegen hat. Auf diese Weise erstreckt sich die Freygebigkeit dieses reichen Monarchen an seinem Geburtstage etwa bis auf eine elende Summe von hundert Kronen. Dieses Fest wird damit beschlossen, daß er eine prächtige Abendmahlzeit an die Herrn des Hofes giebt, mit welchen er die Nacht mit Trinken zubringt.

Die Söhne des Mogols führen den Titel eines Sultans, und seine Töchter sind Sultaninnen. Die Unterkönige oder Gouverneurs der Provinzen werden Nabobs genennet. Die, welche ihnen im Range folgen, und eben so viel vorstellen, als bey uns Adeliche, heißen Chans und führen gemeiniglich noch einen Beynahmen, der von ihrer Beförderung genommen ist. Z. B. Asaph Chan, der reiche Herr, Chan Channa, der Herr aller Herren.

Die obersten Militairbedienten heißen Omrahs; und wer ein General gewesen ist, wird Mirza betitelt.

Die vornehmsten Eynuchen haben die Stellen der Schatzmeister, Verwalter und Kontrolleurs der Haushaltung. Die andern vornehmen Bedienten sind die Staatssekretairs, die Elephantenregierer, die Aufseher über die Zelte, und die Aufseher über die Garderobe, denen man die Juwelen anvertrauet.

Die

Niemand durfte in den Pallaſt kommen, als die Rajas oder Fürſten, und die oberſten Bedienten. Alle dieſe Perſonen erwieſen ihnen ſo große Ehrfurcht, daß es unmöglich iſt, gegen die heiligſten Dinge größere Achtung zu bezeigen. Alle Geſpräche wurden mit unaufhörlichen Verbeugungen begleitet. Wenn ſie von dem Groß-Mogol weggingen, warfen ſie ſich auf die Erde nieder, und legten ihre Hände auf ihre Augen, hernach auf ihre Bruſt, und zuletzt auf die Erde, um dadurch zu erkennen zu geben, daß ſie gegen ihn nur Staub und Aſche wären. Dabey wünſchten ſie ihm alle Arten von Glückſeligkeit, und gingen rückwärts aus dem Zimmer.

Um einigen Begriff von der Pracht zu geben, mit welcher ein Mogol erſchien, will ich aus des Thomas Roe's Beſchreibung von dem Staate, welchen er führte, einige Nachrichten mittheilen, welche zugleich in Rückſicht auf den neueſten bedauernswürdigen Zuſtand der Abkömmlinge dieſes ſo lange gleichſam vergötterten Stammes, ein vielſagendes Bild von der Hinfälligkeit menſchlicher Größe, beſonders wenn ſie ſich bloß auf den äußeren blendenden Glanz ſtützet, und nicht durch innere Vorzüge des Geiſtes und Herzens aufrecht erhalten wird, aufſtellen werden.

Es iſt zwar ſchon lange her, daß Roe an dieſem Hofe geweſen, denn er reiſete im Jahre 1615 auf Koſten und in Angelegenheiten der engliſchen oſtindiſchen Geſellſchaft dahin. Da bekanntlich aber die Morgenländer in ihren Sitten und Gebräuchen nicht ſo veränderlich, wie die Europäer ſind, und das altväterliche mit viel mehr Anhänglichkeit und Eigenſinn, als wir, beybehalten: ſo wird man ſich aus ſeiner Beſchreibung, welche aus einer der blühendſten Zeiten dieſer De-

ſpecie iſt, einen ziemlichen Begriff machen können, wie es auch die Nachfolger des damahligen Groß-Mogols gehalten haben.

Als er erſchien, ſagt Roe, hing ein Gürtel an ſeinem Degen, und ein anderer an ſeinem Schilde. Beyde Gürtel waren mit Diamanten und Rubinen beſetzt. Noch einer hing an ſeinem Köcher mit dreyßig Pfeilen, und ſein Bogen war in einem Futteral. Auf ſeinem Kopfe trug er einen reichen Turban, worauf ein Buſch von Reiherfedern war; auf der einen Seite hing eine rubinene Blume, von der Größe einer Wallnuß, und auf der andern Seite ein eben ſo großer Diamant, und in der Mitte war ein Smaragd, in der Geſtalt eines Herzens, welcher aber größer war, als der Diamant und Rubin. Sein Stock war mit einer Kette durchlöcherter großer Rubinen, Perlen und Diamanten umwunden. Um den Hals trug er drey Schnüre von den vortreflichſten und größten Perlen. Ueber den Ellenbogen hatte er Armbänder, die mit Diamanten beſetzt waren. Auf jedem Gelenk der Hand waren drey andere Armbänder von verſchiedener Art, und faſt auf jedem Finger ſaß ein Ring. Sein Kleid war mit Gold geſtickt ohne Aermel, und an ſeinen Füßen hatte er ein Paar mit Perlen geſtickte Halbſtiefeln. In einem ſolchen Aufzug ſetzte er ſich in ſeine Kutſche, welche einer engliſchen ſehr ähnlich, und von derjenigen, womit ihn Roe beſchenket hatte, nur darinnen verſchieden war, daß ſie mit perſianiſchem mit Gold geſtickten Sammet beſchlagen war.

Wenn dieſer Fürſt vor der Stadt ſeiner Armee mandiret, oder auf die Jagd gehet, oder ſich nach einem von ſeinen Landhäuſern begiebt, ſo begleiten ihn etwa zehn tauſend Mann, und hundert Elephanten mit Sattelbetten von Sammet und Tuchen geziert. Jeder Elephant trägt zwey Menſchen, wovon der eine ihn mit einem eiſernen Haken regiert, der andere aber eine große silberne mit Gold und Seide geſtickte Standarte trägt: jeder von den erſtern führt einen Haken.

In der Mitte durch Hindoſtan reitet der Mogol auf einem ſchönen perſianiſchen Pferde, oder fährt in einem Wagen, der von zwey Ochſen gezogen wird, deren Hörner auch vornen mit Gold gezieret ſind.

Des Mogols Briefe werden mit so viel Ehrfurcht empfangen, als wenn er selbst zugegen wäre. Der Gouverneur, an den dieselben geschickt werden, reitet dem Boten mit allen seinen Bedienten entgegen; und sobald er die Briefe sieht, steigt er vom Pferde, und fällt lang auf die Erde. Er nimmt nachher die Briefe dem Boten ab, bindet sie fest an seinen Kopf, reitet zurück, und fertiget die Antwort sogleich aus.

Die Gouverneurs haben noch eine andere Methode, wodurch sie ihm Ehrfurcht bezeigen. Sobald sie nähmlich nach einem Gouvernement geschickt werden, scheren sie ihren Kopf und Bart nicht eher, als bis sie wieder zurück berufen werden, ob sie gleich sonst, so lange sie bey Hofe sind, sich alle Tage scheeren.

Der Mogol thut in allen wichtigen Rechtsfällen allein den Ausspruch, er mag sich aufhalten, wo er will. Seine Unterkönige thun das in ihren respectiven Provinzen auch. Der Catoual ist eine Gerichtsperson, welche die kleinen Sachen entscheidet, und die kleinen Vergehungen bestrafet. Der Kady ist der Civil-Richter in Streitigkeiten zwischen den Hauseinwohnern bey Heyrathen und Ehescheidungen.

Ob man gleich in diesem Reiche kein geschriebenes Gesetz hat, so ist es doch hergebracht, daß gewisse Verbrechen ihre Strafen haben. So wird Mord und Diebstahl mit dem Tode bestraft. Die Art der Execution aber hängt von der Willkühr des Mogols oder Unterkönigs ab. Der Missethäter bleibt niemahls eine Nacht über im Gefängniß, ja er wird oft nicht einmahl in ein Gefängniß gebracht, sondern sogleich, nachdem er ertappt worden, zum Gouverneur gebracht, daselbst losgesprochen oder verurtheilt, und im letztern Falle sogleich zur Execution geführet, welche mehrentheils auf dem Markte geschiehet.

Einige Missethäter werden gehenkt, andere geköpfet, andere an spitzige Pfähle gestochen, und andere von wilden Thieren zerrissen, oder von Elephanten getödtet. Wenn der Elephant den Missethäter augenblicklich von dem Leben bringen soll, so tritt er mit seinem breiten runden Fuß auf den vor ihm liegenden Elenden, und drückt ihn sogleich todt.

Soll

Aufwartung machen. Da findet er die großen Wageschalen mit ihren Ketten, welches alles von massivem Golde, und mit Juwelen ausgezieret ist. In eine dieser Wageschalen stellet er sich selbst, und in die andere wird Gold, Silber, Juwelen, seidene Zeuge, feine Leinwand, Zimmet, Muscatenblumen, Pfeffer, Getreyde und Kräuter gelegt, und man hält alle Jahr ein genaues Register vom Unterschied seines Gewichts. Es ist eine große Freude, wenn er in einem Jahre mehr wiegt; es ist aber auch große Betrübniß, wenn er am Gewicht abgenommen hat.

Auf diese Ceremonie folgt die große That der Barmherzigkeit, die der Mogol für das ganze Jahr ausübet. Er giebt nähmlich den Armen einige kleine Stücke Geld, und wirft unter die Großen Nüsse, Pistazien, Mandeln und andere Früchte, welche alle aus Gold gearbeitet, und so dünn und klein sind, daß tausend davon nicht mehr als sieben oder acht Pistolen werth sind. Man hat gefunden, daß ein mit dergleichen Kleinigkeiten gefülltes Becken nicht den Werth von zehn Kronen überstiegen hat. Auf diese Weise erstreckt sich die Freygebigkeit dieses reichen Monarchen an seinem Geburtstage etwa bis auf eine elende Summe von hundert Kronen. Dieses Fest wird damit beschlossen, daß er eine prächtige Abendmahlzeit an die Herrn des Hofes giebt, mit welchen er die Nacht mit Trinken zubringt.

Die Söhne des Mogols führen den Titel eines Sultans, und seine Töchter sind Sultaninnen. Die Unterkönige oder Gouverneurs der Provinzen werden Nabobs genennet. Die, welche ihnen im Range folgen, und eben so viel vorstellen, als bey uns Adeliche, heißen Chans und führen gemeiniglich noch einen Beynahmen, der von ihrer Beförderung genommen ist. Z. E. Aleph Chan, der reiche Herr, Chan Channa, der Herr aller Herren.

Die obersten Militairbedienten heißen Emrahs; und wer ein General gewesen ist, wird Mirza betitelt.

Die vornehmen Frauen haben die Stellen der Schatzmeister, Vermalter und Kontrolleurs der Haushaltung. Die andern vornehmen Bedienten sind die Staatssecretairs, die Elephantentreiber, die Aufseher über die Zelte, und die Aufseher über die Gefangene, denen auch die Juwelen anvertrauet.

Die

ehedem der größte Markt für Diamanten gewesen sey.

Das Lager rückt selten zehn Meilen auf einmal vor, und ist mehrentheils an einem solchen Orte, wo man hinlängliches Wasser hat. Die indianischen Armeen führen eine Menge von Booten (kleine Kähne) auf Wagen mit sich, welche der Mogol braucht, theils um sich auf den Seen und Flüssen zu belustigen, theils seine Armeen überzusetzen. Er hat auch Falken, Hunde und Leoparden bey sich, die zum Spiel abgerichtet sind. Solchergestalt theilet der Mogol, indem er aus einem Theil seines Gebiets in das andere wandert, seine Zeit zwischen den Ergötzungen und der Untersuchung der Aufführung seiner Unter-Könige und Gouverneurs. Auf diesen Märschen werden einige von den Frauenzimmern des Mogols in kleinen Thürmen auf den Rücken der Elephanten getragen, andere fahren in Kutschen, andere sind in Palanquinen, und man sagt, daß die geringsten Frauenzimmer kein anderes Fuhrwerk haben, als eine Art von Wiege, die auf den Seiten der Kameele hänget. Alle Frauenzimmer aber sind verdeckt, und werden von Eynuchen bedienet.

Des Mogols Macht besteht vornehmlich aus den Truppen, welche die Rajas oder heidnischen Fürsten stellen; er hat auch morisches Fußvolk, das meiste aber besteht in Reuterey. Er hat auch verschiedene Regimenter, die den Nahmen der Leibwache oder Haustruppen führen. Das vornehmste davon ist ein Regiment von viertausend Mann, die man des Kaisers Sclaven nennet. Sie machen das vornehmste Corps in der ganzen Armee aus. Ihr Befehlshaber heißt Daroza. Er hat große Autorität und zuweilen das Kommando über die ganze Armee. Jeder Soldat dieses Regiments hat vorne am Kopfe ein Zeichen, und aus diesen Truppen nimmt man die subalternen Offiziers, welche stufenweise zu der Würde der Omrahs oder Generals steigen. Jeder Reuter hat zwey Knechte, wovon ihm einer das Pferd warten, der andere die Fourage anschaffen muß. Alle diese Soldaten haben im Felde ihre Weiber und Kinder bey sich, und im Lager sind allemal viele Boutiken, wo man wie in einer Stadt alles kaufen kann. Auch folgen der Armee einige hundert Elephanten, bloß zum Staat, und eine Menge Weiber,

ber mit einem starken Gefolge des Mogols und der hohen Offiziers.

Demungeachtet stehet diese zahlreiche Armee selten im Felde, ohne durch Hungersnoth einen großen Verlust an Leuten zu haben, welchen man aber unter einer so großen Menge kaum merket. Man hat auch zu wenig Menschlichkeit, als daß man darauf achten sollte; die Hungersnoth wird daher weder als etwas Außerordentliches betrachtet, noch verhindert sie, daß man nicht eine andere Menge Volks versammeln sollte, welche einem gleichen Schicksale unterworfen bleibt.

Die Engländer haben davon einen großen Vortheil, daß die Indianer so hartnäckig auf ihre alten Gebräuche halten, und noch immer keine wahre Tapferkeit besitzen. Nicht allein der Fürst, sondern auch jeder Raja, der das Kommando über die von ihm ins Feld gestellten Truppen führet, erscheint voraus an der Spitze auf einem Elephanten, und ist der General so gut, als die Fahne seiner Leute, welche ihr Auge beständig auf ihn richten, und wenn sie ihn einen Augenblick aus dem Gesichte verlieren, daraus schließen, daß alles verloren sey, worauf sie unverzüglich aus einander prellen.

Die englischen Ingenieurs können daher mit einer einzigen Salve aus einer sechspfündigen Kanone, die auf den Elephanten gerichtet ist, das Schicksal eines ganzen Detaschements entscheiden; und diese großen Thiere scheinen nunmehr bloß darum ins Feld gebracht zu werden, um der feindlichen Artillerie ein Zeichen der Richtung zu seyn. Die Rajas, welche die Gefahr, in welcher sie sind, recht gut kennen, suchen ihr dadurch auszuweichen, daß sie verschiedene Elephanten mit einerley Decken, und Reuter darauf mit denselben reichen und prächtigen Kleidern an einem Tage an verschiedene Oerter des Schlachtfeldes stellen. Ob sie gleich viel von den Europäern durch die nächtlichen Ueberfälle erlitten haben, so können sie doch niemahls dahin gebracht werden, Ordnung und Wachsamkeit in ihrem Lager einzuführen. Denn gegen die Nacht stopft sich jeder Mann den Magen so voll Reiß, und die meisten nehmen darauf die Opiate, so daß gegen Mitternacht die ganze Armee in tiefem Schlafe ist.

Dessen

Des Mogols Briefe werden mit so viel Ehrfurcht empfangen, als wenn er selbst zugegen wäre. Der Gouverneur, an den dieselben geschickt werden, reitet dem Boten mit allen seinen Bedienten entgegen; und sobald er die Briefe sieht, steigt er vom Pferde, und fällt lang auf die Erde. Er nimmt nachher die Briefe dem Boten ab, bindet sie sein an seinen Kopf, reitet zurück, und fertiget die Antwort sogleich aus.

Die Gouverneurs haben noch eine andere Methode, wodurch sie ihm Ehrfurcht bezeigen. Sobald sie nähmlich nach einem Gouvernement geschickt werden, scheren sie ihren Kopf und Bart nicht eher, als bis sie wieder zurück berufen werden, ob sie gleich sonst, so lange sie bey Hofe sind, sich alle Tage scheeren.

Der Mogol thut in allen wichtigen Rechtsfällen allein den Ausspruch, er mag sich aufhalten, wo er will. Seine Unterkönige thun das in ihren respectiven Provinzen auch. Der Caroual ist eine Gerichtsperson, welche die kleinen Sachen entscheidet, und die kleinen Vergehungen bestrafet. Der Kady ist der Civil-Richter in Streitigkeiten zwischen den Hauseinwohnern bey Heyrathen und Ehescheidungen.

Ob man gleich in diesem Reiche kein geschriebenes Gesetz hat, so ist es doch hergebracht, daß gewisse Verbrechen ihre Strafen haben. So wird Mord und Diebstahl mit dem Tode bestraft. Die Art der Execution aber hängt von der Willkühr des Mogols oder Unterkönigs ab. Der Missethäter bleibt niemahls eine Nacht über im Gefängniß, ja er wird oft nicht einmahl in ein Gefängniß gebracht, sondern sogleich, nachdem er ertappt worden, zum Gouverneur gebracht, daselbst losgesprochen oder verurtheilt, und im letztern Falle sogleich zur Execution geführet, welche mehrentheils auf dem Markte geschiehet.

Einige Missethäter werden gehenkt, andere geköpfet, andere an spitzige Pfähle gestochen, und andere von wilden Thieren zerrissen, oder von Elephanten getödtet. Wenn der Elephant den Missethäter augenblicklich von dem Leben bringen soll, so tritt er mit seinem breiten runden Fuß auf den vor ihm liegenden Elenden, und drückt ihn sogleich todt.

Fall

Bohn 1802. 644 S. 8. Es iſt nur zu bedauern, daß der Herr Verfaſſer dieſes lehrreichen Werks ſchon geſtorben iſt, und daß man noch nicht weiß, wer ſeine Feder wieder aufnehmen wird.

Mogol, (der groſse), auch **Mogols-Pflaume**, eine Art Pflaumen, wovon der Art. **Pflaume** nachzuſehen iſt.

Mogoliſtan, oder **Moguliſtan**, das Reich des groſsen Mogols. S. **Indoſtan**, Th. 29, S. 679 f.

Mogols-Pflaume, ſ. im Art. **Pflaume**.

Mogori, ſo wie **Mogoria**, ſind Nahmen zweyer Bäume, von denen der erſtere in Spanien, der andere in China wachſen ſoll. Der erſtere ſoll den Myrthen ähnlich ſeyn, und Früchte wie kleine Aepfel, aber von bitterem Geſchmacke, tragen. Der andere wird mit den Jesminen verglichen, und ſeine weiſsen wohlriechenden Blumen werden gerühmt. Bey den unvollſtändigen Angaben, mit denen ſich ältere Schriftſteller, die keine gründliche Naturforſcher waren, ſo oft begnügten, iſt es aber nicht leicht auszumachen, zu welchen Gattungen dieſe Bäume gehören, und was ſie ſonſt für Nahmen führen mögen.

Moguette, ſ. **Mocade**, oben, S. 364.

Mohabuth, iſt ein bunter Kattun, der aus Indien kommt. Das Stück hält $7\frac{1}{2}$ Stab in der Länge, und ungefähr $\frac{3}{4}$ in der Breite, beydes nach altem Pariſ. Maſs.

Mohaſſe, eine bedeckte Sänfte, deren zwey von einem Kamele getragen werden, und die beſonders in Aleppo und anderwärts zu den Reiſen durch die Wüſte gebraucht werden.

Mohammed, ſ. den Art. **Mahomedaner**, Th. 82. S. 771. ff.

Mohatra, ein aus dem Spaniſchen entlehntes Wort, welches eine Art von wucherlichen Contracten

tracten (Mohatra Contractus) bedeutet, wenn nähmlich ein Kaufmann oder vielmehr ein Wucherer, einem andern, der Geld nöthig hat, anstatt dessen gewisse Waaren um einen hohen Preis zu nehmen überredet, welche dieser nachgehends, bisweilen dem Darleiher selbst, um ein geringes, und manchmahl kaum um die Hälfte wieder verkauft, damit er nur das verlangte Geld erhalte. Dieses sind diejenigen Contracte, welche in verschiedenen Ländern so viele junge Leute ruiniren, und so vielen Kaufleuten zur Schande gereichen, weshalb sie auch nach allen Gesetzen verbothen sind.

Mohaws-Korn, ein nordamerikanischer Nahme der kleinen Spielart des Mays, welche auch **dreymonaths-Mays** genannt wird. S. im Art. Mays, Th. 86, S. 253. 293.

Mohilower Juchten, s. im Art. Juchten, Th. 31, S. 261.

Mohn, der *), Papaver Linn., der Nahme einer Pflanzengattung, welche aus mehreren Arten besteht, von denen besonders eine, Papaver somniferum Linn., in manchen Gegenden sehr häufig angebauet wird, und eine verschiedene Benutzung gewährt. Diese Gattung gehört nach dem Linnéischen Pflanzensysteme in die erste Ordnung

*) Der Nahme dieser Pflanze lautet im Oberdeutschen Mage, Magen, in den gemeinen Mundarten sowohl Ober- als Niederdeutschlands Mahn, schon bey dem Ottfried Mana, im Norweg. Mue, im Böhm. und Poln. und Wend. Mak, welches dem Griechisch. μηκων, am nächsten kommt. Die anständige deutsche Mundart hat beständig Mohn, ungeachtet es nicht an Sprachlehrern fehlt, welche das gemeinere Mahn um der verwandten Spracharten und vorgegebenen Abstammung willen vorziehen wollen. Die Abstammung ist ungewiß; vielleicht ist der hohe gerade Wuchs des Blumenstängels der Grund der Benennung, da denn dieses Gewächs zu magnus, unserm manch, groß, viel, Macht, meh, mehr, z. Mönch und andern dieses Geschlechtes gehören würde.

nung der 13ten Classe (Polyandria monogynia) und hat folgende Gattungskennzeichen: Die Blumendecke, welche gleich nach Oeffnung der Blume abfällt, ist zweyblätterig, die Blumenkrone vierblättrig (bey den angebauten Arten sehr häufig aber gefüllt), und ihre Blätter sind wechselsweise kleiner. Die vielen Staubfäden sind kürzer als die Blumenkrone. Der große rundliche Fruchtknoten hat keinen Staubweg, aber eine flache schildförmige gestrahlte Narbe. Die einfächerige oder unvollkommen vielfächerige Samenkapsel ist mit der großen flachen Narbe bedeckt, unter welcher sie mit mehreren Löchern aufspringt. Die vielen kleinen Samen sitzen inwendig an so vielen häutigen Rippen, als die Narbe Strahlen hat. Die bis jetzt bekannten Arten sind folgende:

* Mit borstigen Samenkapseln.

1. **Kleiner Mohn, auch unächter Mohn** Papaver *hybridum*, capsulis subglobosis toro sis hispidis, caule folioso multifloro Linn Spec. Plant. ed. Willdenow. T. II. P. II p. 1144. Argemone capitulo breviore. Bauhin. 172. Morison hist. 2. p. 278. s. 3. t. 14 fig. 9. Diese Art wächst im südlichen und mittlern Europa unter dem Getreide. Sie ist ein Sommergewächs; ihr Stängel wird ungefähr einen Schuh hoch oder drüber; ihre Blätter sind zwey- oder dreymahl in schmahle Querstücke zerspalten; die Blumen sind dunkelroth, und kleiner als bey dem Papaver Rhoeas; die Samenkapseln sind durch Furchen der Länge nach in erhabene Wulsten getheilt.

2. **Acker-Mohn, auch keulenförmiger Mohn, stacheliger Mohn,** Papaver *Argemone*, capsulis clavatis hispidis, caule folioso multi-

multiflore. Linn. l. c. Argemone capitulo longiore. Bauh. pin. 172. Moriſon l. c. fig. 10. Flor. dan. t. 867. Dieſe Art wächſt in ganz Europa auf ſandigen Feldern, und blühet nebſt der vorhergehenden im Junius. Sie iſt auch ein Sommergewächs; wird ungefähr einen Schuh hoch oder etwas drüber; und hat zwey- bis dreymahl in ſchmahle Querſtücke zertheilte Blätter. Ihre Blumen aber haben eine ſchmutzig purpurrothe oder kupferdunkelrothe Farbe; und die ebenfalls gefurchten Samenkapſeln ſind länglicht oder birnförmig. Die ganze Pflanze iſt über und über mit langen ſteifen abſtehenden Haaren bekleidet, die an den Samenkapſeln weißgelblicht und aufrecht ſind.

3. **Alpen-Mohn.** Papaver *alpinum*, capſula hiſpida, ſcapo unifloro nudo hiſpido, foliis bipinnatis. Linn. Jacq. auſtr. t. 83. Papaver Burſeri. Crantz. Argemone alpina, foliis ſcandicis, lutea. Bauh. pin. Dieſe Art iſt auf den ſchweitzeriſchen, öſterreichiſchen und pyrenäiſchen Gebirgen zu Hauſe. Sie hat eine lange, perennirende Wurzel; und die ganze Pflanze riecht, ſo lange ſie noch jung iſt, ſtark nach Biſam. Ihre Blätter kommen alle unmittelbar aus der Wurzel; und ſind geſtielt und gefiedert, oder zwey- bis dreymahl in bald ſchmählere und längere, bald etwas breitere und kürzere Querſtücke zertheilt, und bald ziemlich glatt, bald zottig. Die einfachen und nackten Blumenſtiele, welche auch unmittelbar aus der Wurzel zwiſchen den Blättern hervorkommen, ſind einen halben bis ganzen Schuh hoch, und dicht mit ſehr ſteifen Haaren bekleidet, wie auch der Blumenkelch; die Blume hat ungefähr einen Zoll im Durchmeſſer, und bisweilen einen angenehmen Geruch, ihre Farbe iſt

entweder hellgelb, oder weiß, und im letztern Falle iſt die Baſis der Blumenblättchen grünlicht oder auch gelb. Die Samenkapſel iſt rundlicht oder eyrund, und mit einer fünffachen oder fünfeckigen Narbe gekrönt. Sie blühet mit der vorigen zu gleicher Zeit.

4. **Nacktſtieliger Mohn.** Papaver *nudicaule*, capſulis hiſpidis, ſcapo unifloro nudo hiſpido, foliis ſimplicibus pinnato-ſinuatis. Linn. — Flor. dan. t. 41. Dieſe Art iſt in Siberien zu Hauſe; und ſoll nach Linné nur eine zweyjährige Pflanze ſeyn. Sie hat ebenfalls wohlriechende, bald weiße, bald gelbe Blumen; und iſt der vorhergehenden, außer dem geringen Unterſchiede in den Blättern, überhaupt ſo ähnlich, daß Haller und Linné ſelbſt vermutheten, ſie ſey eine bloße Varietät derſelben. Ihre Stängel werden bey zwey Schuh hoch. Herr Gmelin fand ſie in Siberien von Angora an bis nach Kamtſchatka, mit weißen, hellgelben und pomeranzengelben Blumen, und meldet, daß die Pflanze in einem guten fetten Boden gemeiniglich wohlriechendere Blumen trage, als in einem unfruchtbaren, und mit dem Alter dickere Wurzeln bekomme; ſie liebe ein mageres Erdreich, und komme bald mit größeren, bald mit kleineren Blumen vor.

* * Mit glatten Samenkapſeln.

5. **Wilder Mohn**, auch **Feld-Mohn**, **Korn-Mohn**, Papaver *Rhoeas*, capſulis glabris globoſis, caule piloſo multifloro, foliis pinnatifidis inciſis. Linn. Papaver erraticum majus. Bauh. pin. 171. β. Pap. erraticum, flore pleno. Bauh. l. c. γ. Pap. erraticum minus Bauh. l. c. Blackwell herb. T. 2. 560.

Schkuhr's

Schkuhr's Handb. T. 140. Kerner's Abbild. T. 227. Dieſe Art wächſt in ganz Europa auf den Aeckern unter dem Korn und an den Wegen; und blühet im Junius und Julius. Man nennt ſie insgemein **Klatſchroſe, Klapperroſe, Flitſchroſe, Schnallen, Kornroſe**; in Frankreich Pavot rouge oder Pavot ſauvage, ingleichen Coquelicoc oder Confanons; in England Red Poppy oder Cornroſe; und in Holland Kollebloemen, oder auch Koornroozen, Klapper-Roozen, Koornheul, oder Kankerbloemen. Sie iſt ein Sommergewächs; ihre Stängel werden anderthalb bis zwey Schuh hoch, und ſind ſowohl als die Blätter, Blumenſtiele und Blumenkelche mit ſteifen Haaren oder Borſten bekleidet; die Zweige und Blätter ſtehen wechſelsweiſe, und jene endigen ſich ſowohl als der Stängel mit langen einblumigen Blumenſtielen. Die Blumen haben zwey bis dritthalb Zoll oder bisweilen drüber im Durchmeſſer, und ſind von einer ſchönen glänzend purpurrothen Farbe mit einer ſchwärzlichten Baſis der Blumenblättchen; bisweilen, aber ſelten, findet man auch ganz weiße Blumen oder rothe mit einer weißen Einfaſſung, und in den Gärten bekommt man auch gefüllte Blumen. Die reifen Samenkapſeln fallen aus dem Weißen ins Gelblichte, und ſind ungefähr vier Linien lang und drey Linien dick.

Die ganze Pflanze, beſonders diejenige Abänderung mit der einfachen rothen Blume, hat, wenn man ſie zerreibt, einen ſchwachen unangenehmen Geruch und einen bitterlichen Geſchmack; man hält ſie für gelinde ſchmerzſtillend, und braucht in der Arzneykunſt in dieſer Abſicht inſonderheit die Blumen in einem wäſſerichten Aufguß, oder einen daraus bereiteten Syrup oder Extract. Dieſe

Blumen haben überdies etwas ſchleimichtes, und theilen ihre ſchöne rothe Farbe ſowohl dem ausgepreſſten Safte, als dem Waſſer und Weingeiſt mit; daher man auch andere Arzeneyen damit tingiren kann. Zur Färberey läßt ſich von ihnen aber kein Gebrauch machen [1]).

Dieſe Art hat überhaupt, ſo wie die, die das wahre Opium giebt, einen milchichten Saft. Man kann auch aus ihrer Frucht oder Samenkapſeln eine Art Opium, wiewohl nur in geringer Quantität, erhalten. Aber nie bedient man ſich dieſes milchichten Saftes, ſondern blos des Extraktes mit Waſſer bereitet. Vier Unzen Samenkapſeln geben 5 Quentchen dickes, wäſſerichtes Extrakt [2]). Man empfiehlt ein halbes bis ganzes Quentchen zur Gabe von ihm, als ein ſchwerzlinderndes, ſchlafmachendes und den Huſten ſtillendes Mittel [3]); Andere hingegen wollen es nur in geringerer Gabe, nehmlich zu zweyen, drey bis vier Granen, gebraucht wiſſen [4]). Wider konvulſiviſche Krankheiten ſchätzt Fouquet zu Montpellier dieſes Extrakt, das mit Waſſer aus den Samenkapſeln und Kraute bereitet, und zu ſechs bis acht Gran zur Gabe genommen wird, ſehr; ja er zieht es dem Mohnſafte vor, weil es nicht ſo ſehr erhitzet; ſelbſt Epilepſie hat er dadurch geheilt, und die Schmerzen beym Skirrhus der Mutter geſtillet. Gemeiniglich aber gebrauchet man nur blos

Die Blumen. Friſch oder wenig getrocknet haben ſie den widerlichen Geruch des Mohnſaftes, und ſchmecken ſchleimicht und gelinde bitter. Mit heißem Waſſer übergoſſen theilen ſie demſelben einen

1) S. Dombourney recueil p. 152.
2) Boulduc. Hiſt. de l'Acad. de ſc. de Paris 1718. p. 52.
3) Chomel Uſueller. T. 1. p. 125.
4) Boulduc a. a. O.

einen merklichen Schleim und angenehme rothe Farbe mit. Auf ihren Schleim alſo, wie auch ſchmerzſtillende Eigenſchaft muß man, in den Krankheiten, wider die ſie wirkſam gehalten werden, Rückſicht nehmen. Ein geſättigter Aufguß von ihnen, warm genommen, iſt wider katarrhaliſche Bruſtzufälle und hartnäckigen Huſten heilſam geweſen [1]). Schon lange hat man ſie wider den Seitenſtich zuträglich gehalten, wowider ſie zuerſt Baptiſta Sardus ſoll empfohlen haben [2]). Alle Zubereitungen von der Klatſchroſe, vorzüglich eine Abkochung aus Leinſamen und Klatſchroſenblumen, ſollen den Seitenſtich, nach dem Bagliv [3]), lindern. Mit mehrerem Grunde aber bedient man ſich, nach vorher angeſtelltem Aderlaß, des Aufguſſes dieſer Blumen nur in dem Zeitpunkte dieſer Krankheit, wenn ein Schweiß ausbricht, den er auf eine gelinde Art befördern ſoll [4]). Auch hat man durch ihn oft die Windkolik gehoben [5]). Jetzt ſchätzt man dieſe Blumen nur noch vorzüglich wegen ihrer angenehmen rothen Farbe, die ſie, wie geſagt, ſowol dem Waſſer als Weingeiſte mittheilen.

Zubereitungen und Zuſammenſetzungen.

Klatſchroſenſyrup, Syrupus papav. erratici. Dem Aufguſſe von den Blumen wird Zucker zugeſetzt. Er iſt wegen ſeiner angenehmen Farbe ſchätzbar; er iſt aber auch ein ſanftes ſchmerzſtillendes und demulcirendes Mittel. Häufig wird er daher den Mixturen zugeſetzt.

1) Chomel a. a. O. S. 124.
2) Dodon. Pempt. p. 447. der aber dieſe Meinung widerlegt.
3) Oper p. 38.
4) Chomel a. a. O. S. 125.
5) Derſelbe.

Klatſchroſen-Tinctur, wird mit Waſſer und Vitriolgeiſte bereitet. Sie kann daher in Fiebern, als ein temperirendes Mittel und wegen ihrer angenehmen Farbe Julepen und Mixturen zugeſetzt werden.

Klatſchroſen-Extract, wird mit Waſſer aus den unreifen Samenkapſeln bereitet.

6. **Saat-Mohn**, auch **zweifelhafter Mohn**. Papaver *dubium*, capſulis oblongis glabris, caule multifloro ſetis adpreſſis, foliis pinnatifidis inciſis. Linn. Moriſon bleſ. 233. hiſt. 2. p. 279. ſ. 3. t. 14. fig. 11. Eine Varietät mit mehrentheils weißen und gekerbten Blumenblättern iſt abgebildet in Jacq. Flor. auſtr. 1. Tab. 25. — Dieſe Art findet man auch faſt in ganz Europa auf ſandigen Feldern und an Hecken; nur iſt ſie etwas ſeltener; wiewohl ſie in nördlichen Ländern ziemlich häufig unter dem Winterrocken vorkommt. Sie iſt der nächſtvorhergehenden ſehr ähnlich; und unterſcheidet ſich von ihr faſt bloß durch die längliche Figur der Samenkapſeln, und daß ihre Borſten am Stengel feſt angedrückt, bey jener aber abſtehend ſind.

7. **Garten-Mohn**, auch **gemeiner Mohn**, **ſchlafverurſachender Mohn**. Papaver *ſomniferum*, calycibus capſulisque glabris, foliis amplexicaulibus inciſis. Linn. Blackwell Herb. Tab. 482. 483. Kerner T. 341. Papaver hortenſe, ſemine albo. Bauh. pin. 170. β) Pap. hortenſe, ſemine nigro. Bauh. γ) Pap. criſtatum, floribus et ſemine album. Bauh. δ) Pap. criſtatum, floribus rubris; ſemine nigro. Bauh. ε) Pap. flore pleno album. Bauh. Sonſt nimmt man gewöhnlich nur zwey Spielarten an, nähmlich **den weißen Mohn**, mit etwas helleren Blättern und weißem Samen, und

den

den schwarzen oder braunen Mohn, mit schwarzem oder braunem Samen.

Diese Art, deren Stängel und Blätter sowohl, als die Blumenkelche und Samenkapseln ganz glatt sind, ist, wie gesagt, der gemeine oder Garten-Mohn, welcher in ganz Europa nicht nur häufig in den Gärten, sondern auch hin und wieder auf ganzen Aeckern gezogen wird; sie blühet im Junius und Julius, und trägt im August und September reife Früchte; ursprünglich ist sie vermuthlich in Asien und den Morgenländern zu Hause, jetzt aber findet man sie auch in den mittägigen und mittlern Ländern von Europa auf Aeckern und an ungebauten Oertern wild. Man nennt sie auch Oehlmagen oder Magsamen; die Franzosen nennen sie Pavot, die Engländer Poppy, und die Holländer Heul oder Slaapbollen, oder Maankop.

Sie ist ein Sommergewächs; und wird bey uns drey, vier bis sechs Schuh hoch; ihre Stängel sind ästig und vielblumig, und mit großen, einfachen, am Rande tief eingeschnittenen Blättern besetzt, die sowohl als die Stängel und unreifen Samenkapseln mit einem sehr feinen Staube überzogen, und daher von einer blaulichten oder weißlichtgrünen Farbe sind. Die Blumen, welche am Ende des Stängels und der Zweige auf einblumigen aufrechten Stielen wachsen, sehen, ehe sie sich öffnen, unter sich, nachher aber sind sie aufrecht; sie sind groß, bald einfach, bald gefüllt, und haben bald eine hell- oder dunkelpurpurrothe Farbe mit einem schwarzen Boden, bald sind sie weiß, oder aschgrau, oder fleischroth, oder auf mancherley Weise weiß- und rothbunt, immer aber ist die Basis der Blumenblättchen nebst den Staubfäden von dunkler Farbe, welches ihnen ein schö-

Klatſchroſen-Tinctur, wird mit Waſſer und Vitriolgeiſte bereitet. Sie kann daher in Fiebern, als ein temperirendes Mittel und wegen ihrer angenehmen Farbe Julepen und Mixturen zugeſetzt werden.

Klatſchroſen-Extract, wird mit Waſſer aus den unreifen Samenkapſeln bereitet.

6. Saat-Mohn, auch zweifelhafter Mohn. Papaver *dubium*, capſulis oblongis glabris, caule multifloro ſetis adpreſſis, foliis pinnatifidis inciſis. Linn. Moriſon bleſ. 233. hiſt. 2. p. 279. ſ. 3. t. 14. fig. 11. Eine Varietät mit mehrentheils weißen und gekerbten Blumenblättern iſt abgebildet in Jacq. Flor. auſtr. 1. Tab. 25. — Dieſe Art findet man auch faſt in ganz Europa auf ſandigen Feldern und an Hecken; nur iſt ſie etwas ſeltener; wiewohl ſie in nördlichen Ländern ziemlich häufig unter dem Winterrocken vorkommt. Sie iſt der nächſtvorhergehenden ſehr ähnlich; und unterſcheidet ſich von ihr faſt bloß durch die längliche Figur der Samenkapſeln, und daß ihre Borſten am Stengel feſt angedrückt, bey jener aber abſtehend ſind.

7. Garten-Mohn, auch gemeiner Mohn, ſchlafverurſachender Mohn. Papaver *ſomniferum*, calycibus capſulisque glabris, foliis amplexicaulibus inciſis. Linn. Blackwell Herb. Tab. 482. 483. Kerner T. 341. Papaver hortenſe, ſemine albo. Bauh. pin. 170. β) Pap. hortenſe, ſemine nigro. Bauh. γ) Pap. criſtatum, floribus et ſemine album. Bauh. δ) Pap. criſtatum, floribus rubris; ſemine nigro. Bauh. ε) Pap. flore pleno album. Bauh. Sonſt nimmt man gewöhnlich nur zwey Spielarten an, nähmlich den weißen Mohn, mit etwas helleren Blättern und weißem Samen, und den

ſagt, daß es nützlich ſey, ihn ſtatt Gewürzes auf Brot zu ſtreuen. Auch ſollen ihn die Tridentiner [1]), die Aegyptier [2]) und Perſier genießen [3]). Auch noch jetzt wird er häufig in Pohlen [4]), Schleſien [5]), Böhmen, Mähren [6]), Deutſchland, Ungarn, Italien und Frankreich [7]) in oder auf Kuchen genoſſen. Man glaube aber nicht mit dem le Clerc [8]), daß das Feuer ſeine ſchädlichen Eigenſchaften verbeſſere; denn dieſer Same iſt roh und ohne allen Zuſatz in großer Menge zu ganzen Unzen, ja zum Pfunde, ſelbſt vom von Swieten [9]) gegeſſen worden. Uebrigens iſt es gleichviel, ob man den weißen, oder den ſchwarzen Samen genießt [10]). Dieſer Same iſt ohne Geruch, hat aber einen milden, ſüßen Geſchmack und ein unſchädliches Oehl, das dem Mandelöhle ähnlich iſt. Er hat daher erweichende, lindernde, demulcirende, einwickelnde und einſchläfernde Eigenſchaften; und eben ſo, als die ſüßen Mandeln iſt er wider Huſten, Strangurie und Fieber heilſam. Man pflegt ihn in einer Milch, aber ſelten allein, ſondern in Verbindung von Melonen- oder Kürbiskörnern oder Mandeln zu reichen.

Durch das Auspreſſen hat man aus einem Pfunde von ihm 4 Unzen Oehl erhalten [11]); ein Anderer hat aus 16 Unzen ſogar 9 Unzen erhalten

1) Mathiol. Comment. in Dieſc. p. 764. Ed. Bauh.
2) Proſp. Alp. in Hiſt. nat. Aegypt. T. 1. p. 160. ſq.
3) Chardin Voyage en Perſe T. 4. p. 32.
4) Guettard Mem. ſur differ. parties des ſc. et d'art T. 1. p. CXIV.
5) Tralles de Opio T. 1. p. 13. ſq.
6) Wiegand's Handbuch für die Oeſterr. Landjugend.
7) Guettard a. a. O.
8) Hiſt. de la Medecine Lib. 3. c. 2.
9) Comm. in Boerh. T. 5. p. 110.
10) Alſton in med. Eſſays of Edinb. Vol. 5. p. 130.
11) Spielm. Chem. p. 84.

ten [1]). Dies Oehl wurde ſchon zu den Zeiten des Mathiolus in Steyermark und Oeſterreich beſtändig zu den Speiſen gebraucht. Auch in Frankreich wurde es, als im Winter 1709 die Oehlbäume erfroren, zu gleichem Zwecke angewandt [2]). Im Argow gebraucht man es ohne Nachtheil ſtatt der Butter [3]). Auch hat man in Frankreich, auf Anrathen des berühmten Rozier, ſeinen Gebrauch eingeführt, wodurch dies Reich ſchon viele Millionen gewonnen hat [4]). So eſſen auch Kinder die aus dem Ueberbleibſel nach der Auspreſſung verfertigten Kuchen ohne Schaden [5]); auch zum Viehfutter ſind dieſe Kuchen dienlich.

Mit den Samenkapſeln oder Köpfchen, capſulae ſ. capitula, aber hat es eine ganz andere Bewandtniß; denn dieſe ſind narkotiſch; werden ſie verwundet, ſo fließt aus ihnen eine Milch, die bitter ſchmeckt und giftig riecht; ihre Kräfte werde ich weiter unten abhandeln. Die friſchen ſind wirkſamer, als die trocknen. Aus den trocknen erhält man durch das Kochen mit Waſſer ein Extract, das den 5ten oder 6ten Theil ihres Gewichts ausmacht; dies Extract ſoll in doppelter Gabe die Kräfte des Opiums oder Mohnſaftes haben; auch wird es zur Bereitung des Mohnſyrups empfohlen; man ſoll nähmlich zu jeder Unze Syrup zwey Grane Extract miſchen [6]). In Perſien kocht man dieſe Kapſeln ſammt dem Samen, und trinkt dieſe Abkochung in den Bädern, um ſich einen angenehmen Taumel zu verſchaffen.

1) Borrich. Sommif. n. 20.
2) Geoffroy M. m. Traité T. 4. p. 359.
3) Wagneri Hiſt. nat. Helv. p. 262.
4) M. ſ. Deſſelben Obſervations ſur la phyſique etc. 1776.
5) Reichards Gartenſchatz, T. 4. S. 92.
6) Arnot in med. Eſſays of Edinb. Vol. 5. p. 105.

ſchaffen [1]). Mit Waſſer gekocht und nachher mit Honig vermiſcht, bedienten ſich ihrer die Alten, als eines Leckſaftes wider den Huſten, Katarrh und andere Zufälle. Aeußerlich gebrauchten ſie dieſelben mit Mehl vermiſcht, als einen Breyumſchlag, wider Roſe und Entzündungen, oder mit den Blättern gekocht, als eine Bähung, zur Beförderung des Schlafs [2]). Jetzt aber werden ſie faſt bloß nur zu den Mohn-Syrupen gebraucht.

Am berühmteſten aber iſt dieſe Pflanze wegen des **Mohnſaftes** oder **Opiums**, opium. Wir erhalten es aus Perſien, Arabien und andern Gegenden des wärmern Aſiens, als aus Aegypten, in Geſtalt runder flacher Kuchen, oder anderer mehr unregelmäßiger Stücke. Sie ſind vier Unzen bis zum Pfunde und darüber ſchwer, in Mohn- oder Tabaksblätter oder andere Theile aus dem Pflanzenreiche, vorzüglich aber mit einer gewiſſen Art Ampfer, eingehüllt, oder auch mit einem Pulver, um das Zuſammenkleben zu verhindern, beſtreuet. Einige ziehen das **Thebäiſche Opium**, opium thebaicum, vor, das von einer gewiſſen Gegend Aegyptens ſo benennet wird; dieſer Beynahme aber wird auch gewiſſen Zubereitungen aus dem Opium beygelegt. Das Opium aus den Morgenländern iſt von gleichem Werthe, daß daher jetzt der Nahme Thebaiſches eben ſo viel, als auserleſen anzeigt [3]).

Es iſt aber ein harziggummichtes Weſen von braunrother Farbe, ſtarkem widerlichen Geruche, und anfänglich eckelhaftem und bittern Geſchmacke, der aber kurz nachher ſcharf und heiß wird, welche

1) Chardin Voyage en Perſe T. 4. p. 206.
2) Dioſkorides a. a. O.
3) Alſton med. Eſſays Vol. 5. p. 133.

che Hitze man noch 15 Minuten auf der Zunge, dem Gaumen und den Lippen empfindet; selbſt die Naſe wird bis zum Nieſen gereitzt [1]).

Daß das Opium aus eben der Pflanze, die wir in unſern Gärten ziehen, gemacht werde, erhellet ſowohl aus jenen, zwar unvollkommnen Beſchreibungen der Alten, als auch aus dem Zeugniſſe neuerer Augenzeugen [2]). Die Alten [3]) beſchreiben einen gedoppelten Saft, der aus dieſer Pflanze erhalten und eingedickt würde; der eine nähmlich, den ſie das eigentliche **Opium** nannten, würde aus den eingeſchnittenen Kapſeln erhalten; der andere aber, den ſie **Meconium** hieſſen, würde aus den zerquetſchten Kapſeln und Blättern vermittelſt einer Preſſe gemacht, den ſie für nicht ſo wirkſam, als das Opium hielten. Die erſtere Art nennen die Indianer **Affion**; die ſie aber **Pouſt** nennen, iſt ſchlechter, und wird aus den Blättern und Stängeln bereitet, und durch die Sonnenwärme gehärtet [4]); dieſe Art gebrauchen bloß die Armen [5]).

Es haben ſonſt Einige gezweifelt, ob das jetzige in Europa verkäufliche Opium wirklich aus den eingeſchnittnen Kapſeln herausſchwitze, weil es in ſo geringer Menge erhalten würde, und glauben, daß wir ſtatt ſeiner Meconium der Alten erhielten. Dieſer irrigen Meinung ſind **Lemery** [6]), **Lindeſtolpe** [7]), **de la Condamine** [8]), Neumann

1) Alſton a. a. O. S. 135.
2) Z. B. Keer in med Obſ. and Inqu. Vol 5. p. 321.
3) Dioſkorides a. a. O. Plinius L. 20. cap. 18. Ed. Dalech. p 961.
4) Bontii medicina Indor. p. 6.
5) Bont.
6) Dict. de drogues, Art. Opium.
7) De venen. p. 588.
8) Mem. de l'Ac. R. d. Sc. 1739. p. 427.

mann [1]) und Andere geweſen. Allein glaubwürdige Reiſebeſchreiber widerlegen ſie, Garcias ab Horto [2]), Belon [3]), Kämpfer [4]) und Andere; hierher gehört auch noch der neueſte Zeuge, der berühmte Keer [5]). Ja man hat durch ähnliche Handgriffe, die bey den Morgenländern üblich ſind, auch ſelbſt in Europa aus den Kapſeln ein Opium erhalten, das ſowohl in Anſehung ſeiner Farbe, als auch des Geſchmacks, Geruchs und der Kräfte, mit dem orientaliſchen übereingekommen iſt. Dieſe Verſuche ſind gemacht worden zu Stockholm von dem königlichen Bibliothekar Falk, zu Carlſtadt vom Lindeſtolpe [6]), zu Edinburg vom Alſton [7]), der in einer Stunde ein Quentchen geſammelt hat; in Languedoc vom Tharas [8]); zu Paris vom Herzoge von Orleans [9]); zu Gießen vom Dilen [10]), der bemerkt hat, daß ein Gran von dieſem Opium hinlänglich zur Gabe ſey, und daß er die Ausdünſtung ſehr befördere; zu Göttingen vom von Haller [11]), vom Cralles [12]) in Schleſien, und noch vor wenigen Jahren hat der Herr John Ball zu Williton in der engliſchen Provinz Somerſetſhire dieſe Verſuche mit dem glücklichſten Erfolge wiederhohlt, indem er auf eine leichte und gar nicht koſtſpie-

1) Lect. de Op. p. 104.
2) Arom. verſ. Clus. p. 22. ſq.
3) Obſervations en Grece etc. Lib. 3. c. 15. p. 404.
4) Am. exot. p. 642. ſq.
5) a. a. O. S. 317. fgd.
6) De venen. p. 588.
7) Med. Eſſays a. a. O. S. 166. fgd.
8) Pharm. p. 73.
9) Guettard Memoires ſur differentes parties des ſc. & des arts, Paris 1768. p. CXI.
10) Eph. N. C. cent. 9. et 10. Obſ. 43. p. 114.
11) Hiſt. ſt helv. n. 1065.
12) De Opio T. 1. p. 6. zu Ende.

kostspielige Weise ein sehr reines und ächtes Opium bereitete. Da sein Verfahren auch andern zur Nachahmung dienen kann, so will ich hier folgende Nachricht davon mittheilen [9]).

Der Mohnsame (Magsame) Papaver somniferum, wird (in England) zu Ende des Februars, und nochmals ohngefähr in der andern Woche des Märzmonats in Reihen auf Beete von viertehalb Fuß Breite gesäet. Auf einem solchen viertehalb Fuß breiten Beete pflanzt man drey Reihen. Die Beete müssen aber gut mit hinlänglich verfaultem Miste gedüngt und gut umrigolt worden seyn, um den Dünger recht gleichförmig mit der Erde zu vermischen. Wenn die aufgegangenen Pflanzen zwey Zoll hoch sind, so reißt man die überflüssigen aus, so daß jede von der andern einen Fuß weit zu stehen kommt, und überhaupt auf jede Mohnpflanze ein Quadratfuß Land gerechnet werden kann. Das regellose Besäen eines Mohnpflanzenbeets mit dem Handwurf, und die nachherige Verpflanzung ist bey den Mohnpflanzen keinem anzurathen. Ball erfuhr dies zu seinem großen Nachtheil. Von ohngefähr viertausend Mohnpflanzen, die er einst versetzte, kam nicht eine einzige zur Vollkommenheit, wie er in einem Briefe an einen seiner Freunde meldet. — Deswegen muß man den Mohnsamen gleich anfangs auf eine schickliche Weise so auszusäen wissen, daß die Pflanzen in der gehörigen Weite von einander zu stehen kommen, und wo sie zu dick stehn, die überflüssigen ausreissen, damit die übrig bleibenden gut gedeihen können.

Hält man die Mohnbeete vom Unkraute rein, so werden die Mohnpflanzen ein gedeihliches Wachs-

9) S. Oekonomische Hefte. Aug. 1797. S. 170 ff.

Wachsthum haben, und vier bis zehn Köpfe mit Blumen von verschiedener Farbe tragen. Wenn die Blumenblätter absterben und abfallen, und wenn der Kopf ohngefähr die Größe einer Wallnuß hat, und noch grün ist, so ist dieß die rechte Zeit, das Opium davon zu sammeln.

Man macht deshalb auf der einen Seite, der Länge nach, mit einem scharfen Messer Einschnitte in den Mohnkopf, ohngefähr einen Zoll lang. Diese Einschnitte müssen aber nur durch die äußere Haut oder Schaale gehen, und die Saamenkörner dürfen nicht berührt werden.

Unmittelbar nach dem Einschnitt kommt ein milchichter flüssiger Saft zum Vorschein, welcher das Opium ist. Da dieser Saft eine klebrige Beschaffenheit hat, so bleibt er unten am Ende des Einschnitts hangen, und sammelt sich da. Bisweilen hat ein Mohnkopf so viel Saft, daß dieser in Tropfen auf die Blätter herabträufelt. Den andern Tag, wenn das Wetter heiter ist, vorzüglich aber, wenn die Sonne einen guten Theil des Tags geschienen hat, wird der herausgequollene Saft oder das Opium eine graue und beynahe schwärzliche Farbe angenommen haben. Mit einem scharfen Messer, oder mit einem andern schicklichen Instrument wird das Opium hierauf von den Köpfen, und wo es sonst hängt, abgeschabt und in einen Topf gethan, wo es nach einigen Tagen die gehörige Consistenz angenommen haben wird.

Sobald alles Opium von der einen Seite der Köpfe abgenommen worden ist, werden nun auch auf der andern Seite ebenfalls solche Einschnitte gemacht, und in allen Stücken so verfahren, wie zuvor gemeldet worden ist. Daß man nicht gleich anfangs um den ganzen Kopf herum

Einschnitte macht, geschieht deswegen, damit das Opium nachher leichter abgenommen werden kann. Einer, der das versucht hat, wird am besten darüber urtheilen können.

Sobald als man das Einsammeln des Opiums im Großen treibt, ist es sehr anzurathen, sich von einem Mechanikus ein Instrument machen zu lassen, womit man die Einschnitte auf einer Seite auf einmal und in gehöriger Tiefe machen kann. Ein solches Instrument müßte eine ausgehöhlte Halbkugel-Form haben, und in der Aushöhlung vier oder fünf scharfe Messerchen von ohngefähr 15 Linien Länge liegen, so daß man den Mohnkopf nur hinein drücken, oder das Instrument sanft daran herunter ziehn dürfte.

Das Aufritzen der Mohnköpfe und das Einsammeln des Safts wäre dann so einfach, daß man Kinder sehr leicht dazu anweisen könnte, und die Einsammlungskosten alsdann für nichts zu rechnen wären. Auf gleiche Weise könnte man auch eine Vorrichtung treffen, um den Saamen geschwind in die Erde zu bringen. Ein solches Instrument würde die Form eines Rechen haben müssen. Die Zinken wären einen Fuß weit aus einander, aber hohl und trichterförmig. Man füllte da den Saamen hinein, und zöge den Rechen der Länge nach über die Beete hinweg, wo denn der Saame durch die Bewegung vermittelst der hohlen trichterförmigen Zinken reihenweise in die Erde gebracht würde.

Durch eine leichte Berechnung kann man sich überzeugen, daß die Einsammlung des Opiums sehr vortheilhaft seyn müsse. Nimmt man an, daß jede Mohnpflanze einen französischen Quadratfuß Land einnehme, und nur einen Mohnkopf trage, und jeder Mohnkopf nur einen Gran Opium

Wachsthum haben, und vier bis zehn Köpfe mit Blumen von verschiedener Farbe tragen. Wenn die Blumenblätter absterben und abfallen, und wenn der Kopf ohngefähr die Größe einer Wallnuß hat, und noch grün ist, so ist dieß die rechte Zeit, das Opium davon zu sammeln.

Man macht deshalb auf der einen Seite, der Länge nach, mit einem scharfen Messer Einschnitte in den Mohnkopf, ohngefähr einen Zoll lang. Diese Einschnitte müssen aber nur durch die äußere Haut oder Schaale gehen, und die Saamenkörner dürfen nicht berührt werden.

Unmittelbar nach dem Einschnitt kommt ein milchichter flüssiger Saft zum Vorschein, welcher das Opium ist. Da dieser Saft eine klebrige Beschaffenheit hat, so bleibt er unten am Ende des Einschnitts hangen, und sammelt sich da. Bisweilen hat ein Mohnkopf so viel Saft, daß dieser in Tropfen auf die Blätter herabträufelt. Den andern Tag, wenn das Wetter heiter ist, vorzüglich aber, wenn die Sonne einen guten Theil des Tags geschienen hat, wird der herausgequollene Saft oder das Opium eine graue und beynahe schwärzliche Farbe angenommen haben. Mit einem scharfen Messer, oder mit einem andern schicklichen Instrument wird das Opium hierauf von den Köpfen, und wo es sonst hängt, abgeschabt und in einen Topf gethan, wo es nach einigen Tagen die gehörige Consistenz angenommen haben wird.

Sobald alles Opium von der einen Seite der Köpfe abgenommen worden ist, werden nun auch auf der andern Seite ebenfalls solche Einschnitte gemacht, und in allen Stücken so verfahren, wie zuvor gemeldet worden ist. Daß man nicht gleich anfangs um den ganzen Kopf herum

res Opium. Denn in dem dortigen guten Erdreiche und warmen Klima, wozu noch eine fleißige Wartung kommt [1]), erlangt dieſe Pflanze in Perſien eine Höhe von 40 Fuß [2]), und in Arabien werden die Samenkapſeln bisweilen ſo groß, daß eine einzige Samenkapſel 35 Unzen Flüſſiges enthalten kann [3]). Damit dieſe recht groß und ſaftreich werden, ſo pflegen ſie den äſtigen Pflanzen die überflüſſigen Kapſeln abzuſchneiden [4]). Auch mag wohl vieles hierzu beytragen, daß ſie größere Zwiſchenräume zwiſchen den Pflanzen laſſen [5]). Uebrigens iſt es in Anſehung der Kräfte gleichviel, ob es aus dem ſchwarzen oder weißen Mohne geſammelt wird [6]).

Auf folgende Art wird es aber im Morgenlande geſammelt. Die halbreife [7]) oder faſt reife [8]) Samenkapſel wird gegen Abend mit einem eignen Inſtrumente durch parallele oder ſich durchkreutzende Einſchnitte, die aber nur bis auf die innere lederartige Haut gehen, verwundet. Sie machen dieſe Einſchnitte mit einem Meſſerchen, das drey [9]) oder fünf parallele Spitzen hat. Keer [10]) hat ein ſolches Meſſerchen abgebildet und beſchrieben. Der milchichte Saft fließt bald heraus, und wird durch den nächtlichen Thau vermehrt. Am folgenden Morgen wird das, was herausgefloſſen und durch die Luft verdickt worden, mit einem eiſernen Meſſer abgenommen und in ein irdenes Geſchirr

1) Keer a. a. O. der auch letztere beſchreibt.
2) Chardin Voyage en Perſe T. 1. p. 31.
3) Garcias a. a. O.
4) Kaempf. Amoen. exot. p. 643.
5) Keer a. a. O.
6) Garcias, Belon, Kämpfer, Alſton.
7) Keer.
8) Kämpfer.
9) Chardin a. O. S. 30.
10) J. d. Med. obſerv. and Inquir. l. c. Tab. 3.

schirr gethan. Das Einschneiden in eine und eben dieselbe Kapsel wird alle Abend, und so oft wiederhohlet, bis 6 bis 8 Einschnitte gemacht sind; alsdenn läßt man den Samen in ihr reif werden. Das gesammelte Opium wird beym Sonnenschein in dem Gefäße mit der Hand zur gehörigen Steifigkeit geknetet, oder nach dem Kämpfer [1]) mit etwas Wasser angefeuchtet, und einem hölzernen Spatel so lange gerührt, bis es die gehörige Steifigkeit erhalten hat, alsdenn in Kuchen geformet und getrocknet.

Die Gewinnsucht hat aber auch viele Kunstgriffe es zu verfälschen erfunden. Ehemahls [2]) geschah dies durch hinzugesetzten Saft der wilden Lactuke (etwa Lactuca virosa L.?) oder des Glauciums; jetzt pflegt es durch Kuhmist, durch das, durch das Kochen aus dem Mohne bereitete Extract, oder durch andere Zumischungen, die sie verheimlichen, zu geschehen [3]). Wir müssen daher um so mehr die Kennzeichen eines guten und unverfälschten Opiums zu lernen suchen. Ein solches muß einförmig, glatt, zähe und in Rücksicht seiner Größe leicht seyn, inwendig muß es rein, und wenn es zerschnitten wird, Spuren eines flüchtigen, öhlichten Salzes zeigen, es muß sehr bitter, heiß und scharf schmecken, nicht branzicht riechen, wenn es ans Licht gehalten wird, leicht brennen, im Wasser sich fast ganz auflösen lassen, und aufgelöst eine röthliche Tinctur bilden [4]).

Diejenigen chemischen Versuche, die durch Hülfe eines heftigen Feuers mit ihm gemacht sind, werde ich nicht erzählen, weil sie seine wahre Na-

1) A. O. S. 643.
2) Dioskorides.
3) Keer a. O. S. 319.
4) M. vergl. Jone's Mysteries of Opium revealed.

tur nicht entdecken. Die gummichten, harzichten und erdichten Theile lassen sich leicht auch ohne Gewalt aus ihm herausbringen; aber ihr Verhältniß geben die Chemisten verschieden an. Aus 12 Unzen Opium erhielt Alston [1]) 5 Unzen Gummi und 4 Unzen Harze; die übrigen drey Unzen bestanden aus einem unauflöslichen Wesen. Neumann [2]) eignet dem Opium mehr harzichte als gummichte Theile zu. Ein schwacher Weingeist löset beyde auf. Beyde aber sind so fest mit einander vereiniget, daß das Wasser einen Theil des Harzes, und der höchstgereinigte Weingeist einen guten Theil Gummi mit aufnimmt. Ist etwa ein Salz säuerlicher Natur die Ursache dieser innigen Verbindung [3])?

Außer diesen erwähnten Theilen ist auch noch jene öhlichte, schäumende, fettige, zähe und starkriechende Materie, die auf dem Wasser schwimmt, wenn das Opium durch die Infusion, Digestion, oder gelindes Kochen aufgelöset wird, und von der man aus einem Pfunde 2 bis 3 Quentchen, ja zuweilen noch mehr erhält, zu bemerken [4]). Ein Hauptbestandtheil des Opiums ist noch ein flüchtiges und starkriechendes Wesen. Dies hängt zwar den vorhin erwähnten Theilen in mehrerer oder weniger Menge an, es läßt sich aber von diesen getrennt nicht besonders erhalten; viele Beweise aber zeigen, daß es von vielerley Wirkungen des Mohnsaftes im thierischen Körper die hauptwirkende Ursache ist. Das Bleichaussehen, die Trägheit und das Zittern der Mohnsaftsamm-

ler

1) Med. Esl. Vol. 5. p. 138.
2) Lect. de Opio, p. 117.
3) Neumann a. a. O. S. 115. 116.
4) Derselbe a. a. O. S. 119.

ler kann man von ihm herleiten [1]), ſo auch, daß das bloße Ausſchütten des friſchen Mohnſaftes in andere Gefäße eine Gemüthsbewegung hervorgebracht, wodurch eine halbe Stunde lang der Schlaf vertrieben iſt [2]). Man kann es durch mancherley chemiſche Handgriffe verflüchtigen, welches man an den aufſteigenden ſtark riechenden Dämpfen erkennen kann. Sowohl mit dem Waſſer als Weingeiſte ſteigt es in der Deſtillation mit über; beyde alſo haben die Kräfte des rohen Opiums. Wird es ſehr lange, nähmlich einen Tag hindurch, oder noch länger, gekocht: ſo verfliegt es in der Luft; denn ſo verlohr nach dem Büchner [3]) eine halbe Unze wäſſerichtes Extract, durch ſechs und dreyßigſtündiges Kochen 12 Gran, und faſt alle ſeine Wirkſamkeit. Durch fortgeſetztes Kochen geſchieht dieß, ſowohl dem geiſtigen als wäſſerichten Extracte, ungeachtet erſteres wirkſamer iſt als letzteres. Auch durch das Röſten auf Eiſenbleche verliert das Opium allmählig ſeine Wirkſamkeit [4]). Durch das Alter wird ſein Geruch ſchwächer und zugleich ſeine Kräfte [5]). Die Wirkungen des Opiums könnten auch unmöglich in dem thieriſchen Körper ſo ſchnell, und von einer ſo geringen Gabe ſo groß ſeyn; auch müßten ſie nicht vor dem Wegbrechen einer Mohnſaftspille aufhören, wenn ſie nicht von höchſt feinen Theilchen abhingen, die in ihrer Wirkung zu ſchnell ſind, als daß dieſelben dem aufgelöſten, und der Blutmaſſe zugemiſchten Opium zugeſchrieben werden könnten.

1) Chardin l. c. p. 32.
2) Lorry in Vandermonde Recueil period. T. 4. p. 70.
3) Diſſ. de genuinis opii effectibus, reſp. Schwarz §. 36.
4) M. vergl. hiermit Tralles de Opio Sect. 1. cap. 3. p. 149 ſqq
5) Alſton a. a. O. S. 146.

Den Anfang und Fortgang des Opiums in der Arzneykunst haben die berühmten Männer le Clerc [1]), Alston [2]), und Tralles [3]) aus den besten Schriftstellern und ihrer eignen Beurtheilungskraft vortrefflich aus einander gesetzt. Eine kurze Uebersicht davon wird hier nicht ganz überflüssig seyn. Schwer ist es zu entscheiden, ob die Griechen oder die Aegyptier die einschläfernde Kraft desselben zuerst gekannt haben. Wahrscheinlich gebührt die Ehre dieser Erfindung den Griechen, und ist zu den Zeiten des Hippokrates, oder doch nicht viel früher bekannt geworden. Wenn sie aber Hippokrates wirklich gekannt hat, so scheint er es doch nicht gebraucht zu haben. Es ist auch ausgemacht, daß er unter dem Nahmen μήκων eine purgirende Pflanze verstanden hat, die wahrscheinlich Replus, eine Art der Euphorbie gewesen ist, und das Wort ὑπνωτικὸν scheint sich auch auf ein anderes schlafverursachendes Mittel zu beziehen. Wenigstens wider die Zufälle, wider welche jetzt das Opium gebraucht wird, hat er es nicht angewandt, nähmlich wider Schmerzen, Krämpfe und Ausflüsse (profluvia). Diagoras, der fast mit dem Hippokrates zu einer Zeit lebte, kannte es als ein taumelerregendes und schlafverursachendes Mittel, daher er es verwarf. Die empirische Sekte aber hat sich, durch den öftern Gebrauch desselben, um die Arzneywissenschaft sehr verdient gemacht; denn Serapio gebrauchte öfters Pillen, die aus Mohnsaft und Bilsen bestanden. Nach ihm bediente sich Heraklides von Tarent verschiedener Mittel, die Mohnsaft enthiel-

1) Hist. de la Medicine p. 210. sqq.
2) a. a. O. von S. 124. an.
3) a. a. O. von S. 14. an.

enthielten. Als nach den Zeiten der Empiriker die Arzneywiſſenſchaft bey den Griechen in Abnahme, bey den Römern aber in Flor kam, ſo wurde das Opium vernachläſſigt und nicht mehr nach Verdienſt geſchätzt. Nichts als die höchſte Noth konnte den Celſus bewegen, ſeine Zuflucht zu ſchmerzſtillenden Mitteln zu nehmen. Nach ihm erwähnten ſeiner Dioſkorides und Galen häufig in ihren Schriften. Letzterer war aber bey ſeinem Gebrauche ſehr furchtſam, und Aetius, Trallian, Paullus und andere Griechen empfehlen ſehr ſelten den Gebrauch des Opiums. — Dennoch aber ſind noch einige Zuſammenſetzungen aus den älteſten Zeiten übrig: als das Philonium, deſſen Erfinder Philo iſt, dem Galen unter den giftwiderſtehenden Mitteln den erſten Platz einräumt; der Mithridat des Demokrates, den Plinius ſehr lobt; der Theriak, des Andromachus, der Leibarzt beym Nero war; die Pillenmaſſe von der Hundszunge, deren Erfinder Trallian iſt. Als hierauf allmählig die Gelehrſamkeit und mit ihr auch die Arzneykunſt abnahm, ſo wurde das Opium unter dieſen von dem Rhaſes, Avicenna, Avenzoar und andern der unverdienten Vergeſſenheit wieder entriſſen.

Unter den europäiſchen Aerzten war Theophraſtus Paracelſus der erſte, der durch Worte und den glücklichen Gebrauch deſſelben den noch wankenden Glauben gegen die Kräfte des Mohnſaftes beſtätigte. Nachahmungswürdiger und ein glaubwürdiger Herold des Mohnſaftes war Plater. Der Ruhm, den er ſich bey den Schweitzern erwarb, hat ſich bis auf Haller's und Tiſſot's Zeiten erhalten. Unter den Holländern war Sylvius, ein Schüler des Helmont's, ein

ſo groſſer Verehrer des Mohnſaftes, daß man ihn ſpottweiſe den Mohnſafts-Doctor nannte, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Boerhaave ſchränkte ſeinen Gebrauch mehr ein, und ſo auch ſeine Schüler Swieten, Haen und viele andere. In Deutſchland wird es nach den Zeiten des Horſtius in den Schriften des Sennerts, Wedel's, Ludwig's, Ettmüller's, Bohn's, Fr. Hoffmann's, Heiſter's, Werlhof's, Tralles und vieler andern ſehr gerühmt, und ſie haben dem Nachtheile, den die Arzneykunſt durch die Abneigung des Stahl's und ſeines Anhängers Junckers gegen das Opium erleiden konnte, vorgebauet. So konnte es auch den Engländern, dieſen Freunden ſtark wirkender Arzneyen, nicht lange unbekannt bleiben. Unter ihnen verdient Sydenham, der vorzüglich ſich ſeines Laudanum liquid. bediente, zuerſt genannt zu werden; außer ihm aber ſind noch die berühmteſten Gönner des Opiums Morton, Jones, Freind, Mead, Young, Pringle, Whytt, Lind u. a. m. Man muß zugleich geſtehen, daß durch die Engländer viele vorher unbekannte Kräfte des Opiums entdeckt ſind [1]). Von den Franzoſen kann ich hier den Holler, Fernel, River, Rondelet, wie auch den Hecquet, deſſen Glaubwürdigkeit aber durch ſeine Kühnheit vermindert wird, und den Lorry nennen. Wie jeder ſolide ſchwediſche Arzt von dem Opium urtheilt, erhellet aus dem Geſtändniſſe des berühmten von Roſenſtein [2]).

Bewun-

1) Von dem jetzigen häufigen Gebrauche des Opiums in England, ſ. Fiſcher's mediciniſche und chirurgiſche Bemerkungen über London ꝛc. Göttingen 1796. S. 55 f.

2) Om Barnſjukdomar; Hus- och Reſeapoteque.

Bewundernswürdig verſchieden ſind die Verſuche, die man mit dem Blute, dem man Opium zugemiſcht, angeſtellt hat, ausgefallen. In einigen iſt das Blut, durch zugemiſchtes und in Waſſer aufgelöſtes Opium, dünner und flüſſiger geworden [1]). Bey Thieren, denen man durch eine Vene Opium eingeſprützt hatte, iſt das Blut gleichfalls dünne und röther geworden [2]). Alſton aber behauptet, daß durch daſſelbe das Blut dicker würde und geröhnne. Milch, der man eine wäſſerichte Auflöſung des Opiums zuſetzte, ließ nach einigen Tagen die erdichten Theile fallen, der Rahm ſchwamm oben, und die Waddicke ſtand in der Mitte. Das Blutwaſſer wurde dadurch dicker, und gerann etwas. Das Blut ſelbſt aber ließ bald darauf ein weißlich geronnenes Weſen fallen, und der oben ſchwimmende Theil war mehr zäher, als flüſſiger. Dieſer Ausſpruch wird auch durch das nahe am Herzen gefundene coagulirte Blut ſolcher Thiere, die durch Opium getödtet worden, beſtätiget [3]); wie auch durch einen, aus der länglichen Höhle eines Hundes herausgezogenen feſten Klumpen Bluts [4]). Das Blut mag nun durch das Opium verändert werden, wie es immer will: ſo darf man von den Veränderungen, die es in einem ſchon ſtill ſtehenden Blute ſolcher Thiere hat, die durch daſſelbe getödtet worden, auf das Blut lebendiger Menſchen oder Thiere, wenn man ihnen gleich häufig Opium eingiebt, wohl nicht ſchließen. Denn man hat Thieren mehrere Wochen hindurch häufig Opium unter das Freſſen gemiſcht, und dennoch keine Veränderungen oder Widernatürliches

1) Schwencke Haematol. p. 188.
2) Freind Emmenol. in Oper. T. 1. p. 117. ſq.
3) Med. Eſſ. l. c. p. 160. ſq.
4) Mead de venen. Oper. Gott. T. 2. p. 190.

ches in ihrem Blute entdeckt; ſo war auch das Blut einer Frauensperſon, die viele Jahre lang die thebaiſche Tinctur häufig gebraucht hatte, als ihr eine Ader geöffnet wurde, völlig geſund [1]). — Fleiſch hat es weit beſſer wider die Fäulniß bewahrt, als das Meerſalz [2]); doch aber nicht ſo lange, als die Peruv. Rinde [3]). Man glaube aber deshalb nicht, daß es eben die Wirkung im lebendigen menſchlichen Körper äußere; denn der Kadaver eines jungen Menſchen, der ein ganzes Quentchen Opium genommen hatte, ging kurz nach dem Tode in Fäulniß über, welches die blauen Flecke auf den Gliedern, das Verderben aller flüſſigen Theile und der unerträgliche Geſtank zu erkennen gaben [4]).

Mit keiner Arzney ſind wohl häufigere Verſuche, in den Thieren, angeſtellt worden, als mit dem Opium; hierher gehören beſonders die Verſuche des Alſtons [5]), Whytts [6]), Alexanders Monro des jüngern [7]), des Lorry [8]), Spörgels [9]), Wirtenſohns [10]), und des Baſſianus Carminatus [11]). Es iſt nicht zu leugnen, daß durch dieſe Verſuche viele neue Wahrheiten, die theils ſehr ſinnreich ſind, entdecket, und andere, auch in der Praxis vorkommende Erſcheinun-

1) Lettſom's med. Memoirs p. 124. ſq.
2) Pringle Diſ. of the army. App. Experim. 10. n. 2.
3) Eſſay ſur la Putrefaction p. 390. ſq. 447. ſq.
4) Mem. de l'Ac. R. d. ſc. beym Tralles a. a. O. Sect. 2. p. 182.
5) Med. Eſſays Vol. 5. p. 152. ſqq. Art. 7.
6) Works p. 307. ſqq.
7) Eſſ. et Obſerv. phyſ. and liter. T. 3. p. 297. ſq.
8) in Vanderm. Recueil period. T. 4. p. 68. ſq.
9) Diſſ. exper. circa venena p. 28. ſqq.
10) Diſſ. Opium vires fibrarum cordis debilitare etc. p. 11. ſqq.
11) de animalium ex mephitibus et noxiis halitibus interitu pag. 132. ſqq. 1777.

scheinungen, noch mehr sind bestätiget worden. Sie lehren uns die Wirkungen, die aus einer zu grossen Gabe entstehen, die uns bey den Menschen nur ein bloßes Ungefähr zu bemerken erlaubt; ferner welche Art der Zubereitung die wirksamere ist; daß die Empfindlichkeit der Nerven und das Vermögen in die Muskeln zu wirken aufgehoben wird, wenn es entweder durch den Mund genommen, oder durch den After oder eine Wunde in eine Höhle unsers Körpers gebracht, oder in flüssiger Gestalt äußerlich applicirt wird. Nach einem Versuche des berühmten Raaw Boerhaave 1) ist bekannt, daß durch das Opium die Galle außerordentlich vermehrt wird; er gab es einem Hunde, und fand nachher in dessen Zwölffingerdarme viele Galle, die Gallenblase und der Gallengang waren zugleich strotzend voll. Eben dieß erhellet aus den Versuchen des Cotunnus 2) mit den Wachteln. Die Hunde aber vertragen eine weit größere Portion Opium, ehe sie davon angegriffen werden, als andere Thiere; ja sie entgehen immer, wenn sie auch heftigere Zufälle erfahren, dennoch dem Tode 3). Andere Versuche zwecken auf gewisse feinere Sätze ab, wozu die Frage gehört: ob das Opium einzig und allein in die Nerven, und wie es in dieselben wirkt, ob es durch seinen Eingang in die Blutmasse wirke, und ob der Kraft des Opiums durch die Kräfte des Herzens Einhalt gethan würde. Einige behaupten, daß, so wie die Empfindung durch das Opium gestumpft, eben so auch die Kraft des Herzens vermindert würde, welches sie aus

1) Impet. fac. dict. Hippoc. §. 434.
2) de Ifch. nervofa §. 43.
3) Haller Elem. Phyſiol. T. 5. p. 609. Lorry a. a. O. §. 77.

aus dem langſamern Schlagen oder ſchwachen oder aufhörenden Zuſammenziehung deſſelben folgern; zu dieſen gehört Whytt; ſie beziehen ſich aber vorzüglich auf die mit den Fröſchen angeſtellten Verſuche, deren Bruſt ſie geöffnet, und das in ihr noch befindliche Herz mit aufgelöſtem Opium übergoſſen, oder daſſelbe in eine, nahe am Herzen gelegene Vene eingeſprützt [2]), oder durch den geöffneten Bauch applicirt haben. Vortreflich aber bemerkt der große von Haller [3]), daß es ſehr ſchwer ſey zu beurtheilen, welchen Antheil an der Schwäche dieſes Thierchens das Opium, und welchen die Wunde, die doch allezeit tödlich ſey, habe. Wider die Whyttiſchen Verſuche ſtreiten die Verſuche des Carminatus [3]), die er mit Fröſchen, denen er Opium in das Maul ſteckte, angeſtellt hat. Denn er fand, als er ſie lebendig aufſchnitt, einen gleichförmigern und ſtärkern Herzſchlag, als ſie nur immer noch unverletzt haben konnten; und ſowohl in den Fröſchen, als auch gewiſſen andern Thieren, dauerte die Bewegung des Herzens noch ſtets fort, wenn die Muskeln und die Gedärme ſchon längſt ihre Bewegung verlohren hatten. Schön ſtimmt dieß mit den vorläufigen Anmerkungen des von Hallers [4]) überein, und unterſtützen ſeine Meinung aufs neue, daß das Opium, indem es die Empfindlichkeit der Nerven ſchwächt, zugleich die Bewegung des Herzens vermehrt. — —

Wie

1) z. B. Alex. Monro a. a. O. Exp. 13. p. 330.
2) Elem. Phyſ. T. 5. p. 609. wie auch in d. Comment. nov. Goetting. T. 7. p. 3.
3) l. c. Lib. 3. p. 139. ſqq.
4) in Comm. Götting. T. 2. p. 147. wie auch i. d. Elem. Phyſiol. l. c.

Wie sehr Gewohnheit die Gesetze der Natur zu verändern vermögend ist, davon giebt das Opium den einleuchtendsten Beweis. Denn die Perser, Araber und andere Asiatische und Afrikanische Völker, vorzüglich die, denen die Lehre des Mahomeds den Wein untersagt, genießen es täglich zum Vergnügen. Sie nehmen es anfänglich in der Größe eines Nadelknopfs, und steigen allmählig mit dieser Dosis, bis zur Größe einer Erbse [1]). Ja Einige unter den Morgenländern genießen es zu 2 bis 3 Quentchen, ohne den geringsten Nachtheil [2]). Die größte und bewundernswürdigste Menge, die ein gewisser Mensch jeden Tag genommen, sind 10 Quentchen und darüber gewesen [3]). Nach Verlauf einiger Zeit [4]), nach genommenem Opium, empfinden sie die größte Fröhlichkeit, und finden sich zu allen Geschäften weit aufgelegter; einige werden als betrunken, und treiben Muthwillen und Possen; sie gedenken sich die angenehmsten Bilder und Gegenstände, selbst den Tod scheunen sie nicht; mit wahrer Wuth gehen sie Schlachten entgegen, und mit nicht geringerer Begierde werden sie zum Venuskriege hingerissen. Binnen 4 oder 5 Stunden aber [5]), oder eher oder später, nachdem sie mehr oder weniger genommen haben, verschwinden diese Erscheinungen und es erfolgt eine Trägheit, Störrigkeit, Ekel gegen alles, Schläfrigkeit, welche so lange anhält, bis sie von neuem Opium nehmen. Mit der Zeit wird dieser Gebrauch nothwen-

1) Chardin Voyages T. 4. p. 203.
2) Belon Observ. p. 404. Kaempf. Amoen. exot. p. 644. Alpin Med. Aegypt. p. 255.
3) Garcias ab Horto a. a. O. S. 22.
4) Chardin a. a. O. Vol. 4. p. 204.
5) Chardin a. a. O.

Eingeweide zerreißen. Das Opium hat noch einen andern Nachtheil, der bemerkt zu werden verdient. Um sich den Opium-Extrakt zu verschaffen, muß man an Geld 8 oder 9 Mal so viel an Gewicht geben, als die Substanz beträgt. Ueberdieß erregt sie einen außerordentlichen Appetit, den das gemeine Volk, welches wenig Geld besitzt, nicht zu befriedigen im Stande ist, so daß in wenigen Jahren ein ansehnliches Vermögen durchgebracht ist. Diejenigen, welche eine schwache Konstitution haben, kommen vor Hunger und Elend um, und diejenigen, welche von starker Leibesbeschaffenheit waren, werden Diebe und Räuber. Endlich giebt es Unsinnige, die wegen Kleinigkeiten den Entschluß fassen, ihre Tage dadurch zu verkürzen, daß sie ein Opium-Dekokt mit Wein nehmen und niederschlucken; ein Getränk, welches sie sich leichter als jede andere giftige Substanz verschaffen können. Die verderblichen Wirkungen des Opiums waren anfänglich auf Fokien und Canton eingeschränkt; allein in der Folge haben sie sich über alle Provinzen des Reichs verbreitet. Die fremden Kaufleute, welche das Opium einführen, brauchen diese verdammte Waare, die so sehr gesucht wird, zu ihrem größten Nutzen, um die schätzbarsten Produkte dagegen wieder auszuführen. Es ist traurig und schändlich, daß unsere Landsleute bisher fortdauernd bey dem tödtlichen Laster des Gebrauchs des Opiums beharrt haben. Da wir nun den Fortschritten eines so großen Uebels vorbeugen wollen, so sind wir auf die Quelle desselben zurückgegangen, und haben gefunden, daß das Opium aus der Fremde eingeführt wird, selbst bis in die Hauptstadt, wo die Zollbeamten bisher gut bezahlt worden, damit sie die Augen verschlössen. Suchten wir jetzt nicht, das Uebel an der Wurzel abzuschneiden, wie grenzenlos würden dann die Verheerungen desselben werden. Die Einfuhr und der Verkauf dieser Waare wird also auf das strengste verboten ꝛc.

Gegeben zu Canton, den 16. des 11. Monaths des 4. Jahres von Kia-King."

Obgleich sonst das Opium wegen der Gewohnheit unschädlich zu seyn scheint, so bleibt es doch ausgemacht, daß es wegen seiner narkotischen

Natur

Natur der Gesundheit schädlich ist, wie es auch aus dem so eben angeführten chinesischen Einfuhrverbothe erhellet. Hierzu kommt nun noch, daß es denen, die nicht daran gewöhnt sind, auch in ganz geringer Gabe, nachtheilig, ja in etwas größerer tödtlich ist. Man kann es daher zu den Giften rechnen, das um so mehr zu fürchten ist, weil es unter der Maske heilsamer Wirkungen heimlich und langsam schädlich wird [1]). In unsern Tagen aber hat der Nahme Gift aufgehört fürchterlich zu seyn, und viele Dinge, die man sonst als bloß schädlich kannte, werden jetzt als die herrlichsten Arzneyen vergöttert. Zu dieser Anzahl wird auch mit Recht das Opium gerechnet, nur müssen wir die Umstände, unter welchen es zu gebrauchen ist, wohl erwägen. Jenes Urtheil des Sydenham's [2]) vom Opium ist nicht übertrieben, daß nähmlich die Arzneykunst, auch in der Hand eines geschickten Arztes, ohne Opium, da es wider so mancherley Zufälle wirksam sey, unvollkommen und fehlerhaft seyn würde.

Die Wirkungen des Opiums lassen sich auf zwey Kräfte zurück bringen, nähmlich erstlich auf stimulirende, zweytens auf stumpfende und die Bewegung der Fibern beruhigende. Zuerst genannte pflegt der letztern gemeiniglich vorherzugehen. Dennoch aber zeigt sich die eine Kraft des Opiums vor der andern nach Beschaffenheit der Krankheit und Größe der Gabe, bald mehr, bald weniger. Diese doppelte Wirkung des Opiums hat ehemahls Gelegenheit zu dem Streite gegeben, ob es nähmlich kühle, wie Galen glaubte, oder ob es nach der Meinung des Helmonts

1) Young Treatise on Opium, Pref. p. 6.
2) Oper. p. 186.

und der chemiſchen Sekte hitziger Natur ſey. Ja von eben der Art iſt der in den neuern Zeiten erhobene Streit, ob nähmlich das Opium, ſo wie es die Empfindlichkeit der Nerven ſtumpfte, auch zugleich die Bewegung des Bluts langſamer machte, oder ob es den Kreislauf des Bluts beförderte. Jene doppelte Wirkung iſt weſentlich verſchieden; ſie iſt doch aber auch gewiſſen andern Pflanzen, die ein ſcharfes Gift und betäubendes Weſen haben, eigen, als dem wilden Wüterich, Cicuta virosa Linn., der Belladonna, Atropa Belladonna L., dem Stechapfel, Datura Stramonium L., ungeachtet das Opium gewiſſe ausſchließende Kräfte hat, die von den Kräften dieſer und dieſen verwandten Pflanzen verſchieden ſind. Die Vergleichung zwiſchen einem ſtarken Gewürze oder Weine und dem Bley ſcheint vielleicht die anpaſſendſte zu ſeyn, die Art beyder Wirkungen beſonders kennen zu lernen.

Daß durch das Opium die Bewegung des Herzens, und folglich auch der Lauf des Blutes in demſelben müſſe befördert werden, läßt ſich ſchon aus ſeinem ſcharfen und heißen Geſchmacke ſchließen; noch deutlicher aber aus dem geſchwindern, härteren und vollern Pulſe und den daraus folgenden Zufällen. Da es ganz leicht zu ſeyn ſcheinet, einen öftern Puls bey Menſchen zu beobachten, ſo iſt hier doch die große Verſchiedenheit, die hierin bey den Bemerkern herrſcht, zu beklagen. Ein Menſch nähmlich wurde, von zu großer Gabe des Opiums, konvulſiviſch, der Puls und der Athemzug ſehr langſam [1]). Einem andern ſtieg, von 1½ Gran genommenen Opium, der Puls von 71 Schlägen, nach Verlauf einer Stunde auf 69 und

nach

1) Mutzell's Wahrnehm. Th. 2. S. 131.

Natur der Gesundheit schädlich ist, wie es auch aus dem so eben angeführten chinesischen Einfuhrverbothe erhellet. Hierzu kommt nun noch, daß es denen, die nicht daran gewöhnt sind, auch in ganz geringer Gabe, nachtheilig, ja in etwas größerer tödtlich ist. Man kann es daher zu den Giften rechnen, das um so mehr zu fürchten ist, weil es unter der Maske heilsamer Wirkungen heimlich und langsam schädlich wird [1]). In unsern Tagen aber hat der Nahme Gift aufgehört fürchterlich zu seyn, und viele Dinge, die man sonst als bloß schädlich kannte, werden jetzt als die herrlichsten Arzneyen vergöttert. Zu dieser Anzahl wird auch mit Recht das Opium gerechnet, nur müssen wir die Umstände, unter welchen es zu gebrauchen ist, wohl erwägen. Jenes Urtheil des Sydenham's [2]) vom Opium ist nicht übertrieben, daß nähmlich die Arzneykunst, auch in der Hand eines geschickten Arztes, ohne Opium, da es wider so mancherley Zufälle wirksam sey, unvollkommen und fehlerhaft seyn würde.

Die Wirkungen des Opiums lassen sich auf zwey Kräfte zurück bringen, nähmlich erstlich auf stimulirende, zweytens auf stumpfende und die Bewegung der Fibern beruhigende. Zuerst genannte pflegt der letztern gemeiniglich vorherzugehen. Dennoch aber zeigt sich die eine Kraft des Opiums vor der andern nach Beschaffenheit der Krankheit und Größe der Gabe, bald mehr, bald weniger. Diese doppelte Wirkung des Opiums hat ehemahls Gelegenheit zu dem Streite gegeben, ob es nähmlich kühle, wie Galen glaubte, oder ob es nach der Meinung des Helmonts

1) Young Treatise on Opium, Pref. p. 6.
2) Oper. p. 186.

liches Zeichen hält [1]). Es ist aber offenbar, daß das Opium die Pulsader mehr ausdehnt und ihre Schläge vermehrt [2]).

Dieser vermehrte Kreislauf des Bluts muß auch nothwendig die Wärme vermehren. Daß dieß wirklich geschehe, zeigt auch die Empfindung der Wärme an, die solche Menschen wahrnehmen, ferner die Trockenheit der Zunge und des Halses, der Durst und der dunkeler gefärbte Harn. Durch die Hitze wird das Blut ausgedehnt, wenigstens so lange, als sie dauert, daher die Gefäße anschwellen. Von beyden Ursachen entsteht die Röthe und das Auftreiben des Gesichts, die Schwere im Kopfe, der Schwindel, Klingen in den Ohren und Anhäufung des Bluts im Gehirn, wie man bey den durch Opium Getödteten wahrgenommen hat. Beyden zusammengenommen kann man den geschwindern, aber zugleich beschwerlichern Athemzug zuschreiben.

Daß die Morgenländer das Opium nehmen, um sich aufzumuntern und kühn zu machen, habe ich schon vorher bemerkt; um Ruhe und Munterkeit zu verschaffen aber gibt man es mit gleichem Erfolge den Kranken; daher auch einige rathen, man solle Opium nehmen, um desto dreister zu seyn, wenn wichtige chirurgische Operationen zu unternehmen wären. In größerer Gabe aber macht das Opium berauscht, ja es erzeugt Irrereden und Unsinn. Eine andere Wirkung des durchs Opium bewegten Bluts ist eine erweckte oder vermehrte Begierde zum Beyschlafe, die so groß ist, daß sie auch selbst von Greisen empfunden wird [3]); und die

1) Waldschmidt inuent. circa Opium.
2) Bordeu in Recherches sur le Pouls T. 2. Ed. 2. p. 107. sqq.
3) Hall. in Comment. Goett. nov. l. c. p. 16.

nach vier Stunden auf 57 Schläge in einer Minute; zu einer andern Zeit bemerkte eben dieſer, daß er von 70 bis auf 62 fiel [1]). Aehnliche Erfolge bemerkten die Freunde des Verfaſſers, die eben die Verſuche anſtellten; einer von dieſen aber, der das Opium des Abends genommen, bemerkte am folgenden Morgen, daß ſein Puls um 30 Schläge in einer Minute geſchwinder ging, womit auch die Beobachtungen anderer, beſonders des berühmten von Haller's [2]) übereinſtimmen. Ein anderer berühmter Mann [3]) hat angemerkt, daß das Opium bey denen, deren Puls durch ſtarke Ausleerungen matt und ſchleichend iſt, den Puls allzeit ſtärker und geſchwinder mache. Er [4]) und viele andere zählen es daher, wegen dieſer die Lebenskräfte erhaltenden und vermehrenden Eigenſchaft, zu den kräftigſten herzſtärkenden Mitteln. — Daß aber ſo viele andere behaupten, daß es den Puls langſamer mache und die Bewegung des Herzens ſchwäche, rührt theils daher, daß ſie den Puls gefühlt, wenn ſchon der von ihm in dem Herzen gemachte Reiz aufgehört, und die ſtatt ſeiner erfolgende Erſchlaffung ſchon da war, die nothwendig deſto größer ſeyn muß, je größer die Doſis des Opiums geweſen iſt; theils aber auch, daß ſie das Opium alsdenn erſt gegeben haben, wenn der Tod ſchon nahe war, in welchem Zeitpunkte aber der Puls ſchon von ſelbſt langſam und ſchwach wird; daher man auch einen, nach genommenem Opium, ſchwächer gewordenen Puls für ein tödt-

1) Sam. Bard Diſſ. de viribus Opii. Edinb. 1767. m. ſ. die Kritic. in d. Gött. Anz. 1796. S. 1367. und in Erxl. de med. chir. Bibl. Th. 4. S. 247.
2) Comment. Gott. nov. T. 7. p. 15.
3) Tralles a. a. O. Sect. 1. p. 64.
4) a. a. O. und Deſſelben Diſquiſitio de vi Opii cardiaca, 1771.

gen bey Menschen. Hieraus läßt sich auch die Unbeweglichkeit der Pupille, wenn ein brennendes Licht vor die Augen gehalten wird, die Anhäufung der Winde im Magen und den Gedärmen, die verlorne Eß- und Trinklust, die Unwirksamkeit auch stärkerer Brechmittel, das Aufhören der Krämpfe und Convulsionen erklären; so auch ohne Zweifel der langsamere Stuhlgang bey denen, die das Opium gebrauchen, die unterdrückte Ausleerung der wässerichten Feuchtigkeiten durch die Harnblase und die Speicheldrüsen, des Schleims aus der Nase und der Kehle [1]). Desto besser aber geht die Ausleerung durch die Ausdünstung oder den Schweiß, auch selbst von kleinen Gaben des Opiums von statten, (es geschehe nun dieß durch eine paralytische Erschlaffung der Haut, oder durch eine stärkere Bewegung des Herzens), so daß oft selbst der Schweiß nach Opium riecht (wie denn Haller), und ein Jucken und Hautausschlag entsteht. So wie jene reitzende Wirkung des Opiums sich auch bis in das Gehirn erstreckt, eben so auch seine beruhigende; so daß der hierauf folgende Schlaf zu den gewöhnlichen Wirkungen desselben kann gerechnet werden. Dieser Schlaf aber ist oft mit Träumen, theils angenehmen, theils fürchterlichen begleitet; durch eine zu große oder zu oft gereichte Gabe artet er leicht in Schlafsucht aus, ja es erfolgt der Tod mit Gichtern begleitet. — Hierher muß man noch rechnen jene Trägheit, Unzufriedenheit über alle Gegenstände, und Schläfrigkeit, die nach verrauchter Kraft des Opium zu entstehen pflegt (die Haller ungefähr nach Verlauf von 26 Stunden empfand [2]); so auch

1) M. s. die Geschichte einer eignen Krankheit des Haller's i. d. Comm. Gott. nov.

2) Comm. Gott. nov. l. c. p. 12.

die Steifung der männlichen Ruthe hat ſogar bey den in Schlachten umgekommenen Türken noch fortgedauert [1]); auch nächtliche Samenentgehungen, pflegen unter geilen Vorſtellungen zu erfolgen [2]). Eine zu große Gabe aber macht die Männer zum Beyſchlaf unfähig [3]).

Es iſt zu bewundern, daß ein und eben daſſelbe Mittel, das die Lebenskräfte ſo ſtark erhebt, dennoch die Nerven ſtumpfen und den Muskelfibern ihre Reitzbarkeit ſchwächen, ja ganz aufheben kann, und daß beyde Wirkungen oft zu einer Zeit erfolgen. Die Verringerung oder der Verluſt der Empfindung erſtreckt ſich aufs ganze Nervenſyſtem; ſo daß man Beyſpiele hat, daß das Gefühl, das Sehen und Riechen dadurch verlohren ſind. Thiere, denen man viel Opium beygebracht, oder in die Venen eingeſprützt hat, ſind dadurch ſo unempfindlich geworden, daß man ihnen Theile, die ſonſt ſehr empfindlich ſind, hat abſchneiden, zerreiſſen oder zwicken können, ohne daß ſie das geringſte Zeichen eines Schmerzes von ſich gegeben haben [4]). Vermöge dieſer Wirkung aber wird es das herrlichſte Erquickungsmittel in ſchmerzhaften Krankheiten. — Daß die Reitzbarkeit der Muskelfibern durch das Opium geſchwächt werde, zeigt die aufhörende periſtaltiſche Bewegung des Magens und der Gedärme, bey Thieren [5]) die Lähmung der Beine oder das Zittern, womit ſie befallen werden [6]), wie auch ähnliche Erſcheinun-

1) Eph. N. C. Dec. 1. Ann. 2. Obſ. 69. p. 127.
2) Tralles a. a. O. Sect. 1. p. 131.
3) Garcias ab Horto l. c. p. 23. Stalpart van d. Wiel Obſerv. Cent. 2. n. 41. geben ½ Quentchen an.
4) Sprogel Exper. circa venena §. 20.
5) Joh. Wiventius in Hall. Epiſt. Vol. 5. p. 75.
6) Sprögel, Whytt, Alſton.

In vielen Stücken kommt das Opium, in Anſehung ſeiner Wirkungen, mit den Wirkungen des Weins und anderer geiſtigen Dinge überein. Boerhaave [1]) räth ſelbigen in eben ſo kleiner Doſis zu reichen, als jenes, wovon er ſich große Wirkungen verſpricht. Dieſer Aehnlichkeit, in den Wirkungen dieſer Mittel mit einander, pflichten auch von Haller, Alſton, Tralles, Ludwig [2]), und viele Andere bey. Es iſt wahr, der Wein muntert gleichfalls auf, befördert den Kreislauf des Bluts, vermehrt die Wärme des Körpers, dehnt die Gefäße aus, reizt zum Beyſchlafe und treibt den Schweiß; in großer Menge getrunken berauſcht er, bewirkt Irrereden, Schläfrigkeit, Schlafſucht, Dummheit, Trägheit, ja er zieht den Schlagfluß nach ſich. Die verlohrnen Kräfte des Magens und der übrigen Theile des Körpers werden gleichfalls durch den Wein wiederhergeſtellt; Trinker aber müſſen eben ſo, wie jene, zur Herſtellung der Kräfte ihre Zuflucht zum Weine nehmen. Nichts erſetzt auch den Mangel des Opiums bey ſolchen Völkern, denen es zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, beſſer als der Wein [3]), aber vorzüglich ein mit Gewürzen vermiſchter Wein [4]). — Murray glaubt aber doch, daß jene der Aehnlichkeit zwiſchen Opium und geiſtigen Dingen zuviel zugeeignet haben. Denn es ſcheint nicht, daß die geiſtigen Mittel ſolche Wirkung in Unterdrückung ſo mancherley Ausleerungen haben, und wenn auch gleich zuviel getrunkner Wein oder geiſtige Dinge eine Art von Lähmung in den Beinen und übrigen

1) Hiſt. pl. p. 362.
2) Aduerſ. med. pract. Vol. 1. P. 3. p. 510. ſq.
3) Acoſta Drogbe medicinali p. 317.
4) Alpin a. a. O. S. 256.

auch jenes thörichte Wesen, Unempfindlichkeit und geschwächtes Gedächtniß, welches gewöhnlich die Morgenländer durch fortgesetzten und häufigen Gebrauch des Opiums allmählig verlieren, und ein frühzeitiger Tod. Alles dieß ist durch häufige und unzweifelhafte Erfahrungen und Versuche bewiesen, die der berühmte Tralles [1]) und von Haller [2]) ausführlich angeführt haben.

Viele von diesen Wirkungen äußern sich nicht allein, wenn das Opium durch den Mund genommen, sondern auch äußerlich applicirt wird [3]); denn ein mit vielem Opium vermischtes und auf die Schläfen gelegtes Pflaster hat eine Wuth und Krämpfe des Gesichts bewirkt [4]); so auch, wenn es Thieren in den Bauch oder in das zellichte Gewebe oder in eine Blutader gesprützt, oder in die Nase gestopft, oder mit Tabak vermischt geraucht wird; so auch in einem Klystire [5]), welches Hülfsmittel nicht selten auch bey Menschen angewendet wird. Geschwinder aber und wirksamer ist der Effect des Opiums von eben der Gabe, wenn es innerlich gebraucht, als wenn es äußerlich der Haut applicirt wird [6]). Wird es unmittelbar einem Nerven applicirt, so behält selbiger nicht allein seine Empfindlichkeit [7]), sondern der Schmerz wird sogar vermehrt. Wird es hingegen einem Muskel applicirt, so zerstört es kurz darauf seine Reitzbarkeit [8]).

1) De Opio. Sect. 1. n. p. 56.
2) Elem. Phyſ. T. 5. p. 606. ſq.
3) Lorry in Recueil period. 1756 p. 74.
4) M. vergl. Monro jun. in Eſſ. et Obſerv. phyſ. et lit. Vol. 3. p. 297 ſq.
5) M. ſ. die Verſ. des Whytts und Monro's n. 3, 4. mit Fröſchen, und des Lorry a. a. O. S. 77. mit einem Hunde.
6) Monro a. a. O. S. 306.
7) Derſelbe a. a. O. S. 327. Exper. 12. ſq.
8) Derſelbe a. a. O. Exper. 6. p. 309.

In vielen Stücken kommt das Opium, in Anſehung ſeiner Wirkungen, mit den Wirkungen des Weins und anderer geiſtigen Dinge überein. Boerhaave [1]) rächt ſelbigen in eben ſo kleiner Doſis zu reichen, als jenes, weven er ſich groſſe Wirkungen verſpricht. Dieſer Aehnlichkeit, in den Wirkungen dieſer Mittel mit einander, pflichten auch von Haller, Alſton, Tralles, Ludwig [2]), und viele Andere bey. Es iſt wahr, der Wein muntert gleichfalls auf, befördert den Kreislauf des Bluts, vermehrt die Wärme des Körpers, dehnt die Gefäße aus, reizt zum Beyſchlafe und treibt den Schweiß; in groſſer Menge getrunken berauſcht er, bewirkt Irrereden, Schläfrigkeit, Schlafſucht, Dummheit, Trägheit, ja er zieht den Schlagfluß nach ſich. Die verlohrnen Kräfte des Magens und der übrigen Theile des Körpers werden gleichfalls durch den Wein wiederhergeſtellt; Trinker aber müſſen eben ſo, wie jene, zur Herſtellung der Kräfte ihre Zuflucht zum Weine nehmen. Nichts erſetzt auch den Mangel des Opiums bey ſolchen Völkern, denen es zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, beſſer als der Wein [3]), aber vorzüglich ein mit Gewürzen vermiſchter Wein [4]). — Murray glaubt aber doch, daß jene der Aehnlichkeit zwiſchen Opium und geiſtigen Dingen zuviel zugeeignet haben. Denn es ſcheint nicht, daß die geiſtigen Mittel ſolche Wirkung in Unterdrückung ſo mancherley Ausleerungen haben, und wenn auch gleich zuviel getrunkner Wein oder geiſtige Dinge eine Art von Lähmung in den Beinen und übrigen

1) Hiſt. pl. p. 362.
2) Aduerſ. med. pract. Vol. 1. P. 3. p. 510. ſq.
3) Acoſta Drogbe medicinali p. 317.
4) Alpin a. a. O. S. 256.

Berührungspunkte erzeugt werden, die ſich nachher weiter ausbreiten, oder es wird mit dem Blute zum Herzen gebracht, wodurch daſſelbe unmittelbar gereitzet wird; es verändert auch die Miſchung des Bluts und geht bis in die äußerſten Durchſeigegefäßchen deſſelben mit über. Denn die Fäulniß des Bluts eines durch viel Opium getödteten menſchlichen Kadavers [1]), der Geruch des Schweißes und Harns nach Opium [2]), beweiſen hinlänglich, daß das Opium, wenn es durch den Mund genommen wird, nicht blos von den erſten Wegen eingekerkert bleibt.

Unter einigen Beſchaffenheiten des Körpers aber wird das ſonſt heilſame Opium zum fürchterlichen Gifte. Wenn es nähmlich eingenommen wird, wenn der Magen voll iſt, wodurch Eckel bewirkt wird, der ſo lange anhält, bis es ſammt dem in ihm Befindlichen weggebrochen wird. Es wird ſchädlich, wenn die erſten Wege voller Unreinigkeiten ſind, die alsdenn zurückgehalten werden, und durch ihre Schärfe entweder ein Fieber erregen, oder daſſelbe vermehren [3]). Man ſieht hieraus, wie ſchädlich es iſt, die zu heftigen Wirkungen von einem Brech- oder ſcharfen Purgirmittel durch Opium hemmen zu wollen. Auch darf es, wegen ſeiner reitzenden und hitzigen Natur, nicht gebraucht werden, wenn Vollblütigkeit zugegen iſt. Aus dieſer Urſache verbiethen auch die meiſten vorſichtigen Praktiker ausdrücklich, es wider Entzündungskrankheiten zu gebrauchen [4]). So erfordert auch ſein Gebrauch, bey einer gro-

ßen

1) M. ſ. vorher.
2) Jone's Myſteries of Opium cap. 12. p. 93. ſq.
3) Young on Opium p. 35.
4) Z. B. van Swieten Comment. T. 1. p. 372. Young on Opium, p. 140. ſq. Tralles de Opio, Sect. 2. p. 80.

ßen Schwäche des Nervensystems, viele Vorsichtigkeit; daher es wider verlohrne Kräfte nach einer beträchtlichen Ausleerung der Gefäße, z. B. wider Hämorrhagien nicht zuträglich ist [1]). Auch kritische Ausleerungen, z. B. durch den Stuhlgang, Speicheldrüsen oder Harn, widerrathen seinen Gebrauch. Da das Opium ohnedem den Leib verstopft, so müssen, wenn es anhaltend gebraucht wird, um diesen offen zu erhalten, Klystire oder Purganzen mitgebraucht werden.

Nach allen diesen läßt sich nun, was die Wirkungsart des Opiums betrifft, folgendes Resultat ziehen, so verschieden sonst auch die Meinungen der Aerzte waren [2]). Die Galenische Schule schloß nähmlich aus seiner besänftigenden, betäubenden und die Lebenskraft und die thierischen Verrichtungen unterdrückenden Kraft irriger Weise auf eine kalte nnd feuchte Natur desselben, die sie durch hitzige gewürzhafte Zusätze, wie die alten arabischen Confectionen und Latwergen bezeugen, zu verbessern gedachte. Jetzt scheint es indessen ausgemacht zu seyn, daß die eigentliche Wirkung, wie Tralles zuerst zeigte, in einem Reitze aufs Nervensystem und auf die belebte Faser bestehe, und es daher vielmehr reitzender und erhitzender, als kalter Natur sey, daß dieser Reitz wegen der Flüchtigkeit des narkotischen Stoffes schnell das Nervensystem durchdringe, geschwind vorübergehe und die Faser bald wieder verlasse, die folgende Erschlaffung und Abstumpfung also nur Folge jenes Reitzes sey. Vermöge dieses Reitzes bringt das Opium eine mehrere Aufheiterung des

1) Ludwig Adverſ. Vol. 1. Sect. 3. p. 516.
2) S. Pharmacologisches Handbuch für Aerzte über die bekanntesten und bewährtesten innerlichen Heilmittel ꝛc. von Fr. Ludw. Segnitz. II B. Leipzig 1800. S. 173 ff.

des Gemüths, eine Art von Rausch, eine Erhöhung der Lebenskraft, Vermehrung der Bewegung des Herzens und der Schlagadern, eine Erhebung des Pulses, vermehrten Umlauf des Bluts und größern Antrieb desselben zu Wege. Nach Vollendung dieses Reitzes folgt Erschlaffung, Verminderung der Lebenskraft, Abstumpfung der Empfindlichkeit: der weichere Puls, der trägere Umlauf der Säfte und Schlaf. Die schmerzstillende und besänftigende Wirkung ist also nur die Folge jenes Reitzes. Nur daß diese letzte Wirkung die längst dauernde und sichtlichste ist. In großer Gabe kann bekanntlich der Reitz des Opiums auf der einen Seite ein transitorischer Wahnsinn und Raserey auf der andern ein Schlaf in die Ewigkeit seyn. Diese Reitzbarkeit wird durch Gewohnheit so sehr vermindert, daß bekanntlich manche Kranke und die Orientalen, die statt des ihnen verbotenen Weins sich mit Opium in einen erkünstelten Stand der Fröhlichkeit zu versetzen pflegen, die stärksten Gaben davon vertragen können.

Die Verschiedenheit der reitzenden und besänftigenden Kraft des Opiums erklärt Cullen sehr schön und richtig also: daß, wo im Körper kein Reitz vorhanden sey, so mache das Opium einen künstlichen Schlaf, und wenn auch geringe Reitze im Körper befindlich sind, so mache es diese unwirksam, indem es die Empfindlichkeit schwächt, und zwar desto mehr, je stärker die angewendete Gabe war; und auch eine geringere Gabe, die zum Schlafmachen nicht hinreichend ist, könne solchergestalt die Ursache der Unruhe heben, und so eine erquickende Ruhe zuwege bringen. Ist aber der körperliche Reitz so groß, daß ihn eine geringe Gabe des Opiums nicht überwinden kann, so macht die vermehrte Reaction den Reitz noch

größer

gröſſer und heftiger, und oft gefährlich; und es iſt in dieſen Fällen eine ſtärkere Doſis des Opiums, die den Reiz überwindet, nützlicher als ein kleine, die das Uebel vermehren kann. Hieraus fließt die allgemeine Regel, daß, wo die beſänftigende Kraft des Opiums die Oberhand behält, und die Thätigkeit des Nervenſyſtems und des Gehirns und den Reiz des Herzens überwindet, die Wirkung deſſelben heilſam; wo aber der Reiz im Körper ſo beſchaffen iſt, daß das Opium ihn nicht überwinden kann, daſſelbe ſchädlich ſey.

Die nach gewöhnlicher Meinung aus der ſchweißtreibenden Wirkung des Opiums gefolgerte blutverdünnende und auflöſende Eigenſchaft iſt nur eingebildet, da eine ſo kleine Menge des Opiums, als ſich im Körper thätig zeigt, kein menſtruum für die groſſe Blutmaſſe ſeyn kann. Dieſe ſchweißtreibende Eigenſchaft iſt bloß Folge ſeiner beſänftigenden Kraft, wodurch es die Reaction der Gefäße vermindert und dieſe erſchlafft. Andere ſchlieſſen von dem trägen Blutumlaufe und der Anhäufung des Bluts in den Gefäßen des Kopfs und des Blutaderſyſtems, oder von außerhalb dem Körper angeſtellten — alſo nichts beweiſenden Verſuchen — auf eine verdickende Kraft, da doch jene bloß Folge der abſpannenden und beſänftigenden Eigenſchaft iſt. Arnemann erklärt dieſe Wirkung des Opiums aus der höhern Irritabilität des Herzens vor den kleinen Gefäßen, daher dieſelbe Doſis, die in den Gefäßen die Reizbarkeit wegnimmt, noch einen Theil im Herzen übrig läßt, welches nun nach gehobenem Widerſtande ſtärker nach allen Seiten wirkt, wodurch Schweiß, und aus demſelben Grunde Congeſtion im Gehirn entſteht. Anhaltender Gebrauch des Opiums ſchwächt nach und nach auch dieſe Thätigkeit des Schlagaderſy-

adersyſtems, und ſo wirkt es als ein kühlendes Mittel. Die bekannte, den Stuhlgang anhaltende Eigenſchaft des Mohnſaftes iſt ebenfalls Folge ſeiner entſpannenden und den Zugang der Säfte nach den Hautwegen leitenden Wirkung.

Dieſes große Mittel erfordert vor allen in der Anwendung aber kluge und bedachtſame Unterſcheidung und genaue Kenntniß der Naturgeſetze; denn nicht immer ſind die Anzeigen zu ſeinem Gebrauche auch für den einſichtsvollen Arzt ſogar, ſo leicht als ſie ſcheinen, und der Vortheil oder der unerſetzliche Schaden, der durch richtige oder unrichtige Anwendung geſtiftet werden kann, iſt leicht erklärbar, wenn man die Hauptkräfte deſſelben erwägt, nach denen es auf die Urquellen der Lebenskraft wirkt und die ganze Richtung der wirkenden Natur umſtimmt. Welcher erbärmliche Mißbrauch mit dem Mohnſafte und ſeiner leider zur Volksarzney gewordenen veralteten Zuſammenſetzungen von unwiſſenden Aerzten, von alten Weibern und andern Menſchen aus dieſer Klaſſe, beſonders in Kinderkrankheiten, wo ſo feine Unterſcheidungsgabe nöthig wäre, getrieben wird, iſt nur allzubekannt, und es wäre recht ſehr zu wünſchen, daß man noch viel mehr Sorgfalt, als gewöhnlich geſchieht, daran wendete, dieſes ſo gefährliche Mittel nicht in die Hände der Unkundigen gerathen zu laſſen.

Folgende Hauptſätze könnten etwa zur allgemeinen Beſtimmung ſeines Gebrauchs dienen, welche ich hier vorzüglich nur zur Befriedigung einer löblichen Wißbegierde, keinesweges aber als Anleitung für Layen in der Arzneykunſt herſetze, das Opium in vorkommenden Fällen anzuwenden. Dieſes bleibe ſtets dem geſchickten Arzte vorbehalten.

1. In allen Entzündungsfiebern iſt, nach Swieten, Pringle, Tralles, Cullen und aller großen Aerzte Ueberzeugung, der Mohnſaft nachtheilig; denn hier muß er durch ſeine reißende Eigenſchaft offenbar die Entzündung vermehren, und durch die nachlaſſende Schwäche die heilſamen Veränderungen durch die Kräfte der Natur hindern. Eben ſo nachtheilig iſt er in Entzündungsfiebern mit örtlichen Affectionen, z. B. in der Pleureſie; wo er von einigen ſehr empiriſch zur Linderung der Schmerzen angerathen wird. Ueberall in dieſen Fällen, wo Blutlaſſen das wirkſamſte Heilmittel abgiebt, gilt als allgemeine Regel (Young's treatiſe on opium Lond. 1753) der Grundſatz, daß Mohnſaft in allen den Zufällen unſchicklich ſey, wo Aderlaß angezeigt iſt. Die Ausnahmen in einigen ſeltnen Fällen kommen hier nicht in Betracht.

2. In hitzigen Krankheiten überhaupt iſt es äußerſt leicht, ſeinen richtigen Gebrauch zu verkennen, da die meiſten Zufälle, welche ihn anzuzeigen ſcheinen, weder ihn erfordern, noch durch ihn gehoben werden können; z. B. Wachen, Schmerz, Unruhe, Krampf, verſtärkte Ausleerungen, deren Urſache man nur immer zu ergründen, nicht aber empiriſcher Weiſe die Symptomen zu beſänftigen ſuchen muß. Ohne Noth gegeben, wird er hier wenigſtens durch die nachfolgende Schwächung ſchaden, durch die irgend eine critiſche Anſtrengung der Natur gehindert werden kann. So wird er in Faul- und Gallenfiebern die Ausleerung hindern und die Congeſtionen nach dem Kopfe vermehren. Doch machen individuelle Umſtände eine Ausnahme, wenn nähmlich die Heftigkeit der Zufälle der Entſcheidung der Krankheit im Wege ſteht, wie dieß z. B. bey Hyſteriſchen oft der Fall

ſeyn

seyn kann, oder wenn z. B. symptomatische Durchfälle, die nicht von Unreinigkeiten der ersten Wege abhangen und den Kranken entkräften, gehemmt werden müssen. Wachen im fieberhaften Zustande und Kopfschmerzen sind insgemein Gegenanzeigen seines Gebrauchs.

3. Im eigentlichen reinen akuten Nervenfieber, wo nie ein Entzündungszustand zugegen ist, wird der Mohnsaft als das beste Mittel gegen die nervösen gefährlichen Zufälle, Wachen, Betäubung, schweres Gehör, Delirium, convulsivische Bewegung der Glieder und Sehnenhüpfen, zumahl in Verbindung mit der China empfohlen; aber gerade hier in dieser gefährlichen Krankheit ist Irrthum so leicht möglich, die Anzeige seines Gebrauchs so äußerst schwankend, und die richtige Gabe, um weder zu tödten, noch eine der Absicht entgegenlaufende Wirkung zu veranlassen, so ungemein schwer zu bestimmen! Daher Hrn. Hahnemann's Rath, in diesen Fällen, wo Tod und Leben so leicht entschieden ist, lieber ganz vom Gebrauche des Mohnsaftes abzustehen, und sich an die bekannten sichern und kräftigen Gegenmittel zu halten, von jedem Anfänger in der Kunst zu beherzigen ist. In der That wirken diese Mittel doch auf eine ganz verschiedene Art, als die des Mohnsaftes ist.

Im schleichenden Nervenfieber hingegen, welches vor dem 40sten Tage sich nicht zu enden pflegt, und mit einem kindisch wahnsinnigen Zustande, allgemeiner Körperschwäche, Zuckungen und äußerst langsamen Pulsschlage in der Höhe der Krankheit verbunden ist, hilft der Mohnsaft vortrefflich.

In faulichten Fiebern verwirft Tralles den Mohnsaft aber mit Recht, da weder die reitzende

noch die besänftigende Kraft desselben die faulichte Dissolution aufzuheben vermag, die doch die einzige und nächste Ursache des Fiebers ist.

5. In Wechselfiebern kann der Mohnsaft nach vorhergegangenen nöthigen Vorbereitungen allerdings als reitzendes Mittel bey der Schwäche der festen Theile, welche die Rückfälle der Paroxysmen verursacht, angezeigt seyn, so wie die Erfahrung seinen Nutzen in Verbindung mit der Chinarinde bestätigt, deren purgirende Eigenschaft er vermindert und sie dem Magen erträglich macht.

6. Bey den Blattern schadet er im Entzündungsstadio des Ausbruchsfiebers; wird aber dann nützlich, wenn sich die Eiterung einfindet. Nichts desto weniger darf er hier keineswegs mit de Haen unbedingt angerathen werden, denn wo Disposition zur Fäulniß da ist, wird er offenbar contraindicirt. Wo Krämpfe den Ausbruch der Blattern hindern, da wird er ein Mittel zur Beförderung desselben, doch muß keine Turgescenz der Gefäße und keine Vollblütigkeit dabey seyn. In bösartigen Pocken, wenn die Natur der Gewalt des Contagii erliegen will, wenn die Haut krampfig verschlossen ist, die Einsperrung des faulichten Giftes in lähmende Auflösung überzugehen und die Pocken brandig zu werden drohen, kann, nach Hufeland *), kein Mittel die Lebenskraft thätiger erwecken, ohne Reitz und Spannung zu vermehren, keines unter gelinder Abstumpfung des heftigen Reitzes mehr die Hautnerven beleben, die Einwirkung der Krankheitsmaterie mehr vermindern, die Gegenwirkung der Lebenskraft besser modificiren und nach der Oberfläche hinleiten, als der Mohnsaft.

7.

*) Bemerkungen über die Blattern. S. 136 ff.

7. In den Masern darf der Mohnsaft nicht ohne große Einschränkung statt finden, und ist da schädlich, wo entzündlicher Zustand und Neigung zur Lungenentzündung ist. Erst nach dem Gebrauche antiphlogistischer Mittel kann er mit Nutzen gegen den Husten gebraucht werden. Eben so verhält es sich mit andern Ausschlagskrankheiten, wo der Grad des damit verbundenen Fiebers die Kurmethode bestimmen muß. Wenn dieß entzündlicher Art, wie beym Scharlachfieber, oder faulichter Art wie die Petechien ist, so muß das Opium nothwendig Nachtheil anrichten.

8. Bey catarrhalischen Fiebern nutzt zwar das Opium gegen den Husten als krampfstillendes sowohl, wie auch als schweißtreibendes Mittel. Es schadet aber, wo ein größerer oder geringerer Grad von Entzündung der Schleimdrüsen oder der Luftröhrenäste damit verbunden ist, wie bey frischen Catarrhen nach Erkältung, und darf daher nie zu früh und ohne vorhergegangene antiphlogistische Heilart angewendet werden, auch nicht eher, als bis der Schleim gehörig aufgelöset und ausgeführt worden ist. Am nützlichsten ist es da, wo nach gehobener materieller Ursache der Nervenreitz zurückbleibt, welcher den Husten macht.

9. Gegen die Lungensucht hat man den Mohnsaft sehr empfohlen, wo auch Swieten ihn sehr lobt, und de Meza, nach eigner an seinem Körper gemachten Erfahrung, für möglich hält, bey zur Schwindsucht geneigten Personen, durch Unterdrückung des Hustens mit einem halben Gran Mohnsaft täglich zweymahl, mit Beobachtung der übrigen nöthigen Cautelen, die Schwindsucht zu verhüten, wenn nur kein Bluthusten dabey ist. Young hingegen ist ganz entgegengesetzter Meinung und versichert, erfahren zu haben,

daß leicht auf seinen Gebrauch in dieser Krankheit Entzündung entstehe und die Zufälle heftiger werden. Ueberhaupt ist der Begriff von Schwindsucht nicht gehörig bestimmt, und kann der von ihm gerühmte Nutzen nur im ersten Stadium der Schleimschwindsucht, keineswegs in der eiterichten Lungensucht gelten.

10. In symptomatischen Dysenterien entzündlicher, gallichter und faulichter Fieber kann seine Anwendung nur unter der größten Behutsamkeit, oder gar nicht, zulässig seyn; denn ob er gleich die Schmerzen anfangs lindert, so vermehrt er doch hinterher das Kneipen in den Gedärmen, die Fieberhitze, den Stuhlzwang und die Leibesverstopfung, so lange noch scharfe Unreinigkeiten im Körper zurück sind, und verzögert sehr die Wirkung der ausleerenden Mittel.

11. In allen nicht kritischen, von Erschlaffung der Gedärme herrührenden Diarrhöen, wenn sie zu heftig sind oder zu lange dauern; im zu starken aber von keiner materiellen Ursache herrührenden Erbrechen, in der Gallenruhr aber nur dann erst mit Vortheil, wenn die reitzende Schärfe ausgeführt ist, und nur die zu große Reitzbarkeit die fortdauernde Ursache ist, wird das Opium gebraucht.

12. In Blutflüssen ist immer die Ursache derselben wohl zu erwägen. In aktiven, d. i. mit Turgescenz der Gefäße, allgemeiner Vollblütigkeit und mit Neigung zur Entzündung begleiteten, kann der Mohnsaft nicht anders als schädlich seyn; nützlich wird er hingegen da, wo Krämpfe oder ein partikulärer Reitz ihn verursachen.

13. Zu Herstellung unterdrückter Blutflüsse kann der Mohnsaft nur in dem Falle dienen, wo die

die Urſache von Krämpfen abhängt, unter welcher Einſchränkung er oft hier ſehr nützlich iſt.

14. In podagriſchen und arthritiſchen Schmerzen iſt der Gebrauch des Opiums zu mißbilligen, weil er zum Zurücktreten der Krankheitsurſache Gelegenheit giebt. Eben ſo wenig taugt es im chroniſchen Rheumatismus. Nützlich hingegen fand es Cullen in zurückgetretener Gicht.

15. Im hitzigen Rheumatismus, wobey aber auch die antiphlogiſtiſche Kurart zu beobachten iſt.

16. In idiopathiſchen ſpasmodiſchen Krankheiten, z. B. in ſchlafſüchtigen Zufällen von Krämpfen, im krampfhaften Aſthma, im Keuchhuſten und im Krampfhuſten nach Ausführung des zähen Schleims, wenn Ausleerungen der erſten Wege vorhergegangen ſind, keine Hitze vorhanden iſt, und die Lunge mehr, oder allein durch Mitleidenheit angegriffen iſt; in der Hyſterie, wenn ſie von zu großer Beweglichkeit des Nervenſyſtems herrührt, im Stein- und Nierenſchmerze, Harnverhaltung, Blutharnen, im Nierenkrampfe, im Kinnbackenzwange, vornehmlich bey Wunden, im Hundskrampfe, im Tetanus ꝛc. iſt der Mohnſaft angezeigt. Nur daß in allen ſolchen Fällen vorher zu unterſuchen iſt, ob nicht Vollblütigkeit und Turgescenz der Gefäße ſeinem Gebrauche entgegen ſtehe. Dies iſt beſonders in der Epilepſie und den damit verwandten Krankheiten zu merken; wo ohne allgemeine Vollblütigkeit doch oft die Anfälle durch ein gelegentliches Aufwallen des Blutes in den Hirngefäßen veranlaßt werden, und der Mohnſaft dieſe nicht mindern, ſondern vermehren würde. Auch ſind Würmer nicht ſelten die Urſache der Epilepſie, und dieß iſt der gewöhnlichſte Fall, wo der Mohnſaft nichts ausrichtet.

Gegen hysterische Krämpfe ist der Mohnsaft das vorzüglichste Mittel, so auch gegen hypochondrische Zufälle, der eigentlichen Art, die nicht sowohl von Verdauungsfehlern abhangen. Doch muß man ihn nicht zu oft und bey jedem geringfügigen Anfalle geben, weil er immer einige Schwäche zurückläßt, und eigentlich doch nur palliativ wirkt. Auch giebt es Hysterische, die ihn nicht vertragen, und bey denen er sogar die Krämpfe vermehrt, statt sie zu lindern.

Bey krampfhaft eingeklemmten Brüchen ist er oft sehr hülfreich, wenn nur noch keine Entzündung statt findet, wo er äußerst schädlich seyn würde.

Wenn Krämpfe oder sogenannte falsche Wehen die Geburt verzögern, und nur nicht Vollblütigkeit vorhanden, oder diese vorher gehoben worden ist, hilft eine geringe Gabe Mohnsaft oft zum Wunder, stillt die falschen und befördert die wahren Wehen. So leistet er auch praemissis praemittendis, in den Nachwehen treffliche Dienste, ferner dann, wo Krämpfe daran Schuld sind, daß die Monathszeit immer mit vielem Ungemach eintritt.

17. In der Manie ist der richtige Gebrauch des Opiums noch nicht gehörig bestimmt, und die darüber angestellten Erfahrungen geben noch nicht genugsames Licht. Natürlich müßte er da schaden, wo zu große Völle und Spannung der Gehirngefäße, entzündlicher Zustand oder schwarzgallichte Beschaffenheit der Säfte damit verbunden wäre. Richtiger dann, wo bloß übermäßige Reitzbarkeit und Empfindlichkeit bey einem sanguinisch-cholerischen Temperamente die Haupturſache ist, in welchem Falle auch andere narkotische Mittel gerühmt

rühmt werden, die doch vielleicht vor dem Mohnsafte nichts voraus haben.

18. In der Hundswuth oder Wasserscheu empfiehlt Nugent das Opium in Verbindung mit dem Bisam, als ein Hauptmittel.

19. Im Schlucken (singultus), der von keiner materiellen Ursache, auch nicht von Entzündung, sondern von großer Nervenbeweglichkeit allein entstanden zu seyn scheint, ist ebenfalls Opium das beste Mittel.

20. In Koliken kann der Mohnsaft nur dann nützlich seyn, wenn kein reitzender Stoff in den Gedärmen die Ursache und die Krankheit nicht mit Verstopfungen verbunden ist, sondern allein nur von Krämpfen und Blähungen entsteht.

21. In der Wassersucht wird das Opium von Tralles widerrathen, hingegen von Mead, Monro und andern empfohlen; auch führen Mason und Arnold Fälle vom Nutzen in dieser Krankheit an. Es ist aber nicht entschieden, ob dieses oder andere zugleich gebrauchte Mittel zur Abführung des Harns dabey das beste gethan haben.

22. In venerischen Krankheiten ist das Opium besonders seit dem letzten amerikanischen Kriege von Schöpf, Roth, Michaelis als ein höchst wirksames Mittel empfohlen worden. Es ist aber zuverlässig gewiß, daß es diese Krankheit nicht heilen könne. Der Irrthum beruht darin, daß man die Krankheit selbst, mit den Folgen und Zufällen derselben, besonders aber mit den Folgen der vorhergebrauchten Mercurialmittel verwechselte. Als Palliativmittel, als Heilung beförderndes, als Vorbauungsmittel gegen die schlimmen Zufälle vom Queckſilber, als Nachkur zur Hebung der nachbleibenden Mercurialkrankheit, ist es aber allerdings von vortrefflichem Nutzen. Es mildert

die zurück gebliebenen nächtlichen Knochenſchmerzen oft ganz allein, ohne die Unterſtützung anderer Mittel. Es begünſtigt, beſchleunigt und dirigirt die Wirkung des Queckſilbers und widerſteht den Folgen der im Körper befindlichen Schärfen.

23. Im Zahnweh und in Ohrenſchmerzen mißbilligt Tralles deſſen Gebrauch. Als ſchweißtreibendes Mittel iſt er aber auch hier, zumahl im katarrhaliſchen und rheumatiſchen Zahn- und Ohrenweh gewiß unter beſtimmten Bedingungen nützlich. Sehr häufig wird der Mohnſaft auch äußerlich an den ſchadhaften Zahn gebracht, und thut gute Dienſte, zu welchem Zwecke man ſich in den letzteren Jahren auch des Extracts von der Coccinella ſeptempunctata Linn., eines ſogenannten Sonnenwurms, oder dieſes Käfers in Subſtanz bedient hat, welcher kleine Käfer dem Geſchmacke und Geruche nach eine dem Opium ſich nähernde Beſchaffenheit hat, und etwa zum 3ten Theil ſo viel wirkt, als eine gleiche Quantität Opium.

24. Im kalten Zehenbrande, ſphacelus lenum, fand Pott den Mohnſaft zu 3 Granen in 24 Stunden mit China höchſt wirkſam, auch Piderit und mehrere andere.

25. Die einſchläfernde Wirkung des Mohnſaftes iſt die im gemeinen Leben am meiſten bekannte, aber leider nur allzu oft unverantwortlich gemißbrauchte ſeiner Eigenſchaften. Dieſe Eigenſchaft iſt zwar nur Nebenzweck, da, wo man ſich deſſelben als ſchmerz- und krampflindernden Mittels bedient, kann aber auch in Fällen, wo weder Krämpfe noch Schmerzen vorhanden ſind, wünſchenswerth ſeyn, z. B. bey gänzlicher Schlafloſigkeit, ängſtlichem, raſtloſem Umherwerfen des Kranken auf ſeinem Lager, Tobſucht. Auch da, wo der Körper von Reitzen ziemlich frey iſt, bringt der

Mohn-

Mohnsaft einen Schlaf hervor, der von freyen Stücken nicht erfolgt wäre. Selbst dann, wenn einige Reitzungen vorwalten, doch aber mäßig seyn sollten, kann Mohnsaft durch Verminderung der Empfindung mehr oder weniger, nach der Größe der angewendeten Gabe, Schlaf erzeugen. Ist in einigen Fällen die Stärke der gebrauchten Dosis nicht hinreichend, um Schlaf hervor zu bringen, so kann sie doch vermögend seyn, die Ursachen der Schlaflosigkeit, welche vorgewaltet hatten, hinweg zu räumen oder wenigstens zu vermindern, und dadurch eine Ruhe zu geben, welche, wenn sie einige Zeit anhält, oft der Erquickung des Schlafs gleich befunden wird.

Ueberhaupt ist die schlafmachende Kraft des Mohnsafts keinesweges specifisch, sondern hängt von Constitution und andern Umständen ab. Manche werden durch gewöhnliche Gaben nicht eingeschläfert, sondern vielmehr noch munterer. Zimmermann gedenkt eines Falls, wo einer Dame bey hartnäckiger Schlaflosigkeit durch keinen Mohnsaft, wohl aber durch starken Kaffee Ruhe verschafft werden konnte. Die erste Wirkung des Opiums ist eigentlich nie Schlaf, und man muß es daher nicht gleich vor Schlafenlegen, sondern einige Stunden früher anwenden, wenn man nächtliche Ruhe damit erzielen will. Oft ist dieser Schlaf auch unterbrochen, unruhig, schreckbar, traumvoll, wenn die Reactien der Krankheitszufälle vom Mohnsafte nicht ganz getilgt wird so daß die Wirkung von starken Gaben Mohnsaft, obgleich im allgemeinen, doch nicht in allen Fällen beruhigend und einschläfernd, so wie die von kleinen Gaben nicht immer reitzend ist. Einige die dem tödtlichen Sopor auf Mohnsaftvergiftung noch durch schickliche Hülfe entrissen wurden

den, konnten die Herzensangſt, die Quaal und die entſetzlichen Empfindungen nicht genug beſchreiben, die oft lange anhielten, ehe ſie das Bewußtſeyn verloren. Alſo auch hier war der Reitz von ſtarken Mohnſaftgaben ſehr groß. Tobſüchtige werden oft durch ſehr ſtarke Gaben nicht eingeſchläfert. Bey chroniſchen Nervenkrankheiten bringt er oft durch ſeine ſchlafmachende Eigenſchaft ſehr guten Nutzen. In hitzigen Fiebern erfordert ſeine dießfallſige Anwendung die gröſte Bedachtſamkeit und Beurtheilungsfähigkeit um nicht zu ſchaden, anſtatt durch Beförderung einer Nachtruhe zu helfen. Nur da wo in Abweſenheit einer Entzündung oder einer bevorſtehenden Kriſe, ſtete Schlafloſigkeit, ſtete mit Unruhe verbundene widernatürliche Heiterkeit den Naturkräften Nachtheil androhen, darf man ſich zu ihm verſtehen. In gleicher Abſicht wird er im Wahnſinn, wenn kein grober Stoff zum Grunde liegt, und die Kranken nichts beruhigen kann, zuweilen mit Vortheil gegeben. Zwar vertragen Wahnſinnige zuweilen ſehr große Gaben, und immer größere als die gewöhnlichen, doch darf man hier nicht zu freigebig ſeyn, weil er, anhaltend in beträchtlicher Menge verbraucht, ſehr leicht, und am leichteſten bey Wahnſinnigen, wo nach Cullen die Krankheit oft ſehr nahe an eine Phrenitis gränzt, Schlagflüſſe nach ſich zieht.

Der ſchändlichſte und nachtheiligſte Misbrauch der mit dem Mohnſafte getrieben wird, iſt, da man jungen Kindern durch ihn Schlaf zu machen ſucht, da doch bey ihnen die Urſache der Schlafloſigkeit und Unruhe meiſt in gröberm auszuführenden Stoffe im Körper beruht. Die gewöhnliche Folge dieſes Unfugs iſt nebſt einem geſchwächten Körper, Anlage zur Stupidität, wenn

nicht

nicht gar ein ewiger Schlaf die Folge davon iſt. Bekanntlich bedienen ſich alte Weiber und Kindermuhmen zu dieſer Abſicht der abgekochten Mohnköpfe und der in den Apotheken vorhandenen Opiatmittel ſehr häufig, und letztere werden ihnen an ſehr vielen Orten unverantwortlicherweiſe ohne Schwierigkeit aus den Apotheken verabfolgt, zumal gewiſſe obſolete Miſchungen z. B. Theriaca Andromachi et coeleſtis, Mithridatum Democratis, Diaſcordium, requies Nicolai, piluiae de Cynogloſſo etc. welche gegenwärtig faſt allein nur noch vom Volke gebraucht werden. Es haben daher einige neuere Apothekerbücher ſtatt dieſer und unter ihren Namen, Zuſammenſetzungen von allgemeinerer und unſchädlicherer Anwendung, wie ſie für die gewöhnlichen Fälle paſſend ſind, ohne Opium aufgeſtellt, um erſtere ſo nach und nach den Layen aus den Händen zu winden. So beſteht z. B. das reformirte electuarium pro infantibus ſ. requies Nicolai, **Kinderruhe**, nun aus gelind abführenden und die Säure abſorbirenden Mitteln. — Ueberhaupt iſt zu merken, daß bey Krämpfen und Zuckungen der Kinder das Opium wegen ihrer zarten Nervenbeſchaffenheit nur mit großer Behutſamkeit anzuwenden iſt, und daß man nur ſelten bey ihnen zum Gebrauche der Opiatmittel gegründete Urſache finde, weil die Urſache dieſer gewöhnlichen Kinderkrankheiten leichter ſich zu veroffenbaren pflegt, und daher gründlicher und vernunftmäßiger ſich heben läßt, indem weit öfter dieſe Krämpfe Brechmittel, Abſorbentia, Klyſtiere, laue Bäder, als Mohnſaft erfordern, der überdem wegen der ſchweren Theilbarkeit in Subſtanz nicht gut, und nur, wo er ja nöthig iſt, in flüſſiger Form ſich beybringen läßt.

26. Endlich ist auch noch die Anwendung des Mohnsafts übrig, die man vor und nach schmerzhaften Operationen, bey Amputationen, beym Steinschnitte u. dgl. von ihm zu machen pflegt, um den Kranken ihre Leiden erträglicher zu machen und ihre Furcht zu vermindern, wo er sehr passend und nützlich ist, und auch von Cullen zu dieser Absicht empfohlen wird. Diese Art der Anwendung ist sehr alt, und wird jetzt von vielen der ersten Wundärzte gebilligt. Mellin gab in solchen Fällen mit Nutzen 1½ Gran 2 Stunden vor, und halb so viel ein paar Stunden nach der Operation. Ebeling erzählt daß man im Edinburger Krankenhause eine Stunde nach der Operation des Steinschnitts und nachher noch einigemal eine Dosis gebe, um die Schmerzen erträglicher zu machen, und die Eiterung zu befördern. Schwerlich aber ist es, wie Hahnemann erinnert, überall dienlich, wie z. B. beym Brande von Atonie u. a. m.

Außer der unschicklichen Anwendung des Mohnsafts ist auch noch der Schädlichkeit seines Mißbrauchs und Uebermaßes zu gedenken, durch welchen nach und nach die Constitution im höchsten Grade geschwächt werden kann. So wie täglich und in Menge genossene hitzige Getränke auf die Fasern und Nerven erschlaffend und abstumpfend wirken, so, und wohl noch in einem merklich höhern Grade wirkt auch das Opium und früher noch, indem es zuerst seine schwächende Wirkung auf die ersten Wege äußert. So wie jene, wird er allmählig dem Körper zum unentbehrlichsten Bedürfnisse, und da gleiche Gaben nach wenigen Wiederhohlungen nicht stark genug mehr wirken, so müssen sie endlich bis zu einem sehr hohen Grade gesteigert werden; wie es denn

von

von den Morgenländern und von einzelnen zu sehr an dieses Mittel gewöhnten Kranken bekannt ist, daß sie oft einige Quentchen, ja wohl einige Lothe täglich nöthig haben, um sich eine erträgliche Existenz zu verschaffen. Gänzliche Zerrüttung der Verdauungskraft, gänzlicher Mangel des Appetits, Abmagerung, allgemeine Schwäche und Mattigkeit, Trübsinn, beständige Angst, Albernheit, weiterhin Schlafsucht, Gedächtnißschwäche, gänzliche Vergeßlichkeit, alle Schwächen des Alters in jugendlichen Jahren, und frühzeitiger Tod sind die schrecklichen Folgen dieses Mißbrauchs; die, welche sich ihm überlassen, führen am Ende ein blos thierisches oder nur vegetirendes Leben. Man sollte daher in der That in chronischen Krankheiten und in Nervenschwächen, wo doch nie durch das Opium allein dauerhafte Hülfe geschafft werden kann, und in leichtern Fällen nicht so freygebig damit seyn, als viele Aerzte zu seyn pflegen; und viele derselben mögen sich wohl aus einer Art von Charlatanerie zu seinem zu häufigen Gebrauche verleiten lassen, um durch scheinbare Linderung der Symptome das Zutrauen der Kranken und die Prädilektion der Menge zu gewinnen. Der Rausch durch Opium ist übrigens um nichts edler, als der durch Brantwein, und es ist eben so schimpflich für den Arzt, den Kranken zur Schwelgerey in jenem als in diesem, Anleitung zu geben.

Noch eine Beschuldigung die van der Wiel dem Mohnsafte machte, war daß ein Mann durch seinen Gebrauch unvermögend geworden sey; dagegen Venette und Haller das Gegentheil behaupten. Murray sagt, daß nur zu große Gaben die Männer zum Beyschlafe unvermögend machen können, welches der Wahrheit und Vernunft völlig gemäß ist. Hingegen von

gewöhn-

gewöhnlichen Gaben ist bekannt, daß indem sie überhaupt das Blut in große Wallung bringen, auch den Trieb zum Beyschlafe vermehren, wie dieß denn auch zur Zeit eines Rausches von starken Getränken meist der Fall ist. Nichts desto weniger ist der Gebrauch des Mohnsafts zu dieser Absicht verwerflich, weil er nur auf Kosten der Körperkräfte einen größern Trieb zur Wollust erkünstelt, und am Ende wird er, nebst Schwächung des ganzen Körpersystems gewiß auch gänzliches Unvermögen zur Folge haben. Auch gilt diese Reitzkraft zur Wollust für keine allgemeine Eigenschaft des Mohnsafts. Bey Hypochondristen, deren oft unbändige Geilheit Folge ihres kränklichen Zustandes ist oder von Krämpfen und Blähungen entsteht, wird der Mohnsaft nicht selten ein antaphrodisiacum heißen können.

Auch bey der Mutterwuth und manchen Gemüthskrankheiten die in unbefriedigter Liebe oder Uebermaße der Geschlechtslust ihren Grund haben, wird ein vorsichtiger Arzt oft seine Zuflucht zum Mohnsafte nehmen müssen. Ueberhaupt hat die Wirkung des Mohnsafts mit der des Kamphers manche Aehnlichkeit und dessen Eigenschaften nur im höhern Grade, und bekanntlich haben sich auch um diesen die Aerzte gestritten, ob er die Geschlechtslust reitze oder dämpfe? Er kann beydes thun, wie man es nimmt.

Was nun die Gabe des Mohnsafts betrift, so erhellet schon aus dem gesagten, daß sich darüber im allgemeinen nichts bestimmen läßt; überall ist aber die Regel, mit gemäßigten Gaben anzufangen, wo aber diese der Absicht nicht entsprechen, so lange sie zu wiederhohlen und zu verstärken, bis die gewünschte Wirkung erreicht ist, auf welcher Art man sie sicher bis zu einem sehr hohen

Grade

Grade verstärken kann. Dieß ist, nach Hahnemann, die rechte Anwendungsart. Wenn auch kleine Gaben anfänglich reitzen sollten, so erfolgt doch endlich einige Beruhigung, und nun ist die wohlthätige Wirkungsart des Opiums eingeleitet. Giebt man stärkere Gaben, so gehen sie geschwinder (mit abgekürzter Reitzungsperiode), zu dem gewünschten Zwecke über.

Auch kommt es allemal auf die Absicht an, warum man Opium giebt. Soll es besänftigen und beruhigen, so wird nothwendig eine volle Dosis gegeben werden müssen, weil man bey kleineren Gaben den Zweck verfehlen und entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen würde. Ueberhaupt muß man in dieser Absicht es so früh als möglich geben, weil es immer leichter ist, schwerzhaften Zufällen vorzubeugen, als sie zu heben, wenn sie schon da sind.

Die Wirkung des Opiums reicht im allgemeinen ohngefähr auf acht Stunden hinaus; doch wird es auch hier auf die Größe der Gabe ankommen. Daß es unter die heroischen Mittel gehöre, deren Gabe in enge Gränzen eingeschlossen ist, und daß es im Uebermaße tödtend wirke, indem es die Reitzbarkeit gänzlich zerstört, auch dadurch, daß es die Kongestionen nach dem Kopfe vermehrt und Schlagfluß verursacht, ist, nach dem bisher gesagten, leicht einzusehen. Doch ist diese letzte Folge nicht eben nothwendig, denn sehr oft machen übermäßige Gaben vom Opium meist früher Erbrechen als sie ihre tödtende Wirkung äußern können. Ein junger Mensch nahm, wie ein bekannter Schriftsteller erzählt, um sich zu tödten, wohl eine volle Unze Laudanum, brach es aber nach vorhergegangener unbeschreiblichen Angst und Bangigkeit in einigen Stunden wieder weg, ohne

daß es ihm weiter nachtheilige Folgen hinterlassen hätte. Dieses Beyspiel gehört gar nicht unter die außerordentlichen. Auch schon in mäßigen Gaben macht das Opium gern eine gelinde Uebelkeit, anscheinende Völle des Magens, verdirbt den Appetit ꝛc. Das wirksamste Gegenmittel und gewissermaßen der beste Corrector oder das Verbesserungsmittel des Mohnsafts ist starker Kaffee, welcher seine betäubenden Eigenschaften mindert, ohne seine lindernde Kraft aufzuheben. Die Mahometaner brauchen ihn daher auch in dieser Absicht. Hahnemann fand nichts so hülfreich als starken Aufguß vom Kaffee bis zu dem Maße gegeben, daß die Reitzbarkeit wieder belebt wurde, gegen Vergiftung von übermäßigen Gaben Mohnsaft und andern narkotischen Substanzen, Schierling, Bilsenkraut, Wolfskirsche, Kirschlorbeer. Sonst aber sind auch Brechmittel, vegetabilische Säuren in größter Menge, flüchtiges Laugensalz, Senfumschläge, Blasenpflaster, Brennen, wie gegen alle Gifte dieser Klasse zu dieser Absicht dienlich. Vielleicht auch spanische Fliegentinctur innerlich. Wo der Schlund schon die Reitzbarkeit verlohren hat, kann nach Boerhave's Rathe ein Brechtrank durch ein metallenes Röhrchen noch eingeflößt werden. Auch Klystiere von starken Gaben Brechweinstein dürften hier statt finden, in manchen Fällen auch wohl Ableitungsmittel, Aderlässe, Reitze an den Füßen. — Oehle aber nützen hier gar nichts.

Will man vielmehr reitzen als besänftigen, so bedarf man nur geringer aber oft wiederhohlter Gaben. Erfahrung lehrt daß man in sehr vielen Fällen von nicht allzudringender Art mit dieser Methode am besten auskomme. Der Reiz den das Opium in solchen Umständen macht, ist zur

einfa-

weiligen Hebung der Lebenskräfte und zur Minderung krampfhafter unordentlicher Nervenbewegungen oft hinlänglich und vermehrt wenigstens selten das Uebel, weil sein Reitz nicht von Dauer ist. In dieser Gabe wirkt der Mohnsaft zugleich zertheilend und schweißtreibend und doch auch etwas besänftigend. So z. B. kommt man zur Beförderung der Wehen und der Geburtsarbeit bey Gebährungen und bey Wöchnerinnen zur Linderung der Nachwehen, und ähnlichen Krämpfen mit kleinen Gaben zu $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ Gran meist recht gut aus, da hingegen große Gaben auf einmal gegeben, die Naturkräfte in diesen und andern Fällen auf eine nachtheilige Weise unterdrücken würden: und im Grunde ist es ziemlich einerley, ob man nach Mellin's Art $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{4}$ Gran alle halbe, ganze oder zwey Stunden, oder 1 bis 2 Gran alle 6 — 8 — 12 Stunden giebt, und sehr oft ist die erste Art die sicherste *).

Wo aber das Uebel so heftiger und dringender Art ist, daß, wie in obengenannten Fällen kleine Gaben mehr schaden als nützen würden, da muß man gleich anfangs große oder volle Gaben zu 1 bis 2 Granen, in manchen Fällen wohl bis 4 höchstens 5 Gran auf einmal geben. Doch erfordern solche Masregeln schon einen sehr geübten und erfahrnen Arzt. In Fällen gewöhnlicher Art und bey Kranken deren Grad von Reitzbarkeit nicht bestimmt genug ist, beginnt man doch anfangs lieber mit noch kleinern Abtheilungen von $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{2}$ Gran für Erwachsene, und beobachtet, wie diese wirken? Dabey muß man auf die Dauer der Wirkung des Mohnsafts Rücksicht nehmen,

*) S. auch Joseph Frank Heilart in der klinischen Anstalt zu Pavia, Wien 1797. übers. von Schäffer.

und ſich hüten, ihn ſchon dann wieder zu geben, wenn die Wirkung der erſten Gabe im Körper noch zugegen iſt. Alſo in voller Doſe muß man die Gabe nicht unter 6 oder 8 Stunden, welchen letztern Zeitraum Cullen für den höchſten annimmt, oder nicht über 2 bis 3 oder viermal höchſtens in 24 Stunden wiederhohlen. Doch finden ſeltene Fälle ſtatt, wo man auch ſtarke Gaben öfter wiederhohlen muß, wenn der Schmerz oder die Heftigkeit des Uebels ſie zu bald überwindet, oder die Gewohnheit die Reizbarkeit bereits merklich abgeſtumpft hat.

Man giebt das recht reine Opium am beſten in Subſtanz, denn das daraus bereitete wäßrige oder weinige Extract, ſo ſehr es auch einigen gefällt, verliert durch das Abdampfen doch immer an ſeinem wirkſamen flüchtigen Princip. Auch die gewürzhaften, vermeintlich verbeſſernden Zuſätze der ältern Aerzte ſind ſehr ſchlecht ausgeſonnen. Hat man außer der beruhigenden oder ſchmerzſtillenden Abſicht, keine Nebenzwecke, ſo iſt es am beſten ohne allen mitwirkenden Zuſatz. Um bey Abwägung der Doſis nicht zu irren, thut man wohl das Volumen zu vergrößern, wozu man auf 1 Quentchen Opium 19 Quentchen Milchzucker, (ordentlicher Zucker wäre wegen der Veränderlichkeit des Gewichts nicht ſo gut) nehmen, und etwa unter dem Namen Pulvis anodynus aufbewahren kann. Ein Skrupel davon enthält genau einen ganzen Gran, und ſo kann man es bequem auf halbe und ¼ Grane oder wenn man z. B. jedem Skrupel noch 2 Skrupel Zucker zuſetzt, auf ⅛ oder ⅓ Grane abtheilen.

Will man es in flüſſiger Geſtalt geben, ſo kann man nur 2 Skrupel oder 1 Quentchen dieſes Pulvers mit etwa 2, 3 Unzen Waſſer und allen-

allenfalls etwas Syrup mischen, und davon nach Beschaffenheit der Umstände einen oder mehrere Löffel voll umgeschüttelt nehmen lassen. Diese Mischung sieht zwar trübe und unansehnlich aus, ist aber doch die beste Art in flüssiger Form es anzuwenden.

Kühlende und auflösende Zusätze, z. B. Salpeter zu 10 bis 20 Gran auf jede Gabe sind oft sehr gut, die hitzende und reitzende Eigenschaft des Opiums zu mildern und die krampfstillende zu befördern. So empfiehlt Vogler ½ Gran vom Opium in Pulver oder in Mixtur mit kühlenden Salzen verbunden, als ein ganz vortreffliches Mittel zur Beförderung der Geburtswehen und Abwendung der falschen Wehen. Eine ähnliche Mischung ist das Schwedische Sedativ-Pulver aus Opium mit Salpeter und Zucker.

Will man die Pillenform wählen, so könnte man folgende Formel brauchen:

Rec. Opii puri pulverati grana decem
Extracti ficcioris Liquiritiae pulverati drachma una.
Misceantur et fiat cum sufficienti quantitate aquae massa, ex qua formentur pilulae numero sexaginta.

Jede Pille enthält ⅙ Gran Opium, und läßt sich darnach die Gabe ganz genau bestimmen, auch bleiben solche Pillen, wenn sie gleich schon etwas alt sind, dennoch auflöslich genug, und können statt der ehemahligen massa pilularum de Cynoglosso vorräthig gehalten werden; nur wo man geschwinde Hülfe verlangt, ist die flüssige Form vorzuziehen.

Von den Tincturen aus dem Opium ist das sogenannte Laudanum liquidum des Sydenham die bekannteste, obgleich nicht die beste Bereitung;

reitung; erſtlich wegen der überflüſſigen Zuſätze von Safran und ſtarken Gewürzen, und dann wegen des ungleichen Ausziehungsmittels, des ſpaniſchen Weins, der bald mehr, bald minder, je nach dem Inhalte ſeiner geiſtigen Theile, reſinöſe Theile des Mohnſaftes in ſich nimmt. Auch macht das Laudanum nach kurzer Zeit einen ſtarken Niederſchlag, woran großentheils die unzweckmäßige Beymiſchung von Gewürzen Schuld iſt. Der Wein iſt überhaupt nie ein ſicheres und zuverläſſiges Ausziehungsmittel für Arzneyen, die in kleiner Menge ſehr wirkſam ſind. Cullen hält daher die mit verſtärktem Weingeiſte bereitete Tinctur für die kräftigſte, weil ſie allein die meiſten reſinöſen Theile, in welchen einzig das wirkſame Princip befindlich ſey, enthalte; indeſſen hat man beobachtet, daß die Reizkraft der reſinöſen Theile des Mohnſafts zu heftig ſey und den Magen zum Erbrechen nöthige, wenn ſie nicht durch die gummöſen Theile in etwas gemildert und eingewickelt wird. Daher bedient man ſich am beſten eines etwas verdünnten Weingeiſtes, der nebſt den harzigen auch eine ziemliche Menge der ſchleimigen Theile aufgelöſet enthält. Auch dieſe Tinctur läßt freylich mit der Zeit ebenfalls einen Bodenſatz fallen, der jedoch nie ſo ſtark iſt, als in der Sydenhamſchen Miſchung, und dieß geſchieht mehrentheils, wenn ſie nicht allzu gut vor der Luft verwahrt worden iſt. Die Menge der mit der Zeit wieder ausgeſchiedenen Theile kann, nach Piderit, auf $\frac{1}{4}$ des Ganzen betragen. Indeſſen hat ein ſolcher Bodenſatz nicht viel zu bedeuten, weil es mehr ſchleimige, folglich unwirkſame Theile ſind, die ausgeſchieden werden. Verwahrt man aber die Flaſche nicht genug gegen den Zugang der Luft, ſo daß die weingeiſtigen Theile verdun-

ſten

ſten können, und die wäſſerigen zurück bleiben, ſo werden allerdings auch wirkſame reſinöſe Theile abgeſetzt, und die Kräfte des Mittels verringert werden. Einige ziehen daher die Auflöſung des Extracts in Wein oder Zimmtwaſſer vor, welches freylich mehr Sicherheit zu gewähren ſcheint, da das Extract von den unauflösbaren Theilen und Unreinigkeiten, die ſtets im Mohnſafte enthalten ſind, frey iſt und die Auflöſung ſich immer gleich bleibt; dieſer ſcheinbare Vortheil geht aber durch die bereits oben erwähnten Fehler des Mohnſaft-Extracts wieder verlohren. Es wird daher immer am vortheilhafteſten ſeyn, ſich des rohen aber möglichſt reinen Mohnſafts zur Tinctur zu bedienen, und dieſe nicht in allzu großer Menge zu bereiten, und ſtets ſehr genau für den Zugang der Luft zu verſchließen.

Mohnſaft-Tinctur, Tinctura opii, Tinctura anodyna ſ. Laudanum liquidum. Nimm reinen gepülverten Mohnſaft 1 Unze, verdünnten Weingeiſt 6 Unzen. Digerire es in einem mit durchſtochener Blaſe verwahrten Kolben vier Tage lang bey ſehr gelinder Wärme und ſeihe dann die Flüſſigkeit durch.

Dieſe Tinctur hat mit der Sydenhamſchen gleiches Verhältniß des Auflöſungsmittels zum Mohnſafte, und 14 Tropfen oder 7 Gran enthalten ungefähr die auflösbaren Theile eines ganzen Grans vom Mohnſafte, wornach die Gabe leicht zu beſtimmen iſt. Zuverläſſiger bleibt immer der reine Mohnſaft in Subſtanz; dagegen iſt die Tinctur in manchen Fällen bequemer, z. B. weil ſie ſchneller wirkt, als die Subſtanz, auch da, wo nur ſehr kleine Gaben erforderlich ſind, zumahl bey ganz kleinen Kindern, wenn man es bey dieſen anwendbar findet. Kindern unterm

Jahre giebt man einen, zweyjährigen zwey Tropfen, mit Thee oder Wasser verdünnt, fünfjährigen nicht über 5, ältern etwa 8 Tropfen, und Erwachsenen 15 bis 20 und 30 Tropfen und mehr, nach Beschaffenheit der Umstände.

Auch ist diese flüssige Bereitung besonders zu äußerlichen Applicationen, Fomentationen, Linimenten und Klystieren, bey welcher letztern Anwendung man aber die Gabe verdoppeln muß, und zu manchen Mischungen geschickter, als der rohe Mohnsaft.

In Klystieren kann man, nach Cullen's Rathe 3 Quentchen arabisches Gummi, in 3 Unzen Wasser aufgelöst, mit 30 Tropfen Mohnsaft-Tinctur auf einen Erwachsenen rechnen.

Die Verbindung des Mohnsafts mit abführenden Mitteln gehört unter die nützlichsten Mischungen in Diarrhöen, auch in hartnäckigen Verstopfungen, bey Brüchen und da, wo ein beständiger Reitz zum Erbrechen die Wirkung der Laxir-Mittel sonst verhindern würde. Bey Krämpfen in den Därmen mit Verstopfungen verbunden, pflegen in dieser Verbindung die Schmerzen nach Mellin's Bemerkung meist vorher sich ganz zu legen, ehe Stuhlgänge erfolgen, und sollten diese sich stundenweise verziehen, so hilft ein Klystier sie befördern, wie dieses auch überhaupt die Wirkung der Laxir- und Purgir-Mittel in Krankheiten des Unterleibes unterstützt, wenn es, ehe das Abführungsmittel anfängt zu wirken, gegeben wird. Man thut in solchen Fällen am besten, die Abführungsmittel in vertheilten Gaben etwa stundenweise oder noch öfter zu reichen, und jeder Gabe 4 bis 5 Tropfen Mohnsaft-Tinctur beyzusetzen. Diese kleinen Dosen des letztern entsprechen der

Absicht

Abſicht am beſten, und größere würden die Wirkung der Mittel hindern.

Unter den übrigen Miſchungen des Mohnſafts mit andern Mitteln giebt es keine berühmtere, aber auch keine glücklicher ausgedachte, als die mit kleinen Gaben von Brechmitteln. Durch dieſe Verbindung wird ſowohl die brechenmachende Wirkung des einen als die betäubende des andern aufgehoben, und daraus ein ungemein kräftig zertheilendes nnd auflöſendes Mittel, das, durch richtiges Verhalten unterſtützt, auf eine ſo unfehlbare Art wie kein anderes auf den Schweiß wirkt. Beſonders bekannt war Dower's Miſchung mit der Brechwurzel, Pulvis Doweri v. Ipecacuanna. Man darf aber hier keine ſpecifiſche Eigenſchaft in der Brechwurzel ſuchen; denn jede andere brechenmachende Arzney thut daſſelbe; beſonders empfehlen ſich hierzu die Spießglanz-Präparate.

Das Dowerſche Pulver iſt in England ſeit langer Zeit häufig im Brauche geweſen, vorzüglich in Wechſelfiebern, Rheumatismen, Ruhren; von der ſchicklichen Gebrauchsart aber, unter welcher es zu einem höchſt nützlichen Mittel wird, hängt gar ſehr ſeine gute Wirkung ab, wozu Cullen gute Anleitung gegeben hat.

Ausführlicher handeln von den Wirkungen und dem Gebrauche des Opiums

Murray, in ſeinem Arzneyvorrathe oder Anleitung zur praktiſchen Kenntniß der einfachen, zubereiteten und gemiſchten Heilmittel. II Band. Aus dem Lat. überſetzt von L. C. Seger. Braunſchweig, 1782. 8. S. 266 ff. aus welchem ich die vorzüglichſten Nachrichten über die Gewinnung und die Wirkung des Opiums genommen habe.

Fr. Lud. Segnitz, in dem pharmacologiſchen Handbuche für Aerzte, über die bekannteſten und bewährteſten innerlichen Heilmittel ꝛc. II Band. Leipzig 1800. 8. S. 170 ff.

Von dem Mohnsafte als Gegengift s. im Art. Gift, Th. 18, S. 449.

Es ist übrigens allgemein bekannt und von feinen Zungen eingestanden, daß das oben S. 619 fl. erwähnte Oehl vom weißen Mohne, wenn es gut bereitet worden, das gute ordinäre Baumöhl weit übertreffe, und dem ächten Provencer Oehl im Geschmack fast gleich komme. Es hat etwas besonders Mildes, und kommt darin dem Mandelöhl fast gleich, so daß es wohl füglich, statt dieses, nun wieder in der Medicin für unentbehrlich geachteten, aber immer kostbarer werdenden Mittels, angewandt werden könnte.

Viele gute Haushälter haben daher den weißen Mohn in ihrem Garten gebauet, und ihren Bedarf von Oehl daraus schlagen lassen. Im Großen aber und als Handels-Artikel, ist er noch wenig gebauet worden, da er doch ohne allen Zweifel, zumahl bey der jetzigen Theurung des Baumöhls, vortreflichen Absatz finden würde. Die beschwerliche Sammlung, Abtrocknung und Oefnung der Mohnköpfe im Kleinen hat bisher vielleicht manchen Landwirth vom Anbau desselben im Großen zurückgeschreckt. Das Publikum ist daher dem Herrn Gartenmeister Poske zu Linden recht sehr verpflichtet, daß er folgende Anweisung zum Mohnbau im Großen, die von der in England angewendeten Methode, (s. oben, S. 624 fl.) in einigen Stücken abweicht, bekannt gemacht hat *).

Die beste Zeit zum Aussäen des Mohnsamens ist vom Anfange bis zur Mitte Aprils. Nicht früher, weil sonst zu viel Unkraut entste-

het;

*) S. Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft. I Jahrg. II St. Zelle 1799. 8. S. 299 fl.

het; nicht ſpäter, weil er ſonſt zu ſpät reifet. Der offene Mohn liefert zwar mehr Saamen, wenn man ihn ſämmtlich erhielte; da er aber bey heftigem Winde zum Theil verlohren geht, ſo iſt der mit geſchloſſenen Köpfen vorzuziehen.

Der Mohn verlangt einen gut begeilten, obgleich nicht friſch gedüngten Boden. Ein Feld was im vorigen Jahre Weißkohl, Taback u. dgl. getragen, iſt ihm am angemeſſenſten. Er kann aber auch auf gedüngten Braachweitzen oder Rocken folgen.

Der Acker kann ſehr füglich zwiefach benutzet werden, wenn man Mohn und gelbe Wurzeln zuſammen darauf ſäet. Jedoch müſſen auf einen Calenbergiſchen Morgen nicht mehr als zwey Pfund gelbe Wurzeln und ein Pfund Mohn-Saamen geſäet werden; ſonſt bleiben die Mohn-Köpfe zu klein.

Wenn die Pflanzen bis zwey Zoll herangewachſen ſind, ſo müſſen ſie gejätet und vom Unkraute gereiniget, auch wo ſie zu dicht ſtehen, verzogen werden, ſo daß jede Pflanze eine Spanne lang von der andern entfernt zu ſtehen kommt.

Bisher hat man die Mohnköpfe, wenn ſie reif waren, abgebrochen, und auf den Haus-Boden zum Abtrockenen hingeſchüttet. Dieſe weitläuftige und vielen Raum erfordernde Methode muß nicht nur den Mohnbau im Großen verhindern; ſondern es werden auch die Köpfe leicht ſchimmlich, wodurch der Same Schaden leidet, und das Oehl einen widrigen Beygeſchmack bekommt.

Herr Poske verfährt daher bey Einärndtung des Mohns auf folgende leichte Art: Wenn er reif iſt, läſſet er die Pflanzen aufziehn, in kleine Bündel ſo zuſammen faſſen, daß die Köpfe gleich an einander zu liegen kommen, und ſie nun

zwey-

zweymahl, erſtlich unter den Köpfen und dann am Wurzelende zuſammen binden. Dieſe Bündel werden nun, wie das Korn, in Stiegen aufrecht an einander geſtellet, und wenn ſie trocken ſind, was nach Beſchaffenheit der Witterung in 8 bis 10 Tagen geſchiehet, eingefahren.

Dann aber bedient er ſich, ſtatt des Oefnens mit der Hand und dem Meſſer, der Hechſelſchneidelade. Hier kann ein Mann in einem halben Tag mehr verrichten, als zwölf Perſonen den ganzen Tag über mit dem Aufpflücken. Die Köpfe werden nehmlich auf der Schneidelade fein und kurz durchſchnitten, und nachdem dies geſchehen, wird der Samen durch ein dazu paßliches Sieb abgeſondert. Er kommt auf dieſe Weiſe völlig rein heraus.

Wenn der Mohn vom Lande abgezogen worden, ſo werden die Möhren abermahl vom Unkraute gereiniget, und geben dann ein vortrefliches Viehfutter.

Bey dem Schlagen des Oehls iſt die Vorſicht zu empfehlen, daß die Quetſchſteine und die Preſſe ſorgfältig rein gemacht werden, wenn vorher andre Oehle, als Lein- und Rüböhl darauf geſchlagen worden. Ferner müſſen ganz neue Tücher dazu genommen werden. Und endlich muß die Maſſe ja nicht zu ſtark erhitzet werden, wenn das Oehl keinen brennlichen Geſchmack bekommen, ſondern milde und angenehm bleiben ſoll. Es iſt daher rathſam, den Mohn bald nachdem er geärndtet worden, zu Oehl ſchlagen zu laſſen, weil die Jahrszeit dann noch warm iſt, und mehr Oehl als im ſpäten Herbſt herauskommt.

Man muß das Mohnöhl aber erſt vier bis ſechs Wochen ſtehen laſſen, ehe man es braucht, damit der darin befindliche Milchſaft ſich zu Boden

den ſetze, und es dann in andre Gefäße abklären. Während der Zeit, da es ſo ſtehet, dürfen die Gefäße nicht dicht zugemacht werden, ſondern man muß ſie nur mit einem loſen, leinenen Tuche, oder mit einer Blaſenhaut, worein Löcher geſtochen werden, zubinden, damit das Oehl frey ausdünſten könne. Je älter das Mohnöhl wird, deſto mehr verbeſſert es ſich.

Auf einem Morgen werden im Durchſchnitt 15 Himten Mohnſamen geärndtet. Aus einem Himten werden 16 Pfund Oehl geſchlagen. Jetzt iſt das Oehl wenigſtens 8 Mgr. werth und reißend dafür abzuſetzen. Der Geldertrag eines Morgens wäre alſo 53 Rthlr. 12 Mgr. Die Nachärndte der Möhren würde füglich die Koſten bezahlen, und durch Viehfutterung den Dünger erſetzen.

Herr Poske berechnet übrigens, daß in den Chur-Hannöveriſchen Landen für eine unglaublich große Summe Mohnöhl nebenbey gebauet werden könne. Es bedarf aber dieſer Berechnung nicht, um den Mohnbau allen klugen Landwirthen zu empfehlen, und ſeinen Vorzug vor Eichorien-Bau und manchen Productionen, in welchen man Goldgruben gefunden zu haben meint, ins Licht zu ſtellen. Wir ſind überzeugt, daß Herr Poske durch die Mittheilung dieſer den Mohnbau ſo erleichternden einfachen Methode, ſich um ſein Vaterland ſowohl, als um viele einzelne Landwirthe, ſehr verdient gemacht habe.

In Thüringen, wo man viel Mohn bauet, bringt man den Mohnſamen in die ſogenannten Oehlmühlen, welche vom Waſſer getrieben werden. Es werden daher die inwendig nach einem Bogen ausgehöhlten, und unten mit eiſernen Platten verſehenen Gruben des Grubenbaums mit dem Sa-

men

men angefüllt, wo dann immer wechselsweise zwey hölzerne mit Eisen beschwerte Stampfen, die von der Daumwelle gehoben werden, in jede Grube fallen, welche den zum Auspressen bestimmten Samen zerquetschen. Der nun gequetschte Samen wird dann in Haartücher geschlagen, und mit denselben in die Näpfe oder zwischen die Preßplatten gelegt. Nachdem diese in die Gruben der Oehlladen gesetzt sind, wird der Lösekeil eingesteckt, und hiernach der Preßkeil vom Oehlschlägel hineingetrieben, worauf das Oehl aus einer Oeffnung im Boden in der Oehllade in die untergesetzten Gefäße läuft, und Jungfernöhl genannt wird. Die einmahl ausgepreßten Samen werden noch einmahl gestampft, mit Wasser angefeuchtet, und wieder in der Oehllade ausgepreßt. Dieses Oehl ist von minderer Güte, und weniger haltbar, als das Jungfernöhl.

Der Herr Professor Sprenger giebt in Ansehung des Oehlschlagens vom Mohnsamen, so wie es in Oberdeutschland üblich ist, noch eine nützliche Nachricht. Er sagt: *).

Wenn man unter ein pfälzisches Simri, welches dreyen unsrer Vierlinge gleicht, Magsamen (Mohnsamen), welches gerade einen Schlag zum Oehlmachen giebt, einen pfälzischen Vierling etwas klein zerschnittener Borsdorfer Aepfel menget, und sodann kalt schlagen läßt: so giebt es ein Oehl von sehr angenehmen Geschmacke, welches man zu Speisen sowohl, als das beste Provencer Baumöhl gebrauchen kann. Eben diese vermengte Masse, die man kalt schlug, läßt man sodann auch warm schlagen, und erhält ein Brennöhl. (Dieses wird so zu verstehen seyn, daß der erste Druck des Mohnsamens, um Speiseöhl und dem besten Provencer-Oehl gleich zu seyn, kalt geschehen müsse, worauf denn der

*) S. Germershausen's Hausmutter in allen ihren Geschäften. III. Th. 2te Auflage. Leipzig 1792. 8. S. 366.

der Oehlkuchen auf den Wärmofen zerbröckelt, erwärmet, und ſodann nochmahls gepreſſet wird. Dieſer letzte Druck zwingt denn nun alles Oehl mittelſt der Wärme heraus; welches letztere aber nun weiter nichts mehr als Brennöhl iſt, da der erſte Druck ohne Wärme das Jungfernöhl giebt, welches in beſondere Gefäße gefüllet und aufbewahret wird.) Uebrigens iſt alles kalt geſchlagene Mohnöhl für Baumöhl zu gebrauchen, wenn es etliche Wochen geſtanden und ſich abgehellet hat. Es iſt noch fetter als Baumöhl. Der Oehlmagen (Mohn) mit blauem oder ſchwarzem Samen giebt ein Drittel mehr Samen als der weiße; daher man den weißen, ob er ſchon theurer bezahlt wird, ſelten, ſondern insgemein den blauen bauet. —

Um den Mohnſamen aus den Köpfen zu bringen, hat übrigens ſchon vor vielen Jahren ein in Erfurt als ein Denker und Künſtlergenie bekannter Bäcker, Namens Fiſcher, eine Mohnmühle erfunden, wovon wir Fig. 5393 bis 5397 eine nach der Natur gemachte Abzeichnung mit allen Theilen in Kupfer und hier die dazu nöthige Beſchreibung und Erklärung mittheilen *).

Fig. 5393 iſt die völlig zum Gebrauch aufgeſtellte, aus folgenden Stücken und Theilen zuſammengeſetzte Maſchine, oder Mohnmühle, auf welcher die völlig ausgedörrten Mohnköpfe oder Kapſeln zermalmet werden.

Fig. 5394. iſt das ſimple Geſtelle, welches mit gewöhnlichen vier hölzernen Querriegeln und vier dergleichen Vorſteckern befeſtiget iſt, auf welches oben auf, der Fig. 5397. abgebildete breterne Rumpf geſtellet, und durch den a angebrachten beweglichen, auf beyden Seiten eingeſchnittenen hölzernen Riegel, der vor- und rückwärts geſchoben werden kann, höher oder niedriger geſtellt wird. b iſt eine feſte und unbewegliche hölzerne Docke, c aber eine ſo eingefügte, daß ſie herausgehoben werden kann, um die Spindel b Fig. 5396. hinein- und dann in das

Geſtell

*) S. Buſch Ueberſicht der Fortſchritte in Wiſſenſchaften, Künſten ꝛc. von Oſtern 1796.—1797. Erfurt 1798. 8. S. 369 ff.

Gestell zu stecken, und auf b die Spindel a Figur 5394 zu legen. Beyde Docken sind mit Eisenblech ausgefüttert.

Fig. 5395 ist das hölzerne Rad, wodurch die Walze Fig. 5396 mit einer Hand an dem an einer Speiche eingezapften Griff a gedrehet wird.

Fig. 5396 ist die Walze, welche rundum mit Eisenblech beschlagen, und, gleich einem Küchenreibeisen, mit etwas stärker eingehauenen Zähnen durchlöchert ist, wodurch die Mohnköpfe in der Gegend b. c. c. des Rumpfes Fig. 5397 auf einem eben so mit Eisenblech beschlagenen zahnichten Boden zermalmet, oder die Köpfe in Stücke zerrieben werden. a ist die eiserne Spindel, welche, wie schon erwähnt, auf das Gestelle Fig. 5394 in die angebrachte unbewegliche Docke b gelegt wird, nachdem sie mit der andern Spindel b in das an der beweglichen Docke c bemerkbare Loch, und diese in das Gestell gesteckt ist, und wird dann an diese Walze an die Spindel a das Rad Fig. 5395 durch das in der Mitte bemerkbare viereckige Loch gesteckt, die vordere Spindel vor dem Rade aber mit einem eisernen Vorstecker oder Feder versehen.

Fig. 3597 ist der aus Bretern gemachte, den bekannten Kornrollen, und in Mahlmühlen gewöhnlichen, von außen ganz ähnliche Rumpf, der aber hinten zu, inwendig nach oben, mit breternem Boden erhöhet ist, um den Fall der Mohnköpfe, nach der Walze zu, zu befördern, und werden hier oben bey a die Mohnköpfe eingeschüttet. b. ist die Oeffnung, wo sie wieder heraus und unter die bey c c angebrachten Krümmungen, eingelegte Walze Fig. 5396 kommen, und auf dem hier angebrachten Boden, der eben mit reibeisenähnlichem Eisenblech beschlagen ist, zermalmet werden.

Zwischen der Walze und dem Boden ist ein knapper Zoll Raum, und kann die Mühle so gestellt werden, daß auch das kleinste Mohnköpfchen noch zerdrückt und in Stücke zerrieben wird, indeß die ausrollenden Mohnkörner und zermalmten Köpfe zwischen den Seitenwänden und auf der breternen Rolle herunter, vor die Rolle, in eine davor gestellte Wanne oder Trog fallen.

Zu dieſer Manipulation ſind nun etwa 3 Perſonen nöthig, wovon eine den Mohn beyträgt und einſchüttet, die andere das Rad drehet, und die dritte die abrollenden zermalmten Mohnkopfſchalen und Mohnkörner durchſiebet, welche letztere man am Ende mit einem klärerern Siebe nochmals durchrädet, und von allem Staub und Unrath ſäubert. Dann werden die Mohnkörner auf Tücher oder gut gebreterte Böden oder Stuben aufgeſchüttet, einigemal überrechet, und bis zum Gebrauch oder Verkauf, auch wohl in Säcken, aufbewahrt. Auf dieſe Art können nun drey Perſonen in einem Tage bequem zwey erfurtiſche Malter aus den Köpfen oder Kapſeln bringen und völlig reinigen. Das erfurtiſche Malter hat aber 48 Metzen und die Metze 28 Nöſel. Eine ſolche Maſchine kommt übrigens etwa 4 bis 5 Thaler in Erfurt.

8. **Engliſcher Mohn, auch pyrenäiſcher Mohn**, Papaver *cambricum*, capſulis glabris oblongis, caule multifloro laevi, foliis pinnatis inciſis. Linn. Papaver erraticum pyrenaicum, flore flavo. Bauh. pin. Dieſe Art wächſt auf den pyrenäiſchen Gebirgen, desgleichen im Fürſtenthum Wallis oder Wales, und einigen andern nördlichen Theilen von England in kleinen ſchattigen Wäldern; und blühet im Junius. Sie hat eine perennirende Wurzel; ihre Blätter kommen gröſtentheils unmittelbar aus der Wurzel, ſind gefiedert, und beſtehen aus tief eingeſchnittenen Blättchen; die Stängel ſind ziemlich nackt, und werden einen bis anderthalb Schuh hoch; am Ende der Stängel und deren Zweige entſpringen einblumige Stiele mit ziemlich großen hellgelben Blumen. Die Samenkapſeln ſind länglicht, an der Baſis ſchmahler, und am Ende mit einer fünf-

bis sechsstrahligen Narbe, und mit einem kurzen Schnabel versehen; die Samen sind braun. Sie liebet eine kühle und schattige Lage.

9. Orientalischer Mohn, Papaver *orientale*, capsulis glabris, caulibus unifloris scabris foliosis, foliis pinnatis serratis. Linn. Gaertner de sem. et fr. plant. t. 289. Tab. 60. f. 4. Diese Art, welche jetzt auch in den botanischen Gärten von Europa gezogen wird, hat Tournefort in Armenien entdeckt. Sie hat eine kriechende Wurzel, welche ungefähr einen Schuh lang und eines kleinen Fingers dick ist, und durch welche sie sich sehr stark vermehret. Ihre Stängel werden anderthalb bis zwey, und in den Gärten drey bis vier Schuh hoch; die Blätter, von denen die untersten ungefähr einen Schuh in der Länge haben, sind gefiedert, und bestehen aus lanzenförmigen, ungefähr dritthalb Zoll langen, scharf sägenartig gezähnten Blättchen, die sowohl als die Stängel mit langen, steifen, weißlichten Haaren besetzt sind. Die Blumen kommen in der Gestalt und Farbe mit dem gemeinen europäischen Feldmohn oder den sogenannten Klapperrosen überein, sind aber viel größer; und die darauf folgenden rundlichten oder eyrunden Samenkapseln haben eine Narbe von sechszehn Strahlen. Sie blühet in Europa im May. Ihre Wurzeln und die unreifen Samenkapseln sind mit einem schmutzigweißen, sehr scharfen und bittern Milchsafte angefüllt, welcher mit dem Opium von gleichen Kräften zu seyn scheint, wiewohl er von den Türken, die nur die Samenkapseln grün und roh essen, nicht gesammelt wird.

Mohn (Acker-), s. oben, S. 610.

— (Alpen-), s. oben, S. 611.

— (brauner), s. oben, S. 617.

Mohn (englischer), s. oben, S. 689.
— (Feld-), s. oben, S. 612.
— (Garten-), s. oben, S. 616.
— (gehörnter), ist ein Nahme des großblühigen Schöllkrautes, Chelidonium Glaucium Linn.
— (gemeiner), s. oben, S. 616.
— (keulenförmiger) s. oben, S. 610.
— (kleiner), s. oben, S. 610.
— (Korn-), s. oben, S. 612.
— (nackstieliger), s. oben, S. 612.
— (offener), diejenige Spielart des gemeinen Mohns, Papav. somniferum, bey welcher die Samenkapseln, wenn sie reif sind, unter der Narbe Löcher bekommen, aus welchen der reife Same beym Umkehren der Kapseln von selbst heraus fällt.
— (orientalischer), s. oben, S. 690.
— (pyrenäischer), s. oben, S. 689.
— (rother), ein Nahme des wilden Mohns, Pap. Rhoeas Linn. S. oben, S. 612.
— (Saat-), s. oben, S. 616.
— (schlafverursachender), s. oben, S. 616.
— (schwarzer), s. oben, S. 617.
— (stachlicher), s. oben, S. 610.
— (unächter), s. oben, S. 610.
— (verschlossener), eine Spielart des gemeinen Mohns, bey welcher die reifen Samenkapseln unter der Narbe keine Löcher bekommen. Man vergleiche den Artikel offener Mohn.
— (weißer), s. oben, S. 616.
— (wilder), s. oben, S. 612.
— (zweifelhafter), s. oben, S. 616.

Mohnartige Gewächse, Rhoeadeae Linn., ist eine von Linné's natürlichen Pflanzenfamilien.

Es ſind Pflanzen, welche einen hinfälligen Kelch und eine kapſelartige oder ſchotenartige Frucht haben, nähmlich die Gattungen Bocconia, Argemone, Papaver, Chelidonium, Sanguinaria und Podophyllum. Batſch rechnet eben dieſe Gattungen, aber auch noch Fumaria und Nymphaea L. dazu.

Mohnbau, beſonders des gemeinen oder ſchlafverurſachenden Mohns, ſ. im Art. **Mohn**, oben, S. 623. 628 und S. 682 ff.

Mohnblumen, vorzüglich des wilden Mohns, Pap. Rhoeas L., ſ. oben, S. 614.

Mohnbrey. Ein von feinem Rockenmehl mit Waſſer und Salz gekochter, hierauf aber erkalteter, Brey wird löffelweiſe ausgeſtochen, und in eine Schüſſel gelegt, ſodann aber geriebener, mit Waſſer oder Milch ſehr flüſſig gemachter und mit Honig oder Syrupp verſüßter Mohnſamen übergoſſen. Dieſer Mohnbrey iſt indeſſen bloß eine Abendkoſt und vorzüglich in den Gegenden, wo Mohn gebauet wird. Er wird aber auch hier nicht ſo oft gegeben. In Flachsländern bedient man ſich dieſes Breyes hauptſächlich, wenn viele Leute eine Parthie Flachs gebaket, und ſtatt der Bezahlung mit Gelde mit einem Leckerbiſſen abgefunden werden ſollen.

Mohn-Extract, ſ. oben, S. 620 im Art. **Mohn**.

Mohnfladen. Dieſer Fladen hat den Nahmen von dem aufgelegten Mohne. Vorhin hinlänglich im Waſſer eingeweichter Mohnſamen wird in einer Satte, oder einem Reibaſche, fein gerieben. Iſt der Mohn zart genug, ſo wird auch zu jedem Reibſel, das iſt zu ſo viel Mohn, als jedesmahl zugleich klein gerieben werden kann, ein Ey angeſchlagen und mit unter gerieben. Hiernächſt wird auch, etwa zum vierten Theile, gekochte Hirſe zu

dem

dem Mohne hinzugefüget, und nebſt Honig oder Syrupp zur Verſüßung vermenget, wenn kleine und große Roſinen zuvor hinzu gekommen ſind.

Der Teig aber wird von dem feinſten Rockenmehle, Bärme, Salz und Waſſer bereitet, vor dem Backofen gemangelt, mit einem Rande verſehen, und der Mohn über den Teig, innerhalb des Randes, etwa anderthalb Finger hoch, aufgetragen.

1) In einigen Weitzenländern wird der Teig zum Mohnfladen aus Weitzenmehle bereitet, daher man auf das Gebräuchlichſte der Gegend zu ſehen hat.

2) Der Teig oder die Unterlage des Mohns muß etwa nur Fingers dick ſeyn.

3) Die mit dem Mohn zu vermengende Hirſe muß nicht mit Milch, ſondern nur mit Waſſer gekocht worden ſeyn, damit die Fladen nicht vor der Zeit ſauer werden.

4) Eben um dieſe Mohnfladen vor der Säure deſto länger zu bewahren, kann man auch nur ungekochte Hirſe nehmen, die aber gleich dem Mohne in der Satte recht fein zerrieben werden muß.

5) In ärmern Gegenden pflegt man die Mohnfladen geringer zu machen, wenn der Mohn, wo nicht mit der Hirſe zur Hälfte, doch zum dritten Theile, vermenget wird.

6) In guten Ländern ſetzet man unter den Feſtkuchen den Mohnfladen der Eyerplätze nach. Er wird daher in den, auf die Oſter- und Pfingſtfeyertage folgenden, Werkeltagen dem Geſinde des Morgens, auch des Nachmittags zum Veſperbrot bey der Arbeit gereichet.

7) Wenn eben dieſer Mohnfladen an gemeinen Wochentagen des Morgens auf den Tiſch

Mohn mit warmer Milch, Roſenwaſſer, Zucker, Zimmet und geſtoßenen Mandeln, thut auch, wenn man will, etwas kleine Roſinen dazu, miſcht alles gut unter einander, treibt alsdann den Teig in verſchiedene Plätze auf, legt die Fülle auf die eine Hälfte und ſchlägt die andere darüber, thut wieder Fülle darauf, ſchlägt es wieder ſo zuſammen, und formt ſie endlich zu einem Striezel oder Stollen, läßt es gut aufgehen, und beſtreicht ſie alsdann mit Butter, ſetzt ſie auf Papier in den Ofen, und läßt ſie ſchön bräunlich backen. Wenn ſie aus dem Ofen kommen, ſo beſtreicht man ſie wieder mit Butter, und ſtreuet, wenn dieſe etwas darein gezogen iſt, Zucker und Zimmet darauf.

Mohnſuppe. S. im Art. **Mohnkuchen**, oben, S. 696. Eine andere etwas feinere Art der Mohnſuppe wird ſo zubereitet. Der Mohn wird hierzu eine Nacht eingeweicht, dann in einem Reibeaſch gerieben, und mit lauter Milch abgerührt. Um aber die Suppe noch beſſer zu machen, ſo miſcht man geſtoßene Mandeln darunter, und wenn man ſie über würflich geſchnittene und in Butter geröſtete Semmel angerichtet hat, ſo ſtreuet man alsdann Zucker und Zimmet darauf.

Mohnſeruppe ſ. unter Mohn, oben, S. 620.

Mohn-Tinctur, ſ. **Mohnſaft-Tinctur**.

Mohogny-Holz, Mohoni-Holz, ſ. **Mahagony-Holz**, Th. 82 S. 469.

1. **Mohr**, der, (des Mohres, im Plur. die Mohre) von vielen auch **Moor**, und **Moir** geſchrieben, Franz. Mohére und Moire, ein Nahme eines gewiſſen derben und dichten ſeidenen Zeuges. Daher **gewäſſerter, ungewäſſerter Mohr, Silbermohr**. Etwa wegen der dichten feſten Beſchaffenheit dieſes Zeuges, von **mohr**, dunkel, dicht? Oder etwa, weil es, wie ſo viele andere

Arten

Arten seidener Zeuge eine mohrische, d. i. west- und südasiatische Erfindung ist? Im letzten Falle würde es so viel als mohrischer Zeug bedeuten.

Der Mohr ist eigentlich ein dicht und fest geschlagener Zeug, der gemeiniglich ganz von Seide, sowohl im Aufzuge als im Eintrage; manchmal aber auch aus Seide und Wolle, Haaren, leinenem und baumwollenem Garne, oder auch nur blos aus Wolle, Haaren, leinenem, und baumwollenem Garn gemacht wird. Der seidene Mohr ist eine Gattung von Gros de Tour, aber nicht so stark, sondern schwächer als dieser: man hat davon verschiedene Arten, als glatten Mohr, franz. Mohère lisse, welcher nicht gewässert ist, auch kein Muster hat; gewässerten Mohr, franz. Mohère tabisée, der auf Art des Tabins gewässert ist, und diese beyden Gattungen sind nur darin von einander unterschieden, daß der letztere auf der Mandel gerollet wird, welches bey dem ersten nicht geschieht; geblümten Mohr, franz. Mohère figurée, welcher allerhand Muster von Blumen hat. Reiche Mohre heißen diejenigen, deren Einschlag wechselsweise aus einem Faden Silber oder Gold, und einigen Fäden Seide besteht. Halbseidener Mohr ist der, zu welchem man Ziegenhaar auch wohl Baumwolle oder Leinengarn gebraucht. Glatte Mohre haben beyde Seiten gewässert; die geblümten aber nur die rechte Seite. Ehedem machte man auch Mohre mit bunten Streifen und geblümt oder broschirt. Die zweyfarbigen, wandelfarbenen und mit Kantenmustern nehmen sich am besten aus. Man hat auch kleinblümige auf Peruvienne-Art, die zu Sommerkleidern für Mannspersonen dienen. Die englische Waare hält man für die beste, aber es wird nun in Frankreich, besonders zu Lyon Mohr verfer-

verfertigt, der eben so schön als der englische ist. Die franz. Mohre sind 19 Zoll breit, und in Stücken von 30 bis 40 Stab. Der Mohr liegt in Lagen von einem halben Stab doppelt überschlagen. In Deutschland werden unter andern zu Gera Mohre gemacht, die in gutem Ruf sind.

Die französischen Mohre, besonders die, welche man zu Paris macht, mußten sonst insgesammt nach der Verordnung vom J. 1667 für die Seidenmanufakturen zu Paris, von viererley Breite, nähmlich von 1 ein halbes Viertel Stab, $\frac{7}{16}$ St. oder $\frac{1}{2}$ St. voll, oder endlich $\frac{1}{2}$ St. und $\frac{1}{16}$ breit gemacht werden, und durften bey Verlust der Waare und 60 Livres Strafe nicht mehr, als soviel die Breiten zweyer Kämme, oder ein Teston (eine Silbermünze) austrägt, breiter oder schmähler seyn. Vermöge eben dieser Verordnung war es auch verboten, die Mohre aus zweyerley Seide, als aus gesottener und roher, oder roh gefärbter Seide zu verfertigen, sondern sie mußten sowohl im Aufzug als Einschlag ꝛc. entweder ganz von abgesottener oder ganz roher Seide gemacht werden, ebenfalls bey Strafe von 60 Livres in dem ersten, und noch größerer Strafe im fernern Uebertretungsfalle. Eine andere Vorordnung von eben diesem Jahr, die aber für die Stadt Lyon gemacht war, befahl daß die Mohre, die nicht sowohl im Aufzuge, als im Eintrag ganz von Seide, sondern aus Seide, mit Kameelhaar, Wolle, leinenem oder baumwollenem Garn gemischt, verfertigt wurden, eine an Farbe von dem Aufzuge unterschiedene Leiste haben sollten, daran man sie von den ganz seidenen unterscheiden könnte, damit sie nicht für ganz seidene verkauft würden.

2. **Mohr**, der, (des Mohren, im Plur. die Mohren).

1) Eigentlich, ein Einwohner des ehemahligen **Mauritaniens**, wegen der braunen oder bräunlich gelben Gesichtsfarbe, aus dem Lat. und Griech. Maurus. Nachdem diese aus Africa in das westliche Europa eingefallen waren, und sich daselbst festgesetzt hatten, nannte man erst diese, und hernach in den spätern Zeiten nicht nur alle Muhamedaner in dem südlichen Theile Asiens und auf den Küsten und Inseln des indianischen Meeres, sondern auch die braunen Aethiopier wegen dieser ihrer Gesichtsfarbe **Mohren**. Die letzteren kommen unter diesem Nahmen in der Deutschen Bibel mehrmahls vor. Wegen der großen Zweydeutigkeit dieses Wortes hat man in den neueren Zeiten angefangen, die Einwohner des ehemahligen Mauritaniens, oder die gesitteteren nördlichen Africaner **Mauren** zu nennen, um sie von den **Mohren** in der folgenden Bedeutung zu unterscheiden; die Muhamedaner in dem südlichen Asien, welche größtentheils Araber von Herkunft sind, nennet man richtiger **Muhammedaner**, ungeachtet sie in vielen Reisebeschreibungen noch immer den Nahmen **Mohren** führen.

2) Ein Mensch von ganz schwarzer Gesichtsfarbe, mit krausen wolligen Haaren und dicken aufgeworfenen Lippen, dergleichen die Bewohner des südlicheren Afrika, am Senegal, in Neu-Guinea und Congo, die Einwohner von Monomotapa, Malabar, Malakka und einigen südlichen Inseln sind; welche auch unter dem Namen der **Schwarzen** oder **Negern** bekannt sind. Besonders pflegt man einen solchen ganz schwarzen Afrikaner, welchen vornehme Herren zu ihrer Bedienung halten, einen **Mohren** zu nennen. Was in naturhisto-

rischer

rischer und physiologischer Hinsicht und sonst von diesen Völkerschaften zu bemerken ist, sehe man im Art. Mensch, Th. 88, S. 456 479 538 fl. 604 fl.

3) Figürlich. a Eine Art Schmetterlinge, Papilio Antiopa Linn.

b. Verschiedene pulverige Bereitungen in der Chemie, die eine sehr schwarze Farbe haben; z. B. Eisenmohr, Quecksilbermohr oder mineralischer Mohr, und Spießglasmohr. Vegetabilischer Mohr ist der verkohlte und gepulverte Fucus vesiculosus Linn.

c. Einigen krankhaften schwächlichen Menschen von kleiner Statur, mit krausen Haaren und einer schuppigen Haut von blendend weißer Farbe, welche in verschiedenen Ländern angetroffen werden, hat man auf eine sehr uneigentliche Art den Nahmen der weißen Mohren gegeben. Die Spanier nennen sie Albino's, die holländischen Reisebeschreiber Kakerlacken. S. im Art. Leibesfarbe, Th. 71, S. 707 fl. Außer ihrer weißen Haut unterscheiden sie sich auch durch den blassen, gelben, grauen oder röthlichen Stern im Auge, dem der schwarze Schleim mangelt, daher sie auch weder das Sonnenlicht, noch ein helles Feuer vertragen können.

Dieses Wort, welches im Niederf. Moor und Moorman, im Engl. und Dän. gleichfalls Moor lautet, stammet allem Ansehen nach aus dem Lat. Maurus her, welches zunächst einen braunen Mauritanier bedeutet, und das Griechische μαυρος und αμαυρος, dunkel, ist, zu dessen Verwandtschaft auch das Niederf. mörk, dunkel, gehört.

3) Mohr, das, (des Mohres, im Plur. die Mohre, in einigen Gegenden die Möhre) von vielen auch Moor geschrieben, ein sumpfiges, morastiges Land, von einem schwarzen Boden, dergleichen dasjenige ist, woraus Torf gegraben wird.

Der-

Dergleichen Mohre entstehen, wenn sich Wasser auf einem nicht durchlassenden Grunde, wo es keinen zureichenden Abfluß hat, allmählig und in geringerer Quantität ansammelt. In großer Masse würde es einen See ausmachen. Auf diesem feuchten Grunde erzeugen sich viele Arten von Sumpf- oder Mohrpflanzen, die, aus noch nicht ganz ausgemachter Ursache, nicht verwesen, sondern sich halb verkohlen. Auf ihnen wachsen wieder andere, und so entstehet allmählig eine mehr oder minder hohe Lage von Torf, oder ein dichtes Gewebe von abgestorbenen, aber nicht völlig verweseten, fest in einander gepreßten, oft mit Erdharz durchdrungenen Pflanzen. Es giebt Grünlandsmohre, aus denen Gras wächst, und deren Oberfläche mehr aus vegetabilischem Moder, als aus Torf bestehet; und Torfmohre, welche nur mit Heide und Mohrpflanzen bewachsen sind.

Die Behandlung und Benutzung der Mohre sehe man im Art. **Torf- und Torfmohr.** Sollte man die Mohre austrocknen wollen, so ist davon nach Herrn Thaer's Darstellung *) vorläufig einiges im Allgemeinen zu bemerken. Ausführlicher wird davon im Art. **Sumpf** die Rede seyn.

Das

*) S. dessen Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft. II. B. I. Th. Hannover 1800. S. 99 fl. In diesem Theile dieses schätzbaren Werkes befindet sich überhaupt eine sehr lehrreiche Abhandlung über das Abfangen der Quellen, um Sümpfe, Moräste, Mohre und Aecker abzutrocknen, vorzüglich nach Anderson's Essays relating to agriculture and rural affairs 1797. womit zu verbinden ist (John Johnstone's) Account of the most aproved mode of draining land, according to the system practised by Mr. Jos. Elkington 1797. wovon der Herr Graf von Podewills 1799 eine deutsche Uebersetzung herausgegeben hat, welche den Titel führt: John Johnstone's Abhandlung über das Austrocknen der Sümpfe und Entwässerung kaltgründiger Aecker, nach der neuesten von dem Herrn Elkington entdeckten Verfahrungsart.

verfertigt, der eben ſo ſchön als der engliſche iſt. Die franz. Mohre ſind 19 Zoll breit, und in Stücken von 30 bis 40 Stab. Der Mohr liegt in Lagen von einem halben Stab doppelt überſchlagen. In Deutſchland werden unter andern zu Cera Mohre gemacht, die in gutem Ruf ſind.

Die franzöſiſchen Mohre, beſonders die, welche man zu Paris macht, mußten ſonſt insgeſammt nach der Verordnung vom J. 1657 für die Seidenmanufakturen zu Paris, von viererley Breite, nähmlich von 1 ein halbes Viertel Stab, $\frac{1}{16}$ St. oder $\frac{1}{8}$ St. voll, oder endlich $\frac{1}{4}$ St. und $\frac{1}{16}$ breit gemacht werden, und durften bey Verluſt der Waare und 60 Livres Strafe nicht mehr, als ſoviel die Breiten zweyer Kämme, oder ein Teſton (eine Silbermünze) austrägt, breiter oder ſchmähler ſeyn. Vermöge eben dieſer Verordnung war es auch verboten, die Mohre aus gemeiner Seide, als aus geſottener und roher, oder roh gefärbter Seide zu verfertigen, ſondern ſie mußten ſowohl im Aufzug als Einſchlag ꝛc. entweder ganz von abgeſottener oder ganz roher Seide gemacht werden, ebenfalls bey Strafe von 60 Livres in dem erſten, und noch größerer Strafe im fernern Uebertretungsfalle. Eine andere Vorordnung von eben dieſem Jahr, die aber für die Stadt Lyon gemacht war, befahl daß die Mohre, die nicht ſowohl im Aufzuge, als im Eintrag ganz von Seide, ſondern aus Seide, mit Kameelhaar, Wolle, leinenem oder baumwollenem Garn gemiſcht, verfertigt wurden, eine an Farbe von dem Aufzuge unterſchiedene Leiſte haben ſollten, daran man ſie von den ganz ſeidenen unterſcheiden könnte, damit ſie nicht für ganz ſeidene verkauft würden.

Wenn aber dem Waſſer unterhalb der feſten Borke, worauf das Mohr ruhet, Luft gegeben worden, und es durch einen, in dem Thone ſelbſt fortlaufenden Graben, der ein gehöriges Gefälle hat, abgeführt wird, ſo wird das Mohr bald ſinken, und allmählig feſter und dichter werden, ſo daß es nach etlichen Monaten ſchon Pferde und Wagen da tragen kann, wo ſonſt kaum ein Menſch gehen konnte.

Nicht immer iſt indeſſen ein Abfangegraben hinreichend, weil die poröſe Lage, welche das Waſſer enthält, von einer undurchdringlichen unterbrochen ſeyn kann. Es wird denn aber wieder koſtſpielig ſeyn, nach den feuchtbleibenden Stellen Nebengraben hinzuziehen.

Es iſt aber nicht hinlänglich, ſolche Mohrgegenden auszutrocknen; ſie werden deswegen oft doch ſo wenig Frucht als Gras tragen, weil die Pflanzen in der äußerſt loſen Mohrerde weder Anhalt noch Nahrung finden. Will man ſie nicht mit Erlenholz anbauen, ſo iſt das beſte eine Hand hoch Sand darauf zu fahren, ſolchen unterzupflügen und wohl mit Mohrerde zu vermengen. Mehr ſehe man hiervon indeſſen im Art. **Sumpf**, wo ich von dem ganzen Geſchäfte der Austrocknung und Urbarmachung der unter Waſſer geſetzten Ländereyen ausführlicher zu handeln gedenke.

Es iſt übrigens ſehr bekannt, daß die Landwirthe in Ermangelung hinlänglichen Düngers die Modererde aus Teichen ꝛc. auf den Acker und in Plantagen fahren, um damit das Land zu Düngen und deſſen Fruchtbarkeit zu befördern. Da man dieſes auch wohl mit der Mohrerde verſucht, dieſe hierzu aber nicht immer tauglich iſt, und ſie wegen ihrer ungleichen Art und Beſchaffenheit nicht ſelten mehr Schaden als Nutzen

Das Waſſer, welches die Entſtehung dieſer Mohre verurſacht, fließt entweder zuweilen von der umliegenden höhern Gegend hier zuſammen, oder quillet mehrentheils aus der Borke, welche den Grund des Mohrs ausmacht, hervor. Im erſteren Falle werden ſie **Hochmohre**, im zweyten **Quellmohre** genannt. Mancher glaubt, wenn er einen Graben in ſeinem Mohre ziehet, und nun auf einen feſten thonigen, oder ſteiniglehmigen Boden kommt, aus deſſen Borſten Waſſer hervorquillt, er ſey auf die Quelle ſelbſt gekommen, und brauche nicht tiefer einzudringen. Hiermit iſt aber noch wenig zur Entwäſſerung des Mohrs ausgerichtet; denn unterhalb dieſes Grundes liegt erſt die eigentliche Quelle, das Grundwaſſer, oder der Behälter, woraus das Waſſer hervorquillt. In dieſem Grunde wird erſt der Entwäſſerungsgraben angelegt, der entweder ſelbſt bis auf die waſſerhaltende Lage hineingeführt werden, oder mit derſelben durch Gruben und Bohrlöcher in Verbindung geſetzt werden muß. Sobald man bis dahin eingedrungen iſt, wird das Waſſer mehrentheils mit erſtaunlicher Gewalt hervorbrechen, und es iſt daher ſicherer, den Ableitungsgraben ſchon vorher auszuſtechen. Die Maſſe und die Gewalt des unter einem Mohre angehäuften Waſſers iſt zuweilen ſo groß geweſen, daß ſolches, wenn es die Borke oder Thonlage, die es einzwängte, plötzlich durchbrochen hatte, das ganze Mohr in die Höhe hob, in einem gewaltigen Strome fortführte und meilenweite Strecken damit bedeckte. Solcher Beyſpiele hat man in England und Schottland verſchiedene *).

Wenn

*) Man ſehe die Beſchreibung verſchiedener ſchwimmenden Inſeln im Art. Inſel, Th. 30, S. 383 ff.

witterungen, von der gewöhnlich die Erde in Plantagen und Aeckern verdorben wird.

Fruchtbare Mohrerde findet ſich trocken, loſe und locker, iſt von Farbe ſchwarzgrau, kittet und brennt auf einer geglühten Eiſenplatte im Feuer beynahe auf, ohne Schwefelgeruch oder blaue Flamme und läßt eine geringe Quantität dunkelgraue Aſche zurück. Dieſe Erde findet ſich in Brüchen, die mit Laub und Nadelholz vermengt ſind, beſonders dann, wenn die Höhen, die den Saum ſolcher Mohre ausmachen, auch mit Laubhölzern und Nadelwaldungen beſetzt ſind.

In der Picardie und in Holland iſt dieſe Art Sumpferde zuweilen mit den halbverfaulten Wurzeln von Waſſerpflanzen und kleinen zerfallenen Meerſchnecken vermiſcht, welche auch zuweilen in Schweden in Sümpfen, die von einigen weit ins Land hinein angeſchwemmten Meerbuchten entſtanden ſind, und wenn Kalk- Kreide- oder Märgelerde darin gefunden wird, vorfallen. Eine ſolche Mohrerde brauſt oder efferveſcirt getrocknet mit einigen Tropfen Scheidewaſſer oder Vitriol-Spiritus; ſie brennt im Feuer langſam, raucht und ſtinkt alsdann ſtark, und läßt eine bleichgraue kalkige Aſche zurück. Man hält ſie beym Ackerbau und in Plantagen am fruchtbarſten.

Moraſterde, welche aus Bärenmos und abgefallenem Laube von Nadelholz entſtanden, iſt zwar nicht ſo fruchtbar, als die beyden letztgenannten Erden; wenn man ſie aber in kleine Haufen zuſammenwirft, und zerhauene Tannenreiſer drunter bringt, und ſie ein Paar Jahre faulen läßt, dann kann ſie doch mit Vortheil im Ackerbau gebraucht werden, beſonders auf Sandboden, wenn ſie zugleich mit etwas klein gemachtem Thon als Dünger hinaufgebracht wird.

ſtärker: ſo ſcheint es nöthig zu ſeyn, dem Landmann nähere und deutliche Kennzeichen anzugeben, wodurch er leicht eine unmerkliche Sumpferde von einer brauchbaren unterſcheiden kann *).

In den Sachſiſchen trift man nie die Sumpferde in mooſigen Brüchen und Feuer moſigen Niederungen, in Moorländern, oder Moorſtämmungen, welche in den vergangenen Jahrhunderten von verfaulten See- und Flußgewächſen entſtanden ſind, an. Da ſie aber in dieſer Lage beſtändig angeſchwemmt und von der Saugkraft des Meerwaſſers geſättigt wird, ſo iſt ſie für Aecker und Plantagen unbrauchbar. Wenn man von dieſer Mohrerde etwas trocknet, und dieſes auf einem Stück geglühetem Eiſenbleche oder einer alten Ofenplatte verſucht, ſo knißert und ſprüht es, während es brennt, welches die Gegenwart des Kochſalzes darin deutlich zeigt. In Erlenbrüchen trift man nicht ſelten eine ſehr feine und ſchwarze Moraſterde an, die, wenn man etwas davon austrocknet und ſie über Kohlen auf einer aufgeglühten alten Ofenplatte unterſucht, ſehr wenig brennt und zuſammenkörnet, und nach fortgeſetztem Feuer blos eine röthliche Aſche zurückläßt; welche ein Reſt von eingemengtem Eiſenkies iſt: und weil dieſe in dergleichen Sümpfen beſtändig mit halbverfaultem Eichen- und Erlenlaube oder den Ueberbleibſeln von andern adſtringirenden Körpern vermiſcht iſt, ſo theilt er dieſer Mohrerde die ſehr ſchwarze Staubfarbe, auch aufgetrocknet, mit. Unter Berghöckern findet ſich auch oft eine ſolche Moraſterde mit Schwefelkiesverwitterung

*) S. Verſuche und Anmerkungen über die Sumpf- oder Moorerde, ihrer ungleichen Beſchaffenheit, und ihrem Schaden oder Nutzen beym Ackerbau. In von Crell's chemiſchen Annalen, Jahrgang 1797 2r B. S. 207.

haltiger Moräſte glücklich zu einem reichen Getreidertrag kultivirt, und zwar dadurch, daß ſie bloß einmal vorher im Herbſt, und darauf zweymal im Frühling aufgepflügt wurden, ſo, daß die Sumpferde heraufgebracht, gehörig ausgetrocknet, und zur Getreideeinſaat locker und los ward. Ja man hat auch zum Verſuch ⅓ Eiſenocher in gewöhnlicher Gartenerde vermengt, ohne daß man merken konnte, daß der Boden davon im geringſten etwas von ſeiner Fruchtbarkeit, Erdfrüchte, Getreide oder andere Blattgewächſe hervorzubringen, verlohren habe.

Mohraal, ein Aal aus mohrigem oder ſumpfigem Waſſer, welcher gemeiniglich brauner von Farbe iſt, als der **Flußaal**.

Mohränte, eine kleine bunte Art wilder Aenten, mit gelben Füßen und mit einem gelben ausgezackten Schnabel, welche wie eine Schwalbe über dem Waſſer fliegt, und die Fliegen wegfängt; Anas muſcaria Linn, **Fliegenänte**, **Mackänte**, **Mückänte**, **Langkragen**. Den Nahmen hat ſie entweder daher, weil ſie ſich gern in mohrigen ſumpfigen Gegenden aufhält, oder auch wegen der ſchwarzen Farbe ihrer Haut.

Mohrbeere, ein Nahme einer Art der Heidelbeere, Vaccinium uliginoſum Linn. S. Th. 22, S. 753 ff.

In einigen Gegenden wird auch die **Mehl-** oder **Preiſelbeere**, Arbutus uva urſi Linn. **Mohrbeere** genannt, und zwar, wie Herr Adelung meint, von dem Niederſ. **mör**, mürbe.

Mohrdamm, ein durch ein Mohr geführter Damm. Solche Dämme werden zuerſt vermittelſt zweyer Gräben aufgeworfen, und werden nach und nach zu feſten Wegen. Hat ſich ein Damm dieſer Art nach etlichen Jahren gelagert, ſo wird er mit Sand

gegen einen Fuß hoch überfahren, wodurch er noch mehr Festigkeit erhält.

Mohrdeich, ein gegen ein Mohr und dessen Ueberschwemmungen aufgeführter Deich.

Mohrdiemat, ein Flächenmaß in Ostfriesland, zur Ausmessung der Torfmohre; es enthält 450 Quadratruthen.

Möhre, ist zunächst ein Nahme einer Art eßbaren rübenartigen Wurzeln und ihrer Pflanzen; Daucus Carota Linn.; dann aber auch ein Nahme der ganzen Gattung Daucus *).

Diese Pflanzengattung, welche in die zweyte Ordnung der fünften Classe des Linnéischen Pflanzen-Systems (Pentandria digynia) zu den Doldengewächsen gehört, hat folgende Kennzeichen. Der gemeinschaftliche Schirm, und die besonderen sind vielstrahlig, ersterer während der Blüthe flach, und bey Reifung der Samen vertieft wie ein Vogelnest. Die gemeine und besondere Hülle sind vielblättrig, und erstere besteht aus Blättern, welche gleich breit und in Querstücke getheilt sind. Die Blüthenschirme sind unregelmäßig, die Blüthen haben kaum merkliche Blumendecken und Blumen von fünf eingebogenen herzförmigen Blättern, von denen die äußeren besonders bey den Randblumen

*) Die gelbe Möhre heißt auch im Schwed. Morrot, im Böhm. Mrkew, und im Poln. Marchew. Der Nahme scheinet die mürbe, markige, eßbare Beschaffenheit auszudrücken; obgleich andere ihn von Mohr, Sumpf herleiten, weil dieses Gewächs einen feuchten und mohrigen Boden lieben soll, welche Eigenschaft auch das franz. Carotte anzudeuten scheint, von dem Nord-Engl. Carre, Schwed. Kaerr, ein Sumpf, Moraſt, und Rot, Wurzel. Allein die gelben Möhren wenigstens kommen in einem sandigen Boden besser fort, als in einem sumpfigen. Die Pastinaken, welche gern in lockerer Mohrerde wachsen, heißen in Niedersachsen auch Moorwörteln. Im Angelſ. und noch jetzt in einigen Gegenden Englands bedeutet Mora eine jede Wurzel, und im Angelſ. ist Feld-Mora, die Pastinake.

blumen größer ſind. Die mittlern Blumen ſind unfruchtbar. Die eyrunde Frucht beſteht aus zwey, mehrentheils borſtigen Samen.

1. Gemeine Mohrrübe Willd., gemeine Möhre, gelbe Möhre, gelbe Rübe. Daucus *Carota*, ſeminibus hiſpidis, petiolis ſubtus nervoſis Linn. Daucus vulgaris Cluſ. Caucalis Carota Roth. Paſtinaca ſylveſtris. Camer. Paſtinaca tenuifolia ſylveſtris Dioſcoridis. Bauh. pin. β) Paſtinaca tenuifolia ſativa, radice lutea. Bauh. pin. Blackwell. t. 546. Ludw. t. 9. γ) Daucus ſativus, radice atrorubente. Tournef. Suckow unterſcheidet vier Hauptabänderungen dieſer Art, nähmlich a) die gemeine gelbe Möhre; b) die goldgelbe Möhre; c) die weiße Möhre; d) die rothe Möhre, wovon beſonders die beyden erſten Abänderungen für den Feld- und Gartenbau von ungemeiner Wichtigkeit ſind. Sonſt pflegt man überhaupt nur die wilde und die zahme oder Gartenmöhre zu unterſcheiden, wo die letztere denn einige beſondere Spielarten in ſich faßt.

Linné begreift, wie es aus dem vorſtehenden erhellet, unter dieſe Art zwar beyde eben genannten Hauptabänderungen, nähmlich die wilde und die zahme oder Gartenmöhre, indem er die letztere für eine bloße durch die Cultur entſtandene Varietät der erſten hält, welches man auch bey Löbeln ſchon aus der Erfahrung angemerkt findet; von andern, inſonderheit von Hr. Miller, wird aber behauptet, daß ſich niemahls eine Sorte in die andere verändere.

Die wilde Möhre oder Mohrrübe findet man in allen europäiſchen Ländern an den Wegen, auf den Aeckern und Brachfeldern und trocknen Wie-

ſey, wo ſie im Julius und Auguſt blühet; die zahmen aber werden überall in den Gärten gezogen, und insgemein **gelbe Möhren** oder gelbe Rüben, von den Franzoſen Carottes, von den Engländern Carots, von den Holländern Peen Karooten, in Schweden Morot, und von den Einwohnern in Crain Coreine genannt. Beyde haben eine ſpindelförmige Würzel, welche bey der wilden Sorte kleiner und weiß, von härterer Subſtanz und ſchärferem Geſchmack iſt; die von der zahmen Sorte aber iſt größer, fleiſchiger, angenehmer, und von einer mehr oder weniger ſattgelben, bisweilen auch, aber ſeltener, dunkel, oder purpurrothen Farbe. Die Pflanzen ſind zweyjährig, werden drey, vier bis 5 Schuh hoch, und haben einen aufrechten, zweytheiligen Stängel, und zweyfach gefiederte Blätter mit tief zerſchnittenen und gezähnten Blättchen. Die allgemeinen Blumendolden beſtehen oft aus vierzig, und die beſondere faſt aus eben ſo vielen Strahlen; die Blümchen ſind weiß oder röthlich, und haben röthliche Staubbeutel, und insgemein iſt das mittelſte Blümchen einer Dolde röther, als die übrigen.

Dieſe ganze Pflanze hat einen beſondern etwas gewürzhaften Geruch und Geſchmack; die Samen ſind dabey bitterlich, die Würzeln aber ſüß. Dieſe Würzeln werden nicht allein als eine angenehme und geſunde Speiſe ſowohl allein, als mit andern Speiſen häufig von Menſchen gegeſſen, ſondern geben auch ein gutes Futter fürs Vieh, welches Pferde, Schweine, Rindvieh und Schafe gern freſſen und ſehr fett davon werden; auch das Kraut, ehe es blüht, frißt das Vieh, nach der Blüthe aber nicht mehr. Wenn man den ausgepreßten Saft zu gehöriger Conſiſtenz einkochet, ſo bekommt man einen ſüßen Syrupp; bey einer andern

dern Behandlung auch einen Branntwein; auch die getrocknete Wurzel behält ihre Süße und ihren aromatischen Geruch und Geschmack. Der gemeldete Saft dienet in der Arzneykunst als ein linderndes und reinigendes Mittel, vornehmlich in Krankheiten der Brust und Harnwege; auch hat er manchmahl Spuhl- und Bandwürmer getödtet und abgetrieben. Ein Umschlag von zerstoßenen frischen Wurzeln thut nach wiederhohlten und sichern Erfahrungen verschiedener neueren Aerzte in offenen Krebsschäden durch Linderung der Schmerzen und des Gestanks vortreffliche Dienste. Man bereitet in einigen Ländern aus den Wurzeln und Samen ein Arzneybier, welches nicht nur angenehm schmeckt, sondern auch ein gutes blutreinigendes und harntreibendes Mittel ist.

Das übrige von dem Anbau und der Benutzung dieser Pflanze wird unten ausführlicher folgen.

2. **Mauritanische Mohrrübe oder Möhre.** Daucus *Mauritanicus*, seminibus hispidis, flosculo centrali sterili carnoso, receptaculo communi hemisphaerico. Linn. Diese Art ist in Mauritanien oder Afrika, Spanien und Italien zu Hause, und ein Sommergewächs. Ihr Stängel wird in England, wo man sie in den Gärten ziehet, ungefähr drey Schuh hoch. Sie hat überhaupt viele Aehnlichkeit mit der vorhergehenden; aber ihr Stängel ist borstiger; ihre Blattstiele sind mit weißen Adern gestreift; und ihre Blumendolden größer. Die allgemeine Blumendolde ist nicht bis an die Basis zertheilt, sondern ihre Strahlen vereinigen sich unten in einen festen fleischigen halbkugelrunden Fruchtboden, in der Mitte einer jeden Dolde befindet sich ein unfruchtbares, fleischiges, schwarzrothes Blümchen, welches

Die Winter-Carotten müſſen in der erſten Hälfte des Auguſts geſäet werden. Man nimmt dazu keinen Samen von den ordentlichen langen gelben Wurzeln, ſondern von den frühen Carotten, die etwa eine Hand lang zu werden pflegen. Dieſe wachſen mehr in die Dicke, als jene, die tiefer wachſen, eben deswegen aber auch nicht ſo bald die gehörige Dicke erlangen. Dieſen frühen Carotten-Samen *) ſäet man in ein Land, welches nicht mager, aber doch auch nicht friſch gedünget iſt, oder in welchem doch wenigſtens kein Miſt mehr zu ſpüren iſt. So bald ſonſt die Wurzeln den Miſt berühren, werden ſie zackicht und wachſen nicht gerade. Man ſtreuet den Samen in fein gegrabenes und klar geharktes Erdreich aus; läſſet ihn alsdenn feſt eintreten **); darauf etwa einen halben Zoll tief das zugetretene Erdreich wieder aufharken; und zuletzt das Bret zuſchlagen. Würde man die Wurzeln ſo ſäen, wie das Land gegraben und geharket iſt, und das Zuſammentreten verſäumen, ſo würde theils der Same, beſonders wenn eben eine dürre Zeit

*) De Combe behauptet, zu den Winter-Carotten ſey alter Same beſſer, als neuer, weil der neue im folgenden Frühjahr leichter in Samen gehe, als der alte. Ecole du Jard. Pot. Tom. I. p. 241. (und nach Zeiher's Ueberſetzung S. 204). Wie ungegründet dieſes Vorgeben ſey, wird jeder finden, der beyderley Samen einmahl zugleich ſäet.

**) Da das Eintreten der Carotten ſchon im Frühjahr ſo nöthig iſt, ſo iſts beſonders um dieſe warme Zeit ſehr nöthig. In andern Ländern iſt jenes ſo gewöhnlich, daß man die ins Feld geſäeten Möhren, damit ſie Feuchtigkeit behalten, entweder ſogleich überwalzet, oder mit den Schuhen auf dem Acker herum läuft, oder eine Heerde Schafe ein oder mehrmahl darauf herum treibt, oder es mit Tretebretern zuſammentritt, wenn der Acker geegget iſt. Dieſes ſoll zugleich das Ueberwachſen ins Kraut hindern. S. ökonom. Nachr. 4. Band S. 585. woran jedoch zu zweifeln iſt.

Zeit einfiele, entweder gar nicht, oder doch so spät aufgehen, daß daraus keine Winter-Carotten mehr erwachsen könnten; theils würde sich das Erdreich den Winter über senken, und die jungen Wurzeln in der Breite eines Fingers außer der Erde zu stehen kommen, folglich weder weiter wachsen noch weiter zu gebrauchen seyn. Man wird wenn man die Carotten auf diese Weise bestellet, längst gegen Martini junge Wurzeln, die eines Fingers dicke sind, essen können. Denn stärker werden diese eben nicht *). Sie können also auch ziemlich dicht gesäet werden. Wollte man sie aber etwas dicker haben, so müßte man sie zeitiger säen, nehmlich etwa vom Anfange des Julius an. Und diese Zeit ist dazu auch wohl anzupreisen, weil es sich öfters zuträgt, daß im August kein Regen gekommen ist; folglich der Same, ohngeachtet man ihn in Betracht des dürren Erdreichs fast doppelt dick ausstreuete, schlecht aufgegangen; auch bey der Dürre des Erdreichs nicht genugsam niedergetreten werden konnte; und also die Wurzeln um die Zeit, da sie zur Speise hätten dienen sollen, zur Erde heraus standen.

„Fällt nach Aussaat der Möhren ein Platzregen, heißt es in den ökon. Nachr. 4. B. S. 585, so kann man, wenn der Same noch nicht gekeimet hat, den wieder abgetrockneten Acker übereggen, oder den Boden mit dem Karst etwas auflockern.“ Im Garten kann man alsdenn, da die Winter-Carotten durch einen starken Gewitterregen

*) Damit sie nicht, wie bey trocknen Nachsommern geschiehet, zu klein bleiben, möchte es wohl gut seyn, sich in Ansehung ihrer das zu Nutze zu machen, was Elsholz S. 103. von den Carotten überhaupt bemerket, daß sie nähmlich, wenn der Grund von Natur trocken, und zugleich große Dürre einfiele, ohne Wässerung schlecht fortkommen.

[illegible] Beet [illegible] Erde [illegible] Sonne [illegible] Wurzel [illegible] Erde [illegible] Beet [illegible] Erdreich, [illegible] Sonne [illegible] Mai [illegible] Monates [illegible] Erdfloh, [illegible] Pflanzen [illegible] Wuchs [illegible] Samen [illegible] Erdreich [illegible]

Aber man es nicht, wenn gleich diese Carotten etwas dick werden, so ist das die beste Zeit zu ihrer Bestellung, sobald es im Junius oder gegen das Ende des Junius einmahl recht durchdringend geregnet hat. Wer sie aber ganz jung und zart essen will, muß sie erst im August, und zwar auf ein im Herbst vorher gegrabenes, bis zur Bestellungszeit ledig gelegenes, und so lange von Unkraut rein gehaltenes Beet säen, und darnach den Samen mit dem Karst etwa $\frac{1}{2}$ Zoll tief unterziehen. Dann werden sie gewiß im folgenden Winter nicht über der Erde zu stehen kommen.

Die Winter-Carotten sind eigentlich nur eine kurze Winterspeise und keine Frühjahrskost. Sie dienen nur in einigen der Monate zur Speise, in welchen frisches Gartengewächs selten ist, im Januar, Februar und März, ob sie gleich, wenn sie etwas früh gesäet sind, schon von Michaelis an, zur Speise zu gebrauchen sind. Im April haben sie keinen rechten Geschmack mehr, weil der Saft zum Samenschießen bereits eintritt;

gleich

gleich dem Meerrettig, welcher, wenn er im März wieder zu wachsen pflegt, nicht mehr gut zum Essen zu gebrauchen ist. Alsdenn werden sie stokkicht, und bleiben nicht genießbar *).

Man hat angerathen, man solle die Winter-Carotten mit Pferdemist bedecken, damit man sie während des Frostes, und auch unter dem tiefsten Schne zu beliebiger Zeit heraus hohlen könnte. Daß dieses nützlich sey, ergiebt sich aus folgender Stelle eines Briefes eines Gartenfreundes an den verstorbenen Lueder:

Vor etwa 12 bis 14 Jahren erwartete ich im Januar das Landgericht. Ich hatte gegen den Herbst Carotten gesäet, die eßbar waren. Damit mich der Frost um die Jahrszeit an der Nutzung derselben nicht hindern mögte, ließ ich gut ½ Fuß hoch Mist darüber zur Decke bringen, und ich erhielt meinen Endzweck; aber noch mehr als ich erwartet hatte. Der Mist blieb auf den übrigen Wurzeln liegen, und ich dachte nicht weiter daran, bis zu Anfange des May, als das Land gebraucht werden sollte. Ich fand die Wurzeln ohne Fasern und Rost auch so wohlschmeckend, als sie je auf einem Mistbeet gezogen werden mögen. Der Mist hatte verhindert, daß das Kraut nicht hervorschießen können, und man sahe nichts, als das Herz oben an der Krone. Was mich erzähltermaßen ein Zufall gelehrt hatte, habe ich nach der Zeit mit Fleiß veranstaltet, und seitdem überaus wohlschmeckende Winterwurzeln, nicht nur zum Gebrauche für den Winter, sondern auch im Frühjahr, gehabt.

Die **langen gelben Wurzeln** oder **Möhren**, auch **lange Mohrrüben**, **gelbe Rüben**, **Feldmöhren** genannt, welche vorzüglich für das Gesinde

*) Was de Combe (Tom. I. p. 240. und nach Zeiher's Uebersetz. S. 204) davon vorschreibt, daß man sie bey herannahendem Froste mit dürren Blättern bedecken sollte, ist unnöthig, weil sie nicht leicht erfrieren. Und was er außerdem davon vorschreibt, passet wenigstens nicht auf das deutsche Clima.

Gesinde und zum Viehfutter bestimmt sind, werden im April in kein frischgedüngtes Land, und zwar vorzüglich dünne gesäet, und man muß dafür sorgen, daß jede Wurzel, wenn sie vor dem Herbste nicht gebraucht werden sollen, ½ Fuß Raum bekomme. Man wird sonst nie rechten Nutzen davon haben. Hat aber jede Wurzel ½ Fuß Raum, und der Same ist ächt gewesen, so wird man nach Michaelis beym Aufnehmen eine viel stärkere Ausbeute erhalten, als man sich versprechen könnte, wenn jede Wurzel entweder die andere berührte, oder kaum ein paar Finger breit von der andern entfernt wäre. Die Bestellung ist eben dieselbe, als es bereits in Ansehung der Carotten angewiesen worden. Insonderheit aber müssen sie, wenn das Kraut etwa eines Fingers hoch ist, vom Unkraute sowohl, als von den zu dicht stehenden Wurzeln entlediget, auch hernach den Sommer über, nachdem nun das Beet von eingesametem Unkraute reiner oder unreiner ist, ein oder mehrmahl gereinigt werden. Alsdenn erfordern sie keine weitere Wartung. Nach Michaelis werden sie ausgehoben. Und um zugleich das Kraut für die Kühe zu nutzen, denen es doch um solche Zeit am Grase zum Vormähen ziemlich fehlet, kann solches acht, höchstens vierzehn Tage vorher, jedoch durchaus nicht früher, bis auf einen Zoll hoch, nach und nach abgeschnitten werden. Sonst würde es nicht recht genutzet werden können, weil es auf einmahl für das Vieh zu viel seyn möchte. Das Kraut im Sommer schon abzuschneiden, oder dieses gar einige Mahle zu thun, ist nachtheilig, wiewohl es einige thun.

S. Lueder's Briefe über die Bestellung eines Küchengartens. 1. Th. 3te Auflage. Hannover, 1778. S. 320. 154. und 375.

Den

Den Anbau der Möhren im Großen hat man vorzüglich in England zu treiben angefangen, weil dieſes Wurzelgewächs zum Viehfutter und in der Haushaltung ſo ſehr nützlich iſt. Die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſes Gewächs iſt in England indeſſen erſt in den neueren Zeiten erregt worden, und ihr Bau wird nun von einzelnen vorzüglichen Landwirthen, aus nachher anzuführenden Urſachen, im Großen betrieben; außer in dem öſtlichen Theile von Suffolk um Woodbridge, wo er ſchon ſeit vielen Jahren allgemein geweſen. Hier lernte Young dieſe Saat erſt recht kennen; und es iſt vorzüglich ſeinen Nachforſchungen, ſeinen Verſuchen, Berechnungen und Belehrungen zu verdanken, daß der engliſche Ackerbau ſich an mehreren Orten mit dieſem Gewächſe bereichert.

Ich will zuvörderſt den Bau, ſo wie er von den vorzüglichſten Landwirthen in England betrieben wird, und wie er, nach den aus mannigfaltigen Verſuchen gezogenen Reſultaten, am vortheilhafteſten einzurichten iſt, mit den eigenen Worten des berühmten Hrn Doctor Thaer's *) beſchrieben, und nachher die merkwürdigſten Erfahrungen und Verſuche, um den Ertrag den Werth und die Benutzung zu beſtimmen, nach eben demſelben anführen.

Der eigentliche Boden für die Möhren iſt ein trocken liegendes, mürbes, ſandiges und ſandig-lehmiges Erdreich. Der feſte Kleyboden taugt nicht dazu. Je reicher aber jenes an Dammerde, und je tiefer es damit durchdrungen iſt, deſto vortheilhafter iſt der Bau. Young hat aus ſeinen

*) S. deſſen Einleitung zur Kenntniß der engliſchen Landwirthſchaft. 1. B. 4te Aufl. Hannover 1801, S. 332 ff.

gesammelten Beobachtungen folgende Tabelle gezogen, um das Verhältniß zwischen dem Werthe des Landes und dem Vortheile des Carotten-Baues zu bestimmen.

Wöhrenfelder bey	Landzins vom Acre			Kosten, Landzins eingeschl.			Werth des Ertrages			Vortheil		
	Pf.	Schill.	Pence	Pf.	Schill.	Pence	Pf.	Schill.	Pence	Pf.	Schill.	Pence
Mr. Cope	0	18	0	8	9	0	21	0	0	12	11	0
— Mellish	1	0	0	6	2	0	20	0	0	13	18	0
— Wharton	2	10	0	unbestimmt			27	9	6	—	—	6
— Groom	2	0	0	—	—	—	26	0	0	—	—	—
— Moody	2	0	0	7	9	3	22	10	0	15	0	9
— Kellowes	0	16	0	5	14	0	19	18	6	14	4	6
Carmundham	0	14	0	unbestimmt			17	0	0	—	—	—
Woodbridge	1	0	0	—	—	—	17	14	2	—	—	—
Mr. Acton	0	12	0	—	—	—	28	13	4	—	—	—
— Hilton	0	0	0	9	0	0	34	6	10	25	6	10
— Taylor	1	0	0	—	—	—	11	0	0	—	—	—
— Legrand	1	0	0	9	15	3	17	10	0	—	—	—
— J. Mill	3	0	0	8	14	0	23	6	8	14	12	8
Im Durchschnitt	1	11	7	7	17	7	22	16	0	14	15	6

Es erhellet aus dieſer Tabelle, daß der Vortheil des Möhrenbaues im Ganzen deſto größer ſey, je theurer, oder je reicher und tiefer, mürber der Boden iſt. Mr. Hilton's Boden zu Feversham iſt ein dunkelſchwarzer, tiefer, mürber Lehmboden, daher der Acre auch vier Pf. St. Pacht thut. Dennoch iſt der Boden zu Woodbridge und Saxmundham, ſo wie der von Mr. Fellowes und Acton zu einem ſehr großen Möhrenertrage gebracht, ob er gleich an ſich ſehr gering iſt. Der Boden zu Woodbridge beſtehet aus einem dunkelrothen, und wenn er trocken, laufendem Sande, der nur wenig bindende Theile bey ſich führt.

Der Vortheil des Möhrenbaues im Ganzen läßt ſich aus folgender von Young gemachten Bemerkung erklären. Da er auf ſeinem erſten Farm wenig zum Möhrenbau ſich qualificirendes Sandland hatte, ſo ſäete er im folgenden Jahre die Möhren wieder auf daſſelbe Feld, jedoch nach mäßiger Düngung. Er erwartete, nach ökonomiſchen Geſetzen, einen Abſchlag von dieſer zum zweyten Mahle nach einander gebaueten Frucht, fand ſich aber durch einen höhern Ertrag überraſcht. Nun verſuchte er es zum dritten Mahle, und erhielt noch mehr.

Die erſte Saat gab nähmlich 249, die zweyte 468, und die dritte 570 Buſh.

Weiter konnte er den Verſuch nicht fortſetzen, da er den Farm verließ. Vielleicht wird daher auch an jenen Orten, durch den häufigen Möhrenbau, das ſchlechte Land immer dazu fähiger. Young ſelbſt ſcheint jenen Verſuch, den er in ſeiner experimental agriculture erzählt, bey der öſtlichen Reiſe, wo er ſich über den großen Möhrenertrag des ſchlechten Landes wundert, vergeſſen zu haben. Ich ſelbſt kenne einen Mann, ſagt

Thaer, der seit 12 Jahren ein Stück Gartenland abwechselnd immer mit Kartoffeln und mit Möhren bestellet. Zu jenen düngt er, zu diesen nicht. Er findet, daß die Wurzeln mit jedem Jahre besser werden, die Kartoffeln aber im Ertrage sehr abnehmen.

Auf schwerem bindenden Kleyboden hat Young die Möhren auch versucht. Er findet aber, daß sich der Ertrag auf diesem gegen den auf leichtem Boden verhalte wie vier zu funfzehn.

Das Land muß aber vom Unkraute und besonders von Quecken möglichst rein seyn. Sie müssen daher auf eine Saat folgen, wodurch das Land vollkommen gereiniget worden. Entweder auf eine gedrillete und mit der Pferdehacke bearbeitete Frucht, oder auf gut behackte Rüben, Kartoffeln, Kohl, reinen Lein.

Mr. Stovin bestimmte eine Legde dazu, die er nach der Methode des paring and burning behandeln wollte. Weil aber sehr nasse Witterung eintrat, so konnte er dieß nicht vollführen, und das ganze Feld war mit Quecken überzogen.

Das Land wird von einigen nur einmahl um Weihnachten mit einem doppelten Pfluge, zehn bis zwölf Zoll tief, herumgebracht. Besser aber ist es, die Stoppel im Herbste zu stürzen, dann kurz vor Winter mit zwey hinter einander gehenden, oder einem zusammen gesetzten Doppelpfluge das Land einen vollen Fuß tief umzuarbeiten, es im Winter rauh liegen zu lassen; dann Ende März zu eggen und nochmahls einfach zu pflügen. Mit dieser Furche wird dann der Dünger, wenn man ihn geben will, untergebracht.

Die

Die vortheilhafteſte Anwendung des Düngers zu Möhren hat Young ſowohl durch eigne Verſuche, als durch die auf ſeinen Reiſen geſammelten Bemerkungen ſehr ins Licht geſetzt.

Nach 9 Verſuchen hat er im Durchſchnitt erhalten:

Auf den gedüngten Feldern vom Acre	490 B.		
Auf den ungedüngten	260 —		
Von gedüngten alſo mehr	230 —		
Den Buſhel zu 8 Pence gerechnet, beträgt dieß	7 Pf. St.	13 Schill.	4 Pence.
Den Dünger berechnet er zu	1 —	13 —	3 —
Man gewinnt alſo durch den Dünger	6 —	0 —	1 —

Wo in aller Welt, ſagt er, kann der Dünger ſo theuer ſeyn, daß man ihn zu dieſem Preiſe nicht anwenden ſollte?

Man muß aber bemerken, daß hier von verrottetem, mit Erde, auch wohl mit Kalk vermiſchtem Dünger (compoſt) die Rede ſey, und daß dieſes alſo mit der Meinung der deutſchen Gärtner, man dürfe unter Möhren keinen langen Dünger bringen, in keinem Widerſpruche ſtehe.

Das Land wird nun ſehr rein geegget, leicht gewalzet und wieder geegget. Dann wird der Same bey windſtillem Wetter ſorgfältig ausgeſäet. Vier Pfund ſind auf den Acre hinreichend; doch gehet man ſicherer, wenn man ein Pfund mehr nimmt. Darauf wird wieder ſtark gewalzet und hernach mit einer leichten Egge überzogen.

In Anſehung der vorzüglichſten Beſtellungszeit ſind die Meinungen getheilt. Einige ſäen ſo

früh, wie es die Witterung nur immer erlaubt. Die Wurzel kann nicht lange genug wachsen, sagen sie; je früher gesäet, desto stärker wird sie werden. Andere sind für die spätere Bestellung im April: der Same liege bey kalter Witterung doch nur in der Erde, ohne zu keimen: die rauhen Frühjahrswinde verwehen ihn: das Unkraut hingegen wachse früher und überziehe den Acker, ehe sich die Wurzeln zeigen. Allgemein wird sich hierüber wohl nichts entscheiden lassen, da es von der zufälligen Witterung abhängt, ob die frühe oder die späte Saat besser gerathe. Die meisten säen gegen Ende des Märzes.

Das früh vor den Wurzeln erscheinende Unkraut macht die meiste Schwierigkeit bey diesem Bau. Das Jäten ist das sicherste, aber ein sehr mühsames Mittel dagegen. Es machen sich daher die Meisten kein Bedenken, sobald sich Unkraut zeigt, tüchtig eggen zu lassen, und dieses so oft zu wiederhohlen, als es wieder hervorkommt *). Es schader nichts, sagen sie, daß vielleicht manche Wurzel, die eben hervorkommen will, damit zerstöret werde; es bleiben derselben doch überflüssig. Wenn sich aber die Wurzeln mit ihrem feinen Kraute in Menge zeigen, und man sie doch nicht so deutlich vom Unkraute unterscheiden kann, daß man gleich die Hacke brauchen könnte, so scheint das Jäten unentbehrlich zu werden.

Einige

*) Ein dreifaches Eggen der jungen Mädern empfiehlt neuerlichst Karl Ekeugot in Denso's ökonomischen Beyträgen 1ten Hefte S. 73. Er glaubt, daß man dadurch alles Jäten und Behacken ersparen könne; worin ich ihm indessen nicht beypflichte. Wenigstens wird der Ertrag die hierauf verwandten Kosten dreyfach ersetzen. Hrn. Denso's Beyträge zähle ich übrigens unter die schätzbarsten neuen ökonomischen Schriften, da sie eigenthümliche Gedanken und Erfahrungen enthalten. Thaer.

Einige haben auch mit einer Pferdehacke die Möhren gleich in eine Entfernung von 9 Zoll geſetzet. Zu dieſem Endzwecke ſcheint indeſſen das Inſtrument, welches Reichard im dritten Theile ſeines Land- und Gartenſchatzes, S. 11, beſchreibt, brauchbarer zu ſeyn. Nur müßten die ſogenannten Jätehäcklein breiter ſeyn, wie er ſie angiebt.

Man muß ſich ja nicht irre machen laſſen, wenn die Möhren ſpät, nach der Mitte des May, noch nicht gelaufen ſind. Sie erſcheinen oft erſt zu Ende dieſes Monats, und manchmahl erſt im Junius, wenn der May trocken iſt. Wenn man nur ſicher iſt, guten Saamen erhalten zu haben, ſo bleiben ſie gewiß nicht aus.

Wenn die Möhren deutlich zu unterſcheiden ſind, und ihr krauſes Blatt haben, ſo iſt es Zeit zum Behacken. Die Hacke muß allemahl ſchmahler ſeyn, wie die Rübenhacke. Beym erſten Behacken iſt es am ſicherſten, die Wurzeln nur fünf bis ſechs Zoll aus einander zu ſetzen. Beym zweyten aber, was nach vier Wochen ungefähr geſchiehet, müſſen ſie zehn bis zwölf Zoll Zwiſchenraum haben.

Der reichliche Ertrag beruhet ganz auf dieſem Behacken. Nichts iſt hier ſo nachtheilig, als die Schonung überflüſſiger Pflanzen. Es hält ſchwer bey uns, Anfängern in dieſer Arbeit das Mitleid zu benehmen, was ſie gegen jede friſchſtehende Möhre fühlen. Sie möchten ſie ſo gern zum Verſpeiſen aufziehen. Aber dieſe Oeconomie taugt nicht, würde theils die Arbeit ins unendliche verzögern, theils aber dem Möhrenfelde nachtheilig werden. Denn unſere Gärtner haben ſchon die Bemerkung gemacht, daß die Möhren, von welchen man aufgezogen, vor Herbſt wurmſtichig

werden. Es muß daher frisch vor der Saat weggehauen werden, was dem andern die Nahrung entzieht. Man hat es auch längst bey uns erfahren, daß ein Möhrenfeld im Küchengarten, welches sehr dicht stehet, zum Wurzelbrauch einen schlechten Ertrag gegeben; wogegen ein anderes, was man wegen der wenigen Pflanzen im Frühjahre umzugraben im Begriffe war, im Herbste reichlich lohnte. So bekannt dies aber auch jedem Tagelöhner ist, so weiß ich doch nicht, daß man diese Bemerkung bey uns gehörig benutzt hätte.

Zuweilen, wenn sich abermahls nach fünf bis sechs Wochen Unkraut oder überflüssige junge Wurz in zeigen, muß das Behacken zum drittenmahle wiederhohlt werden. Dies gehet dann aber leicht und geschwind, kostet nur wenig, trägt aber zur Verstärkung der Wurzeln und zur vollkommensten Reinigung des Landes, auch auf die folgenden Saaten, sehr viel bey.

Man hat bey uns ein Vorurtheil gegen das Behacken und Schaufeln auf sandigem Boden, welches sich, wie so viele andere Dinge, angeblich auf Erfahrung, in der That aber auf ein oberflächliches und falsches Raisonnement gründet. Man entziehe dadurch, sagt man, dem Lande die Frucht; bey trocknem Wetter behackte Kartoffeln welken augenblicklich, und so auch andere Pflanzen. Aber man beobachte doch nur genau und unbefangen entschließe sich, einige leichte Versuche anzustellen, und man wird sich bald vom Gegentheile überzeugen. Bey brennendem Sonnenscheine sieht freylich die Oberfläche eines gelockerten Feldes dürrer aus, wie die feste Borke eines andern. Jeden Morgen aber wird man sich durch das Auge und durch den Finger überzeugen können, daß

daß das gelockerte Land, die Nacht hindurch, mit ungleich mehr Feuchtigkeit beschwängert worden, als das feste. Selbst im Mittage wird man in der Tiefe von etlichen Zollen gelockertes Land feuchter finden, als gebundenes. Um sich von dem frischeren Wachsthume der Pflanzen und ihrer größeren Dauerhaftigkeit bey der Hitze zu überzeugen, behacke man doch nur die Hälfte eines sonst gleichen Feldes, auf eine schickliche Art, und lasse die andere Hälfte liegen. Man wird bald die Vorzüge des ersteren sehen. Daß man Kartoffeln und andern Gewächsen, die ihre Haarwurzeln horizontal in der Oberfläche verbreiten, durch ein tiefes unzeitiges Behacken und Anhäufen schaden könne, hat keinen Zweifel, weil man ihnen die Wurzeln zu einer Zeit abreißt, wo sie wegen Mangel an Frucht keine frische schlagen können. Bey solchen Gewächsen aber, die ihre Hauptwurzel perpendiculär in die Erde treiben, hat dieses keine Gefahr.

Daß das Behacken der Möhren ungleich mühsamer und kostspieliger sey, wie das der Rüben, versteht sich von selbst. Das Rübenland wird vorher im Frühjahre oft gepflüget, der gekeimte Unkrautssamen zerstört, und die stärkste Vegetation der Unkräuter ist nach Johannis vorbey; die Rüben wachsen dann geschwind mit ihrem Kraute empor. Die Möhren müssen hingegen am ersten im Frühjahre gesäet werden, wo alles Unkraut in Bewegung kommt, kommen sehr spät hervor, und lassen dem Unkraute einen Vorsprung von neun bis zehn Wochen.

Man läßt die Möhren stehen, bis das Kraut zu bleichen und zu verwelken anfängt. Das Kraut früher zum Viehfutter abzuschneiden, scheint nicht so nachtheilig zu seyn, als es solches für den

Kar-

Kartoffelnertrag ist, wenn man ihr noch saftiges Kraut aus falscher Oeconomie zum Viehfutter brauchen will. Wenigstens wird in Nr. 134 der Ann. of agricult. S. 40 ein Versuch beschrieben, wo sie dreymahl, ohne Nachtheil, gemähet sind.

Man hat in England verschiedene sehr glückliche Versuche gemacht, die Möhren den Winter über in der Erde zu lassen, und dann im Frühjahre, wo das Futter so selten ist, zu verbrauchen. So ließ Mr. Onley die seinigen in ziemlich feuchtem Lande einen kalten Winter hindurch stehen, und fand sie im April im besten Zustande. Ann. of agricult. B. 3. S. 217.

Es ist auch bey uns bekannt, daß Möhren den Winter in der Erde oft sehr gut aushalten. Indessen bliebe es doch ein Wagestück; und einen Winter, wie der von 1794 und 1795 war, wo so oft Thauwetter und heftiger Frost abwechselten, würden sie gewiß nicht ertragen. Es ist also am sichersten, sie im Herbste auszunehmen. Dies geschieht am besten mit einer gewöhnlichen dreyzackigen Mistforke. Es wird dann der Kopf gleich abgeschnitten, der Abfall für das Vieh gebraucht und die Wurzeln nach Hause gefahren. Sie werden dann in der Scheure mit Sand verpackt, oder mit Stroh in Fiemen gebracht, wie die Rüben, oder in die Erde gegraben. In letzterem Falle dürfen aber die Gruben nicht tief seyn, und müssen durch ein auf die Möhren gesetztes und aus der Erde herausstehendes Schof Stroh etwas Luft behalten, sonst faulen sie.

Die Kosten, welche diese Cultur erfordert, belaufen sich hoch. Und wo man keinen vortheilhaften Markt und einen großen Ueberfluß hat, ist es damit noch nicht gethan. Die nützlichste

und einträglichſte Verwendung iſt zur Maſtung von Rindvieh und Schweinen. Die Anſchaffung dieſes Viehes erfordert alſo wenigſtens noch einen halbjährigen Vorſchuß. Dies iſt die Urſache, warum dieſer Bau ſich ſelbſt in England noch nicht allgemeiner verbreitet hat, obgleich jeder eingeſtehet, daß es nichts vortheilhafteres gebe. Erſparungen ſind bey dieſem Artikel höchſt nachtheilig. Wird ein Behacken unterlaſſen, oder nicht gehörig vollführt, ſo kommt wenig heraus.

Die Koſten ſind, wie aus der oben mitgetheilten Youngſchen Tabelle erhellet, verſchieden. Dieſe Verſchiedenheit beruhet, außer dem ungleichen Landzins, vorzüglich darauf: ob man geübte oder ungeübte Hacker habe. In Gegenden, wo dieſer oder der Rübenbau eingeführt iſt, und jeder Burſche behacket, ſobald er die Hacke führen kann, ſind ſie viel geringer. Folgendes ſind einige Koſtenberechnungen.

Aus Young's experimental agriculture:

	Pf.	Sch.	Pence
Ein Doppelpflügen	0	7	0
Zwey gewöhnliche Pflugarten	0	6	0
Zänfmahliges Eggen	0	2	6
Samen und Säen	0	4	9
Dünger	0	18	7
Erstes Behacken	1	4	6
Zweytes Behacken	0	9	0
Drittes Behacken	0	5	6
Viertes Behacken	0	2	3
Aufraden	0	17	6
Abschneiden, Wegfahren, Auflegen	0	17	4
Landzins	0	17	0
=	6	11	11

Von Mr. Tope zu Nettingham:

Landzins	0	18	0
Landtaxen	0	5	0
Samen	0	4	0
Säen	0	0	6
Dreymahliges Pflügen	1	0	0
Zweymahliges Eggen	0	1	6
Behacken und Jäten	2	0	0
Aufnehmen, Wegfahren u. s. w.	1	5	0
Dünger	2	5	0
=	7	19	0

Ein Möhrenfeld von 1½ Morgen Calenb., reicher Sandboden, koſtete dem Herrn Doctor Thaer im Jahre 1796

	Rthl.	Gr.	Pf.
Für zweymahl einfaches Pflügen	1	6	—
— ein Doppelpflügen	1	12	—
— viermahl zu eggen	—	24	—
— Samen	—	30	—
— Säen	—	9	—
— Walzen	—	6	—
— Erddünger	8		—
Zu jäten	7	8	4
Erſtes Behacken	4	8	—
Zweytes Behacken	1	35	—
Drittes Behacken	1	—	—
Aufnehmen und Reinigen	6	10	—
Wegfahren	2	—	—
=	35	4	4

Mit geübteren Hackern hätte er, wie er meint, vielleicht das Jäten erſparen, und auch das Hacken wohlfeiler haben können.

Nun den Ertrag! Wir finden dieſen bey den Engländern bald nach dem Maße, bald nach dem Gewicht angegeben. Da aber zwey Buſhel einen Centner wiegen, ſo laſſen ſich alle Angaben leicht auf Buſhel reduciren.

In Young's experimental agriculture iſt der Durchſchnitt des verſchiedenen Ertrags 345 Buſh. vom Acre. Es ſind aber verſchiedene mißrathene Verſuche auf naſſem Kleyboden, die wenig eintrugen, mit aufgenommen. In Young's öſtlicher Reiſe finden wir folgende Nachrichten vom Ertrage eines Acres:

Bey	Mr.	Cope zu Arnold	440	Bushel
—	—	Mellisch zu Blyth	800	—
—	—	Warthon zu Carhouse	800	—
—	—	Moody zu Betford	900	—
—	—	Fellowes zu Shotterham	576	—
Um	Sarmundham		800	—
Bey	Mr.	Acton zu Branford	862	—
—	—	Taylor zu Befrons	440	—
—	—	Hilton zu Fepersham	1000	—
—	—	Legrand zu Ash	1000	—
—	—	Mill	700	—

Dies wären ungefähr im Durchschnitt 790 Bush.

In der Gegend von Woodbridge, wo dieser Bau seit langen Zeiten häufig getrieben wird, erkundigte sich Young vorzüglich nach dem Ertrage. Es kommen hier die Möhren in den regulären Feldwechsel. Man bauet nähmlich:

1. Rüben.
2. Gerste.
3. Klee, oder gedrillte und behackte Bohnen.
4. Weitzen.
5. Möhren.

Also nur zweymahl Korn in fünf Jahren. Zu den Möhren wird nicht gedüngt, sondern zu den Rüben. Von der Gerste haben sie bey diesem Feldwechsel und starker Düngung 48 bis 56 Bush. Und doch ist ihr Boden nur ein dunkelrother laufender Sand, der wenig bindende Theile mit sich führt. Ein Wunder, sagt Young, welches die höchste Cultur und ein solcher Fruchtwechsel thun kann!

In Ansehung des Möhrenertrages erfuhr er folgendes:

1. Ein

1. Ein Rod giebt wenigſtens 4½ Buſh. (oft auch 6 Buſh.) macht vom Acre = 720 Buſh.
2. Von 1 Acre werden im Durchſchnitt 15 Fuder zu 40 Buſh. angefahren, macht = 600 Buſh.
3. Die Wurzeln wiegen im Durchſchnitt wenigſtens 1 Pfund; auf jedem Quadratfuße ſtehen ordentlich 1 Stück; 56 Pfund machen 1 Buſh.; alſo gibt der Acre = = 776 Buſh.

Der Durchſchnitt, den dieſe Data geben, iſt = = 698 Buſh.

Herr Thaer iſt, wie er ſagt, nicht im Stande, den Ertrag ſeines Möhrenfeldes genau zu beſtimmen. Gewiß war er aber über 600 Hinten.

Um den eigentlichen Werth der Möhren zu beſtimmen, hat Young ſehr viele Erkundigungen angeſtellet, und Nachrichten geſammelt. Indeſſen bleibt er noch ſehr unbeſtimmt; der Büſhel wird von einigen zu ſechs Pence, von einem andern zu zwey Schill. geſchätzt. Zu Woodbridge wird er zu ſechs bis 8 Pence verkauft. Zu dieſem Preiſe hohlen ſie aber ſolche Leute, die Viehmaſtung im Großen treiben, nach entfernten Gegenden hin, und beſonders die Londoner Aufkäufer. Ein guter Landwirth verkauft ſie nicht dafür. Dieſer beſtimmt den Werth eines ſolchen Artikels lediglich nach dem Vortheile, den er bey der Viehfutterung und Maſtung giebt. In Anſehung der Möhren fehlt es aber noch an ſo genau angeſtellten Verſuchen, wie man ſie von verſchiedenen andern Futtergewächſen hat. Um einen ſolchen Verſuch zu machen, muß man einen Stapel mageres Vieh kaufen, und lebendig wägen, wie dieſes in

England häufig geschiehet. Ihr Hauptfutter muß nur aus diesem einzigen Gewächse bestehen, welches man genau mißt oder wäget. Das nothwendige Nebenfutter, sammt Streuung, muß aber auch berechnet werden. Wenn das Vieh dann auf den gehörigen Grad gemästet ist, so wird es wieder lebendig gewogen und verkauft. Und nun läßt sich der Werth des Mastfutters genau berechnen, wobey jedoch auch der Dünger in Anschlag zu bringen. Man hat durch solche Versuche den Werth der meisten Futtergewächse zu einem hohen Grade von Bestimmtheit gebracht. In Ansehung der Möhren ist dieses aber wohl noch nicht oft geschehen, welches wohl daher rühret, weil die berühmten und aufmerksamen Viehmäster in solchen Gegenden wohnen, wo der Möhrenbau, des Kleybodens wegen, nicht betrieben werden kann.

Das Merkwürdigste, was Thaer über das Vorhergehende gefunden, ist von Mr. Moody zu Retfort, in Nottinghamshire, der im Winter eine große Ochsenmastung mit Oehlkuchen treibt, die er das Fuder von 20 Centner mit 4 Pf. St. 15 Schill. bezahlt. Bey der Mastung selbst hat er keinen baaren Vortheil, wenn er alles berechnet. Aber er gewinnt in der Mastungszeit, vom Anfang Novembers bis Ende Märzes, auf jedes Stück 1 Pf. St. 13 Schill. Werth am Dünger, und bloß dieserwegen treibt er Mastung. Er fing an Carotten zu bauen, und 3 Acres ersparten ihm gerade 70 Pf. St. an Oehlkuchen. Für die Melkkühe sind die Möhren eine der schönsten Futterungsarten. Sie geben reichliche und verzüglich schöne Milch. Young und verschiedene andere strenge rechnende englische Landwirthe behaupten aber, es sey bey jeder Winterfutterung

von

von Melkkühen offenbarer Schaden, wenn man das Pfund Butter nicht zu drey Shill. verkaufen könne. Man ſollte ſie daher bloß mit Stroh durch den Winter bringen, und alles übrige an das Maſtvieh wenden. Mr. Harvey zu Hartleburg erzählt indeſſen im vierten Bande der Annals of agricülture ſeine Methode, Melkkühe im Winter durch Kohl und Möhren zu einem reichlichern Ertrage zu bringen, als ſie im Sommer auf der beſten Weide geben. Kohl allein gebe der Milch einen üblen Geſchmack, aber mit Möhren verbunden, ſey die Milch und Butter wie im May.

Die Maſtung der Schweine mit Möhren, wird ſehr häufig getrieben. Sie machen für ſich ſehr gute Fleiſchſchweine; zur Speckmaſtung aber können ſie nur als Vorbereitung dienen. Sie haben einen auffallenden Vorzug vor den Kartoffeln. Mr. Stovin giebt zu dieſem Behuf den Werth eines Buſh. Möhren, wenn ſie gekocht werden, auf zwey Shill. an. Dies ſcheint übertrieben, indeſſen glaubt Young, daß der Verſuch merkwürdig ſey, und daß das Kochen ihre Maſtungskraft ſehr vermehre. Nach Sir J. Mills Verſuchen iſt der Buſh. Möhren in der Schweinemaſtung roh 8 Pence werth.

Eine höchſt merkwürdige, in England täglich allgemeiner werdende Benutzung der Möhren, iſt aber die, zur Pferdefutterung. Schon lange weiß man, daß die Pferde ſie gern freſſen, und daß ſie ihnen vortrefflich bekommen. Man hat ſie auch als ein Mittel gegen den Dampf, die Druſe, und manche andere Krankheiten, angerühmet. Daß ſie aber eine völlig hinreichende Fütterung für die ſchwerſten Arbeitspferde, ohne alles Korn, und, wenn man will, ohne alles Heu, ab-

geben, iſt erſt in den neueren Zeiten in England anerkannt worden. In Suffolk wird die ſchöne, unterſetzige, unglaublich ſtarke Race von Pferden, bey der ſchwerſten Arbeit von Michaelis bis Oſtern, damit unterhalten. Einige geben Heu dabey, andere nicht, ſondern nur etwas Stroh, um die Zähne zu ſcheuren, und den Durchfall, den ſie ſonſt dabey bekommen, zu verhindern. Hafer wird nur von ſehr wenigen dabey gefüttert; die Pferde laſſen ihn auch liegen, wenn ſie Möhren vollauf, und ſich erſt daran gewöhnt haben.

Die Quantität Möhren, welche ein Pferd wöchentlich erhält, iſt ſehr verſchieden, von 7 bis 15 Buſh., je nachdem es ſchwere Arbeit thun muß, und ihm dabey Heu oder anderes Nebenfutter gereicht wird. So viel iſt ausgemacht, daß man mit 1 Acre Möhren wenigſtens eben ſo weit kommt, wie mit 4 Acres des beſten Hafers.

Obgleich Young, nach allen ſeinen geſammelten Nachrichten, der Meinung iſt, daß man den Werth eines Buſh. Möhren bey gewöhnlichen Preiſen zu 1 Schilling annehmen kann: ſo wollen wir ihn hier doch, nach der geringſten Berechnung, die bey den engliſchen Schriftſtellern vorkommt, nur zu 8 Pence anſetzen. Wenn nun aber ein Acre im Durchſchnitt 600 Buſh. giebt, ſo iſt der Ertrag deſſelben = = 20 Pf. St.
und nach Abzug der Koſten = = 8 — —
reiner Vortheil = = = = = 12 Pf. St.

Welcher Bau, welcher Betrieb kommt dieſem gleich! Und dann iſt es eine Saat, welche das Land keinesweges erſchöpft, wie dies Kartoffeln und Weißkohl, nach zuverläſſigen Erfahrungen, thun. Sie verbeſſert vielmehr das Land von Jahren zu Jahren, macht es zum tiefen, reichen

Garten-

Gartenboden, und vertilget alles Unkraut. Insbesondere sichert sie eine reiche Gerstenärndte auf das folgende Jahr, und ein vortreffliches Kleefeld auf das dritte Jahr, in dessen untergepflügte Stoppel dann auf mittelmäßigem Boden Weitzen vorzüglich geräth.

Und, wenn die Möhren benutzt werden, wie jedes Produkt dieser Art benutzt werden sollte, — nicht zum unmittelbaren Verkauf, sondern zur Wintermästung; welch' eine Menge von Dünger, und welche Verbesserung der ganzen Wirthschaft ist davon zu hoffen!

Obendrein ist unter allen Gewächsen keins, was dem Mißrathen weniger ausgesetzt wäre, wie dieses. Es hält sich in jeder Witterung, und leidet von keinem Insekte. Wenn der Same nur gut ist, so kann es kein Unfall weiter treffen. Und in dem einzigen Falle, daß der Samen nichts taugte, hat man doch nichts weiter, als diesen verlohren, und man hat noch Zeit genug, das Feld mit Kartoffeln oder Rüben zu bestellen.

Der Möhrenbau in Sachsen.

Der Möhrenbau im Großen und dessen anerkannter Nutzen nicht nur bey der Landwirthschaft überhaupt, sondern auch besonders als ein steigender Nahrungszweig für die geringern Einwohner in den Städten und auf den Dörfern ist in manchen Gegenden Sachsens so beträchtlich, daß er sowohl als der englische beschrieben und empfohlen zu werden verdient, zumal da die Kultur desselben vielleicht noch sicherer und vortheilhafter betrieben wird, als uns die Beschreibungen von dem englischen Möhrenbau lehren. Ich will daher jetzt einen Aufsatz aus den Oekonomischen Hef-

ren *) über die Kultur und den wirthſchaftlichen und Handelsgebrauch derſelben in der Gegend von Bitterfeld nach Halle und Deſſau zu, und ſodann auf beyden Seiten die Elbe herauf bis über Torgau mittheilen, wie dieſelbe auf großen Landgütern und auch in Bauernwirthſchaften betrieben wird.

Der Boden, worauf ſie gedeihen ſollen, muß weder zu ſandiger, noch weniger ſteiniger Acker ſeyn, ſondern der auf eine halbe Elle tief gutes Land hat, wenn er auch nur mittelmäßig iſt. Je beſſer der Boden und die Bearbeitung deſſelben iſt, deſto beſſern Ertrag hat man zu gewarten. Man findet alsdann Stück darunter, die ein Pfund und noch mehr am Gewicht haben. Doch ſind die allzu groſſen, die, wenn ſie zu dieſer Größe gebracht werden ſind, erwachſen, nicht die beſſern zur Fütterung, weil ſie hart und holzicht werden, und nicht ſo ſaftreich bleiben, wie die von der mittlern Sorte. Daher muß die Ausſaat mit aller Behutſamkeit geſchehen, daß die Rüben weder zu dick, noch zu dünne auf dem Acker zu ſtehen kommen. Denn im letztern Falle erwachſen ſie zu groß, und im erſtern zu klein; und wenn erſt bey dem Jäten viele überflüſſige ausgeriſſen werden ſollen, ſo macht dieſes nicht nur viele Mühe, ſondern es gehen dann auch noch viele von denen, die man ſtehen gelaſſen hat, bey darauf erfolgender trockener Witterung verloren, weil ſie locker gemacht und vom Erdreich entblößt worden ſind.

Die Kultur der Möhren iſt in allen dieſen Gegenden das Geſchäft der Handwerker, Häusler, Hausgenoſſen und anderer zur niedrigſten Claſſe gehörigen Einwohner, die ſelbſt keinen eigenen Acker

*) Jahrg. 1797. S. 428 f.

Acker haben. Dieſe bekommen von Beſitzern oder Pachtern großer Landgüter einen Strich Landes auf dem Brachacker angewieſen, der zwey oder drey Jahre hinter einander Getreidefrüchte getragen hat, und der zu dieſem Gebrauche beſtimmt wird. Auch thut der Bauer auf ſeinen Brachäckern ein gleiches, und räumt dieſen Leuten einen Theil davon zum Anbau dieſer Frucht ein. Beſonders geſchieht es mit ſolchen Aeckern, die durch irgend einen Umſtand etwas verwildert und wüſte geworden ſind, und die auf einmahl wieder vom Unkraut gereiniget und gut zu Lande gemacht werden ſollen. Denn da der Acker durchgehends dazu einen Spatenſtich tief gegraben wird, und jeder ſeine Arbeit, ſo viel möglich, gut belohnt haben will: ſo wird das Land beym Umgraben ſorgfältig von allen Unkrautwurzeln gereiniget. Wenn alſo nach jenen Anweiſungen der Acker dazu nur im Herbſte tief, und alsdenn im Frühjahr noch einmahl zur Saat gepflüget wird: ſo müſſen darauf ſehr viele Wurzeln zum Unkraut übrig bleiben, auch kommt der Same davon durch das wiederhohlte Pflügen wieder auf die Oberfläche herauf, ſo daß das Unkraut weit eher, als die Rüben, zum Vorſchein kommt, und das darauf folgende Jäten weit mühſamer werden muß.

Die Ausſaat kann nach dem Winter ſo bald vorgenommen werden, als der Acker zum Graben genugſam abgetrocknet iſt, welches zuweilen ſchon zu Ende des Februars, gewöhnlich aber in der Mitte des Märzes geſchehen kann. Verhindert es die naſſe Witterung, ſo wird auch noch im April, jedoch mit wenigerm Vortheil geſäet, weil alsdenn, wenn Trockenheit einfällt, vieler Same nicht aufgehet. Je früher, deſto beſſer, denn der Same muß 4 Wochen Zeit zum Aufgehen ha-

ben. Späte Fröste verursachen an der aufkeimenden Saat keinen Schaden. Nur in England, wo die Aecker mehr Feuchtigkeit haben müssen, kann die Aussaat noch später, jedoch gewiß wohl nicht alle Monate bis zum October geschehen.

Den Samen dazu erziehen sich die mehresten kleinen Einwohner in ihren Gärten selbst, und ausserdem wird die Dresdner Metze, nachdem er schlecht oder gut gerathen ist, mit 12 bis 8 Groschen bezahlt. Auf ein Dresdner Viertel Feld wird etwas über drey Metzen guter Same gerechnet. Der Same wird vor der Aussaat mit etwas klarer Asche aus einander gerieben, damit die Körner nicht zusammen hangen bleiben. Das Graben der Aecker, wie die Aussaat, verrichten die Weiber, die darin geübt sind. — Wenn etliche Schritte lang gegraben und das aufgegrabene Land genug abgetrocknet ist: so verrichten sie die Aussaat, und bringen dieselbe mit eisernen Harken oder Rechen unter, damit die Oberfläche recht klar und eben wird. Das Graben, ob es gleich mühsamer ist, hat vor dem Pflügen den großen Nutzen, daß dadurch das Land dazu in gehöriger Tiefe aufgelockert wird, und die Rüben recht lang werden können, da sie in gepflügtem Acker nur kurz und kulbicht wachsen. Es erleichtert die darauf folgende Arbeit, das Jäten, gar sehr, indem der auf dem Acker gelegene Same vom Unkraut so tief ausgegraben worden ist, daß er nicht aufgehen kann, und auch die Wurzeln vom Unkraut sorgfältig aufgesucht und herausgeworfen worden sind. Wenn die Rüben nach 8 Wochen anfangen sich am Kraute zu breiten, wird das Jäten bey trockenem Wetter vorgenommen; welches, wenn es das erstemahl durch Weiber selbst, und nicht durch bloße Kinder geschiehet, selten wiederhohlet

werden

werden darf, weil der tief gegrabene Acker überhaupt nicht viel Unkraut hervorbringt. Erwächset aber wegen nasser Witterung mehr als sonst, so muß es noch einmahl geschehen. Beym Jäten werden auch die kleinen Rüben an den Orten, wo sie zu dick stehen, mit heraus gezogen, damit nicht eine die andere am Wachsthume verhindere. In solchem wohl durchgegrabenen Acker ist, wie jeder leicht einsieht, das mühsame zweymahlige Behacken, wie es in jenem erfordert wird, gar nicht nöthig. Sie wachsen nun bey gedeihlicher Witterung freudig fort, und es ist bis zum Ausgraben aus der Erde nichts weiter daran zu thun, außer daß man etwa noch im August nach einem erquickenden Regen die zu dick neben einander stehenden Rüben ausziehet, und zur Viehfütterung anwendet.

Obgleich in einem Aufsatz über den Möhrenbau in England und Flandern in den Oekonomischen Heften *) versichert wird, daß das ein- und zweymahlige Abschneiden des Krautes nichts geschadet hätte; und die Rüben am Ende eben so groß befunden worden wären, als diejenigen gewesen, die unbeschnitten stehen geblieben, so lehrt doch die Erfahrung durchgehends das Gegentheil; und diejenigen Rüben bleiben merklich kleiner, deren Kraut abgeschnitten worden ist; daher dieses nirgends geschiehet, zumal der Nutzen des Abschneidens zur Fütterung gar nicht ergiebig ist. Denn ob es wohl jung vom Rindvieh und Schweinen gern gefressen wird, so reicht es doch lange nicht an die Kleefütterung. Und überhaupt geben ein paar Metzen Aussaat, wenn das Kraut abgeschnitten wird, kaum etliche Schubkarren

*) März 1797. S. 258 ff.

voll Futter. Fällt nach dem Abschneiden trockene Witterung ein, so ist es natürlich, daß das Wachsthum der Rüben sehr leiden muß, weil sie des Krautes beraubt, nicht einmahl die Feuchtigkeit des Thaues in sich ziehen können. Das wenige grüne Futter, welches man durch das Abschneiden erhält, ist dem Gewinn an der Größe der Rüben, wenn sie ungeschnitten bleiben, gar nicht gleich zu schätzen. Und überdieß wird auch damit nichts verlohren, wenn man es bis zum Herausnehmen wachsen lässet, weil *wenig davon* verdorret, und alsdenn der Kopf der Rübe *mit* dem Kraute zugleich abgeschnitten werden muß, wenn sie in Gruben und Kellern nicht wieder auswachsen sollen. Dieses Kraut, woran ein Theil von dem Kopfe der Rübe geblieben ist, wird von dem Rindvieh und Schweinen weit lieber gefressen und ist auch viel nahrhafter.

Bey der ganzen Bestellung des Ackers thun die Eigenthümer nichts, und darin bestehet der eigentliche Vortheil des Mohrrübenbaues für die Besitzer großer Landgüter und auch der Bauernwirthschaften, denen es bey ihren übrigen Geschäften gerade an der Zeit fehlet, das mühsame Graben und Jäten durch ihr Gesinde, Hofeleute und Tagelöhner verrichten zu lassen. Es würde auch von solchen der Fleiß gar nicht darauf verwendet werden, den diejenigen doch anwenden, die ihre gethane Arbeit durch reichlichen Ertrag der Rüben gut bezahlt haben wollen. Diejenigen also, denen der Acker zum Mohrrübenbau überlassen worden ist, müssen alle Arbeit daran verrichten. Sie geben den Samen darzu, graben das Land, säen und jäten und bringen auch zuletzt im Oktober die erbauten Rüben mit gewöhnlichen Mistgabeln aus der Erde und schütten solche körbeweise auf zwey

gleiche

gleiche Haufen. Aus dieſen wählt ſich der Beſitzer des Ackers, welchen er will und führet die Rüben, als den Zins für den Acker nach Hauſe, der andere Haufe verbleibet dem, der die Arbeit verrichtet hat, zu ſeinem verdienten Antheil.

Jeder Wirthſchafter muß hier leicht einſehen, daß dieſe Art des Mohrrübenbaues die ſicherſte und vortheilhafteſte iſt. Denn auf ſolche Art erlangen große Güter zu ihrer Wirthſchaft oft auf hundert und mehr Fuder Mührrüben, worauf ſie keinen Groſchen haben verwenden dürfen. Eben ſo iſt es mit dem Bauer, der ebenfalls damit einen beträchtlichen Zuwachs an nahrhaftem Futter für alle Arten des Viehes ohne den geringſten Aufwand erhält.

Der Acker wird dadurch auf etliche Jahre vom Unkraut gereiniget. Weil er aber tief gegraben und das gute Land hinunter gebracht worden iſt; ſo muß man der von unten heraufgebrachten Erde erſt die gehörige Zeit zur Verwitterung laſſen, ehe mit Nutzen Getreide hinein geſäet werden kann. Es würde daher nicht wohlgethan ſeyn, wenn man dieſe Aecker, weil ſie zum gewöhnlichen Brachſchlag gehören, nach herausgenommenen Rüben noch im Herbſte mit Korn oder Weitzen beſäen wollte, wenn auch noch ſo reichlich darzu gedünget würde. Es würden wegen des vielen noch unverwitterten, ſo genannten todten Landes, doch noch eine ungewiſſe Aernte werden. Man läßt vielmehr ſolche Aecker zwar mit gutem Dünger befahren, und tief unterpflügen, man läßt ſie aber den Winter unbeſäet liegen und beſtimmet ſie zur Gerſtenſaat, die auch alsdann, zumahl wenn der Acker recht ausfrieret, ſehr gut darauf geräth. Oder man ſäet das erſte Jahr Wicken und den Herbſt darauf Weitzen

hinein.

hinein, der denn mehrentheils alle andere Weihenaussaat an Wachsthum übertrift.

Hat man hohe und trockene Gärten, worin das Anpflanzen der Bäume schwer von statten geht, so können solche Plätze nicht besser, als durch den Mohrrübenbau darzu geschickt gemacht werden. Man läßt im zeitigen Frühjahr den ganzen Rasenfleck umgraben und mit Möhrrüben besäen. Sie gerathen nirgends besser, und man hat auch nirgends weniger Arbeit mit dem Jäten, als auf umgegrabenem Rasen. Daher auch manche unfruchtbare und magere Wiesen nicht nutzbarer verbessert werden können, als wenn sie umgegraben, das erste Jahr mit Mohrrüben besäet, das zweyte gedüngt und mit Kartoffeln bepflanzt und das dritte mit Klee unter dünner Gerste besäet werden. In einem umgegrabenen Gartenfleck werden die darauf im Herbst gepflanzten Bäume das beste Fortkommen haben, und wenn mit dem Graben etliche Jahre hinter einander fortgefahren, und ein Jahr um das andere Wicken und Mohrrüben hineingesäet werden, so wird man den Garten nicht nur weit besser, als vorher am Futter anziehen, sondern auch bald die besten tragbaren Obstbäume erlangen. Klee, wie doch viele thun, ist nicht zu rathen unter junge Bäume zu säen, weil sich in den Klee bald eine Art großer Gartenmäuse einfindet, die sich von den Wurzeln desselben nähren, und wenn sich diese vermindern, sogar die Wurzeln der jungen Bäume angreifen, daß davon manche gar eingehen oder doch auf einmal im Wachsthume stille stehen.

Zur Aufbewahrung im Winter ist ein trockener Keller oder Grube nöthig, woraus man täglich die Nothdurft zur Fütterung erhalten kann. Man kann sich eine dergleichen unter einem

Schup-

Schuppen machen lassen, die etwa 4 Ellen Tiefe und die nöthige Breite hat. Die Rüben werden unter dem Schuppen an den Köpfen glatt mit dem Kräutig abgeschnitten und auf kleine Haufen um die Grube geworfen. So bald sie gut abgetrocknet sind, werden sie hinein gestoßen und andere an ihre Stelle gebracht. Die Grube wird alsdenn blos mit Bretern bedeckt, und oben auf und darneben mit Strohbunden belegt, so sind sie vor dem Erfrieren gesichert und alle Tage kann die Quantität herausgehohlet werden, die zur Fütterung nöthig ist. Bringt man sie in Keller oder Gruben in Gärten, die zu feuchte sind, so fangen sie leicht zu faulen an, und es entstehet großer Verlust.

Die Vortheile von dem Anbau der Möhren bey der Fütterung und **Mastung des Viehes** sind in Sachsen längst anerkannt gewesen und in den Gegenden, wo dieselben im Großen erbauet werden, wird man sich der Zeit nicht mehr erinnern können, wie es in Ansehung der Kartoffel der Fall ist, wenn mit dem Anbau derselben der Anfang gemacht worden ist. Nicht so aber, was dieselben auch für einen **Nahrungs- und Handelszweig** für arme und geringe Leute abgeben.

Ein Fuder dieser Rüben ist überhaupt bey der Fütterung und Mastung des Viehes besser und nahrhafter, als zwey Fuder weißer Herbstfeldrüben. Sie können sicherer zur Fütterung und Mastung auf den Winter aufbehalten werden, als jene, weil sie, ob ihnen gleich auch die Köpfe abgeschnitten werden, damit sie nicht auswachsen können, doch inwendig viel weniger trocken und pelzig werden, daß sie nicht mehr nahrhaft bleiben. In wohl angelegten Gruben halten sich die

Mohr-

Mohrrüben bis in den März gut und saftreich. Dem Rindvieh, hauptsächlich den melkenden Kühen, und was gemästet werden soll, werden sie gestampft oder geschnitten zum Futter gegeben. Bey dem seit vielen Jahren dauernden Heumangel sind diese Rüben auf großen Gütern und in den Bauerwirthschaften unter den Strohhäcksel anstatt des Heues gemengt, die beste Unterstützung gewesen. Ein Rind, das abwechselnd mit Kraut und Mohrrüben gefüttert wird, kann in weit kürzerer Zeit und mit weniger Schrot fett gemacht werden, als mit weißen Rüben oder Kartoffeln; es bekommt auch viel wohlschmeckenderes Fleisch. Bey der Mastung mit Morrüben hat man noch überdieß den Vortheil, daß nicht so viel Zeit und Holz aufs Kochen verwendet werden muß, weil solche jedes Thier lieber ungekocht frißt, und überhaupt die Erfahrung lehrt, daß gekochte Gewächse nicht so gut, als rohe mästen. Für Gänse und Schafe werden sie würfelicht geschnitten und in Trögen vorgesetzt, wovon diese Thiere, ohne daß Schrot daran gemenget wird, in 5 — 6 Wochen schon sehr fett werden *). Giebt man ihnen aber noch Schrot dazu, so geschiehet es in weit kürzerer Zeit. Das Fett an diesen Thieren hat hernach beym Schlachten eine gelbe Farbe und ist sehr wohlschmeckend. Häusler und Hausgenossen, deren ganze Viehwirthschaft oft nur in einer Mandel junger und alter Gänse bestehet, wissen dieselben nach und nach damit so fett zu machen, daß sie aus ihrer Gänsezucht dreyfachen Nutzen ziehen. Nur muß die Mastung damit nicht viel über Weihnachten hinaus dauern, indem sie alsdenn wieder anfan-

*) Auch Tauben und Hühner fressen sie ungemein gern, wenn man sie würflich schneidet.

anfangen abzunehmen, weil ihre Begattungszeit eintritt. Die Schweine werden davon auch weit eher, als von Kartoffeln fett. Sonderlich ſind ſie den heranwachſenden Ferkeln und Läufern zum Winterfutter ſehr gedeihlich, ſo daß von ſolchen Thieren, die dergleichen Winterkoſt gehabt haben, ſelten im Frühjahre eines nach dem Austreiben erkranken oder gar ſterben wird. Sogar den Pferden und ſonderlich den Fohlen gegen das Frühjahr klein geſchnitten mit unter dem Futter gegeben, iſt die beſte Blutreinigung, und bewahrt die letztern vor dem ſo gewöhnlichen Köpfen.

Was den Nahrungs- und Handlungszweig vom Mohrrübenbau betrifft: ſo hat ſich derſelbe ſeit etlichen Jahren gar ſehr erweitert. Das erſte iſt der ſogenannte **feine Mohrrübenſaft**, der ſo ſehr bey mancherley Krankheiten und auch zu Brühen an den Speiſen empfohlen wird, und deswegen ein beträchtlicher Handelsartikel geworden iſt. Zu dem feinen Saft, der eigentlich nur in Krankheiten gebraucht werden ſoll, werden Mohrrüben von mittlerer Größe, die recht ſaftig und wohl abgetrocknet ſind, genommen. Nachdem ſie ſehr rein abgewaſchen worden ſind, werden ihnen die Köpfe, ſo weit ſie grün ſind, und die Schwänze abgeſchnitten, in einem Stampftroge ſehr klar geſtampft, und endlich der Saft auf einer gewöhnlichen Obſtpreſſe ausgepreſſet. Hierbey kommt aber freylich viel auf die Stärke der Preſſe an, weil dieſer Saft nicht ſo leicht, als von mürbe gewordenem Obſt heraus zu bringen iſt. Der heraus gepreßte Saft wird alsdenn bey einem gelinden Feuer ſo lange gekocht, bis er zur gehörigen Syruppsdicke gelanget iſt. Dieſer feine Saft aus rohen Mohrrüben iſt es eigentlich, der nur zum mediciniſchen Gebrauche angewendet werden ſollte.

Von

Von einem Dresdner Scheffel Mohrrüben, die gut ausgepreßt worden sind, wird man auf 4 Kannen erhalten, wovon jede mit 5 Groschen bezahlt wird. Da nun sonst der Scheffel Mohrrüben nur 8 bis 12 Groschen gilt, so ist es immer doppelter Gewinn, wenn man daraus diesen Saft bereitet, indem man die ausgepreßten Rüben doch noch zur Fütterung übrig behält. Allein vielfältig geschiehet es, daß die schlechtere Art von Saft, deren Beschreibung nun folgen soll, zugleich mit diesem aufgekauft, mit jenem zum Handel vermischt, und er dadurch schlechter gemacht wird, als er seinen natürlichen Bestandtheilen nach seyn sollte.

Denn die andere und am meisten gewöhnliche Art, sich aus den Mohrrüben einen Saft, den man den gemeinen Möhrensaft nennen kann, zur Zukost zu bereiten, ist folgende: Man läßt die Mohrrüben, wenn sie gehörig gereiniget worden sind, nach zugegossenem Wasser in einem Kessel kochen, bis sie so weich sind, daß sie beym Umrühren zu einem Brey werden, bringt solche auf die Presse, und kochet alsdenn das Ausgepreßte zu einem Saft ein; welches freylich etwas längere Zeit, als jenes erfordert, weil das dazu gebrauchte Wasser erst verdampfen muß. Man gebraucht hernach im Sommer den davon erhaltenen süßen Saft in die Brocken anstatt des Syrupps und den Kindern wird es als Zukost aufs Brot gegeben.

Um denselben auch zur Zukost für das Gesinde noch brauchbarer zu machen, bringt man diesen Saft noch zu einem wohlschmeckenden Mus, das so leicht niemand verschmähet. Man sammelt nähmlich im späten Herbst, wenn die Hahnbutten völlig reif sind, und anfangen weich zu werden, davon so viele, als man habhaft werden kann.

Man

Man kochet z. B. einen halben Scheffel derſelben unter fleißigem Umrühren aus, und ſchäumet während des Kochens die oben aufſchwimmenden Hacheln ſorgfältig ab. Wenn alles von Hahnbutten abgekochet iſt, werden durch klare Siebe die Kerne abgeſondert. Nun wird zu den Hahnbutten eine gleiche Quantität ausgepreßten Saftes von Mohrrüben gebracht, und dieſes aufs neue zuſammen bis zu einem ſtarken Syrupp gekocht, womit denn ein wohlſchmeckendes Mus zur Zukoſt bereitet iſt. Denn die allzu große Süßigkeit des Möhrenſaftes wird durch den etwas herben Geſchmack der Hahnbutten gemildert. Faſt jede geringe Familie auf dem Lande, welche Gelegenheit hat, Mohrrüben zu bauen, bereitet ſich dieſes Mus auf den Winter, ſonderlich in den Jahren, wo es an Pflaumen gemangelt hat, und es iſt unſtreitig eine ſehr geſunde Zukoſt.

Noch einen vortheilhaften Gebrauch des ausgepreßten Mohrrübenſaftes wiſſen alle Bauernweiber auch dadurch zu machen, daß ſie damit ihre zu Markte zu tragende Winter- und Frühjahrsbutter verſchönern. Sie ſchaben etliche recht dunkelgelbe Mohrrüben ab, und reiben ſelbige auf einem Reibeiſen klein, drücken alsdenn den Saft davon durch ein reinliches Tuch aus, und nehmen von dieſem Safte etwa ein Nößel zu zwanzig Kannen Sahne, und gießen ſolchen zugleich mit in das Butterfaß. Dieſer Zuſatz macht die Butter, die ſonſt vom Strohhäckſel ganz weiß ausſieht, ſo gelb, als mitten im Sommer bey vollem Graſe. Er giebt ihr auch einen ſüßern Geſchmack, der außerdem bey der Strohfütterung ins Herbe fällt. Dabey verurſacht er an der Butter ſelbſt, wenn ſelbige noch ſo lange aufbehalten wird, keine nachtheilige Veränderung, als

wenn derſelben, wie von den Holländern geſchiehet, auf eine andere Art die gelbe Farbe gegeben wird.

Man hat auch ſchon in den Jahren, wo es gänzlich am wilden Obſte zum Eſſig mangelte, Verſuche angeſtellt, ſich den nöthigen Eſſig zur Hauswirthſchaft auf dem Lande zu verſchaffen, die nicht vergeblich geweſen ſind. Man ſtampfet die Mohrrüben ſehr klein, wie man mit dem wilden Obſte zu thun pfleget, gießt verhältnißmäßig Waſſer darauf, und läßt ſolche auswäſſern. Alsdenn wird das abgezapfte Waſſer in Gefäße gebracht, die man eine Zeitlang in mäßiger Wärme liegen läſſet, bis es zum Gähren kommt. Es wird zwar kein ſo ſcharfer Eſſig, wie vom wilden Obſte, jedoch iſt er zu den gewöhnlichen Speiſen unter den Landleuten brauchbar. Die Schärfe deſſelben würde auch unſtreitig verſtärkt werden können, wenn man mehrere Mohrrüben dazu nähme, damit das Waſſer recht ſüſſe würde; denn je ſüſſer das Waſſer, deſto ſtärker der Eſſig. So iſt es auch mit dem Obſteſſig.

Endlich wird wohl keine Erdfrucht von den Kindern auf dem Lande häufiger roh gegeſſen, als die Mohrrüben, und die Erfahrung lehrt, daß ihnen der tägliche häufige Genuß nicht im mindeſten ſchadet; da ſie ſich hingegen von weißen Rüben, wenn ſie deren viele eſſen, gar bald übel befinden. Auch werden dieſelben zu einem Brey gekocht, und mit Eyern und Sahne vermiſcht zu einem Aufguß auf die Kuchen gebraucht.

So mannichfaltig iſt der Nutzen einer Erdfrucht bey der Landwirthſchaft und in der Haushaltung, die faſt in jedem Boden wächſet, der einen Spatenſtich tief gutes Land hat, und die man in Sachſen noch in weit größerer Menge in

der

der Brache erbauen könnte und würde, wenn die Sömmerungsfelder auf der Brache nicht von Alters her so eingeschränkt worden wären. Es ist selten ein Jahr, worin sie ganz mißrathen sollten und die Arbeit daran vergeblich wäre. Das meiste kommt darauf an, daß man auf eigenen erbauten Samen hält und nicht durch Kauf von Fremden damit betrogen werde. Es beschäftigen sich insonderheit solche Menschen mit dem Anbau derselben, die außerdem weder säen noch ärnten können. Sie verschaffen sich damit selbst und andern ein wirthschaftliches Produkt, das sehr großen Einfluß auf einen gut zu unterhaltenden Viehstand hat, das ein sehr gesundes und nahrhaftes, auch leicht zu erhaltendes Winterfutter hergiebt, und welches man doch kaum in ökonomischen Schriften, weil es einheimisch ist, des Anführens würdiget. Wenn man berechnen sollte, was in den zehn Jahren von 1786—96 bey dem beständigen Heumangel, nur in Sachsen noch durch die Mohrrüben zur guten Unterhaltung des Viehes ausgerichtet worden ist: so würde man wohl zugeben müssen, daß der stärkere Anbau derselben vielen andern, so sehr angepriesenen ausländischen Futtergewächsen vorzuziehen wäre. Und dieß um so viel mehr, da noch hierbey dieses in Betrachtung kommen muß, daß darin geringe Leute auf dem Lande noch für sich einen so ergiebigen Nahrungszweig finden und sie nunmehr dieses Produkt weit besser, als ehemals bezahlt bekommen.

Denn es ist nunmehr eine bekannte Sache, aus diesen Rüben einen Zusatz zu dem so vielen unentbehrlich gewordenen Getränke des Kaffees, wie von den Cichorienwurzeln zu bereiten. Es war wohl ganz natürlich, da von der Cichorienwurzel so viel Rühmens zu diesem Gebrauch ge-

Möhrenben bis in den März gut und saftreich. Dem Rindvieh, hauptsächlich den melkenden Kühen, und was gemästet werden soll, werden sie gestampft oder geschnitten zum Futter gegeben. Bey dem seit vielen Jahren dauernden Heumangel sind diese Rüben auf großen Gütern und in den Bauerwirthschaften unter den Strohhäcksel anstatt des Heues gemengt, die beste Unterstützung gewesen. Ein Rind, das abwechselnd mit Kraut und Möhrrüben gefüttert wird, kann in weit kürzerer Zeit und mit weniger Schrot fett gemacht werden, als mit weißen Rüben oder Kartoffeln; es bekommt auch viel wohlschmeckenderes Fleisch. Bey der Mastung mit Morrüben hat man noch überdieß den Vortheil, daß nicht so viel Zeit und Holz aufs Kochen verwendet werden muß, weil solche jedes Thier lieber ungekocht frißt, und überhaupt die Erfahrung lehret, daß gekochte Gewächse nicht so gut, als rohe mästen. Für Gänse und Schafe werden sie würfelicht geschnitten und in Trögen vorgesetzt, wovon diese Thiere, ohne daß Schrot daran gemenget wird, in 5 — 6 Wochen schon sehr fett werden *). Giebt man ihnen aber noch Schrot dazu, so geschiehet es in weit kürzerer Zeit. Das Fett an diesen Thieren hat hernach beym Schlachten eine gelbe Farbe und ist sehr wohlschmeckend. Häusler und Hausgenossen, deren ganze Viehwirthschaft oft nur in einer Mandel junger und alter Gänse bestehet, wissen dieselben nach und nach damit so fett zu machen, daß sie aus ihrer Gänsezucht dreyfachen Nutzen ziehen. Nur muß die Mastung damit nicht viel über Weihnachten hinaus dauern, indem sie alsdenn wieder anfan-

*) Auch Tauben und Hühner fressen sie insgemein gern, wenn man sie würflich schneidet.

Die gelben Wurzeln, gelben Rüben, Möhren, werden wohl überall in Gärten gebauet, und in so fern sie von Menschen nicht verzehret werden, dem Vieh verfüttert. Anbau und Nutzen würden also bekannt genug seyn, als daß es einer weitläuftigen Ausführung bedürfte. Indessen ist doch verschiedenes dabey auszusetzen, und man erlaube, mich in dieser Absicht einige Augenblicke verweilen zu dürfen. Der Nutzen, besonders bey Melkkühen, ist zu beträchtlich, als daß ich die Fehler nicht rügen, und dieses nützliche Product dem Schlendrian zu minderm Gebrauch überlassen sollte.

Arten davon.

Es giebt zwey Arten: eine von Ansehn gelblichere, im Geschmack herbere, die lange Schwänze und viele Stacheln hat; und eine die von Ansehn röther, im Geschmack süßer, von oben bis unten fast gleich dick, und glatt ist. Die Vorsicht erfordert also, die letzte Art zum Anbau zu wählen, die überhin, ihres fast cylindrischen Wuchses wegen, auch in der Quantität besser ist.

Anbau im Großen.

Ein milder, trockner, etwas melirter, gut verarbeiteter, und in guter Düngung befindlicher Sandacker ist den gelben Wurzeln am angenehmsten, nichts aber widriger und schädlicher als ein frisch gedüngter Boden *). In diesem werden sie vom Roste angefressen oder eisermalig, im Wachsthume gestöret, weniger schmack- und nahrhaft, und also auch von wenigerer Nützlichkeit. Das Düngen muß ein Jahr vorher geschehen, und darnach schon eine andere Frucht gewachsen, oder mit andern Worten: der Dünger muß aufgelöset, mit der Ackererde gänzlich vermischt, und in so feine Bestandtheile übergegangen seyn, daß er kaum weiter mehr als Pflanzennahrung enthält. In Gärten, wo man gewöhnlich ein Jahr um das andere düngt, und auf den fri-

terung des Rindviehes; mit Anmerkungen von Albr. Thaer. Berlin, 1800 S. 235 ff.

*) Dies ist gegen die allgemeine Erfahrung der Engländer und gegen die meinige. Je stärker ich mit kurzem Miste dazu gedünget habe, desto besser und selbst desto schmackhafter sind meine Möhren gewesen. Ohne Dünger möchte ich sie gar nicht bauen, weil sie dann die viele Arbeit zu kärglich bezahlen würden. Th.

Von einem Dresdner Scheffel Mohrrüben, die gut ausgepreßt worden ſind, wird man auf 4 Kannen erhalten, wovon jede mit 5 Groſchen bezahlt wird. Da nun ſonſt der Scheffel Mohrrüben nur 8 bis 12 Groſchen gilt, ſo iſt es immer der beſte Gewinn, wenn man daraus dieſen Saft bereitet, indem man die ausgepreßten Rüben doch noch zur Fütterung übrig behält. Allein vielfältig geſchiehet es, daß die ſchlechtere Art von Saft, deren Beſchreibung nun folgen ſoll, zugleich mit dieſem aufgekauft, mit jenem zum Handel vermiſcht, und er dadurch ſchlechter gemacht wird, als er ſeinen natürlichen Beſtandtheilen nach ſeyn ſollte.

Denn die andere und am meiſten gewöhnliche Art, ſich aus den Mohrrüben einen Saft, den man den gemeinen Möhrenſaft nennen kann, zur Zukoſt zu bereiten, iſt folgende: Man läßt die Mohrrüben, wenn ſie gehörig gereiniget worden ſind, nach zugegoſſenem Waſſer in einem Keſſel kochen, bis ſie ſo weich ſind, daß ſie beym Umrühren zu einem Brey werden, bringt ſolche auf die Preſſe, und kochet alsdenn das Ausgepreßte zu einem Saft ein; welches freylich etwas längere Zeit, als jenes erfordert, weil das dazu gebrauchte Waſſer erſt verdampfen muß. Man gebraucht hernach im Sommer den davon erhaltenen ſüßen Saft in die Brocken anſtatt des Syrupps und den Kindern wird es als Zukoſt aufs Brot gegeben.

Um denſelben auch zur Zukoſt für das Geſinde noch brauchbarer zu machen, bringt man dieſen Saft noch zu einem wohlſchmeckenden Mus, das ſo leicht niemand verſchmähet. Man ſammelt nähmlich im ſpäten Herbſt, wenn die Hahnbutten völlig reif ſind, und anfangen weich zu werden, davon ſo viele, als man habhaft werden kann.

Man

Wartung.

Nächst der frischen Düngung ist den Wurzeln nichts mehr zuwider als das Unkraut; und gleichwohl erfolget, der guten Beackerung ungeachtet, nichts gewisser als dieses. — Indem der Same fast vier Wochen in der Erde liegt, und noch vier Wochen lang nur ein schwaches Kraut treibt, so bedienet sich das Unkraut dieser Schwäche, und überziehet den ganzen Acker mit Heereskraft. Nichts als ein wiederhohltes Jäten kann die jungen Pflanzen vor Uebermacht und Verderben schützen. Dies pflegt in der Mitte des Junius zum erstenmahl, und etwa vier Wochen später zum zweytenmahl nöthig zu seyn; also gerade zu einer Zeit, wo man in großen Wirthschaften, der Heuärnte wegen, alle Hände voll zu haben, und alle Nebengeschäfte hintenan zu setzen sich berechtiget glaubt. — Allein die den Wurzeln zu widmende Arbeit hindert das Hauptgeschäft so wenig, daß sie im Gegentheil dasselbe noch begünstiget. Gemeiniglich werden die zum Heuen erforderlichen Leute, es mögen nun Dienstboten oder Tagelöhner seyn, Abends vorher bestellet. Sie finden sich am Morgen ein; ein stark gefallener Thau oder ein kleiner Regen lassen aber die Arbeit nicht zu, oder wenn der Regen anhält, hofft man gegen Mittag auf Sonnenschein. Um die Leute nicht aus einander gehen, oder einen guten Nachmittag ungenützt verstreichen; gleichwohl alle Hände bis dahin nicht müssig seyn zu lassen, ist man oft um Arbeit verlegen. Diese findet sich auf dem Wurzelacker, wobey eben die regnigte Witterung vortheilhaft wird. — Ueberdem ist es bey großen Wirthschaften von besonderem Nutzen, wenn das Ganze so eingerichtet ist, daß die Witterung auf den Fleiß des Wirths nicht immer Einfluß haben, und er auch bey der ungünstigsten arbeiten könne. Was dabey gewonnen wird, ist so gut Gewinn, als was bey der besten zu erreichen steht. — Mit kleinen Wirthschaften hat es eben die Bewandtniß; Frau, Magd und Kinder sind ebenfalls zur Heuärnte eingerichtet. — Wo aber weder bey großen noch kleinen Wirthschaften Wiesen vorhanden — freylich da ist man auch nicht an die Heuarbeit gebunden. Man hat andere Beschäftigungen, die jedoch selten nützlicher als das Wurzeljäten seyn möchten; oder man arbeitet gleich

dem geſchäftigten Müſſiggänger, das iſt, man thut im Grunde gar nichts *).

Aernte.

Wenn das Jäten zum zweyten Mahle gehörig geſchehen, ſo wachſen die Wurzeln ohne fernere Aufſicht bis Michaelis fort, da ſie denn ausgegraben werden. Zur Erleichterung dieſer Arbeit wird das Kraut vorher abgemähet und dem Rindvieh gegeben; der Mohn aber, im Fall man welchen darunter geſäet hat, wird ſchon drey bis vier Wochen früher abgeſchnitten, weil er um ſo viel früher reift. Das Verfahren beym Aufgraben iſt bekannt, ich bemerke alſo nur, daß die Wurzeln, wie die Kartoffeln und alle Erdgewächſe, gehörig abtrocknen müſſen, bevor ſie zum Aufheben in Keller gebracht, oder in die Erde gegraben werden.

Nutzen bey der Viehzucht.

Der Anbau der gelben Wurzeln erfordert, was das Jäten und Ausgraben betrifft viele Zeit und viele Menſchenhände: der Nutzen aber iſt auch ſo beträchtlich, daß dieſes Erforderniß kaum in Betracht kommt. — Sie ſind allen Vieharten, von der Taube bis zum Pferde, gleich angenehm und wohlſchmeckend. Was aber dem Vieh am beſten ſchmeckt, iſt ihm auch am nährendſten. Beſonders empfehle ich ſie für die Melkkühe. Ihre Farbe theilen ſie der Milch und Butter mit; und dieſe erhält zugleich einen ſehr angenehmen, der gewöhnlichen Maybutter nichts nachgebenden Geſchmack. Man kann alſo dieſe Erſtlinge des Frühlings und der grünen Nahrung der Kühe auch mitten im Winter haben.

Von einem Calenbergiſchen Morgen zu ſechszehnfüßigen Quadratruthen habe ich eher 120 bis 110

*) Wenn man Leute hat, die gute Augen haben und im Behacken geübt ſind, ſo kann man das Jäten ganz erſparen. Fehlen dieſe, ſo muß man die koſtſpielige Arbeit des Jätens einmahl daran wenden. Nie laſſe ich aber ganz rein jäten, ſondern nur das größere und das dichter um die auf 1 Fuß Entfernung auszuſetzenden Pflanzen ſtehende Unkraut wegziehen; den Jätern aber auf dem Fuß die Hacker folgen, wodurch die Arbeit wenigſtens um die Hälfte verringert wird. Zwey Mahl laſſe ich aber nie jäten; dagegen wohl dreymahl behacken, welche Arbeit mit jedem Mahle leichter und ſauberer wird. Auf Düngung und aufs Behacken beruhet der Ertrag lediglich. Th.

bis 120 Himten geärndtet *); welches, auf hieſiges Land- und Kornmaß reduciret, von einem Magdeburgiſchen Morgen 64 bis 70 Scheffel beträgt. — Drey Scheffel geben den Melkkühen mehr und beſſere Milch als zwey Scheffel Gerſtſchroot. Man rechne jedoch die Aernte von einem Morgen nur zu ſechszig Scheffel, und in der Fütterung zwey Scheffel für einen Scheffel Gerſte, ſo müßte man darauf dreyßig Scheffel Gerſte geärntet haben; welches von fünf Morgen, auch in gutem Boden, kaum möglich iſt. — Die Koſten des Anbaues betragen freylich, viel aber doch nicht viel mehr, als die Benutzung des Mohnſamens ausmacht. Provenceröhl gilt gewöhnlich zwölf Groſchen das Pfund. Zwanzig Pfund Mohnöhl, welches eben ſo gut iſt, ſind alſo zehn Thaler werth; und auf zehn bis zwölf Thaler möchten die Koſten des Jätens und Aufgrabens, wenn alles genau berechnet, und im Tagelohn bearbeitet wird, höchſtens zu ſtehen kommen.

Solchen Wirthen, die nach dem gemeinen Sprichworte nicht bloß aus der Hand in den Mund haben; die alſo die Koſten des Jätens und Ausgrabens eine Zeitlang, und ſo lange vorſchießen können, bis ſie ſolche durch die verbeſſerte Milchnutzung wieder erhalten; denen es gleich iſt, ob ſie Gerſte oder Butter verkaufen; und die endlich, des weniger geärnteten Gerſtenſtrohes wegen, keinen Strohmangel befürchten dürfen; rathe ich immer zum Anbau der Wurzeln in der Art, daß ſie wenigſtens einen Theil ihrer Kühe, wenn ſie friſchmelkend geworden, damit abwechſelnd füttern; ſich dadurch viele und delicate Butter zu einer Zeit, wenn es daran zu gebrechen pfleget, verſchaffen; und theils ſelbſt verſpeiſen, theils zu einem, den gemeinen Preiſen um die Hälfte überſteigenden Werth verkaufen mögen **).

*) Weniger als 40 Himten habe ich nie vom Morgen geärndtet. Oft aber 60a Himten. Eine Aernte von 376 Himten auf einen halben Morgen habe ich bey einem Freunde geſehen. Vergl. Annalen der Niederſächſ. L. 1. Jahrgang 4tes Stück S. 302. Einen ſolchen Unterſchied macht die Art der Kultur. Th.

**) In Anſehung der Güte der Milch und Butter übertrifft die Möhrenfütterung jede andre im Winter. Die Butter kommt, wenn ſie gehörig bereitet wird, der Maybutter gleich.

macht wurde und diese immer noch theurer bezahlt werden müsse, daß man auf den Gedanken geriethe, Versuche zu machen, ob Möhrenköpfe nicht eben auf diese Art zu einem Kaffeepulver zubereitet werden könnten. Man machte den Anfang damit und fand bald mehr Geschmack an der Süßigkeit der Möhrenköpfe, als an dem herben und bittern der Cichorien. Es ist zwar bisher, insonderheit im Reichs-Anzeiger darüber geschrieben worden, ob ein solches Getränk von gebrannten Möhrenköpfen und etwas Kaffee der Gesundheit nicht schädlich seyn möchte, aber darüber noch keine deutliche Erörterung geschehen. Indessen hat sich doch diese Art des Kaffees schon mit einer gebracht, daß es den Möhrenköpfenbauern zu nicht geringem Vortheil gereichet. Denn da vor 16 Jahren der Dresdner Scheffel solcher Köpfen 6 höchstens 8 Groschen galt, wird er nun in Städten, wohin viele zu diesem Behuf zum Verkauf gebracht werden, gern mit 10—12 Groschen bezahlt und dieser steigende Preis kommt den armen Leuten zu Gute, die sich mit dem Anbau derselben abgeben. Denn was auf großen Gütern und in Bauernwirthschaften davon gewonnen wird, das weiß man noch vortheilhafter bey der Viehzucht anzuwenden. —

Ich füge übrigens hier noch die von dem Herrn Bergen gegebene Anleitung zum Möhrenbau im Großen, mit einigen berichtigenden Anmerkungen des Herrn Leibarztes Dr. Thaer's bey, aus welcher man sehen wird, wie sehr dieser gründliche Landwirth den Möhrenbau schätzt und empfiehlt, obgleich er ihn noch nicht zu der Höhe gebracht hat, wie andere. Er sagt *):

Die

*) S. Joh. Chriſt. Bergen's Anleitung zur Viehzucht, oder vielmehr zum Futtergewächsbau und zur Stallfütterung

nicht mit Körnern gefüttert worden waren. Ich ſtellte aber nunmehr 80 andre auf, und mengte Erbſen unter die Möhren, wodurch ſie ein derberes Fleiſch bekamen, und deßhalb beſſer bezahlt wurden. Alſo iſt dieß eine Mäſtungsart, die ich andern Landwirthen noch mehr als mit bloßen Möhren empfehlen muß, ob ich gleich mit meinem Verſuche mit bloßen Möhren völlig zufrieden zu ſeyn Urſache hatte.

Im gegenwärtigen Jahre ſtellte ich wiederum 30 Schweine auf, und fütterte ſie drey Wochen lang bloß mit Kartoffeln. Eins davon wog ich am 26. Oktober, und fand, daß es 10 Stein und 4 Pfund am Gewicht hatte. Drey Wochen hernach wog ich es abermals, und es fand ſich, daß das Thier um nicht mehr als 8 Pfund ſchwerer geworden war. Woher dieſer große Unterſchied rühren mag, kann ich nicht erklären. Auch denke ich nicht, daß mein Verſuch mit den Kartoffeln völlig ſo beſchaffen geweſen iſt, daß Andre ſich darnach richten dürften.

Im November 1782 ſtellte ich 20 große Ochſen auf, die ich im Eaſt-Riding der Grafſchaft York mager eingekauft hatte, und gab ihnen Rüben zu freſſen. Sie verzehrten Tag für Tag 144 Scheffel Rüben, bis zu Anfange des Februars 1783; jeder Scheffel wog 3 Stein und 9 Pfund, oder überhaupt 51 Pfund; macht in allem auf den Tag 7344 Pfund.

Mithin kommen auf jeden Ochſen täglich 367 Pfund.

Ich hielt genau Rechnung über die Fuder von jedem Morgen Landes, und fand, daß der Morgen 20 Fuder gab, 32 Scheffel.

Summe des Gewächſes der Rüben von jedem Morgen 32,640 Pf.

Vor dem Erfrieren hat der Prediger J. Forby zu Fincham, in der engliſchen Landſchaft Norfolk, ſeine Möhren ſeit vielen Jahren durch folgendes Verfahren geſichert: Gleich nach Michaelis gräbt er, bey trockner Witterung, die Möhren mit einer gemeinen Miſtgabel aus, und bringt ſie an der Ecke des nähmlichen Stück Landes, in dem ſie gewachſen ſind, auf folgende Art in einen Haufen. Sechs Zoll hoch über der Flä-

che

che des Ackers wird etwas Erde 2 und 1 halben Fuß breit und etwa 60 oder 30 Fuß lang, wie es die Menge der Möhren erfordet, aufgeworfen. Auf dieſe Erdlage wird eine dünne Lage dürres Stroh gelegt, dann wird auf allen Seiten eine Reihe Möhren mit ihrem auswärts gewandten Kräutig darauf geordnet, ſo daß die Schwänze der Möhren von der einen Seite über die Schwänze derer von der andern Seite zu liegen kommen, bis der Umfang etwa 2 Fuß breit mit Möhren bedeckt iſt. Den kleinen Möhren ſchneidet man das Kräutig ab, und ſteckt ſie zwiſchen beyde Reihen mitten hinein, damit ſie die beyden Seiten dadurch zuſammen halten, in dem ſie die Laſt mehr nach der Mitte hin drücken, daher die großen Möhren der beyden Reihen nicht leicht auseinander fallen können. Auf 2 oder 3 Reihen Möhren über einander wird immer wieder eine dünne Lage dürres Stroh gelegt, und ſo fährt man fort, ſie etwa 4 Fuß hoch über einander zu bauen. Zuletzt bedeckt man das Kräutig ſorgfältig mit dürrem Stroh, und legt etwas Schilf- oder Riedgras, wie eine Strohhaube, darauf. Iſt man damit fertig, ſo hängt man eine andere, mit der erſten parallellaufende Linie an, und läßt zwiſchen beyden nicht mehr Raum leer, als daß ein Menſch dazwiſchen durchkommen kann. Sind nun alle Möhren auf dieſe Art aufgelegt, ſo füllt man die Mittelgänge mit dürrem Stroh an, und verwahrt die Auſſenſeite mit aufgeſetzten und durch Hordenpfähle feſt angedrückten Strohbündeln, damit der Wind nicht das Stroh oder das Dach wegführen kann. Auf ſolche Art halten ſich die Möhren in jedem Froſte.

Siehe

Siehe Annals of Agriculture and other useful Arts, collected and published by A. Young, Vol. XI. p. 328 — 330.

Was den Gebrauch der Möhren in medicinischer Hinsicht betrifft, so verdient die Wurzel, wegen ihrer seifenartigen Eigenschaft unter die ausmilchenden und reinigenden Arzeneyen gezählt zu werden. Schon in alten Zeiten hielt man sie wider die Elephantiasis für wirksam [1]). Wenn man Harnblasensteine in den Saft oder Abkochung dieser Wurzel wirft, so wird etwas, doch sehr wenig, von ihnen aufgelöst; daraus folgt, daß sie denen, die mit dem Stein geplagt sind, zuträglich ist [2]). Nüchtern gegessen sollen sie wider die Fadenwürmer der Kinder wirksam seyn [3]). Wider die Schämmchen im Munde der Kinder, ist es heilsam, dieselben mit einer Abkochung, oder dem ausgepreßten Safte der gekochten Möhren, mit etwas hinzugesetztem Rosenhonig zu pinseln, oder wider innerliche Schwämmchen zuweilen einen Theelöffel voll niederschlingen zu lassen [4]). Auch kann man durch eine Abkochung von ihnen, mit etwas Violensyrup vermischt, den Speichelfluß in den Pocken unterhalten [5]).

In den neuern Zeiten haben sich die Möhren, als Breyumschlag angewandt, wider bösartige Geschwüre sehr berühmt gemacht. Frische Möhren nehmlich werden geschabt, auf einer Reibe zerrieben, und, nachdem man mit der Hand den Saft aus ihnen gepreßt, auf einem Teller oder in einer Pfanne heiß gemacht, damit sie zu Brey werden

1) Aretaeus Cur. diut. cap. 2.
2) Lobb on dissoluents of the stone p. 94.
3) Rosenst. Bfkd. p. 353. v. d. Bosch. epid. verm. p. 352.
4) Rosenst. a. a. O. S. 25. Darel Soken ap. p. 78.
5) Rosenst. a. a. O. S. 144.

werden, den man auf das Geſchwür legt, ſo daß er allenthalben, gleichſam als ein Pflaſter, wohl anſchließt; damit er nicht abfalle bedeckt man ihn mit warmer Leinwand und befeſtigt ihn mit einer Binde. Alle 12 Stunden wiederhohlt man dieß, und jedesmahl reiniget man das Geſchwür mit ausgezupfter Leinwand. Dieſe Verſuche ſind zuerſt von dem gelehrten Gothaiſchen Leibarzt Herrn Sulzer gemacht, und von einem Freunde von ihm, aber ohne ſein Vorwiſſen in Journ. de medic. T. 24. p. 68. eingerücket worden; daſelbſt ihnen auch Heilkräfte wider krebsartige Geſchwüre beygelegt werden; der berühmte Erfinder aber hat dem Herrn Hofr. Murray aufrichtig geſtanden, daß er nie eine vollkommne Heilung letztgenannter Geſchwüre durch den Möhrenumſchlag habe bewirken können. Daß aber dadurch die Schmerzen geſtillt, der zu großen Eiterung und dem Geſtanke Einhalt gethan, die harten Ränder erweicht, und eine Heilung bösartiger Geſchwüre bewirkt wird, ſoll gewiß ſeyn. An einem andern Orte wird behauptet, daß ein ſolcher Umſchlag bey wahren krebsartigen Geſchwüren viel Nutzen geſchafft hätte. Gegen einen Krebs der männlichen Ruthe, wider welchen der Schierling vergeblich gebraucht worden, hat vorhingedachter Umſchlag, und Malztrank, weil man Scharbock vermuthete, vielen Vortheil verſchafft; eine gänzliche Heilung aber konnte man nicht dadurch bewirken [1]). Beyde jetzterwähnte Hülfsmittel zugleich angewandt, haben bey einer Frau ein großes um ſich freſſendes Geſchwür am Fuße, das ſie ſchon 3 Jahr gehabt, binnen 4 Monaten geheilt [2]). In einer Zeit von 2 Mo-

1) Gipſon in med. Obſ. et Inquir. T. 4. p. 178.
2) a. a. O. S. 186.

2 Monaten hat man ein freſſendes krebsartiges Geſchwür in der rechten Schambuge geheilt [1]). Eine Frau, aus deren Verwandſchaft ſchon viele am Krebſe geſtorben waren, hatte einen offenen Krebs in der Bruſt, gegen den man vorher ohne Nutzen den Schierling gebraucht hatte, gab, als man ihr den Möhrenumſchlag auflegte und zugleich die Wunde mit einer Schierlingsabkochung auswuſch, die beſte Hoffnung, die aber durch einen plötzlichen Tod vereitelt ward [2]). Man hat auch in Frankreich viele krebsartige Geſchwüre der Lippen und des Geſichts durch dieß Mittel geheilt [3]). Der berühmte Schmucker [4]) hingegen beklagt ſich, daß er durch dieſes Mittel beym Krebs weder den Geſtank, noch die Schmerzen mildern, noch die Jauche in ein gutes Eiter, und überhaupt keine Reinigung des Geſchwürs habe bewirken können. Gegen friſche Brandſchäden ſollen die zerſtoßnen Möhren ein ſchnellhelfendes Mittel ſeyn.

Der Same iſt rundlich, ſieht aſchgrau aus, iſt rauh, hat ſägenartige Flügel, riecht ſtark und gewürzhaft, und enthält ein weſentliches Oehl. Er wird vom Aretäus [5]) und vielen Andern für ein wind- und harntreibendes Mittel gehalten; wovon auch ſeine Kräfte, die er wider den Stein haben ſoll, abhangen, wider welchen man ihn oft nützlich, hauptſächlich wenn er mit Bier gekocht, gefunden hat [6]). Er giebt ein angenehmes,

1) S. 191.
2) Nicolſon T. 4. S. 263.
3) Hautſierck Rec d'obſ-ruations T. 2. p. 561.
4) Chir. Wahrnehm. T. 2. S. 151.
5 Curat. acut. T. 2. c. 6.
6) Helmont lith. c. 7. §. 14. p. 46. c. 1. §. 19. p. 6. Boyle util. phil. exper. exerc. 4. Charleton lithias p. 176.

mes, nach Citronen ſchmeckendes Getränk [1]). Auch noch neuerlich hat man in England durch den wäßerichten Aufguß, von ohngefähr 6 oder 7 Samendolden, die man in einen gewöhnlichen Theetopf that [2]); wie auch durch das Möhrenöhl, in verſchiedentlicher Miſchung, wider dieſe Krankheit Nutzen geſchafft [3]).

Aus dem Safte der Möhren hat Markgraf Syrupp verfertiget, aber Zucker konnte er aus demſelben nicht erhalten [4]). Den aus der gekochten Möhre, ausgepreßten und eingedickten Saft, kann man recht gut ſtatt des Zuckers, Syrups oder Honigs an die Speiſen gebrauchen [5]). Die Art ihn zu verfertigen wird unten gezeigt werden. In Thüringen weiß man auch dieſen Saft vortheilhaft zu erhalten [6]). Wider den Huſten, Schwindſucht und Würmer der Kinder iſt er zu empfehlen [7]). Sie können ihn auf Brot eſſen, oder täglich einige Mahl einen Löffel voll davon einnehmen. Dieſen Möhrenſaft, oder **Möhrenmus**, wie einige ihn nennen, macht man aus den beſten ſaftigſten gelben Möhren, worüber der Abſatz **Möhrenſaft** oder **Mohrenſyrupp** nachzuſehen iſt.

Von der Zurichtung der Möhren in der Küche.

Eine gewöhnliche **Möhrenvorkoſt**. Die Möhren werden hierzu geſchabt und geſchnitten, mit halb Waſſer und halb Fleiſchbrühe zum Feuer

1) Lewis M. m. p. 251.
2) Berliner Samml. T. 1. S. 595.
3) S. 598.
4) Mem. de l'ac. de ſc. de Berl. 1747. p. 87. und in ſeinem chem. Schriften Th. 2, S. 85.
5) Leipz. Samml. T. 4. S. 706.
6) Hamb. Magaz. Vol. 8. S. 610.
7) a. a. O.

er geſetzt, und darin weich geſotten. Zuletzt aber macht man die Brühe mit gebranntem Mehl oder geriebener Semmel ſeimig, und würzt es mit Zwiebeln Pfefferkraut und Muskatenb üthen.

Ebendieſelbe noch anders. Die ſauber zubereiteten und geſchnittenen Möhren werden in Butter gedämpft, mit einer Zwiebel und etwas grüner Peterſilie und Pfefferkraut, nebſt einem Löffel Mehl und guter Fleiſchbrühe; dann würzt man ſie mit etwas Pfeffer, Kümmel und Salz, und thut noch etwas Mehl darein, daß es dicklich wird.

Möhren mit einer Sahn-Sauce. Man ſchabt und ſchneidet die Möhren klein, und überſiedet ſie in Waſſer. Hierauf läßt man ſie, wenn ſie abgeſeihet worden ſind, in Butter paſſiren, füllt hernach Bouillon darauf, würzt es mit Pfefferkraut, und läßt es alſo damit durchdämpfen. Zuletzt quirlt man noch einige Eyerdotter mit Sahne, thut einen kleinen Löffel Mehl, etwas Zucker und Muskatenblüthen darein, und gießt es auf die Möhren, und läßt es unter beſtändigem Umrühren aufkochen.

Möhren mit kleinem Spargel. Man bricht das Eßbare von kleinem Spargel in zwey oder drey Stücke, brühet ihn, und ſeihet das Waſſer davon ab. Dann ſchneidet man kleine Möhren in Plätzchen, brühet ſie ebenfalls etwas ab, und legt ſie zu dem Spargel in einen tiefen Tiegel. Hernach röſtet man klein gehackte grüne Peterſilie in Butter, thut ſie dazu, und würzt es mit Pfeffer, Cardamom, Muskatenblüthen und Butter, gießt Fleiſchbrühe darüber, und läßt es recht mit einander aufkochen, thut vor dem Anrichten noch ein Stückchen Butter daran, und giebt es hernach auf den Tiſch.

Gebackene Möhren. Wenn man die Möhren abgeschabt oder übersotten hat, so werden sie in einen solchen Teig oder Klare, wie man gewöhnlich zum Spargel oder Artischocken macht, eingetunkt und in Butter abgebacken. Dieses Gericht ist bey einem Soupee recht gut zu gebrauchen, und kann sehr geschwind zubereitet werden.

Gefüllte Möhren. Wenn man sie rein geschabt und sauber ausgehöhlt hat, so siedet man das Ausgehöhlte, vermischt es dann mit geriebener Semmel, schlägt einige Eyer dazu, thut zerlassene Butter, oder gehackten Speck darein, würzt es mit Muskatenblüthen, Ingber und Pfeffer, und füllt die Möhren damit. Endlich röstet man sie in Butter bräunlich, gießt etwas Fleischbrühe darauf, und thut etwas in Butter geröstetes Brot daran, so ist es fertig.

Möhrengemüse mit Milch. Man siedet sie ganz, reibt sie alsdann auf einem Reibeisen thut in Mehl umgewendete Butter in eine Casserole, gießt süsse Sahne dazu, schüttet Muskatenblüthen, Pfeffer und Salz darein, rührt es zu einem Muße, thut noch eine Hand voll geriebene Semmel dazu, und garnirt alsdann dieses Gemüse mit Bratwurst, Carbonade u. d. gl.

Möhren mit Mandeln. Die Möhren werden geschabt, geschnitten, alsdann gebrühet, und wenn das Wasser wieder abgeseihet worden ist, klein gehackt. Während dessen werden auch Mandeln abgezogen und klein gehackt. Dann thut man beydes in eine Casserolle, gießt süsse Sahne darauf, läßt es mit einander kochen, thut ein Stück Butter darein, und bestreut es endlich beym Anrichten mit Zucker und Zimmt.

Möhren auf englische Art zugerichtet. Man schabet die Möhren auf das saubersie ab,

thut

thut ſie in den Topf, und wenn ſie weich und gut geworden ſind, nimmt man ſie heraus, und reibet ſie in einem reinen Tuche. Alsdann ſchneidet man ſie in Streifen auf eine Schüſſel, und gießet etwas zerlaſſene Butter darauf. Wenn die Möhren jung ſind, ſo können ſie innerhalb einer halben Stunde gekocht ſeyn.

Ein Möhreneyerkuchen. Man ſchabt die Möhren vorher ab, und ſchabt ſie dann bis auf den Kern recht fein, kocht das Geſchabte weich und treibt es endlich durch ein Sieb. Dann thut man einige Hände voll geriebene Semmel, Zucker und Roſenwaſſer dazu, ſchlägt hinlänglich Eyer darein, daß der Teig ſeine gehörige Dicke erhält. Endlich ſchüttet man alles wohl vermiſcht in heiſſe Butter, giebt unten und oben Feuer, und läßt es gar backen. Man giebt dieſen Eyerkuchen entweder trocken und mit Zucker beſtreut auf den Tiſch, oder man macht eine beliebige ſüſſe Sauce darüber.

Möhrenſuppe. Vorher ſchneidet man ſauber gereinigte Möhren, Sellerie und Peterſilienwurzeln in Scheiben, und paſſirt ſie mit einigen Schinkenſcheiben in Butter, thut noch etwas Mehl oder geriebene Semmel dazu, füllt Bouillon darauf, und läßt es damit durchkochen, thut etwas Zwiebeln und Muskatenblumen daran, und ſchüttet noch eine Hand voll fein geriebene Möhren dazu. Wenn nun alles gut durchkocht und weich iſt, ſo treibt man es durch ein Sieb, thut noch etwas grüne Peterſilie dazu, und giebt ſie bald darauf auf den Tiſch, weil ſie ſonſt, wenn ſie zu lange kocht, gerinnt.

Ebendieſelbe mit Milch. Die Möhren werden hierzu gerieben, oder auch wohl nur in Scheiben geſchnitten, nebſt geriebener Semmel in anderthalb

halb oder zwey Quart Milch, die eben im Sieden iſt, geſchwinde und dann klar gekocht. Hierauf treibt man die Suppe durch ein Haarſieb, ſetzt ſie wieder zum Feuer, würzt ſie mit Muskatenblüthen, Salz und Ingber, thut ein Stückchen Butter darein, und ziehet ſie mit einigen Eyerdottern ab, gießt ſie über geröſtete oder geriebene Semmelſchnitte, und giebt ſie auf den Tiſch.

Möhrenmarke. Wenn die Möhren gekocht und die Haut davon abgezogen iſt, ſo werden ſie auf dem Reibeiſen klein gerieben. Dann rührt man ſechs Eyer eine Stunde lang immer nach einer Seite zu, thut Zucker und Zimmt, wie auch eine Hand voll geriebene Mandeln dazu, feuchtet alles noch mit Roſenwaſſer an, und ſchüttet die geriebenen Möhren dazu. Die Form thut man alsdann in eine Torte, welche von guter Butterteige gemacht worden iſt, macht von dem nämlichen Teige ein Gepätze darüber, und läßt ſie langſam backen.

Eierkuchen auf andere. Man thut in heiſſes Fett abgeſottene Möhren mit Roſenwaſſer, Zucker, Zimmt die Möhren, und ſalzt ſie recht klar. Dann rührt man vier Eyer zu Viertelfund ab, und wenn es gebacken ein Viertelſtunde lang iſt, ſo thut man klein Eyer auf ein Viertelpfund Zucker dazu, und bäckt es noch eine halbe Stunde unter einander.

Endlich macht man zu Schaum geſchlagenes Eyerweis nebſt einer Hand voll geriebenem Semmel dazu, rührt es in die Form, und beobachtet alles, was bey dieſer Art von Backwerk zu beobachten iſt, und beym Anrichten beſtreut man die Torte mit Zucker und Zimmt.

Möh-

Möhrentrank. Man thut einen Löffel voll von dem Möhrensafte unter ein Glas Waſſer, und rührt es unter einander.

Sonſt werden die Möhren auch noch auf verſchiedene Weiſe in Verbindung mit anderen Gartengewächſen zubereitet, z. B. mit jungen Erbſen, mit Bohnen, mit Kartoffeln ꝛc. wie es vielleicht jeder Köchinn bekannt iſt.

Von der Zubereitung eines Syrupps aus Mohrrüben, oder des ſogenannten Möhrenſaftes.

Es iſt oben, S. 751 und 752, zwar ſchon etwas von der Zubereitung des Möhrenſaftes geſagt worden; die Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes macht es nöthig, hiervon noch etwas ausführlicher zu ſprechen.

Obgleich alle Arten von den ſogenannten gelben Wurzeln oder Möhren zur Verfertigung dieſes Syrupps gebraucht werden können, ſo ſind doch die langen Karotten allen andern vorzuziehen, weil ſie weit mehr Saft haben, und dieſer Saft wegen ihres ſehr weichen Fleiſches mit geringerer Mühe abgeſondert werden kann. Unter dieſen aber ſowohl als unter andern, ſind zur Verfertigung des Syrupps jederzeit die größeſten auszuwählen; denn man hat durch gemachte Verſuche gefunden, daß funfzehn Stück ſolcher Wurzeln, welche ſechs Pfund gewogen, ein volles Quartier Saft, und aus dieſem, nach geſchehenem Einkochen, $\frac{1}{3}$ Quartier Syrupp gegeben haben; die ausgeworfenen kleinen Wurzeln hingegen, welche wegen Mangels der Nahrung nicht zu ihrer gewöhnlichen Größe heran wachſen können, ſind nicht ſo reich an Saft, und alſo zur Verfertigung des Syrupps um ſo weniger anzurathen, da ſie, wo

nicht mehr, doch eben so viele Mühe und Kosten verursachen, als die großen, und nur wenig Syrupp geben.

Die beste Jahrszeit zur Verfertigung dieses Syrupps ist der Herbst, weil die Wurzeln alsdenn ihre völlige Größe erlangt haben. Auch wählt man am vortheilhaftesten solche Wurzeln, welche eben frisch aus der Erde gezogen worden, denn die Erfahrung hat gelehret, daß die, welche einige Zeit über der Erde gelegen, sehr bald ausgetrocknet waren, und dadurch den mehrsten Saft verlohren hatten, so, daß sie bey dem Auspressen die Mühe und Kosten, durch den erhaltenen Syrupp, nicht bezahlten.

Wenn man nun nach solcher Vorschrift eine beliebige Quantität Wurzeln zum Syrupp ausgewählt hat: so wird 1) von selbigen das lange Kraut abgeschnitten, doch in solcher Länge, daß die Wurzeln selbst durch den Schnitt nicht beschädigt werden. Das Fleisch der gelben Wurzeln besteht nähmlich aus lauter kleinen nach der Länge laufenden Röhrchen, welche mit Saft angefüllt sind, und wenn diese Röhren geöffnet werden, so fließt schon von selbst ein Theil Saft heraus. Wenn man also die Wurzeln vor dem Waschen zu tief abschneidet, so werden diese Röhren nicht allein geöffnet, sondern der Saft wird durch das in selbige eintretende Wasser noch mehr aufgelöset, und fließt in großer Menge heraus. Aus eben der Ursache darf man vor dem Waschen auch die Schwänze von den Wurzeln nicht abschneiden, weil dadurch ebenfalls einige Saftröhren geöffnet werden, durch welche etwas Saft verlohren geht. Darnach wird der ganze Vorrath, entweder auf einmahl, oder auf verschiedene Mahle, in einem ziemlich geräumigen Gefäße, mit genugsamen Was-

ſer von der anklebenden Erde völlig gereinigt, und ſo lange friſches Waſſer darauf gegoſſen, bis es nicht mehr trübe wird. Dieſes Waſchen kann vermittelſt eines abgeſtumpften Beſens am leichteſten verrichtet werden.

Einige rathen, die Wurzeln nach geſchehenem Abwaſchen, noch zu ſchaben oder zu ſchälen, welches andere hingegen widerrathen, und zwar aus der Urſache, weil dadurch vieler Saft verlohren gehe. Dieſes iſt auch nicht ungegründet. Wollte man aber dieſen Verluſt an Saft, der nicht ſo ſehr beträchtlich ſeyn kann, und die aufs Schaben zu wendende Zeit nicht achten, um einen beſſern Syrupp zu erhalten: ſo wäre dieſe Methode vorzuziehen, und insbeſondere alsdenn, wenn die Wurzeln vor dem Auspreſſen gekocht werden ſollen; denn die äußere Haut hat, ſo wie die grüne Schale, welche ſich am oberſten Ende der Wurzel bey dem herausgewachſenen Kraute befindet, einen bittern Saft, welcher durch das Kochen völlig aufgelöſet wird, und der Süßigkeit des Syrupps ſchadet. Doch iſt dieſer Nachtheil nicht ſo erheblich, wenn die Wurzeln ungekocht ausgepreßt werden, weil ſich alsdenn dieſer bittere Saft nicht ſo gut auflöſen kann.

So rathen auch einige, den Kern heraus zu nehmen, weil deſſen Saft zu wäſſerig ſey, und einen wilden Geſchmack verurſache, aber dieſes kann im Ganzen nicht ſo viel ausmachen, als die dagegen zu rechnende Mühe des Ausſchneidens des Kerns.

2) Werden von den ſo gereinigten Wurzeln die etwa auslaufenden dünnen Aeſte, oder ſogenannten Schwänze, und an dem obern Ende derſelben die grüne Schale völlig weggeſchnitten. Es iſt nothwendig, daß die Schwänze,

welche gröſsten Theils aus der äuſsern Haut und dem Kern beſtehen, auch die grüne Rinde weggeſchnitten werden, weil beyde bittern Saft haben.

3) Iſt zu unterſcheiden, ob die Wurzeln ungekocht ausgepreſst werden ſollen, oder ob ſie vor dem Auspreſſen erſt gekocht werden.

Sollen die Wurzeln vor dem Auspreſſen erſt gekocht werden, ſo zerſtöſst man ſie in einem reinen Troge mit einem gewöhnlichen Groſseiſen ziemlich klein *), ſchüttet einen Theil davon in einen Keſſel, gieſst ſo viel Waſſer darauf, als nöthig iſt, um das Anbrennen zu verhindern, und kocht ſie unter fleiſsigem Umſchütten und Umrühren (denn ſonſt würden ſie anbrennen), bis ſie ſich mit den Fingern zerdrücken laſſen. Nun ſind ſie bis zum Auspreſſen fertig, und die noch ungekochten können während des Preſſens ebenfalls gekocht werden. Einige gieſsen bey dem Kochen mehr Waſſer zu, und ſchütten ſolches nachmahls weg, dieſes iſt nicht rathſam, weil viel Saft dadurch verlohren geht.

Sollen ſie aber ungekocht ausgepreſst werden **), ſo reibt man die nach Nr. 1. und 2. zubereiteten Wurzeln auf einer Reibe, wie man den

*) Einige laſſen die ſchon zerſtoſsenen Wurzeln noch einmal waſchen, welches aber ſehr nachtheilig iſt, weil dadurch der gröſste und beſte Theil des Safts verlohren geht

**) Dieſe Art hält man für die beſte, weil durch das Kochen der in der äuſsern Schale befindliche bittere Saft und viele grobe Theile der Wurzeln mit aufgelöſet werden, welche letztere ſich durch das Abſchäumen nicht gänzlich wieder abſondern laſſen, und alſo der Süſsigkeit und Dauer des Syrupps nachtheilig ſind. Auch muſs das zugegoſſene Waſſer nicht allein mit vielem Holzaufwande wieder verkochen, ſondern es läſst die bey ſich führenden erdichten, oder andere feſte Theile zurück, welche ſich mit dem Syrupp vermiſchen, und ſeine wahre Güte vermindern. Werden die Wurzeln aber ungekocht ausgepreſst, ſo iſt alles dieſes nicht zu befürchten.

den Meerrettig zu reiben pflegt, und preßt die so geriebenen Wurzeln aus.

Statt dieses langwierigen Reibens wird von einigen auch eine andere Methode vorgeschlagen: Man thut die Wurzeln ganz oder zerschnitten in einen leinenen Beutel, und bricht sie in selbigem unter einer starken eisernen Flachsbreche. Um den heraus laufenden Saft nicht zu verlieren, setzt man ein Gefäß unter die Breche, worin selbiger aufgefangen wird, und die so gebrochenen Wurzeln preßt man hernach völlig aus.

Dieser Vorschlag scheint indessen nur eine bloße nicht genug geprüfte Theorie zu seyn, und ist vielleicht noch nie mit Vortheil versucht; denn es würde nicht allein vieler Saft dabey verlohren gehen, sondern der Beutel möchte sehr bald zerstoßen werden. Indessen ist das Reiben eine sehr beschwerliche und langwierige Arbeit, und es wäre einem Hauswirth, der jährlich eine beträchtliche Menge Wurzeln zum Syrupp nützen will, lieber die Methode anzurathen, deren man sich in den Rheinländern zur Zerquetschung der zum Wein oder Essig bestimmten Aepfel bedient.

Es wird ein Trog verfertigt, der etwa acht Fuß lang, und anderthalb Fuß breit ausgehauen ist, und in solchen ein runder Stein wie ein Schleifstein hin und her gerollet, welcher die untergeschütteten Wurzeln genugsam zermalmt, ohne daß von dem Safte etwas verlohren geht. Die Größe des Steins ist ungefähr drittehalb bis drey Fuß im Durchmesser und drey Viertel Fuß dick, und die krumme Fläche desselben wird wie ein Mühlstein geseift gehauen.

Um diesen Stein im gedachtem Troge gehörig hin und her rollen zu können, ist durch selbigen eine eiserne Welle gemacht, die mit ihren En-

den, wie mit einem Paar Walzenzapfen, in zwey, nicht gar ſtarken Seitenhölzern von ungefähr ſechs Fuß lang eingelegt iſt; dieſe ſind an jedem Ende mit einem Queerholze verbunden, deſſen beyde etwas überſtehende Enden abgerundet ſind, und zur Handhabe dienen, an welcher zwey Perſonen mit nicht gar großer Kraft den Stein im gedachten Troge hin und her ziehen können.

Wollte einer nur wenig Syrupp machen, und zu Anſchaffung des Steines die Koſten nicht verwenden, der laſſe nur einen Trog von beliebiger Größe, und aus einem harten Stück Holz einen Stößer verfertigen (in dem untern Ende des Holzes werden nur zwey Reifen geſchnitten, welche ſich durchkreutzen), mit ſelbigem kann man die Wurzeln, ſo klein als nöthig iſt, zerſtampfen. Beyder Arten bedient man ſich zur Zerquetſchung der Aepfel, und dieſe Methode iſt gewiß beſſer, als das Reiben, weil dadurch die Saftröhren der Wurzeln völlig zerdrückt werden.

4) Wenn die Wurzeln auf eben gedachte Art entweder gekocht, gerieben, oder ſonſt zerquetſchet und zermalmet werden, ſo füllt man etwas davon in einen kleinen leinenen Beutel, preßt es unter einer Wachs- oder Honigpreſſe aus, und fährt damit ſo lange fort, bis der ganze Vorrath ausgepreßt iſt; man kann zwey ſolche Beutel machen, damit man unter dem Auspreſſen des einen, den andern wieder anfüllen könne. Auf die in der Preſſe zurück gebliebenen Theile oder Treber gießt man Waſſer, damit ſie nicht ſauer werden, und bewahrt ſie auf zum Futter für die Schweine. In Ermangelung einer ſolchen Preſſe bedient man ſich eines Tubbens, in deſſen Boden ein Loch iſt. In ſolchen legt man einige Tonnenſtäbe, oder andere dergleichen Hölzer, und auf ſelbige etwas

man kann ein Kind dazu gebrauchen, auch ein nicht sehr schweres Gewicht daran hangen.

5) Der ausgepreßte Saft, in welchen man, wenn man will, noch klein geschnittene frische Citronenschalen einwerfen kann, wird alsdenn in einem Kessel oder Topfe auf schwachem Feuer so lange gekocht*), bis ungefähr ⅔ eingesotten sind, oder der Syrupp so dick ist, als man verlangt; welches man mit ein wenig auf einem zinnernen Teller kalt gewordenen Syrupp versuchen kann **); die Zeit des Kochens läßt sich nicht genauer bestimmen, nur daß alsdenn weit weniger Zeit erfordert wird, wenn die Wurzeln ungekocht ausgepreßt worden.

Während des Kochens schäumet man (besonders wenn die Wurzeln vor dem Auspressen gekocht worden) den Saft ab, und wenn er aufsteigt, hindert man solches mit der Schaumkelle; auch muß man den schon etwas verdickten Saft fleißig umrühren, weil er sonst sehr leicht anbrennt, und dadurch seinen süßen Geschmack verliert; das Anbrennen wird auch durch das Einwerfen einiger großen reinen Glasscherben in etwas verhütet, weil selbige durch das Kochen auf dem Boden des Kessels in beständiger Bewegung erhalten werden.

Je stärker der Saft eingesotten wird, desto besser ist der Syrupp, man muß sich aber hüten, daß er nicht allzu stark verkocht, weil er alsdenn zu hart, und zum Gebrauche untüchtig wird.

6)

*) Zu Ersparung der Feuerung kann man in einem kleinen Kessel, sobald ein Beutel voll ausgepreßt ist, anfangen zu kochen, und den Saft, wie man ihn auspreßt, hinzu gießen.

**) Wenn der Syrupp kalt wird, so verdickt er sich sehr, und man kann aus der Ursache an dem kochenden Saft nicht sehen, ob er dick genug ist.

6) Wenn der Syrupp ſtark genug eingekocht iſt, läßt man ſelbigen in hölzernen oder irdenen Gefäßen kalt werden, und bewahrt ihn in neuen Steintöpfen, die mit Blaſe oder Papier wohl verbunden werden müſſen, an einem kühlen Orte zum Gebrauche auf. Iſt er gut, ſo kann er ſich wohl zehn Jahre halten, und wird von Jahre zu Jahre beſſer.

In der Gegend um Quedlinburg und andern nahe angränzenden Gegenden iſt dieſer Syrupp ſchon lange Zeit unter dem Nahmen Möhrenſaft bekannt geweſen, und wird daſelbſt an allen zu verſüßenden Speiſen, welche eine dunkle Brühe haben, ſtatt des Zuckers gebraucht, welchem er an Süßigkeit völlig gleich kommt. Von vielen wird er auch ſtatt Butter auf dem Brote gegeſſen.

Branntwein aus Möhren.

In dem Taſchenbuche für Gutsbeſitzer herausgegeben von G. Brieger, 1797. S. 22. wird ein vortheilhaftes Verfahren angezeigt, wie man Branntwein aus Möhren erhalten kann, welches ſeines Nutzens wegen bekannter zu werden verdient. Die im Herbſt ausgegrabenen friſchen Möhren wogen, nach abgeſchütteltem gröbſten Schmutze, 2112 Pfund. Man ließ ſie auf einem Boden, einer Tenne, oder unter einem luftigen Schuppen drey Tage lang welken, wodurch ſie am Gewicht etwas verlohren; dann ſchnitt man von den Wurzeln die dünnen Spitzen und Faſern und das grüne Kraut ab, und kochte dieſe ganze Quantität Möhren mit 126 Quart friſchen Brunnenwaſſers, etwa drey Stunden lang, zu einem Brey, indem man die mürbe gekochten Möhren mit einem großen Holze im Keſſel zerrieb. Nun wird

aus

gerühmten Vortheil gewähren; das Resultat davon aber früh genug seinem Mitbürger bekannt zu machen, ehe er noch durch seine Versuche im Großen in Schaden gesetzt ist.

Herr H. Förster giebt in obigem Aufsatze eine umständliche Anweisung, wie man den Carotten-Branntwein verfertigen müsse. Er sagt, daß 2 12 Pfund vom Schmutze gereinigter Carotten 200 Quart Vorbrand geliefert haben, von welchem man nach einem nochmahligen Ueberziehen 48 Quart starken Spiritus erhalten, mithin hätten 10 Pfund Möhren ein Quart Vorbrand, und ein halbes Nößel Spiritus gegeben.

Der vom Herrn Förster gethane Vorschlag, aus Carotten Branntwein zu brennen, ist nicht neu: Noch kürzlich machte die Gesellschaft der Künste und des Ackerbaues in London bekannt, daß sie Versuche angestellt, aus Kartoffeln Branntwein zu brennen, und daß diese Versuche gut ausgefallen wären. Eben diese Gesellschaft zeigte schon im Jahre 1773 ein gleiches von den Carotten an, und im Frühjahre 1773 wurde diese Nachricht der Landwirthschaftsgesellschaft in Celle von einem ihrer Mitglieder des engern Ausschusses mitgetheilt. Nach selbiger werden aus 20 Bushel Carotten (ungefähr 25 Himten) drey Gallons (oder 13 Quartier) Branntwein gewonnen, der so gut und wohlschmeckend seyn soll, wie Rum aus Zuckerrohr.

Der Anzeiger hat so, wie Herr Förster, der Landwirthschaftsgesellschaft nur die Vortheile des Carotten-Branntweins, nicht aber auch zugleich die dabey eintretenden Schwierigkeiten, und die den Gewinnst weit übersteigenden Unkosten angezeigt; und dieserwegen scheint es, als habe er entweder gar keine, oder nur Versuche im Kleinen gemacht.

Die Rechnung soll jetzt nach seiner eigenen Angabe, und zwar nur so niedrig wie möglich gemacht werden. Aus 25 Himten Carotten, sagt er, können 13 Quartier Branntwein gezogen werden. Wenn der Himten Carotten also nur ganz geringe wenigstens zu 3 mgr. gerechnet wird, da er doch im Durchschnitt vier, fünf, sechs mgr. kostet, so betragen

gen

gen 25 Himten	2 Rthlr.	3 mgr.	
Den Arbeitslohn ſchlage ich nur ganz gering an zu	—	18	—
Für Malz, welches dabey unentbehrlich iſt, rechne ich	—	9	—
Für Geſte zum Fermentiren	—	6	—
Für Blaſenzins	1	—	—
Für Feuerung	1	—	—

Dreyzehn Quartier würden alſo zum allerwenigſten koſten = 5 Rthlr. beträgt das Quartier 13 mgr. $6\frac{10}{13}$ pf., wäre alſo gegen gegenwärtigen guten Kornbranntwein (der den von Carotten verfertigten doch immer an Geſchmack und Stärke übertrift) beynahe 7 mgr. theurer, mithin würde der ganze Verſuch zu weiter nichts dienen, als eine Sache unnöthiger Weiſe zu verſchwenden, die zu einem nützlichern Gebrauche da iſt. Ich will nicht einmal der Unkoſten des großen kupfernen Gefäßes, worin 25 Himten Carotten eingekocht werden können, erwähnen, denn man könnte dagegen einwenden, daß man den Satz verringern könne, obgleich alsdenn wieder auf der andern Seite die Unkoſten der Feurung und der Arbeitslohn erhöhet werden würden, anderer Inconvenienzien nicht einmahl zu gedenken, die einem Jeden, der nur ein wenig in der Oekonomie bewandert iſt, ſchon bekannt ſind.

Es iſt möglich, faſt aus jeder Frucht Spiritus zu ziehen; ja man kann auch aus dem Blute eines jeden Thieres dergleichen erkünſteln; aber die mehrſten Verſuche dieſer Art, laufen alle mit dem aus Kieſelſteinen Gold zu machen, auf eins hinaus.

Weit vortheilhafter wie zum Branntweinbrennen, können wir unſere überflüſſigen Carotten zur Bereitung eines Syrups nutzen, deſſen Verfertigung uns Grotjan in ſeinem immerwährenden Gaſtenkalender von 1765. Seite 277 bis 280, die coburger Auszüge vom Jahre 1752. Nr. 35. und mehrere lehren. Auf dem Eichsfelde, in Langenſalze, in und um Quedlinburg, im Mecklenburgiſchen u. ſ. w. macht man dergleichen Carottenſyrup, und gebraucht ihn nicht nur in der Haushaltung zur Verſüßung der Speiſen, ſondern ißt ihn auch ſtatt Butter oder Zwetſchenmußes auf Brot geſchmiert.

Funfzehn Wurzeln, welche ungefähr sechs Pfund wiegen, geben vollkommen ein Quartier Säft; dieser kocht in drey und einer halben Stunde, und der übrig bleibende Syrup beträgt ½ Quartier.

Daß sich an den gelben Saatmöhren, welche man den Winter über im Keller aufbewahrt, oben in den ausgeschlagenen Kronen, ordentlicher Möhrensame erzeugen solle, der, wenn er auf gut bereitetes Land gesäet wird, aufgehet und gute Möhren hervorbringt, wie es im Reichsanzeiger 1794 Col. 939 behauptet wird, ist wahrscheinlich eine Täuschung, die durch irgend eine flüchtige Beobachtung veranlaßt seyn mag. Man findet im Frühlinge an den Stängeln und Blättern verschiedener Kräuter und Gartengewächse, welche den Winter über gelegen und gemodert haben, ein kleines Pilzgewächs, das erst weiß, dann bräunlich, und endlich braunschwarz wird, und etwas größer als der gewöhnliche Kohlsame ist, ja wohl einen Durchmesser von 1 bis 1½ Linien erlangt. Dieses kleine Gewächs, welches Dickson Sphaeria Brassicae, Tode aber Sclerotium Semen nennt, haben Unkundige schon oft für wahren Kohlsamen angesehen, und einige wollen es auch ausgesäet und Kohlpflanzen davon erhalten haben. Wie wenig man in diesem Versuche aber glücklich zu seyn Hoffnung habe, ergiebt sich aus der einfachen Bemerkung, daß dieses kohlsamenähnliche Gewächs auf allen Arten von faulenden Kräutern, wo man es findet, immer ganz gleich gestaltet ist. Ich habe es wenigstens an Kartoffelstängeln, Kohlstrünken ꝛc. immer ganz gleichförmig gefunden. Wie läßt sich nun vermuthen, daß alle diese Gewächse, die sonst doch so verschieden sind, ganz gleiche Samenkörper hervorbringen sollten? — Ich wünschte in dieser Hinsicht zu wissen, wie der Same,

den

den der Einſender jener Anfrage in dem Reichsanzeiger an den Möhren gefunden hat, beſchaffen geweſen? Sehr wahrſcheinlich werden es eben dieſe kleinen Pilze geweſen ſeyn; denn daß ſich der ſo ausgezeichnet geſtaltete Möhrenſame bloß durch Fäulniß der Blätter ſollte bilden können, wird kein Naturforſcher glauben, ſo viele Beyſpiele von ſich fortpflanzenden Bulben und Knollen an lebendigen Gewächſen ihm ſonſt auch bekannt ſind. —

Gelbe Möhren im Winter auf ein Artiſchockenbeet eingegraben, halten die Mäuſe von den Artiſchockenpflanzen ab. S. im Art. Cynara, Th. 8, S. 491.

Dieſelben um und neben Eicheln mit eingegraben, ſollen die Mäuſe ebenfalls von den Eicheln abhalten. S. im Art. Eiche, Th. 10, S. 238.

Zur nähern Kenntniß des Möhrenbaues, beſonders des engliſchen, und der Benutzung der Möhren ſind noch nachfolgende Abhandlungen zu empfehlen.

Ueber den Möhrenbau in England und Flandern. Aus dem Engliſchen von Lord Findleder. S. Oekonomiſche Hefte für den Stadt- und Landwirth. VIII B. III Heft März Leipzig 1797. S. 258—264.

Etwas von Möhren. Ein Schreiben an Arthur Young, von dem Prediger Carl Onkey. Aus den Annals of Agriculture and other uſeful Arts, collected and publiſhed by A. Young. Vol. XII. p. 169 f. S. Oekonom. Hefte. XIII. B. VI H. oder Decemb. 1799. S. 561—63.

Geſammelte Nachrichten über den Nutzen des Möhrenbaues zum Futter für Pferde und anderes Vieh. Aus The preſent State of Husbandry in Scotland. By Mr. Robert Wight, of Ormſtown, Eaſt Lothian, Scotland; und Annals of Agriculture pp. by Young. Vol. I. p. 359 f. V. II. p. 124 f. und p. 137 f. S. Oekonom. Hefte. Jun. 1799. S. 539—548.

Bemerkungen über die Möhren. Vom Hrn. Mouron zu Calais. Aus den Annals of Agriculture pp. Vol. III. p. 8 f. S. Oekonom. Hefte. Jun. 1799. S. 548—551.

Ueber Möhrenbau und Werth der Möhren; von F. P. Eliot Esq. auf Shenstone Moß bey Litchfield. Aus den Annals of Agriculture pp. Vol. IV. p. 414 ff. S. Oekonom. Hefte. Jan. 1800. S. 60—72.

Möhrenbau. Von dem Prediger Carl Onley zu Stisted-Hall. Aus den Annals of Agriculture pp. Vol. V. p. 414 f. S. Oekonom. Hefte. Febr. 1800. S. 166—171.

Ueber den Möhrenbau. Schreiben des Predigers Carl Onley an Arthur Young. Aus den Annals of Agriculture pp. Vol. IX. p. 652 ff. S. Oekonom. Hefte. Jul. 1800. S. 60—66.

Sonst gehören außer den schon genannten Schriften über den Anbau der Möhren auch insbesondere noch folgende hierher:

Oekonomische Nachrichten. IV. S. 577 ff.

Schriften der Berner Gesellschaft. 1767. II. S. 131 ff.

Möhre (Busch-), ein Nahme des gemeinen **Kälberkropfs**, Chaerophyllum sylvestre Linn. S. im Art. Kerbel, Th. 37, S. 11.

— (Carotten-), s. oben, S. 717.

— (cretische), ist ein Nahme der **Gebirgs-Hirschwurz**, Athamantha cretensis Linn.

— (Erd-), ein Nahme, welchen einige der Pflanzengattung Astragalus Linn., welche sonst **Tragant** heißt, beylegen. S. im Artikel Astragalus, Th. 2, S. 619.

— (Feld-), s. oben, S. 721.

— (französische), s. oben, S. 714.

— (frühe), s. oben, S. 717.

— (Früh-), s. eben daselbst.

— (Garten-), s. oben, S. 711.

— (gelbe), s. eben daselbst.

— (gemeine), s. eben daselbst.

Möhre (gemeine gelbe), ſ. oben, S. 711.
— (glänzende), ſ. oben, S. 714.
— (glattſamige), ſ. eben daſelbſt.
— (goldgelbe), ſ. oben, S. 711.
— (holländiſche), ſ. oben, S. 717.
— (Klingel- oder Klingen-), ſ. Zuckerwurzel, im Art. Merk, Th. 89, S. 61.
— (lange gelbe), ſ. oben, S. 721.
— (languedockiſche), ſ. oben, S. 714.
— (levantiſche), ſ. oben, S. 714.
— (mauritaniſche), ſ. oben, S. 713.
— (Nadel-), ein Nahme des langſamigen Kerbels, Scandix Pecten Linn. S. im Art. Kerbel, Th. 37, S. 27.
— (rothe), ſ. oben, S. 711.
— (Schnabel-), iſt eben ſo viel als Nadelmöhre. S. hier oben.
— (ſtachelſamige), ſ. oben, S. 715.
— (weiße), ſ. oben, S. 711.
— (wilde), ſ. eben daſelbſt.
— (Winter-), ſ. oben, S. 718.
— (zahme), ſ. oben, S. 711.
— (Zahnſtocher-), ſ. oben, S. 714.

Möhrenbau, ſ. oben, S. 715 fl.

Mohrenbauch, der Nahme einer Schnecke, welche zu den Porcellan-Schnecken gehört; Cypraea Caput ſerpentis Linn.

Mohrenbinde, oder Mohren-Turban, der Nahme einer Art Schnecken, welche Linné Murex Morio nennt.

Möhrenbranntwein, ſ. oben, S. 781. Hier will ich noch einige literäriſche Nachweiſungen hinzufügen.

Hannöveriſches Magazin 1773. Col. 978 fl.
Schwediſche Abhandlungen. XXXVIII. S. 266.
Braunſchweigiſche gelehrte Beyträge. 1773. Col. 207—216.

Sprenger's Calender. 1777. S. 39.
Die Hausmutter IV. S. 69.
Nachrichten für den Nahrungsstand. I. S. 26.
Anzeige der Leipziger ökonom. Societät. Michaelis-Messe 1788. S. 56.
Gothaische Handlungszeitung. 1790. S. 300.
Gren's Journal der Physik. II. B. 1790. 2. H. S. 163.
Piepenbring ökonomische Nützlichkeiten. III. S. 27.
Von Mons. In Crell's Annalen der Chem. 1795. 9. St. S. 294.

Mohrenbreme, der Nahme einer Breme, welche bey Linné Tabanus Morio heißt. Man findet sie in der Barbarey.

Möhrenbrey, s. im Art. **Möhre**, oben, S. 754.

Möhrenessig, s. im Art. **Möhre**, oben, S. 754.

Möhreneyerkuchen, s. im Art. **Möhre**, oben, S. 771.

Mohrenflügel, der Nahme eines Schmetterlings, Papilio Ancaea Linn.

Möhrengemüse, s. oben, S. 770.

Mohrengrau, s. unter **Grau**, Th. 19, S. 787.

Mohrenhuhn, der Nahme einer Art Fasane, welche von den Mohren auf der Insel Masambique zu uns gebracht worden; Phalianus Morio Linn.

Mohrenjahr, s. im Art. **Jahr**, Th. 28, S. 604.

Möhrenkaffee, s. im Art. **Möhre**, oben, S. 755. Vom Möhrenkaffee geben auch folgende Schriften einige Nachricht:

Leipziger Intelligenz-Blatt. 1779. S. 37.
Hannov. Magaz. 782. 37. St. Col. 589.
Gothaisches Wochenbl. 21 Jahrg. S. 89.
Leipziger Magaz. 1781. S. 340.
Schubart ökonom. cameral. Schriften. I. S. 112.
Oekonom. Portef. III. S. 248.
Wittenb. Wochenbl. 1796. 19. St.

Möhrenkoch, in den Küchen, ein Koch, d. i. eine aufgelaufene Speise, welche aus zerriebenen gelben

Möh-

Möhren, Eyern, Semmel und Butter bereitet wird. S. im Art. aufgelaufener Koch, Th. 2, S. 736.

Mohrenkopf, eine im gemeinen Leben übliche Benennung verſchiedener Arten Thiere, welche einen ſchwarzen Kopf haben. So wird ein weißes Pferd oder Eisſchimmel, welches einen ſchwarzen Kopf und ſchwarze Füße hat, ein Mohrenkopf genannt. Eine weiße Taube mit einem ſchwarzen Kopfe führt gleichfalls dieſen Nahmen, ſo wie auch eine Art Blaukehlchen oder vielmehr Grasmücken, welche eine ſchwarze Platte auf dem Kopfe hat; Motacilla atricapilla Linn., in einigen Gegenden auch Mönch, Schwarzkopf ꝛc.

Möhrenkuchen, oder Carotten-Kuchen. Reibet rein geſchabte Carotten oder gelbe Mohrrüben auf einem Reibeiſen recht klar, und da ſie viel Waſſer oder Saft bey ſich haben, müſſen ſie in einer Pfanne oder Kaſſerolle ganz trocken abgerühret werden. Schlaget hierauf fünf Eyer dazu, und haltet mit dem Rühren ſo lange an, bis ſie ganz treuge ſind. Schüttet ſie nun in eine Reibeſatte, rühret ſie darin glatt ab, und thut etwas über dem Feuer zergangene nicht ſehr geſalzene Butter, nebſt zehen Eyern, unter ſtetem Umrühren, dazu. Nehmet ferner noch zehen Eyerdotter, etwas in Milch eingeweichte, und wiederum wohl ausgedrückte Semmel, und rühret dieſes nebſt drey Viertelpfund Zucker eine gute Viertelſtunde unter einander. Schüttet endlich dieſen Teig in einen zubereiteten blechernen Reif, ſetzet ihn in einen Ofen, oder in eine Tortenpfanne, daß er gemächlich abbacken könne.

Je ſüßer und röther die Carotten oder Mohrrüben ſind, deſto lieber ſind ſie zu Kuchen zu nehmen. Man muß ſie nach dem Abſchrapen nicht

ins Waſſer werfen, damit ihr Süßes nicht ausgezogen werde.

Wenn man will, kann man auch Kornmehl und fein gehackte Mandeln, nebſt Zimmet, unter den Teig ganz zuletzt mengen, damit die erſtern Gewürze nicht klein gerieben werden.

Weil die Mohrrüben, wenn ſie groß und ſüße geworden ſind, eine ſehr wenig gemahlene Speiſe in den meiſten Häuſern abgeben, ſo wird der Carotten-Kuchen nur in die dritte Klaſſe der Kuchen geſetzet; ob er ſchon werth wäre, daß er, wegen ſeines guten Geſchmacks und ſeiner Dienlichkeit halber, den Kuchen vom zweyten Range zugezählet würde. In ſolchem Range wird er von vielen gegeſſen, die ſeine Beſtandtheile nicht wiſſen. Sobald man ihnen aber Carotten oder Mohrrüben nennet, ſo verliert er gleich ſeinen Rang. Uebrigens aber kann dieſer Kuchen ſowohl warm als kalt gegeſſen werden.

Mohrenkümmel, ſ. unter **Kümmel** Th. 55, S. 28. und **gemeine Möhre**, oben, S. 711.

Mohrenland, ein jedes Land, welches von Mohren, d. i. ſowohl von ganz ſchwarzen, als auch von braunen Menſchen bewohnt wird. In engerer Bedeutung und ohne Plural pflegte man ehedem **Aethiopien** nur **Mohrenland** zu nennen, welche Benennung aber wegen der Vieldeutigkeit des Wortes **Mohr** jetzt veraltet iſt.

Möhrenmus, ſ. oben, S. 752 und S. 768.

Mohrenmütze, eine Art Taucher mit einem ſchwarzen Kopfe und Halſe und einer oberhalb weißen Haube, welche ſich in Nordamerika aufhält; Mergus cucullatus Linn.

Möhrenöhl, ſ. im Art. **Möhre**, oben, S. 767.

Mohren-Papillon, ein Tagſchmetterling, welcher

im Linnéiſchen Syſteme den Nahmen Papilio Phereclus führt und in Amerika gefunden wird.

Mohrenpfeffer, ſ. unter **Pfeffer**.

Möhrenſaft, ſ. im Art. **Möhre**, oben, S. 751. 752. 768. und S. 773.

Mohrenſalbey, ſ. **ungariſche Salbey** in S. Es iſt Salvia Aethiopis Linn.

Möhrenſame, von der mediciniſchen Kraft deſſelben, ſ. im Art. **Möhre**, oben, S. 767.

Mohrenſchwarz, eine gedämpfte ſchwarze Farbe, welche neben dem Braunen auch ein wenig Blaues in ihrer Miſchung hat. S. Prange's Farben-Lexicon, S. 538 und Taf. 31. n. 49—64.

Möhrenſuppe, ſ. im Art. **Möhre**, oben, S. 771.

Möhrenſyrupp, ſ. im Art. **Möhre**, oben, S. 768. 773 und anderwärts, wo vom Möhrenſafte die Rede iſt.

Mohrentaube, eine weiße Taube mit einem ſchwarzen Kopfe, ſ. im Art. **Mohrenkopf**.

Möhrentorte, ſ. im Art. **Möhre**, oben, S. 772.

Möhrentrank, ſ. daſelbſt, S. 773.

Mohren Turban, ſ. **Mohrenbinde**, oben, S. 789.

Möhrenvorkoſt, ſ. im Art. **Möhre**, oben, S. 768.

Mohrenwachs, ſo nennt man diejenigen Wachstafeln, welche ſich oben im Stocke befinden, und eine braune ins ſchwarze fallende Farbe bekommen.

Mohrenwaſſerhuhn, ſ. unter **Waſſerhuhn**.

Mohrenweitzen, ſo nennen einige die Pflanzengattung Melampyrum; ſ. **Kuhweitzen**, Th. 54, S. 697.

Mohrenzopf, Plica polonica, ſ. **Weichſelzopf**.

Mohrerde, ſ. im Art. 3 **Mohr**, oben, S. 705.

Mohrfahrer, ſo heißt in und um Bremen ein Schiffer, welcher den Torf aus dem Mohre die Weſer herauf nach der Stadt führet.

Mohrgras, eine Art **Riedgraſes**, welche in den

Mohren

Mohren und Sümpfen wächſt; Carex caeſpitoſa Linn.

Mohrgrund, ein mohriger Grund.

Mohrhirſe, richtiger **Mohrenhirſe**, eine Art des **Honiggraſes**, Holcus Sorghum Linn. S. im Art. **Gras**, Th. 19, S. 742. Nach Herrn Adelung belegt man auch einige andere Arten der Gattung Holcus mit dieſem Nahmen, nähmlich Holcus ſaccharatus, H. Halepenſis und H. bicolor Linn.

Mohrhirſenbrot, ſ. in dem eben genannten Artikel, S. 744.

Mohrig aus Mohr oder Sumpf beſtehend, Mohr enthaltend. **Ein mohriger Boden.**

Möhringie, Moehringia, eine Pflanzengattung, welche in die zweyte Ordnung der achten Claſſe des Linnéiſchen Syſtems, Octandria digynia gehört, und wovon bis jetzt nur eine Art, M. muſcoſa, bekannt iſt, welche in den Alpen des ſüdlicheren Europas wächſt aber klein und unbedeutend iſt.

Mohriſche Figuren, in der Baukunſt, ſ. **Arabesken**, in den Supplement-Bänden.

Mohriſche Münze, Cyprea Moneta, eine etwa einen Zoll lange **Porcellan-Schnecke**, die beſonders auf den Maldiviſchen Inſeln häufig gefunden und von da in ganzen Schiffsladungen verführet wird, um einigen mohriſchen Völkern als Scheidemünze zu dienen.

Mohrländereyen, Gegenden, die ganz oder zum Theil aus Mohrgründen und Sümpfen beſtehen. S. 3. **Mohr** und **Sumpf**.

Mohrmeier, in einigen niederſächſiſchen Gegenden, ein Meier, welcher in einem Mohre wohnt.

Mohrmeiſe, 1. in einigen Gegenden ein Nahme der **Sumpfmeiſe**, welche auch das **Mohrvögelchen** genannt wird. S. im Art. **Meiſe**, Th. 88, S. 26.

2. An andern Orten führt die Schwanzmeise diesen Nahmen. S. daselbst, S. 29.

Mohrpflanze Pflanzen, welche in mohrigen und sumpfigen Gegenden wachsen, und nachdem sie verfaulet sind, den Torf liefern. S. unter **Torf**.

Mohrquappe, eine Art des Kabliaus, welche im Dänischen **Moerquabbe**, oder **Krollquabbe** genannt wird; Gadus Mustela Linn.

Mohrrübe, ein Nahme der angebaueten Spielarten der gemeinen **Möhre**; andere legen der ganzen Möhrengattung diesen Nahmen bey. S. den Art. **Möhre**, oben, S. 710 fl.

Mohrrübenbau, **Mohrrübenbranntwein**, **Mohrrübenbrey**, **Mohrrübenessig** ꝛc. ꝛc. s. **Möhrenbau**. **Möhrenbranntwein** ꝛc. ꝛc. oben, S. 789. fl.

Mohrschnepfe, eine allgemeine Benennung aller derjenigen Schnepfen, welche sich gewöhnlich in Sümpfen und Mohren aufhalten, und wohin die **Doppelschnepfe**, **Himmelsziege**, **Haarschnepfe**, und **Rietschnepfe** gehören, zum Unterschiede von den **Waldschnepfen**.

Mohrseide, Eriophorum Linn. s. **Flachsgras** im Art. **Gras**, Th. 19, S. 750 fl.

Mohrstein, **Moraststein**, s. **Modererz**, oben, S. 586.

Mohrtorf, s. unter **Torf**.

Möhrung, so heißt im Oesterreichischen ein Canal zur Ableitung eines Mohres oder Morastes.

Mohrvogel, 1. eine im Niedersächsischen übliche Benennung eines **Wasserhuhnes**, Fulica Linn. Engl. Moorhen. S. **Wasserhuhn**. 2. Die braune Grasmücke wird von einigen das **Mohrvögelchen** genannt; vielleicht wegen ihrer braunen Farbe. 3. In andern Gegenden führet die **Mohrmeise** diesen Nahmen.

Mohrvogt, im Niederſ. der Vogt, oder Aufſeher eines Torfmohrs.

Mohrwaſſer, eine Art des Sumpfwaſſers, welches über einem mohrigen oder torfigen Boden ſtehet, **Bruchwaſſer**; zum Unterſchiede von dem **Moderwaſſer**. — Durch zufällige Ausgrabung ſehr gut erhaltener menſchlicher Körper im Torfmohr, wo ſie, allen Umſtänden nach, Jahrhunderte gelegen, hat man entdeckt, daß das Mohrwaſſer beſſer, wie alle andere koſtbare Arten zu *balſamiren*, dienen könne, Muminen zu bereiten. Die nähern Umſtände ſind indeſſen noch nicht gehörig ins Licht geſetzt worden. Aus eben dieſem Grunde hat man den Verſuch gemacht, das Mohrwaſſer zum Gärben des Leders anzuwenden, wovon in den Supplement-Bänden das weitere nachzuſehen iſt.

Mohrweitzen, ſ. **Mohrenweitzen**, oben, S. 793.

Mohrwurz, ſ. **Paſtinak**.

Mohur, der Nahme einer Münze in Calcutta in Bengalen. Man hat daſelbſt **Gold-Mohurs**, à 16 Sickca Rupien, 1 Sickca Rupie à 12 Annas. Ein **Viertel-Gold-Mohur** iſt $3\frac{1}{2}$ Gran ſchwer, und gilt 4 Silber-Rupien.

S. Journal für Fabrik, Manufactur ꝛc. Auguſt, 1797. S. 120 und Tab. II. wo ein Viertel-Gold-Mohur mit arabiſchen und perſiſchen Buchſtaben abgebildet iſt.

Ende des zwey und neunzigſten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier angekleiſtert, damit ſie bequem heraus geſchlagen werden können.

Die Tabellen werden, nach Anweiſung der darauf befindlichen Seitenzahlen, im Buche ſelbſt befeſtigt.

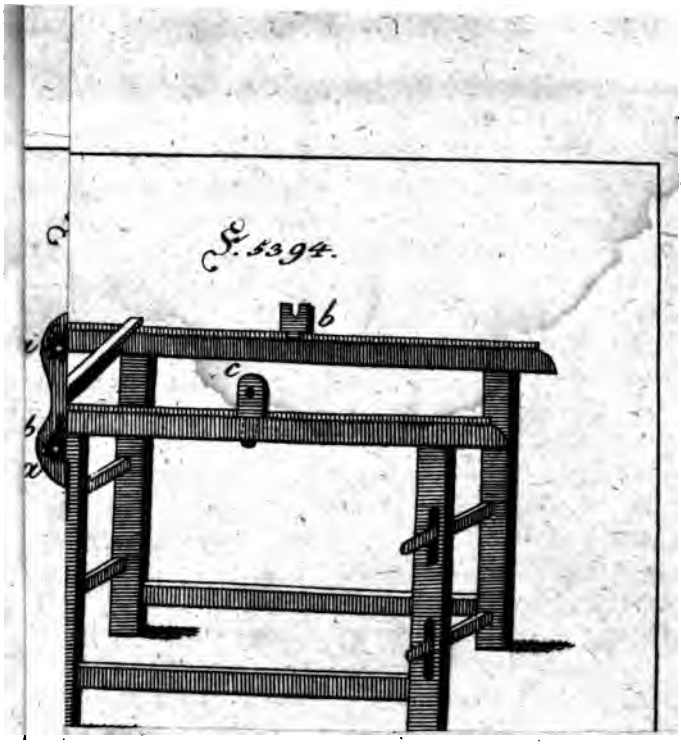
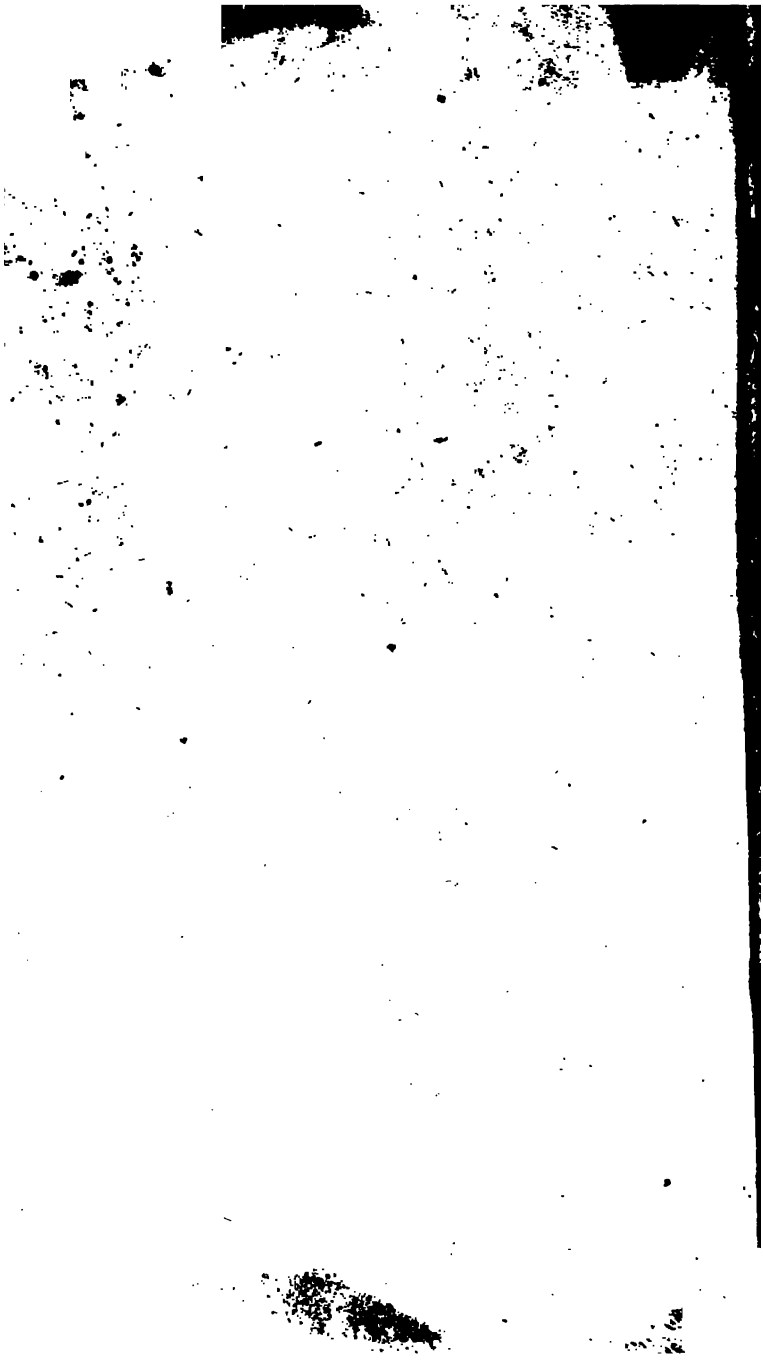
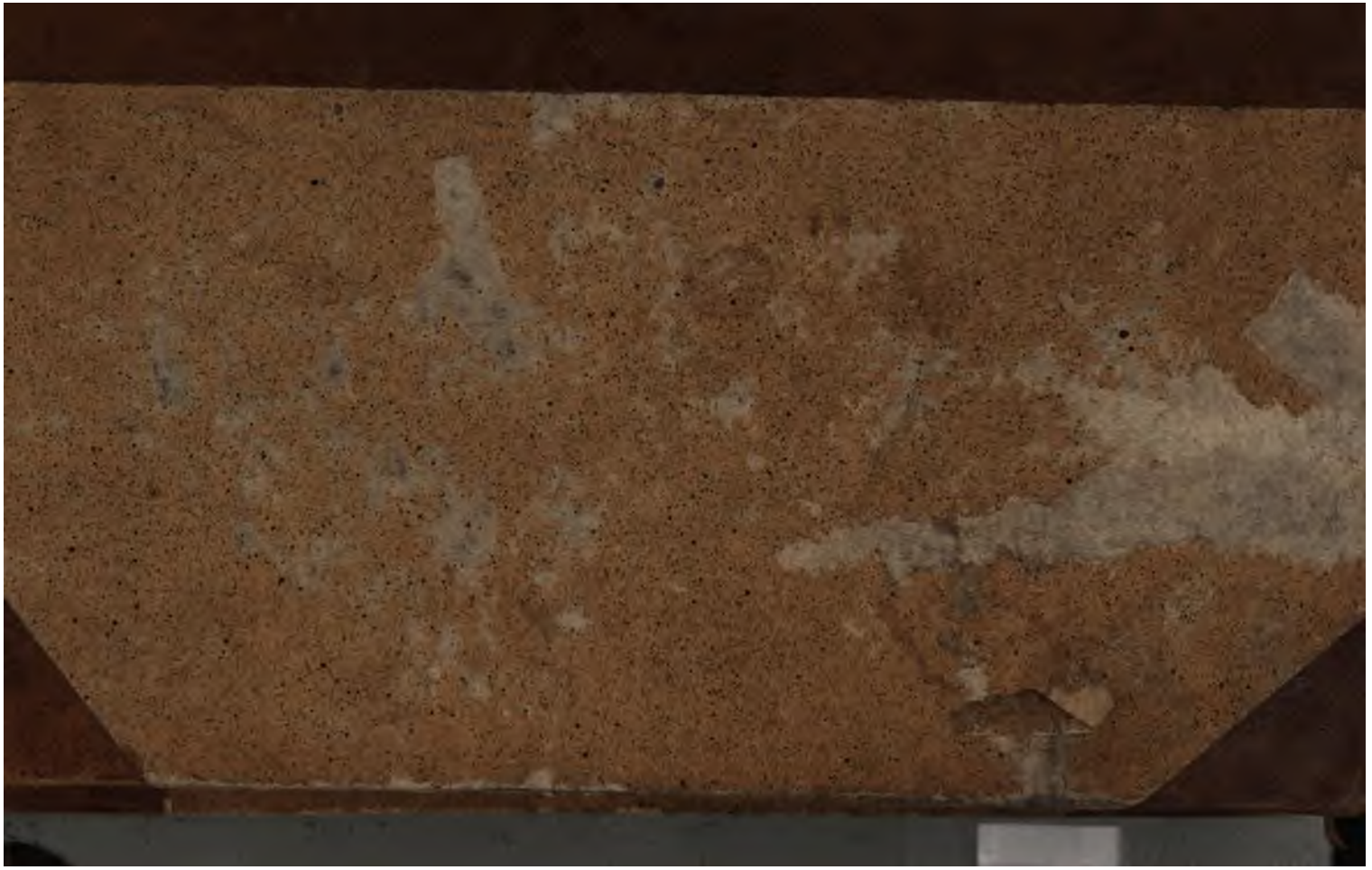


Fig. 1394.
b
c



AE
2
K
V.9

ST

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.